Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX 11IN 7

Digitized by Google

P Germ 270.2

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

II. Jahrgang 5. April 1902 Heft 27

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

		Seite
Zur Reise des Prinzen Heinrich.	Dr. S. Heckscher	1
Die schleswigschen Halligen.	P. Andresen	4
Betrachtungen über moderne Plastik.	Alexander Heilmeyer	9
Der „Fall Oppenheim".	Dr. Willy Hellpach	16
Jörn Uhl.	Lili du Bois-Reymond	18
Die Berliner Philharmoniker in Hamburg VII.	Sincerus	21
Der Rückgang der Segelseefischerei auf der Nordsee.	M. Stahmer	24
Die Seehandlung.	S. v. H.	28

Redaktion: Dr. S. Heckscher
Verlag: Alfred Janssen, Hamburg

Digitized by Google

Abonnementspreis 3 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 30 Pfennig.

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt Mk. 3.— für das Vierteljahr, Ausland Mk. 4.50.

Einzelne Hefte kosten 30 Pf.

Jeder Halbjahrsband wird geb. für Mk. 7.— geliefert.

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I, 388 oder 8074) — erforderlich.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt:

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Georg Brandes-Kopenhagen — Oberl.-Ger.-Rat O. Brandis-Hamburg — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Breysig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — Prof. Cohr-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Geheimrat Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien — Ilse Frapan-Zürich — Pastor G. Fcenssen-Hemme — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Gefficken-Hamburg Paul Geisler-Posen — Leutnant Gentz-Gibeon Dtsch.-Südw.-Afrika — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — Prof. Cornelius Gurlitt-Dresden — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Alfred Georg Hartmann-München — Prof. Hasbach-Kiel — Prof. Hensel-Heidelberg — W. Holzamer-Heppenheim — Graf von Hoensbroech-Gr. Lichterfelde — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Ellen Key-Wien — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Landgerichtsrat W. Kulemann-Braunschweig — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Prof. C. F. Lehmann — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Ed. Lorenz Meyer-Hamburg — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — Prof. Ad. Michaelis-Straßburg — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Börries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Emil Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Westerwede — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Karl Scheffler-Friedenau — Frl. Dr. Kaethe Schirmacher-Paris — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Weimar — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Prof. Ferd. Tönnies-Eutin — Prof. Georg Treu-Dresden — Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Eugen Wolff-Kiel — Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Einbanddecke zum „Lotsen"

zum Preise von **Mark 1.—** für den Halbjahrsband

durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Frühere Quartale M. 3.—, einzelne Hefte 30 Pf.

Der I. Jahrgang ist in 2 Bänden geb. für M. 14.— oder in 52 Heften für M. 12.— erhältlich

Dr. Sommer's Pension und Erziehungs-Anstalt für **Blinde** und **Schwachsichtige** der besseren Stände

nimmt Kinder und Erwachsene beiderlei Geschlechts auf. Individuelle Behandlung, da Leiter selbst erblindet. Spaziergänge in der ländlichen und waldigen Umgegend. Mäßige Bedingungen. Erste Referenzen. Prospekte stehen zur Verfügung.

Bergedorf bei Hamburg, Greves Garten 7.

Gicht

BAD SALZSCHLIRF, Bonifaciusbrunnen.

Rheumatismus, Steinleiden.

Prospekte, ein Heft Heilerfolge und Gebrauchsanweisung zur Trinkkur, welche, ohne das Bad zu besuchen und ohne Berufsstörung in der Heimat der Patienten, **mit grossem Erfolg** vorgenommen werden kann, werden kostenfrei versandt durch die *Bade-Verwaltung.*

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
Mar 23, 1916
LIBRARY
PGerm 270.2
Prof. Hugo Münsterberg

DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift
· · · für deutsche Kultur · · ·
Redigiert von Dr. S. Heckscher

II. Jahrgang 5. April 1902 Heft 27

Der Nachdruck ganzer Beiträge ist verboten, genaue Quellenangabe bei jeder Entlehnung erforderlich

Zur Reise des Prinzen Heinrich

Wir sind vom selben Schlage,
Uns hebt dieselbe Flut,
Ihr braucht die alte Sage,
Wir brauchen frisches Blut.

Des einen Volkes Gründung
Das war, das bleibt uns: Rom.
Vertiefung und Verbindung
Baut jetzt am Völkerdom.

So klingt hier die Parole,
Sie klingt auch drüben wohl —
Vom alten Kapitole
Zum neuen Kapitol.

(Mommsen mit einem Exemplar seiner „Römischen Geschichte" an Bancroft, Author of the History of the United States.)

Jene Wirtschaftspolitiker, die von der Reise des Prinzen Heinrich nach den Vereinigten Staaten greifbare Resultate handelspolitischer Art erwartet haben, sind vorläufig bitter enttäuscht. Eine kleine Zollchikane, die englische Blätter uns neuerdings als eine Repressalie auf unsere Trichinenfurcht geschäftig melden, würde, wenn sie ähnlich der Schmutzcampagne gegen den ausgezeichneten Diplomaten von Holleben aus dem politischen Giftkessel in Downing Street stammt, nicht schlecht erfunden sein. Denn an unseren handelspolitischen Beziehungen ist durch die Schiffstaufe, durch Bankette, Hurra und Reden nicht das geringste geändert. Die wirtschaftlichen Beziehungen zweier großer Völker hängen von anderen Faktoren, als von der gewinnenden Liebenswürdigkeit eines Prinzen ab. Wer also nach dieser Richtung hin die Erfolge der Prinzenreise sucht, müßte schlechthin von einem Fiasko sprechen. Allein, verfolgte die Reise des Prinzen Heinrich derartige Ziele? Sicherlich nicht.

Im spanisch-amerikanischen Kriege wollte ein unglücklicher Zufall, daß zwischen deutschen und amerikanischen Marineoffizieren kleine Reibereien vorkamen, die aber von den Amerikanern in der Zeit nationaler Erregung

Digitized by Google

und in dem stolzen Bewußtsein eben erprobter Kraft überaus ernst genommen wurden. Eine sonst nicht gerade einflußreiche, deutschfeindliche Presse in den Vereinigten Staaten, die bei den Engländern willfährige Unterstützung fand, nahm sich der Sache mit zähem Eifer an und infizierte weite Kreise des amerikanischen Volkes mit lebhafter Antipathie gegen das Deutsche Reich und seinen Kaiser. Auf der anderen Seite war die Wirkung keine geringere. Insbesondere flammte in unseren Marinekreisen infolge jener Zwischenfälle vor Manila eine geradezu kriegerische Stimmung auf. Unsere jüngeren Marineoffiziere gewöhnten sich daran, von einem deutsch-amerikanischen Seekriege geheimnisvoll, kampfesmutig und wie von einer Naturnotwendigkeit zu sprechen. Das Verhalten der Amerikaner gegenüber dem Grafen Waldersee war nicht danach angethan, die Gemüter zu beschwichtigen und das Phantom eines blutigen Rencontres zwischen den beiden jungen Marinen aus den Köpfen der Heißsporne zu verscheuchen. An der innigen Freude, mit der man in England die Verschärfung zunehmen und die gegenseitigen feindseligen Empfindungen wachsen sah, konnte man unschwer ermessen, auf welcher schiefen Ebene sich diese unnatürliche, unorganische deutsch-amerikanische Politik bewegte. Eine gerechte Würdigung jener bedauerlichen Verhetzung der Yankees macht es zur Pflicht, einmal offen auszusprechen, daß auch wir von Schuld und Fehle keineswegs frei waren. Das ging so weit, daß unsere sogenannte nationale Presse, voran die agrarisch-konservative und die leidige alldeutsche mit ihrer täppischen Bärenpolitik, in Angst vor der Schweine- und Getreidegefahr, sich zur Gewohnheit machte, Amerika wie einen Buben in den Flegeljahren zu behandeln, dem man gelegentlich einmal die Hosen klopfen müßte.

Die Reaktion gegen diese ungemein gefährliche Entwickelung hüben und drüben ging nicht von deutscher, auch nicht von deutsch-amerikanischer Seite, sondern von dem gebildeten Amerikanertum aus. Jene Amerikaner, die von unseren Hochschulen deutsche Kultur über den Ozean tragen und mit ihr eine aufrichtige Bewunderung vor der Renaissance des deutschen Volkes, waren die ersten, die sich der künstlichen Strömung, die Neider und Feinde frohlockend anschwellten, entgegenwarfen. So kam es denn, daß an der Stätte, wo echte Kultur beider Lande am innigsten sich berührt, der Gedanke Gestalt gewann, durch eine Aktion größeren Stils die zwischen den beiden Völkern aufgetürmten Schranken niederzureißen. Es war die Harvard University, aus deren Kreisen bald dieser, bald jener Plan auftauchte, um eine rückläufige Bewegung in Fluß zu bringen. Der erste praktische Schritt war der Beschluß der Harvard University, dem deutschen Botschafter in Amerika die Würde eines Ehrendoktors zu verleihen. Die geistige Elite der Vereinigten Staaten hatte ihre besten Vertreter zu dieser Feier nach Cambridge entsandt. Nachdem der Präsident Eliot den Baron von Holleben eingeführt und seine Begrüßung mit den Worten geschlossen hatte: „Botschafter des jungen, lebenslustigen Deutschen Reiches, Vertreter eines alten Volkes, dessen Wurzeln mit denen des unsrigen innig verschlungen sind, eines Volkes, dessen Geistesarbeit die ganze übrige Welt inspiriert hat", erhob sich ein nicht enden wollender Jubel. „Als die 1500 Alten Herren von Harvard

Digitized by Google

ihrem Präsidenten zujubelten, als er sagte, mit Deutschland haben wir niemals gestritten und mit Deutschland werden wir niemals streiten, — da war der Friede zwischen den zwei Reichen fester besiegelt, als wenn 1500 Volksversammlungen von New York bis San Francisco im selben Sinne ihre Beschlüsse gefaßt hätten", schrieb Professor Münsterberg von der Harvard University vor wenigen Monaten an dieser Stelle und er hat sich keiner Übertreibung schuldig gemacht. Es lohnt sich, daran zu erinnern, daß auch der damalige Vizepräsident der Vereinigten Staaten, Roosevelt, an dieser Feier teilnahm und auf dem Festmahl in glänzender Ansprache einer ehrlichen Freundschaft zum Deutschen Reiche das Wort redete. Die Ehrung des deutschen Botschafters hinterließ in den Vereinigten Staaten ganz ohne Zweifel nachhaltigen Eindruck und hat der Vertiefung deutschfeindlicher Stimmung entschieden Halt geboten. Die Wirkung in Deutschland hingegen war wesentlich schwächer, schon deshalb, weil wir die völkerpsychologische Bedeutung der Harvard-Feier nicht voll gewürdigt haben.

Kurze Zeit, nachdem Baron von Holleben Ehrendoktor von Harvard geworden war, regte der Präsident Eliot in einem kleinen Freundeskreise den Gedanken an, den deutschen Kaiser zur Weltausstellung in St. Louis einzuladen. Vor allem waren es Professor Münsterberg und Karl Schurz, die den Gedanken lebhaft aufgriffen, wenn sie sich auch sagten, daß bei aller kühnen Unternehmungslust unseres Kaisers die Verwirklichung dieses Planes nicht gerade wahrscheinlich war. Die Gründe, die schließlich dazu führten, nicht den Kronprinzen, wie man später eine Zeit lang hoffte, sondern den Prinzen Heinrich hinüber zu senden, sind von nebensächlichem Werte. Das Wichtige und Entscheidende ist, daß die Idee auf amerikanischem Boden durch die Initiative eines der angesehensten Amerikaner zum Leben erwacht ist, mag sie nun in dieser oder jener Form ihren Ausdruck gefunden haben. Mir liegt es fern, die Verdienste des Kaisers zu schmälern, der so bereitwillig die Hand ergriff, die ihm das geistige Amerika entgegenstreckte. Die Vorgeschichte der Prinzenreise erscheint mir aber für die Beurteilung ihrer völkerverbindenden Aufgabe um deswillen so entscheidend und wert beleuchtet zu werden, weil sie an der gehässigen englischen Darstellung deutschen Bauchrutschens vor Amerika nichts übrig läßt, als die sauere Mißgunst ihrer Erfinder. Auch scheint es mir billig, neben Baron von Holleben, den amerikanischen Botschafter in Berlin Andrew White, zu nennen, der, in enger Beziehung zu den Harvardleuten, wie diese ehrlich bestrebt war, die Mißverständnisse zwischen den beiden Völkern schnell und gründlich aus dem Wege zu räumen.

Das Werk, welches die Harvard University begonnen, ist durch die Reise des Prinzen Heinrich um ein gutes Stück gefördert worden. Heute ist nun die Reihe an uns, mit mancherlei unberechtigten Vorurteilen gegen die Yankees energisch reinen Tisch zu machen. Der völlige Wandel der Stimmung jenseits des Ozeans wird freilich den wirtschaftlichen Egoismus der Amerikaner in keiner Weise schwächen, auch uns nicht in selbstlose Amerikafreunde umwandeln. Allein der wirtschaftliche Wettbewerb zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, den keines Menschen Wille verhindern

Digitized by Google

kann, wird erträglichere Formen annehmen und unser politisches Verhältnis und unsere tausendfältigen kulturellen Wechselbeziehungen unangetastet lassen. Dazu bedarf es jedoch eines freundlichen Entgegenkommens auch auf unserer Seite, nicht nur in der äußeren Behandlung wirtschaftlicher Probleme, sondern in erster Linie in der Wertschätzung und Beurteilung des amerikanischen Volkes, jenes Volkes von riesenhafter ökonomischer Entwickelungskraft, von gewaltiger Arbeitsenergie, von glänzender Erfindergabe, stahlhartem Willen und unverwüstlicher Jugendkraft. Wer da etwa glaubt, daß dieser machtvolle Staat bei seiner thatsächlich noch vorhandenen Korruption in Verwaltung und Rechtspflege kein beachtenswerter Gegner ist aus einfacher Schablonisierung unsicherer geschichtlicher Wahrheiten, der giebt sich gefährlicher Verblendung hin. In dem amerikanischen Volke steckt die Kraft zur Gesundung und zu leuchtender neuer Kultur. Der Sieg der guten Elemente in New York bedeutet einen vielverheißenden Anfang. Es wird auch der ungewöhnlichen Schwierigkeiten Herr werden, die ihm aus dem Rassenproblem, der Negerfrage, erwachsen sind.

Und dieser wirtschaftliche Rivale ist heute unser politischer Freund, und seine Freundschaft dem Dreibunde mit seinen Extratouren zum mindesten gleichwertig. Im fernen Osten, wo sich die Sturmzeichen bedenklich mehren, werden wir vielleicht in naher Zeit Gelegenheit finden, unseren neuen Freund zu erproben. Komme, was kommen mag; ein Krieg Deutschlands mit den Vereinigten Staaten ist Unsinn, purer Unsinn, wie mir Karl Schurz im vorigen Sommer wörtlich erklärte, als ich ihn in seinem lieblichen Landsitz aufsuchte. Von dieser Wahrheit einen nicht kleinen Teil unserer Marineoffiziere zu überzeugen, wird eine vornehme, dankenswerte Aufgabe des Herrn von Tirpitz sein. Möge die Prinzenreise ihn dazu angeregt haben. Sonst könnten Streitigkeiten wie vor Manila mit einem Schlage die Arbeit zertrümmern, zu der die Harvard University das Fundament gelegt, an der Prinz Heinrich so ersprießlich weiter gebaut hat.

Dr. S. Heckscher

Die schleswigschen Halligen

Wie das Blatt der Lotosblume
Schwimmt die Hallig auf dem Meer;
Düstre Wolken, feuchte Winde,
Weiße Möwen zieh'n geschwinde
Land- und seewärts drüber her.

Wild erdröhnt der Wogenschwall, donnernd erbraust die Brandung in dem Gebiete des schleswigschen Wattenmeeres. Hier liegen die Grenzmarken des deutschen Stammes, die nordfriesischen Inseln und Halligen. Die eigentlichen Halligen sind geographisch beschränkt auf das Wattenmeer an der Westküste Schleswigs. Es sind Inselbrocken, welche weder durch Deiche, noch Dünen gegen die nach Land gierige Nordsee geschützt sind. „Oogen", d. h. „Augen des Meeres", so nennt der Friese die Halligen, die mit ihrem lebendigen Grün wie Augen aus dem Wattenmeer hervor-

Digitized by Google

blicken. Die nimmerraſtende, das Relief der Erdoberfläche fortdauernd verändernde See hat hier im Laufe der Zeiten weite, fruchtbare Landgebiete in ihre Gewalt gebracht, hat ihnen das Gewand üppiger Vegetation ausgezogen und ſie in graue, öde Watten verwandelt. Aber einzelne Brocken, Trümmer jenes Landes, ſind ihr nur halb zur Beute geworden und erheben ſich noch immer mit ſtark zerklüfteten, ſenkrechten Wänden aus dem Wattenplateau. Das ſind die Halligen. Sie erheben ſich aber meiſtens nur etwa einen Meter über die Watten und ſind ſomit fort und fort zur Flutzeit den Überſchwemmungen ausgeſetzt. Sie ſind dauernder Beſiedelung erſt dadurch fähig geworden, daß der Halligbewohner künſtliche Hügel, „Werften", „Warften" oder „Wurthen" genannt, aufgeworfen und auf dieſe ſein Heim gebaut hat. Wenn dann die Flut mit lautem Wogenſchwall über die Hallig brauſt, dann ſteigt das Waſſer an der Böſchung der Werft empor, überflutet dieſelbe vielleicht, und die meerumbrandete Wohnung des Halligmannes iſt einem leicht zerbrechlichen Seefahrzeug zu vergleichen. Ein ganz und gar anderes Bild gewährt die Hallig aber zur Zeit der Ebbe. Dann erhebt ſich das grüne Ländchen über das Plateau der grauen Watten. Jetzt darf man den Halligbewohner nicht mehr mit einem Seefahrer vergleichen, ſondern vielmehr mit einem Schiffbrüchigen, deſſen Fahrzeug auf einer Untiefe im Meere feſtliegt. Der Zahl nach giebt es 13 Halligen. Hooge, Nordmarſch-Langeneß und Oland ſind die größten unter ihnen. Einzelne derſelben haben ihre Inſelgeſtalt dadurch eingebüßt, daß ſie durch Dämme mit dem Feſtlande verbunden ſind, andere büßen ſie ein, indem noch weitere Landbefeſtigungen vorgenommen werden, reſp. in Ausſicht ſtehen.

Die ganze Hallig iſt nichts anderes als eine grüne, fruchtbare Marſchwieſe. Da ſie ſo oft vom Meerwaſſer überſchwemmt wird, ſo vermag ſie eben nichts anderes als Gras hervorzubringen. G. Weigelt ſchreibt in ſeinem 1858 herausgegebenen Buche „Die nordfrieſiſchen Inſeln vormals und jetzt": „Darum durchſchneidet kein Pflug das Land, hier wird nicht geſäet: und da auf den Werften die Häuſer ſehr nahe aneinander liegen, ſo fehlt es auch an Raum zu ausreichendem Gemüſe- und Kartoffelbau; jedoch gedeiht der Kohl um die Häuſer der Wurthen, und für kleine Blumengärten iſt hier und dort einige fußbreit Erde übrig. Schattige Bäume ſieht man nur ſelten; ab und zu drängt ſich ein verkrüppelter Baum, ein Hollunder, ängſtlich an die Mauer. Brennmaterial liefert dieſen Inſulanern ihre ſtiefmütterliche Heimat nicht; den Torf holen ſie ſich, wie das Mehl, doch formen ſie den Dünger ihrer Viehſtälle und trocknen ihn an der Sonne, um mit dieſen ſogenannten „Ditten" im Winter ihre Öfen zu wärmen". Dieſe Auslaſſungen gelten noch, und ich weiß ihnen nur hinzuzufügen, daß man jetzt auch Verſuche gemacht hat, ein paar Obſtbäume anzupflanzen. — Sämtliche Halligen ſind von einem Netz von Gräben, Gröpeln, Schloten oder Prielen genannt, durchſchnitten. Sie ſind für die Entwäſſerung des Landes gemacht. In ihnen dringt das Salzwaſſer zur Flutzeit landeinwärts. Quellen giebt es auf den Halligen nicht, ſondern der Halligbewohner muß das Regenwaſſer in künſtlich angelegten Ciſternen auffangen und aufbewahren.

Digitized by Google

Schafen und Rindern gewährt das kurze, saftige Gras der Halligwiese sehr zweckdienliche Nahrung. Auch das hier gewonnene Heu ist kräftig. Von dem Boden, der Luft und der See gesalzen, läßt es sich sehr lange aufbewahren. Der Halligbewohner sagt: „Altes Heu ist so gut wie altes Gold". Die Heuernte ist die einzige Ernte auf der Hallig. Wenn sie beschafft ist, dann kann der Halligprediger die Erntepredigt in dem kleinen Kirchlein halten. Eine von günstigem Wetter begleitete Heuernte gleicht hier einer rechten Festzeit. In Betttüchern trägt man das Heu auf die Werft und schafft den Erntesegen alsdann durch die Bodenluke auf den Boden. Eine zweite Festzeit ist die Zeit, in der die Schafe geschoren werden. Was dem Bewohner des hohen Nordens das Renntier ist, das ist dem Halligbewohner das Schaf, dessen Fleisch und Milch ihm zur Nahrung, dessen Wolle ihm zur Kleidung, dessen mit Heu vermengter Dünger ihm als Brennmaterial dient. Für die zum Verkauf gebrachte überflüssige Wolle schafft er sich allerlei notwendige Sachen an.

Einige der Halligen (Behnshallig, Appelland, Norderoog) sind unbewohnt. Sie werden nur zur Gräsung von Schafen und zur Heugewinnung benutzt. Auf Süderoog, Hamburger-Hallig und Südfall lebt nur je eine Familie. Alle bewohnten Halligen haben zusammen 39 Werften, auf welchen circa 120 Häuser liegen. In diesen leben rund 500 Menschen. Es sind etwa 80—90 schulpflichtige Kinder vorhanden. 1565 hat es noch 24 Halligen gegeben. Wie die Zahl derselben abgenommen hat, so auch das Gebiet. Von 1713 bis 1847 soll dasselbe um die Hälfte verringert worden sein. Damals waren noch 4055 Steuertonnen übrig, während die Halligen jetzt nur ein Areal von rund 2000 Hektar zusammen aufzuweisen vermögen. Vor 150 Jahren war die Zahl der Halligbewohner wie auch die der Halligh äuser viermal so groß als jetzt. Noch immer nagt die nach Land gierige See an den Gestaden der kleinen Eilande; aber der denkende Geist und die schaffende Hand des Menschen suchen der See entgegen zu wirken, damit die Halligen erhalten bleiben. Ihr Fortbestehen ist von der größten Wichtigkeit. Sie sind nämlich als natürliche Wellenbrecher die beste Schutzwehr für die Festlandsdeiche, und sie dienen zugleich als die besten Stützpunkte für die Zurückeroberung einst verloren gegangener, ausgedehnter Wattengefilde.

Nachdem ich somit versucht habe, dem Leser ein kleines Bild von den Halligen zu entwerfen, sei es mir nun noch gestattet, etwas über das Leben auf denjenigen Halligen zu erzählen, von welchen der Dichter singt:

„Kindlein in des Meeres Wiege,
Eilande an der Wellen Brust!
Menschen schiffen kalt vorüber;
Doch der Engel weilt mit Lust!"

Die friesischen Bewohner unserer Halligen sind rein germanischer Abstammung. Kräftig und stattlich in der äußeren Erscheinung, ruhig im Benehmen, sicher in der Haltung, gestählt im Kampfe mit der See, besonnen und kaltblütig, so stehen sie da. Gastfreundschaft ist eine ihrer

Digitized by Google

hohen Tugenden, ein natürlicher Takt ist diesen fern vom Getriebe der Welt lebenden Menschen angeboren. Die Frauen, denen Ordnungsliebe und Sauberkeit überall nachgerühmt wird, tragen noch die alte, malerische Friesentracht, die bei festlichen Gelegenheiten durch den prächtigen Silberschmuck (Filigranspangen und Filigranknöpfen, dem breiten Brustschmuck etc.) eine sehr kostbare ist.

Wir wollen jetzt miteinander die Halligwerft emporsteigen und in dem freundlichen Häuschen Einkehr halten. Dasselbe steht auf eingerammten Pfählen. Es ist so gebaut, daß, wenn die Flut die Mauern einreißt, ein Balkenwerk stehen bleibt und das Dach des Hauses noch weiter stützt und trägt. Das kleine Haus trägt über der Hausthür einen steinernen Giebel mit hoher Spitze. Aus der mit Rasen belegten First ragt der Schornstein hervor. Alles draußen sichtbare Holz ist mit grüner Farbe angestrichen. Dort, wo die größeren Fenster sich befinden, ist die Wohnung. An der anderen Seite von der Hausflur liegen die Wirtschaftslokalitäten. Die Hausdiele geht quer durch das ganze Haus. Neben dem Wohnzimmer liegt der Pesel, der größte Raum des Hauses, der namentlich bei allen festlichen Gelegenheiten benutzt wird. Geschmackvoll und sauber ist die ganze Wohnungseinrichtung. In mancher Hinsicht ist das Wohnzimmer, Dönsen genannt, einer Schiffskajüte ähnlich. In besonderen Nischen sind hinter hölzernen Thüren die Bettstellen eingerichtet. Über dem altmodischen Beilegeofen befindet sich eine mit Glasthüren versehene und somit zu einem Wandschrank gewordene Nische, welche das Silber- und Porzellangeschirr des Hauses birgt. An den Füllungen der Stuben- und Bettthüren sind malerische Darstellungen von Blumen, Tieren u. dergl. angebracht. Auch tragen diese Füllungen wohl sinnreiche Inschriften und Hausprüche. An den meistens blau gemalten Wänden sieht man Bilder von Schiffen, Schiffbrüchigen u. s. w., und meistens knüpfen sich an jedes derselben allerlei Familienerinnerungen. Die hölzerne Bank unter dem Fenster ist zugleich eine Lade. Ihr als Sitz dienender Deckel kann aufgeklappt werden. Der schwere, eichene Tisch trägt unten einen Schrank. Auch die Stühle sind aus Eichenholz. Ihre Rück- und Armlehnen sind geschnitzt. Sie zeigen Walrosse, Walfische oder Meeresungeheuer aller Art. In blau oder grün gemalten, mit Jahreszahl und Namenszug versehenen Holzkoffern verwahrt die Halligfrau ihre Schätze an Linnen- und Bettzeug. Hier liegt ihr heimlicher Reichtum. Ein Sprichwort lautet: „Eine Tochter, die keine volle Linnenkiste in den neuen Hausstand mitbringt, die weiß nicht, daß sie eine Mutter gehabt hat." Endlich finden wir in der Stube noch viele fremdländische Sachen, welche von den Seefahrern mit in die Heimat gebracht worden sind.

Die Wirtschaftsgebäude enthalten Stallungen für Schafe und Kühe, Futterräume und Feuerungsplätze. Wie in Holland, so findet man auch auf den friesischen Halligen blitzsauber gescheuerte Viehställe. Bei den Häusern liegen die kunstvoll angelegten Fetinge, d. h. Wasserbehälter, die das gesammelte Regenwasser bergen.

Im Sommer breitet sich rings um die Halligwerft der grüne Rasenteppich aus, der mit allerlei Blumen geziert ist. Die Zeiten der Schaf-

Digitized by Google

schur und der Heuernte rechnet der Halligbewohner für die schönsten. Dann erhält er auch wohl Besuch von den Badegästen, die die benachbarten Seebäder auf Amrum oder Föhr aufsuchten. Auch kommen Touristen vom Festlande. Alle werden gerne aufgenommen; denn auf diesen weltentlegenen Eilanden wohnt ungeheuchelte Gastfreundschaft. Im Winter ist es auf der kleinen Hallig weniger angenehm. Wenn dann die Eisfluten das Eiland umgeben, wenn die Eisberge sich rings herum auftürmen, dann ist man hier von jeglicher Verbindung mit der übrigen Welt abgeschnitten. Die Halligbewohner haben bereits im Herbste, als sie ihre Produkte: Vieh, Wolle, Butter, Käse, Fleisch, Fische, Krebse u. s. w., in Husum oder Wyk verkauften, die Wintervorräte eingekauft. Schlimm ist es jetzt so ganz besonders, wenn jemand krank wird. Arzt und Apotheker wohnen ja auf dem unerreichbaren Festlande. Da muß der Halligprediger, der Freud' und Leid getreulich mit seiner ganzen Gemeinde teilt, oft aushelfen, der Seelenarzt auch als Leibesarzt dienen. Daneben ist er auch Küster und Lehrer in einer Person; aber er hat auch eine dankbare Landesbevölkerung. „Was hätten und was wären wir Halligleute, wenn wir keine Kirche und keinen Sonntag hätten!" so heißt es. Während das Mittagessen auf dem gelinden Feuer weiter kocht, geht die Hausfrau mit allen Hausgenossen in die kleine Kirche, welche an Größe die gewöhnlichen Halligh äuser nur wenig übertrifft. Sie hat keinen Turm. Statt der Kirchenglocke ruft die aufgezogene Kirchenfahne die kleine Gemeinde in das Gotteshaus, von dessen Decke, statt eines Kronleuchters, ein Schiffsmodell herunterhängt. Die Witwen, und ihrer sind verhältnismäßig viele, halten während der ganzen Feier das Haupt verhüllt. Auch stehen sie nicht auf. Am Sonntagnachmittag nimmt man gerne ein Erbauungsbuch zur Hand. — Wird ein Kind getauft, so herrscht Landesfeier. Stirbt ein Mitglied der kleinen Halliggemeinde, so tritt Landestrauer ein. Dann wehen die Fahnen überall, auf Häusern und Schiffen, halbstock.

In früheren Zeiten nahm man die Söhne der Hallig besonders gern auf holländischen und hamburgischen zum Walfischfang ausgerüsteten Schiffen an. Das hat aber aufgehört. Je mehr die Seefahrt überhaupt abnahm, desto mehr Halligmänner sehen sich zum Auswandern genötigt. Wenn er in der Fremde ein Sümmchen verdient hat, dann zieht es den Sohn des Eilandes aber nach diesem zurück. Mag er auch die Schönheiten und Güter der anderen Welt gesehen haben, den Golf von Neapel, die Reize Rio de Janeiros, den Glanz Londons und Lissabons, den Reichtum Bombais und Bostons, die Gletscher Islands und Australiens Korallenriffe: schöner als alles erscheint ihm doch seine Heimatshallig mit der stillen Werft:

„Seht, er kehrt zur Heimat wieder,
Fromm und bieder, wie er ging.
Ist die Hütte auch zerfallen,
Von den vielen Ländern allen
Dieses nur sein Herz umfing."

In unseren Tagen hat man endlich doch eingesehen, daß die Erhaltung der Halligen und Inseln im schleswigschen Wattenmeere von be-

Digitized by Google

sonderer Bedeutung ist. Die hierfür bereits vor fünfzig Jahren laut gewordenen Stimmen, wie z. B. die des Lehrers C. P. Hansen von Sylt, des Deichkondukteurs C. G. Bruhn in Husum, des Oberdeichgrafen von Reventlow u. a. haben hierzu mehr oder minder mitgeholfen. Man fing bald an, Lahnungen nicht mehr einzig und allein zum Schutz der Deiche, sondern auch zur Landgewinnung anzulegen. So legte man z. B. eine Lahnung in der Richtung auf die Hamburger-Hallig an, welche bereits 1862 große Landneubildungen bewirkt hatte. Als die Unruhen des Krieges sich gelegt hatten, begann man 1867 die Fortsetzung des begonnenen Werkes. Bald wurde die Hamburger-Hallig landfest. Verbindungsdämme zwischen Röm und dem Festlande, Sylt und dem Festlande und Föhr-Amrum wurden projektiert. 1896 bewilligte das Abgeordnetenhaus 1320000 Mark für Bauten im Halliggebiete. Oland wurde durch einen Damm einerseits mit dem Festlande, andererseits mit Langeneß verbunden. Gröde, Nordstrandisch-Moor, Langeneß usw. wurden durch Buhnen, Steindeiche und dergleichen vor weiteren Abbrüchen geschützt. Noch immer wird das Werk fortgesetzt, ungehindert der Schäden, welche die Winterstürme und Eisfluten diesen Arbeiten bringen, hat man ja doch endlich eingesehen, wie wichtig die Erhaltung der Inseln und Halligen ist. Jahrhunderte-, ja jahrtausendelang hat das Halligengebiet stete Zerstörungen erleiden müssen. Jetzt will man endlich doch erhalten, was vom Meere bedroht, zurückerobern, was vom Meere geraubt ist.

Möchte denn das zwanzigste Jahrhundert hier für das Wattenmeer ein Zeitalter des Landgewinnes sein! Siehe, der friesische Sohn der Uthlande will seine Heimat nicht für immer verlassen; möchte denn auch unentwegt dafür Sorge getragen werden, daß diese ihn nicht für immer verläßt!

Rabenholz bei Gelting — P. Andresen

Betrachtungen über moderne Plastik

Daß die Plastik bei uns an einem Siechtum darniederliegt, wird jedem auffallen, der die künstlerische Produktion der letzten Jahrzehnte zu übersehen vermag. Und vielleicht hängt dieses Übel mit der Isolierung dieser Kunst zusammen. Sie erfreut sich nicht von seite des Publikums des regen Interesses und der Teilnahme wie Malerei, Musik und Poesie. Auch hat die Bildhauerei nicht mit der Entwickelung dieser Künste gleichen Schritt halten können. Während die anderen Künste sich dem modernen Empfinden anzupassen verstanden und ihm Ausdruck verliehen, quälten sich die Bildhauer in der Stille ihrer Werkstätten, in abgelebten Formen etwas Neues zu sagen. Es fehlten kräftige Anregungen von Außen, die die Plastik zu bestimmten Zielen wiesen. Indem die Bildhauer im Ausgestalten persönlicher Empfindungen sich ergingen, verloren sie den Anschluß ans Leben. Anstatt wie früher in der Ausgestaltung von gegebenen Situationen,

Digitized by Google

etwa von Gebäuden, Grabmalen, Brunnen usw. ihre Kunst zu entwickeln, fielen sie immer mehr einer abstrakten idealen Richtung anheim. Das war es wohl auch, was ihnen die Liebhaber und das Publikum entfremdete.

Wer je ein Gipsmuseum besucht, das die plastischen Werke aus den vorhergegangenen Decennien enthält, wird Ähnliches erleben, wie jener brave Bürger auf dem Jahrmarkte, der eine Bude besuchte, die ihm die Wunder der Eiswelt verhieß — aber was er zu sehen bekam, war ein alter blinder Seehund. Die meisten Besucher werden den seelenlosen Gipsfiguren und Köpfen gleichgültig gegenüber stehen. Die Plastik spricht überhaupt wenig an, viel mehr wird den Beschauer ein malerisches Werk fesseln. Die Anregungsmittel sind stärker und wirken mehr auf die Sinne, und wenngleich der Angeregte nur auf den Wogen unklarer Empfindungen im Dunstkreis von Stimmungen dahinschwimmt. Die plastische Darstellung beschränkt sich auf die Form. Diese ist sozusagen etwas Abstraktes gegen die lebendige Erscheinung gehalten. Nur wenigen Künstlern gelingt es in der Form die Fülle des Lebens wiederzugeben. Denn die Naturalisten, an die man zunächst denken könnte, verletzen dann wieder die Form als Wesen des künstlerischen Ausdruckes für sich. Auch finden sich unter den Beschauern immer nur wenige, die mit künstlerischen Sinnen ausgestattet sind, so daß sie in nähere Beziehungen zu dieser Kunst zu treten vermögen, die, wie keine andere, Formgefühl und Empfindung voraussetzt. Der gegenwärtige Bildungsgang nimmt meist den entgegengesetzten Weg, d. h. sein Schwerpunkt liegt auf den abstrakten Wissenschaften, auf den Wissenschaften, die der sinnlichen Vorstellung entgegenarbeiten. Zudem herrscht in Bezug auf den künstlerischen Ausdruck heute große Unsicherheit, allzuviel Problematisches, Unklares hinsichtlich der Form und Empfindung.

Dazu kommt noch das Elend der Kritik, so daß der Betrachter, der Fühlung mit dem Kunstwerk gewinnen will, von den widersprechendsten Anschauungen und Meinungen beunruhigt, zur Bildung einer eigentümlichen Ansicht und zu eigenen Beziehungen zu den Künsten nicht kommen kann. Hier fände nun die Kritik ihre wahre Aufgabe; sie könnte als Mittlerin zwischen Kunst und Publikum erzieherisch wirken. Aber ganz das Gegenteil; sie läßt den Laien im Unklaren über das Wesen der Plastik und unterläßt auch, auf die eigentlichen Aufgaben der Bildhauerei hinzuweisen, sie mit unseren Verhältnissen und Bedürfnissen in Fühlung zu bringen und damit dieser Kunst neues Leben zuzuführen. Statt dessen kommen von allen Seiten jetzt Vorschläge, die an den herrschenden Anschauungen und Praktiken der Bildhauer nörgeln und bessern wollen, ohne jedoch die für diese Kunstweise wie überhaupt für jede geltenden Grundprinzipien festzuhalten. Auch drängt sich bei solchen Vorschlägen sehr auffällig ein moderner Zug, mit dem Handwerk zu schwänzeln, hervor, indem die Neuerer bestrebt sind, mit den Fesseln der Technik das freie künstlerische Empfinden zu knebeln. Weil ehedem die Technik mißachtet, und das Können als etwas Nebensächliches angesehen wurde, wie es zum Teil von den Neuidealisten in der Plastik und Malerei noch angesehen wird, so wird jetzt vielfach das Gegenteil hervorgekehrt.

Digitized by Google

Eine kürzlich erschienene Schrift „Lehrjahre in der Plastik“ mag dafür ein Beispiel abgeben. Hierin wird das plastische Empfinden als vom Material abhängig dargestellt. Sonderbarerweise stehen am Eingange der Schrift, die doch auf die Tradition zurückweist, die Worte: „Kühne Bogen spannen unsere Brücken, wir brauchen den Pfeiler nicht“, wo mit den Pfeilern doch ganz offenbar die Tradition gemeint sein soll. Nach den Erfahrungen, die uns die Kunstgeschichte lehrt, sollte man mit dem Abreißen der Pfeiler vorsichtiger sein und warten, ob auch die neuen Brücken tragfähig geworden sind und sie nicht irgend eine Strömung wieder hinwegspült. Der Verfasser zeigt sich in dem Schriftchen als eine sehr optimistische Natur. Wie einer, der in glücklichster Stimmung abends nach Hause geht, indem er vorher mit etlichen Gleichgesinnten ein neues ideales Reich gegründet hat, schwenkt er in einemfort den Hut und schreit: „Volksgunst — Volkskunst“, „Zeitgerechte Kunst — Kunst unserer Zeit“, womit jedenfalls auch die Stützpunkte der neuen Brücke gemeint sind. Man sollte im Verkehr mit dem Publikum die billige Münze solcher Schlagwörter verbieten, da harmlose Leute immer darauf hereinfallen. Schlagwörter haben auch noch das Übel im Gefolge, daß, wer damit bethört wird, für sachliche nüchterne Auseinandersetzungen taub erscheint. Schließlich zitiert auch noch der Verfasser der „Lehrjahre in der Plastik“ das Gespenst der alten Meister und leistet sich bei Erwähnung ihrer Werke folgenden schönen Satz: „Geist war ihr Vater, Technik die Mutter, das plastische Empfinden der Pate!“ Wir können nicht umhin, einzugestehen, das Sprüchlein sei etwas windig und wäre weiter nichts daran, als daß der Sprecher ein wenig die Backen aufgeblasen und das Gesicht dazu ernsthaft in Falten gelegt, daß man meinen könnte, es wäre so. Da finden wir, daß es Peter von Cornelius mit seinem Spruche besser getroffen hat: „Die Natur ist die Frau, der Genius der Mann; wenn beide sich in Lieb' vereinigen, erzeugen sie unsterbliche Kinder, schön und herrlich wie sie selber.“

Da ist auch noch ein anderer Künstler in der Plastik gegenwärtig, der auch an das Brückenspannen ohne Pfeiler nicht glaubt und eine Schrift herausgegeben hat, betitelt: „Das Problem der Form“. Darin wird die Sache am rechten Ende angepackt und verfolgt; er befestigt die lose Kunst wieder mit den starken Pfeilern der Tradition. Die beiden Baumeister schienen uns sehr verschiedener Natur; während der eine schnell auf leichten Konstruktionen einen Turm erbaut, prüft der andere sorgsam den Grund und befestigt die Fundamente, ehe er auf breiter Basis den Aufbau beginnt. Adolf Hildebrand handelt in seiner Schrift zuerst vom Sehen, von unserem Verhältnis zur räumlichen Natur. Davon leitet er die Form der künstlerischen Darstellung vom Raume ab. Diese will nichts anderes, als uns in ein klares Verhältnis zur räumlichen Umgebung bringen. In der Darstellung vom begrenzten Raume ergeben sich Anregungen und Vorstellungen. Die Grundform, aus der der Künstler gleichsam die Natur schöpft, ist das griechische Relief. In dieser Form kommt das Dreidimensionale der Körper in einheitlicher Weise zur Wahrnehmung. Es erscheint darin ein Körper

Digitized by Google

wie zwischen zwei Glasplatten; jede Form ist bestrebt, innerhalb dieser Raumschicht von gleichem Tiefenmaße sich auszubreiten und kenntlich zu machen. In dieser Form bietet jeder Körper ein oder mehrere bestimmte Ansichten, ähnlich wie wir auch alles Körperliche aus der Ferne gesehen als Bildeindruck empfangen. Die griechische Plastik gewährt immer eine solche Ansicht, welche einer einheitlichen Fläche entspricht, in der sich Haltung, Ausdruck und jede Geste deutlich macht.

Indem Hildebrand alles, selbst die örtliche Umgebung als Raum mit darin aufgestellter Plastik in Verbindung sehen will, kommt er auf Forderungen hinaus, die die Plastik als eine ins räumliche Große gehende Kunst in engen Zusammenhang mit der Architektur bringen. Nicht in jener sklavischen Abhängigkeit als Magd im Dienste der anderen Künste, wie es bisher üblich war, sondern freigestaltend, insbesondere bei Gestaltung großer Monumente muß die Plastik vielmehr hervortreten. Als ein gar schönes Beispiel für Hildebrands Wollen und Streben möchten wir den Wittelsbacher Brunnen in München rühmen. Ganz horizontal auf die Erde aufgebaut, schließt er sich in all' seinen Gliederungen dem Terrain an. Das untere Bassin entspricht der ebenen Bodenfläche und erhebt sich nur ein wenig über diese. In gleicher Ebene mit der Anhöhe, aus der der Brunnen gleichsam herausmodelliert ist, erhebt sich ein zweites großes Bassin und über diesem auf einem massigen Sockel, der aus dem Grunde des Beckens aufsteigt, eine weitere Schale, dann ist über dieser noch eine in der bekannten Form des römischen Brunnens. Links und rechts krönen, wie zwei Pylonen, massive Gruppen den Aufbau. Eine Fülle von Energie und Kraft drängt sich in der Gruppe des Felsblock schleudernden Reiters, an antike Formenfülle und ruhige plastische Schönheit gemahnt die Gruppe der Jungfrau auf dem Stiere, die die segenbringende, fruchtbare Kraft des Wassers darstellt. Von eigentümlicher Empfindung zeigen sich die Masken, die den Schaft der Brunnenschalen zieren. Sie erinnern an Böcklinsche Phantasiegebilde, in denen verschiedene Naturkräfte zum Ausdruck kommen.

Hildebrands Werk lehnt sich unter Benutzung alter Formen an die Tradition an. Diese Bestrebungen, zugleich Hildebrands Hinweis auf die Urformen der plastischen Darstellung haben jetzt den Archäismus hervorgerufen, in dessen Formen ein Teil der jungen Generation sich mit Vorliebe bewegt. Er kann wohl nur als Notbehelf gelten, welcher der Formlosigkeit im Ausdruck aufhelfen, die sieche Plastik stützen und an den erprobten Krücken die Schwachen gehen und stehen lehren soll. Wir können sie eines Tages, wenn auf den Pfeilern der Tradition der neue Tempel der Schönheit erbaut ist, diese Krücken und Stützen daran aufhängen, wie es an Gnadenorten üblich.

Hildebrand sieht die Aufgabe des Bildhauers in der künstlerischen Gestaltung des Raumes. Die Darstellung der Form erscheint ihm Selbstzweck der Bildnerei, gerade so, wie man angefangen hat, die Malerei, die Darstellung von Licht, Luft und Farbe, kurz um des malerischen willen zu schätzen. Er betrachtet die Darstellung der Form als unrein in Bezug

Digitized by Google

auf ihre Wirkung zur Formvorstellung, wenn ihr eine persönliche Vorstellung, ein Inhalt untergelegt wird, in dem die Form andere als räumliche Funktionen ausdrückt. Sein Vorwurf richtet sich gegen jene modernen Künstler, die mit Darstellung ihrer Empfindung zuerst beginnen, ohne Rücksicht, wie das Bild als räumliche Anordnung erscheint, und als solches die Vorstellung anzuregen vermag.

Denn Hildebrand setzt immer voraus, daß ein Bild aus der Natur für unsere Gesichtsvorstellung erst zubereitet werden muß; diese Zubereitung ist eben die künstlerische Gestaltung. Eine Menge Motive, die in der Natur an sich selbst durch das Bewußtsein wahrgenommen werden können, sind als Ausdrucksgesten nicht kenntlich oder nur flüchtig wahrnehmbar, daher für die Plastik nicht brauchbar. Es erscheint in diesem modernen Streben überhaupt jede Grenze wie zwischen Malerei und Bildhauerei verrückt und diese Künste in fortwährende Wechselbeziehungen gesetzt. Das geht schon daraus hervor, daß die modernen Bildhauer, von Begas und Wagmüller an, von durchaus malerischen Anschauungen beeinflußt und geleitet wurden, ein Fall, der übrigens auch für die gesamte Plastik des Auslandes in Betracht zu ziehen ist. Da vorwiegend die Erziehung der Bildhauer eine malerische war, so kamen sie von den eigentlichen plastischen Thätigkeiten in Stein und anderen Materialien immer mehr ab und deshalb war das Modellieren die einzige Kunst, in der die Bildhauer wirklich etwas leisteten. Da die Phantasie, wie Hildebrand bemerkt, sich mit dem Darstellungsakte formt, so mag auch der Vorgang des Modellierens nicht ohne Einfluß auf die bildnerische Gestaltung gewesen sein. Diese Beobachtung hat dann auf den Gedanken geführt, daß man die plastische Empfindung vom Material abhängig machte. In Wirklichkeit aber verhält es sich damit eher so, daß ein Künstler das Material besonders liebt, mit dem er am besten seine Intentionen zum Ausdrucke bringen kann. Hierfür mag als ein Beispiel die bekannten Werke des französischen Bildhauers Rodin gelten, der bestrebt ist, den weichen Schimmer der Haut, die Struktur des weichen, schwammigen Fleisches nachzuahmen, ein Streben, das durch die Eigenschaften des geschmeidigen Modellierthones unterstützt wird. Ebenso gestattet der Thon dem Ausdruck sensibler Empfindungen ungleich mehr Freiheiten als ein zäheres, härteres Material.

Woher nur der Zug zu dem dunklen Bereiche der Empfindungen wieder so stark gekommen und den künstlerischen Anschauungen wieder eine neue Richtung gegeben hat? Wohl als eine Folge engen Anschlusses an die Natur macht sich ein solcher transzentaler Idealismus fühlbar. Er wurzelt im Subjektivismus, in der unbedingten genauen Erkenntnis des Ichs, das Fühlung mit der umgebenden Welt gewinnt und seine Wahrnehmungen dort zum Ausgangspunkt der künstlerischen Darstellung macht. Diese Neuidealisten sehen das künstlerische Problem nicht in der Darstellung (vom Raume) der Form, sondern in der möglichst getreuen Nachbildung der lebendigen Natur in ihrer äußerlichen Beschaffenheit und der Äußerung der Gefühle. Diese beruhen nur auf der persönlichen Wahrnehmung. Daher sind der Urgrund, worauf sich diese Wahrnehmungen stützen, eigentlich die

Digitized by Google

mannigfachen und an sich unklaren intuitiven Empfindungen, die der Beobachter in sich aufgenommen hat. Es ist klar, daß durch solche Beziehungen zu der Natur der Reichtum an Vorstellungen und Motiven unerschöpflich erscheint. Hier muß nun das plastische Gefühl, der künstlerische Takt einsetzen und die Motive auf ihre plastischen Werte prüfen, auf ihren Anregungsgehalt, den sie als Form auszuüben vermögen. Es werden sich also auch hier bei der Formwertung nicht alle Momente der Empfindung als darstellbar ergeben, sondern nur solche, welche als Ausdruck leicht erkenntlich sind; also Gesten, Bewegungen, welche im Zustand der Ruhe verharren. Hildebrand unterscheidet hier streng zwischen Vorstellung und Wahrnehmung. Ihm gelten bloß solche Aktionen als zulässig, die in der Vorstellung als Ausdrucksbild festhaften, also vorwiegend Bewegungen des animalischen Lebens, des nackten Körpers in seinen natürlichen Bewegungen und Beziehungen in der räumlichen Natur, also stehend, liegend, lagernd, sitzend, schreitend, spielend u. s. w. Bereichert er auch diese Darstellungen mit seinem Gefühle und bringt die Figur noch in einen anderen als räumlichen Zusammenhang, wie es in den Brunnengruppen der Fall ist, so tritt doch das erstere Moment als das sprechendere in die Erscheinung.

Bei den Künstlern der Empfindung dagegen kommt vor allem die Wahrnehmung in Betracht; sie stellen dar, was sie an einem Objekte empfunden haben. Und zwar äußert sich diese Wahrnehmung auf zweierlei Weise: erstens in einer rein äußerlichen Nachahmung des Stofflichen, der Eigenschaften der Struktur weich, hart . . . zweitens in der Wiedergabe der Empfindung, die der Künstler von dem Objekt in sich aufgenommen hat. Hildebrand stellt uns im Porträt die typischen Züge, das unveränderliche Äußere des Schädels, der Gesichtsformen etwa in der Weise der antiken Porträts dar; er übernimmt es darin zugleich, den charakteristischen Eindruck, der in unsrer Vorstellung haftet, in einer ähnlichen künstlerischen Form darzustellen. Anders der Künstler der Empfindung; dieser belauert sozusagen sein Objekt in allen Regungen und sucht es in seinem charakteristischen Ausdrucke und eigentümlichster Haltung festzuhalten. Hildebrand übersetzt das Persönliche, es geht dieses gleichsam in der künstlerischen Form auf, während in der anderen Darstellungsweise es wirklich vor uns besteht, wie das unmittelbare zuckende Leben momentan darin festgehalten wäre. Hildebrand giebt durchweg ruhige Schilderungen, Persönlichkeiten in ihren einfachen elementaren Zügen, die andre Art hingegen, Charaktere, Analysen der Persönlichkeit. Ähnlich verhält es sich auch mit den figürlichen Darstellungen. Wo Hildebrand einfache, direkte Aktionen giebt, die sich zu schönen Raumgebilden zusammenschließen und so die Vorstellung aufs mannigfachste anregen, geben die Künstler der Empfindung nur ihre eigene Wahrnehmung und suchen die Anteilnahme der Seele an der bildnerischen Gestaltung zur Geltung zu bringen. Die Werke eines jungen Künstlers, August Hudler, die im kgl. Albertinum zu Dresden aufgestellt sind, scheinen uns dafür besonders bezeichnend.

„Narziß hört Echo", „Adam", „Der Schnitter". Mit all diesen vermag unsere Vorstellung sich nicht willkürlich zu beschäftigen, sondern sie wird

Digitized by Google

nach einer ganz besonderen Richtung hin angeregt. In „Narziß hört Echo" zeigt uns der Künstler, wie der Körper vom Willen beherrscht, ganz von den Eindrücken der Außenwelt losgelöst, in Gefühl und Empfindung aufgeht. Das Hören äußert sich in der vorgeneigten gestreckten Haltung des Körpers und latentem Zustand der Arme und Hände. In „Adam" fesselt uns die ruhige Schönheit eines nackten Jünglingskörpers; er entfaltet wißbegierig eine Blume und steht in Betrachtung versunken da, im tiefsten Unberührtsein von aller Bewußtheit.

Im „Schnitter" sehen wir die Aktion des Schreitens, des Gehens, den Moment des Weghebens der einen Sohle vom Boden, sodaß das ganze Schwergewicht auf dem vorgesetzten Fuße ruht, und der Körper sozusagen in der Wage gehalten wird. Immer verbindet sich mit solchen Darstellungen ein stimmungsvoller Ausdruck wahrgenommener Züge innerlichen Lebens, wie ein Accord zu einer Melodie. Auch diesem Künstler erscheint die Form nicht als ein nüchterner Abklatsch der Natur, sondern er giebt sie als eine Wirkungsform, wenn auch unter anderen Gesichtspunkten als Hildebrand. Ist doch bei jeder Übersetzung eines Bildes der Natur die Beteiligung des individuellen Empfindens eine gänzlich unkontrollierbare und vielleicht verdanken wir auch diesem Umstand eine Menge Züge bildnerischen Lebens und eine Fülle von Motiven — demnach eine Bereicherung der künstlerischen Darstellung selbst. Vielleicht eignet sich wieder ein Beispiel am besten, den Gegensatz zwischen dieser und Hildebrands Anschauung klarer zu machen. Im Museum zu Neapel befindet sich eine kleinere Bronzestatue, die man früher mit Narziß, jetzt als Bacchus bezeichnet. Es ist ein feiner jugendfrischer Leib dargestellt, die geschmeidigen Glieder sind von einer unbeschreiblichen Anmut und Grazie. Fast weiblichen Charakters dünkt uns die schöne Jünglingsgestalt. Sie erscheint uns ganz als das Gegenstück von jenen geradlienigen Körpern Narziß und Adam. In diesen Darstellungsarten verkörpert sich uns das Streben des antiken formalen Kunstcharakters und des innigen innerlichen Anschlusses an die Natur, welcher Zug uns ein echt germanischer dünkt.

Zunächst verkörpern sich uns darin auch die Gegensätze von Form und Empfindung, wie sie ungelöst nebeneinander stehen und das Problem der künstlerischen Gestaltung der Gegenwart ausmachen.

In diesem Zwiespalt von Form und Empfindung liegt auch der Grund zur Unfruchtbarkeit der heutigen Plastik. Das Problem der Form in seinen Grundsätzen der künstlerischen Gestaltung, wie es Hildebrand wieder aufgestellt hat, mit dem uns eigentümlichen Empfinden, wie es sich in Hudlers Werken äußert, in harmonischen Einklang zu bringen, bildet die Aufgabe unserer Bildhauer. So würde vielleicht auch die Plastik als eine Kunst, die den Stammescharakter wiederspiegelt, mit den anderen Künsten und dem Leben in Verbindung treten. Im Hause, in Gärten, auf unseren Friedhöfen wären viele Aufgaben für sie zu lösen. Das Interesse für plastische Werke würde erregt, das Empfinden geweckt, und Lust und Liebe für diese herb-schöne Kunst erwachten.

München Alexander Heilmeyer

Digitized by Google

Der „Fall Oppenheim"

Kaum sind die langen und erregten Debatten, die der „Fall Spahn" nach sich zog, abgeklungen, so setzt abermals ein „akademischer Fall" die Öffentlichkeit in lebhafteste Besorgnis um das Schicksal der deutschen Universitäten. Um den Thatbestand kurz zu resümieren: Der Berliner Privatdozent und Titularprofessor Dr. Hermann Oppenheim, der ebenbürtige Schüler des großen Irrenklinikers Westphal und heute neben Moebius wohl ohne Zweifel der angesehenste deutsche Repräsentant der Nervenheilkunde, der Verfasser des besten deutschen Lehrbuchs der Nervenkrankheiten, ist von der medizinischen Fakultät der Berliner Universität zum außerordentlichen Professor vorgeschlagen, dieser Vorschlag aber vom Ministerium nicht berücksichtigt worden. Oppenheim hat daraufhin seine akademische Lehrthätigkeit eingestellt.

Der Universität Berlin wird damit ein Verlust zugefügt, den sie selber am besten zu würdigen weiß. Aber weit darüber hinaus ist dieser neueste „Fall" typisch für den Kurs, in dem sich die Leitung der vornehmsten Unterrichtsstätten in Preußen offenbar mit bewußter Konsequenz bewegt. Und eine hübsche Ironie des Schicksals fügt es, daß dieser Peitschenhieb gerade diejenige deutsche Universität treffen muß, aus der vor Monden die deplazierte Verherrlichung des Herrn Althoff „unberechtigten" Angriffen gegenüber hervorging.

Oppenheim ist in jungen Jahren bereits, als eine unheilbare Erkrankung seinen Lehrer Westphal aus seiner Thätigkeit riß, zeitweilig mit der akademischen Lehrthätigkeit betraut gewesen. Die Nachfolge Westphals ist dann allerdings nicht auf ihn übergegangen; wir wollen die Erwägungen, die dabei mitgespielt haben, heute nicht von neuem ans Licht ziehen — es sei nur bemerkt, daß damals nicht bloß und nicht einmal vorwiegend das jugendliche Alter Oppenheims seiner Berufung im Wege gestanden hat. Immerhin ließ sich jene Übergehung, die für Oppenheim zugleich das Ende seiner klinischen und die Beschränkung auf private poliklinische Thätigkeit bedeutete, allenfalls noch mit der Begründung bemänteln, daß man die psychiatrische Professur an der Charité einem älteren Kliniker habe anvertrauen wollen.

Oppenheim ist seither als praktischer Nervenarzt und als Leiter einer privaten Poliklinik in umfassender und fruchtbarster Weise in seinem Spezialfache thätig gewesen. Es ist allgemein bekannt, daß er mit der Beherrschung des Stoffes vornehmlich auch die Gabe des Lehrens, des Anregens in hohem Maße besaß, und ein hervorragender deutscher Kliniker bezeichnete mir erst vor einigen Wochen in einer Privatunterhaltung die Oppenheim'sche Poliklinik als „die Hochschule der Neurologie". Die Verleihung der außerordentlichen Professur, die von der Fakultät jetzt vorgeschlagen war, stellt nun etwa keine besondere Ehrung dar. Sie ist vielmehr an fast allen Universitäten bei den älteren Privatdozenten eine glatte Selbstverständlichkeit, und nahezu alljährlich kommen Herren zu dieser Belehnung, die, unbeschadet ihrer Tüchtigkeit, jedenfalls mit dem, was Oppenheim bereits für seine Wissenschaft geleistet hat, nicht konkurrieren können. Man darf getrost sagen, daß Oppenheim auf diesen Vorschlag schon unverhältnis-

Digitized by Google

mäßig lange hat warten müssen; aber kein Mensch hätte sich wohl träumen lassen, daß die Regierung über diese Selbstverständlichkeit zur Tagesordnung übergehen würde. Es bedeutet das eine Nichtachtung des hervorragenden Neurologen wie der Berliner medizinischen Fakultät in der denkbar schwersten Form.

Die Nervenheilkunde führt an unseren Universitäten ein eigenartiges Dasein. Besondere Lehrstühle für sie existieren nicht; die Vorstellung von Nervenkranken geschieht zur Hälfte durch den innern Kliniker, zur Hälfte durch den Psychiater. Es ist ein offenes Geheimnis, daß dabei gerade die außerordentlich wichtigen Grenzleiden — Neurasthenie, Hysterie, Unfallsneurosen — sehr schlecht wegkommen. Überhaupt steht es ja im Ermessen jener beiden Kliniker, in welchem Maße sie die Nervenheilkunde berücksichtigen wollen, und dieses Maß ist an mehreren Universitäten ein mehr als bescheidenes. So ist es denn allmählich auch dahin gekommen, daß die Mehrzahl der neurologischen Fortschritte heute von praktischen Nervenärzten ausgehen und die Universitäten an der Förderung der Nervenheilkunde immer weniger Anteil haben. Die Neurologie ist wie die Psychiatrie ein Stiefkind der kultusministeriellen Fürsorge; in eine ganze Reihe psychiatrischer Professuren sind ja, zum Teil durch ministerielle Einflüsse, Männer berufen worden, die sonst sich vielleicht unschätzbare Verdienste erworben haben mögen, in der Irrenheilkunde aber bis zu ihrer Berufung eine — nun, sagen wir: recht reservierte Stellung eingenommen hatten. Die Weigerung der Regierung, einem Neurologen von Oppenheims Range die außerordentliche Professur zu geben, setzt freilich allem, was in dieser Richtung bisher geschehen ist, die Krone auf.

Die medizinische Fakultät weiß jetzt, welche Fürsorge sie von Althoffs Gnaden zu erwarten hat. Vor Jahren wurde ein anderer ausgezeichneter Neurologe, Moebius, aus der akademischen Thätigkeit gedrängt — damals vorwiegend durch Einflüsse, die aus der Mitte der Fakultät herkamen. Für die praktischen Nervenärzte mag es ein Trost sein, daß den Besten ihres Standes der akademische Boden verleidet worden ist; für den Fortschritt der Neurologie und das Ansehen jener Neurologen kommt die Gunst oder Ungunst eines voraussetzungslosen Ministeriums oder einer dito Fakultät nicht in Betracht. Eine andere Frage ist es, wie das deutsche Volk sich zu der konsequent betriebenen Verschlechterung seiner Hochschulen, zur Zerstörung ihrer bewährten Grundlagen, stellen will. Der Bruder des deutschen Kaisers ist soeben zum Dr. h. c. der ersten amerikanischen Universität ernannt worden, und zehnfach ist ihm in Reden und Ansprachen versichert worden, wie befruchtend da drüben der von deutschen Universitäten strömende Geist gewirkt hat. Glaubt man, diese Wirkung zu erhöhen, wenn man die Fakultäten daheim mit Füßen tritt? Soeben dringt auch der Not- und Weckruf des Professors v. Liszt in die Öffentlichkeit. Wohin treiben wir? Das ist die bange Frage, die der Fall Oppenheim wieder wachruft. Das Persönliche ist nebensächlich; darüber mag die zahlreiche Verehrerschar des großen Neurologen mit einem Kaiserwort sich trösten: „Die schlechtesten Früchte sind es nicht usw. usw."

Heidelberg Dr. Willy Hellpach

Digitized by Google

Jörn Uhl

(Jörn Uhl von Gustav Frenssen. Berlin. Groteſcher Verlag.)

Immermann läßt in ſeinem ſchönen, jetzt nur noch ſo wenig geleſenen Münchhauſen jemand von dem Titelhelden folgendes ſagen: „In dieſem Erzwindbeutel hat Gott der Herr einmal alle Winde des Zeitalters, den Spott ohne Geſinnung, die kalte Ironie, die gemütloſe Phantaſterei, den ſchwärmenden Verſtand einfangen wollen, um ſie, wenn der Kerl krepiert, auf eine Zeit lang für ſeine Welt ſtille gemacht zu haben. Dieſer geiſtreiche Satyrikus, Lügenhans und humoriſtiſch-komplizierte Allerwelts-Faſelant, iſt der Zeitgeiſt in persona; nicht der Geiſt der Zeit, oder richtiger geſagt: der Ewigkeit, der in ſtillen Klüften tief unten ſein geheimes Werk treibt, ſondern der bunte Pickelhäring, den der ſchlaue Alte unter die unruhige Menge emporgeſchickt hat, auf daß ſie, abgezogen durch Faſtnachtspoſſen von ihm und ſeiner unergründlichen Arbeit, nicht die Geburt der Zukunft durch ihr dummdreiſtes Zugucken und Zupatſchen ſtöre."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Seit längerer Zeit beobachte ich mit ſteigendem Verdruß das immer raſchere Tempo der allgemeinen „Flucht in die Öffentlichkeit". Das Inſichgekehrte, Träumeriſche, Sinnende, das keuſche Innenleben der deutſchen Denker und Dichter wird bald nur noch in den Biographieen unſerer großen Verſtorbenen zu finden ſein. Mehr und mehr nähern wir uns dem Ideal des amerikaniſchen Reporters, jede noch ſo geheime Herzensregung, noch ſo intime Privatangelegenheit eines großen Mannes — (und wen alles muß man bei der Fülle des verlangten Stoffes nicht dazu rechnen!) — möglichſt raſch „im Wochenblättchen leſen" zu wollen.

Faſt erſcheint es uns lächerlich, wenn wir von dem Zagen und Bangen leſen von den ernſten Selbſtprüfungen, von dem Beraten mit den Altmeiſtern der Kunſt, das die Autoren früherer Zeiten für nötig hielten, ehe ſie reife Werke ihres Mannesalters der Öffentlichkeit übergaben. „Nous avons changé tout cela", ſagt Molières Précieuſe.

— — Ein Sechszehnjähriger meint, daß ſeine reichen Kenntniſſe — nicht des Griechiſchen — ſondern des Verkehrstones in Berliner Hinterhäuſern, ihn berechtigen, ein modernes Drama zu verfaſſen, — er findet einen Theaterdirektor, der die loſe aneinander gereihten Roheiten der Darſtellung auf ſeiner Bühne für wert erachtet, — das Premierenpublikum, das ſchon ſo viel Hündiſcheres erduldet hat, klatſcht Beifall, — und nun iſt er ein großer Mann: in raſcher Aufeinanderfolge erſcheinen weitere dramatiſche Gebilde (worunter ſeit Gerhart Hauptmann ein Dialektſtück nie fehlen darf!), die Tagesblätter bringen intereſſante Züge aus dem — leider nur ſo kurzen — Vorleben des jungen Dichters, und die „Woche" bringt ihn an ſeinem Arbeitstiſche! — Ja die „Woche"! Sie erweckt mir ähnliche Vorſtellungen, wie die oben über Münchhauſen geäußerten: alles amerikaniſierende Reportertum unſerer Tage, alle eitele Selbſtbeſpiegelung, alles vorzeitige Hineinzerren von Dingen, die beſſer in der Stille reiften, alles Trompetenblaſen über Ereigniſſe, die der Beachtung keines ernſthaften Menſchen wert ſind, findet hier ſeine würdige Stätte, auf daß man überall, wohin die orangeroten Hefte nicht dringen, von all dem Unweſen verſchont bleiben könne. —

Digitized by Google

Und es giebt wirklich noch — trotz Eisenbahnen und Telegraphen — stilles Land, das von alledem frei ist, wo ein Mensch aufwachsen kann in ruhigem Verkehr mit sich selbst, mit Gottes Welt und mit guten Menschenbüchern. Weite, einsame Heidestrecken, über denen sich ein hoher Himmel wölbt, in die von ferne das gewaltige Meer hineinrauscht, über die der frische Seewind weht, ein Wind, „um hoch und stark Luft zu holen, und sich zu freuen, daß man das noch kann".

Die Friesen, die dort sitzen, sind feste, kräftige Menschen, mit der Zunge nicht gewandt, und nicht von leichter, lebensfroher Gemütsart, sondern schwer und nachdenklich. Sie thun ihre Arbeit und machen nicht viele Worte, aber sie nehmen sich selbst und das Leben nicht leicht und denken mehr als sie reden. In der weiten Marsch und auf den großen, stolzen Bauernhöfen besteht, trotz aller Abgeschliffenheit des modernen Lebens, noch eine Welt für sich. Da kann ein phantasiebegabtes Kind aufwachsen wie in einem lebendig gewordenen Märchenbuch, in vertrauter Freundschaft mit allem Haus- und Waldgetier, mit Hund und Fuchs, Kukuk und Hahn, Eidechse und Igel. Dahinein rauscht der Wald und singen die Wellen, die sonnendurchglühte Luft über der Heide zittert und flimmert so seltsam, daß man nicht mehr unterscheiden kann, ob Hasen oder Wichtelmännchen da hinten ihr Wesen treiben. Abends in der Leutestube, bei der Abendsuppe, hört man so manche alte Sage und Mär, die alle so wirklich und lebendig sind, wie Sonne und Wind. Alles ist sehr beachtenswert und merkwürdig — nil admirari —? o nein: omnia admirari! Das sind keine Großstadtkinder, für die es nichts Wunderbares mehr giebt, denen von der Wiege an lauter wohlbegründete Fakten zur geistigen Nahrung verabfolgt werden.

„Es war kein Mensch da, der Jörn Uhl an die Hand nahm und ihm die Erscheinungen deutete. Daß es so war, war wohl gut. Denn nun hieß es nach Robinsons Weise: Auf, entdecke dir selbst Land, Wasser, Geräte und Nahrung".

Ein solches Kind wächst nun heran, und es beginnt die Arbeit in Feld und Heide, der Verkehr mit den Menschen. Die Märchenstimmung verdämmert mehr und mehr, das helle Licht des Werktages dringt ein, es giebt Arbeit genug für den Körper und viel Neues zu sehen und zu bedenken: Saat und Ernte, Armut und Verschwendung, Mann und Weib, Zorn und Liebe, Versuchung und Sünde, Kampf und Sieg. Und bei all dem lebendigen Schaffen und Ringen giebt es dann nach des Tages Last und Hitze klare Sternennächte unter Gottes freiem Himmel und unergründliche Gedanken unter dem leuchtenden Gewimmel in der tiefen Stille der Nacht. Der, dessen Geist nun nach der harten, körperlichen Arbeit nachts nicht zur Ruhe kommen kann vor Fragen und Zweifeln, der sich dauernd im Verwunderungszustand befindet, der steht an einer Stelle, wo sich zwei Wege scheiden. Den einen hat Gustav Frenssen in Jörn Uhl geschildert, wo er sagt: „Und ungelehrt und ungeführt, sieht und spintisiert und ergrübelt er wunderliche und verdrehte Dinge. Da der Menschenschlag des Landes vorwiegend für Philosophie und Mathematik beanlagt ist, kommt er bald auf blankes Eis und leicht zu Stellen, wo unter dunkler, durchsichtiger Decke die grünliche, unermeßliche Tiefe gähnt, in der es von Gestalten wimmelt, die er nicht bewältigen noch deuten kann. Dann geht er wohl einen scheuen, schweren Gang zum Buchhändler in der Stadt und fordert ein Buch über: „Die Menschheit, wie sie entstand, und was mal daraus wird", oder: „Ob es wohl ein Buch giebt über Berechnung aller Flächen und über den Bau des

Digitized by Google

Weltalls". Dann sitzt er bis in die Nacht hinein beim trüben Schein der Stall-lampe über dem Buch und verwirrt sich und meint, er verstehts, und lebt in einer wirren Welt der Gedanken und kommt da immer tiefer hinein. Die um ihn wohnen, verstehen ihn nicht; seine eigenen Brüder nennen ihn einen lateinischen Bauern. Für die Mädchen, die um ihn blühen und nach ihm sehen, hat er keine Augen; und wenn er einmal zugreift, ist er so tapsig, wie der junge Hund, der unter die Hühner springt. Seine Augen richten sich immer mehr nach innen. Dort sehen sie immer Wunderlicheres. Endlich sehen sie dort deutlich und klar in greller, roter Schrift das Wort: „Geh in den Tod, du taugst nicht unter die Menschen". Dann bringen sie mit stattlichem Bauernbegräbnis, nach der Größe des väterlichen Hofes, den Bauernjungen zu Grabe und wundern sich weiter nicht viel und sagen: „Es ist ihm durcheinander gegangen". Und noch innerhalb der Kirchhofspforte reden sie von Kornpreisen und Landpacht.

Den anderen Weg hat Gustav Frenssen nicht geschildert, aber er ist ihn gegangen: ein solcher Knabe — im Hintergrund der Seele noch die alte Märchenwelt, der später das volle und unverfälschte Leben aus der Quelle getrunken hat, frisch, wie es aus der heimatlichen Erde bricht, — mit hellen Augen und warmem Herzen, dem nichts Menschliches fremd geblieben ist, und der mit dem scharfem Blick der Liebe auch in die dunkelsten Geheimnisse der menschlichen Seele dringt — der wird ein Dichter und schreibt ein Buch, das uns die tiefste Seele bewegt — wie ein Nachklang aus der Zeit, auf die wir jetzt so stolz herabsehen, da wir noch das Volk der Denker und Dichter waren — wie lang ists her! —

Aber dieser Dichter kann sein Friesentum — und das ist gut so — nicht verleugnen, und so beginnt er sein Buch: „Wir wollen in diesem Buche von Mühe und Arbeit reden — —. Aber obgleich wir die Absicht haben, in diesem Buche von so traurigen und öden Dingen — wie viele sagen — zu erzählen, gehen wir doch fröhlich, wenn auch mit zusammengebissenen Lippen und ernstem Gesicht, an die Schreibung dieses Buches; denn wir hoffen, an allen Ecken und Enden zu zeigen, daß die Mühe, die unsere Leute sich machen, der Mühe wert gewesen ist".

Mühe und Qual genug bereitet sich denn auch Jörn Uhl, der Titelheld von Frenssens Roman, in dem harten, verzweifelten Kampf um den schönen Uhlenhof, den der Vater und die Brüder verwahrlost haben! Den Hof rettet er nicht, aber seine eigene Seele; ein Musterbauerngut — was ihm als höchstes Ideal vorschwebt — schafft er nicht, aber etwas Edleres: einen in sich gefesteten Charakter, der das widrigste Schicksal, aber auch die eigenen Schwächen, tapfer überwunden hat.

Man müßte das halbe Buch ausschreiben, wenn man der Fülle des herrlichen Stoffes einigermaßen gerecht werden wollte.

Nur der Kraft und Glut und Leidenschaft sei noch gedacht, mit der der deutsch-französische Krieg behandelt ist. Der Zug der Holsteiner nach Frankreich hinein und die Schlacht bei Gravelotte, das sind Meisterstücke. Bis ins tiefste Herz bewegt die Schilderung des Schlachttages, und durch diesen ganzen Teil des Buches weht es wie ein Frühlingssturm, der die Bäume des Waldes bricht, aber auch die junge Saat im dunkeln Schoß der Erde weckt.

Zum Schluß möge hier noch eine kleine Scene stehen, in der sich Frenssens schöne Art, mit wenigen Zügen den ganzen Inhalt einer Stimmung zu erschöpfen, recht zeigt.

Digitized by Google

„Dann, wenn die Dämmerung da war, kam der Großknecht mit den beiden Mädchen vom Wege herüber. Und der Großknecht, jener Harke Siem, der nachher Bahnwärter wurde und das Unglück bei Hamburg verhütete, indem er mit brennendem Rock dem Zuge entgegenlief, daß er kurz vor der zerbrochenen Schiene zu stehen kam, — Harke Siem hatte seine Harmonika unterm Arm und fand noch Platz auf der Bank, wenn auch die Armbewegung beschränkt war. Die Mädchen lagerten sich am Wege ins grüne Gras. Und Harke Siem spielte und bewegte den Kopf so schwerfällig nach dem Takt, und hatte die Augen halb geschlossen und sah so dumm aus, daß man ihm eine rasche That nicht zutrauen konnte.

Danach sprachen sie noch von Nachbars Korn und Nachbars Tochter. Danach vom Lehrer und vom Pastor, danach von Hamburg, danach vom König und zuletzt vom Tod.

Der Mond stand in den Pappelzweigen, und das Wiesel lief über den Weg."

Grunewald — Lili du Bois-Reymond

Die Berliner Philharmoniker in Hamburg

VII

„Vater Zeus, Apollo und Poseidon! Jesses, Maria und Joseph!" schrie mein Freund Sincerus, der vor dem Stadttheater mit dessen Regisseur und Kapellmeister stand: „Peter, wo kommst Du her?" „Vom Dammthorbahnhof." „Und wohin willst Du?" „Zu Boehme, Novitäten verlegen." „Welche?" „Habymarsch, Arthurpolka, Anna Csillag-Mazurka, Nachrufe an Hermann Wolf, Henry Pierson und Mein Weichselmünde." „Kerl, das trifft sich ja großartig!" „Du, den Kerl verbitte ich mir." „Kerle stehen in Potsdam. Gönne doch einer ausgerotteten Rasse die Rettung dieses unschädlichen Sprach-Überbleibsels. Ohne die Kelten hätten wir keinen „Lohengrin" und „Tristan", und Frau Wagner und Bachur keine Ideale. Also zur Sache: Du mußt mich heut' Abend vertreten und über das Nikisch-Konzert stilisieren." „Stilisieren?" „Versteh' mich: ich bin zu persönlich, zu unsachlich, wir brauchen einen, der sachlich schreibt." „Sachliches verlangst Du von mir? Hast Du nichts in Wolzogens Kraftmeier über meine Unsachlichkeit gefunden?" „Ach! Wolzogen fabelt manches; der schreibt auch, du wärst kein Adonis." „Bin ich's etwa?" „Ein hübsches Mädchen küss' Dich nicht." „Küßt es mich denn?" „Du würdest es nie zum Überbrettl-Direktor bringen." „Habe ich's gebracht? War mein Herr Vater Baron!?" „Kurz und gut, Du gehst heute Abend ins Nikisch-Konzert und stilisierst. Hier hast Du das Redaktionsbillet und 25 Pfennige für Garderobe." „Pfui! Du willst mich bestechen, willst mich zum Lumpen stempeln!?" „Ehrlos werden wir als Referenten ohnehin gemacht; die Ehre schneiden uns gewisse Leser ab. Sind wir für Nikisch, so sagen sie, Nikisch hat uns bezahlt, und sind wir gegen ihn, so heißt es, Professor Barth hat uns gewonnen. Also ins Konzert gegangen! Vorwärts! Die 25 Pfennige für Garderobe angelegt,

Digitized by Google

nicht zu Kempinsky damit gegangen." „Mit 25 Pfennigen?" „Wolzogen und seinen Kraftmeier in diesem Punkte desavouiert! Und sachlich, mein Junge, langstielig, aber sachlich!" So war's. Meine Weichselmünde-Polka und meinen Nachruf an die Csillag hatte ich bei Boehme abgesetzt und nun fuhr ich zum Conventgarten. Da ich in sechs Jahren siebenmal den Wohnsitz wechselte und im übrigen manche Stunde in Restaurationswagen der D-Züge zubringe, so treffe ich überall gute Bekannte, getreue Nachbarn und dergleichen wieder. So auch gestern meinen alten Freund, den Breslauer Privatdozenten. „Peter", sagte er und nahm mich feierlich beiseite, „nicht wahr, in meiner Gesellschaft beträgst Du Dich gesetzt und störst nicht die Umgebung durch Grimassen, wenn Dich dies zu schlecht und jenes zu gut dünkt. Wir sind hier in Hamburg und nicht in Detmold; und Du bist Peter Gais und nicht Dietrich Christian Grabbe." O! Ich habe Wort gehalten, und dabei fiel mir dies Worthalten leicht; denn ich schlief, schlief fest während langer drei Sätze der Draesekeschen Sinfonie, bis mich der unmusikalische Skandal des Finales und ein Rippenstoß meines Freundes weckten. Ich hatte geschnarcht. Laut geschnarcht, während der Dresdener Chinese sein Examen über eine These des Confucius bestand. Du Dresdener Chinese mit deinem opus I, „nun geht es zu Sigrun", hättest du mich nicht eingesungen. Da steckt Glut drin! oder nur entliehene Glut!? War Liszt die glühende Sonne, die dir von ihrer Überkraft abgab, als du „Helgis' Treue" vortontest? Mein Freund, der Privatdozent, war besonders über die Redseligkeit und inhaltlose Gespreiztheit des zweiten Satzes verdrossen, versicherte mir aber, daß Nikisch, während ich schlief, sich des rhachitischen Kindes mit einer Inbrunst angenommen hätte, als wenn er der besorgte Verleger selbst sei. Soweit ich wachend zuhörte, überführte ich mich, daß Nikisch mit äußerster Anspannung seiner psychischen Kräfte, ohne übertriebene Schattierungen, unter Vermeidung eigenmächtiger Kunstpausen, mit höchster technischer Meisterschaft dirigierte. Ich betone dies um so nachdrücklicher, als ich die Interpretation des Wagnerschen Götterdämmerungsschlusses leider als ziemlich lächerlich bezeichnen muß. Herr Nikisch wird aus Wolzogens Kraftmeier wissen, daß Peter Gais vier Jahre unter der Leitung Anton Seidls gewirkt hat, und daß Anton Seidl acht Jahre seines Lebens den Vorzug genossen hat, unter Wagners persönlicher Anweisung die Werke des Meisters zu studieren. Er wird es daher begreiflich finden, daß Peter Gais eine so fade, schwammige, weibische, unheidnische Reproduktion befremden, verdrießen und verletzen muß. Herr Nikisch hätte besser gethan, sich 1881 nicht zur Flucht nach Italien anzuschicken und lieber unter seinem Rivalen Seidl Wagner zu studieren. Das Mitwirken im Hans Richter-Orchester vermittelt keine Kenntnis des Stilgeheimnisses; und ein Muster-Konservatorist, der drei bis vier Wochen auf das Studium einer Sonate an der Hand eines namhaften Pädagogen verwendet, sollte sich nun und nimmer einbilden, Opern, und Wagner-Opern zumal, auf autodidaktischem Wege in Kürze beherrschen zu lernen. Mit dem eleganten Handgelenk allein ist bei Wagner nichts zu beginnen. Wagners Werke wollen mit richtiger Atemführung dirigiert sein, wie sie mit bewußter Atemkunst ge-

Digitized by Google

dichtet und komponiert wurden. Die breiten, stolzen Tempi, die der Dichterkomponist uns gelehrt hat und die, durch unseren Stab dem Orchester suggeriert, diesem Gelegenheit zur Entfaltung höchster Tonfülle und äußerster Ausdrucksfähigkeit bieten, sind in der Hand eines unkundigen Weichlings eine Zuchtrute für den Zuhörer und erregen marternde Langeweile, statt weihevollster Erhebung. Was überhaupt die Konzertdirektion Wolf mit Vorführung dieses Bruchstückes im Arrangement für kleineres Orchester und mit frecher Streichung des grandiosen Instrumentalpsalms, in welchem der Heidengott sich seines Selbstekels durch Selbstauflösung entledigt, bezweckt, in Hamburg bezweckt, wo am Stadttheater die Götterdämmerung nach der Originalpartitur und ohne diesen barbarischen Strich aufgeführt wird, ist mir unerfindlich. Wenn man uns Gelegenheit geben wollte, die „berühmte" Plaihinger zu hören, so kann ich, der die Götterdämmerung (mit der Kindermann und Klafsky als Brünhild) hin und wieder dirigiert hat, mich nur in christliches Vergeben und rücksichtsvolles Schweigen hüllen, um der Berliner Dame, die mir für das jugendlich dramatische Fach berufener erscheint, nicht wehe zu thun. Eines darf ich aber doch nicht unterdrücken: daß der kunstsinnige Teil des Publikums in der Eglantinenarie die unzureichende Charakterisierung und die fragliche Kopftonbildung der Künstlerin bald entdeckte und Herrn Hekking, der das Violoncellsolo in der Volkmannschen Serenade spielte, als einem Erlöser aus einer gelinden Enttäuschung fast zujubelte. Mit Recht, denn Hekking ist einer der sympathischsten Violoncellisten der Gegenwart. Er hat auch mich gestern herzlich froh gestimmt, und wünsche ich ihm recht bald wieder zu begegnen. Nikisch als Wagner-Dirigenten nicht. Hier steh' ich. Ich kann nicht anders. Möge mir die Oberrechnungskammer Decharge erteilen!

Peter Gais

Nachschrift

Eine hiesige Zeitung hat Paul Geisler, den Spezialisten für konventionelle Trommelfelle, in den unheimlichen Verdacht gebracht, der Verfasser der bisherigen Artikel über die Berliner Philharmoniker zu sein. Ich finde das höchst unparlamentarisch, ohne untrügliche Beweise in der Hand zu haben, ohne daß der Autor selbst zugiebt, ein Pseudonym gewählt zu haben, seinen Namen als eventuellen Verfasser der Öffentlichkeit zu übergeben. Es können doch genügende Gründe für einen Schriftsteller vorliegen, seinen Namen gewisse Zeit oder überhaupt geheim zu halten. Er kann z. B. Nikisch' Milchbruder sein; er kann doch dieselbe Amme gehabt haben wie jener, u. s. w., u. s. w. Nein, nein, das heißt nicht als Gentleman handeln, gnädige Frau Zeitung.

Ihr

Sincerus

Digitized by Google

Der Rückgang der Segelseefischerei auf der Nordsee*

Am Anfange der achtziger Jahre nahm die von den Bewohnern des Elb- und Weserstrandes betriebene Segelseefischerei einen ungeahnt raschen Aufschwung. Eine ganze Reihe besonders günstiger Umstände waren zusammengetroffen, um diese Blütezeit des Fischereigewerbes herbeizuführen. Infolge der verbesserten Bauart der Schiffe war der Fischer im stande, auch während der rauheren Herbst- und Winterszeit dem Fischfange obzuliegen. Durch die Einführung von Fischauktionen und durch die Eroberung neuer Absatzquellen im Inlande stiegen die Fische im Preise. Die kleinen Werften an der Elbe und Weser arbeiteten daher mit fieberhafter Thätigkeit, um die in Auftrag gegebenen Fischerkutter fertig zu stellen. Die schmucken Fahrzeuge und die sauberen, mit einem gewissen Luxus ausgestatteten Wohnhäuser der Fischer erzählten von gewinnbringender Fahrt. Das Jahr 1888 stellt den Höhepunkt in dem Aufschwunge der Segelseefischerei dar. Damals hatten die drei größten Fischerdörfer des Unterelbegebietes, Finkenwärder, Blankenese und Cranz, zusammen eine Segelflotte von 273 Fahrzeugen. In den folgenden fünf Jahren sank die Zahl der Schiffe auf 231 herab. Im Jahre 1893 wurde die Schiffsbauthätigkeit durch die Bewilligung von Reichsdarlehen wieder neu angeregt, so daß die Fischerflotte wieder die Zahl 245 erreichte. Seit dem Jahre 1895 hingegen ist ein steter Rückgang der Segelseefischerei zu konstatieren; im Jahre 1901 zählte man nur noch 202 Fischerewer und Fischerkutter. Und zwar ist in dem Zeitraum von 1895—1901 die Finkenwärder Flotte von 172 auf 143, die Blankeneser von 62 auf 47, die Cranzer von 11 auf 7 Seefischerfahrzeuge zusammengeschmolzen. Die ausgeschiedenen Schiffe sind teils ein Raub des Meeres geworden, teils mußten sie ausrangiert werden, weil sie zu alt und gebrechlich wurden, um genügende Sicherheit gegen die Gefahren des Meeres zu bieten. Das Bauen neuer Fahrzeuge hat in den letzten Jahren gänzlich aufgehört, obgleich die Reichsregierung es nicht an Versuchen fehlen lassen hat, die Bauthätigkeit zu ermuntern. An der Weser und auf der Nordsee, wo der Fischfang durchweg mit kleineren Fahrzeugen betrieben wird, ist der Rückgang der Segelseefischerei zwar

---

* Anmerkung: Die Segelseefischerfahrzeuge, welche in den Fischereiorten des Unterelbegebietes beheimatet sind, sind außerordentlich seetüchtige, stark gebaute Schiffe. Die Bemannung besteht aus dem Schiffseigentümer, dem Bestmann und dem Koch. Der Preis eines neuen Fahrzeuges beträgt ca. 18000 Mark.

Von der hervorragenden Unerschrockenheit der Seefischer unserer Segelflotte legen die vielen Unglücksfälle ein beredtes Zeugnis ab. Von der Fischerbevölkerung der kleinen, zum größeren Teil zu Hamburg gehörenden Elbinsel Finkenwärder haben von 1882—95 nicht weniger als 132 Mann ihr Grab in den Fluten der Nordsee oder der Elbe gefunden. Im Jahre 1882 betrug der Verlust 5,6 Prozent, im Jahre 1895 4 Prozent der dem Fischfange obliegenden Männer. In den übrigen Fischerorten sind leider keine Aufzeichnungen gemacht worden; die Verlustlisten derselben würden aber zweifelsohne ähnliche Zahlen aufweisen. Der Beruf eines Seefischers dürfte mithin der gefährlichste sein, welcher von deutschen Männern ausgeübt wird.

Digitized by Google

nicht so unaufhaltsam, immerhin ist aber auch hier eine stetige Verminderung der Fischerflotte zu konstatieren.

Die Ursachen des Niederganges der Segelseefischerei sind mannigfaltige. In erster Linie ist derselbe auf die Überfischung der Nordsee durch die Fischdampfer zurückzuführen. Diese haben seit jeher eine unrationelle, allein auf den Gewinn des Augenblicks bedachte Weise des Fischfanges betrieben. Während die Segelfahrzeuge durch Wind und Wetter gezwungen werden, etwa ein Fünftel des Jahres unthätig im Hafen zu liegen, durchfurchen hunderte von Dampfern tagaus, tagein, bei gutem und schlechtem Wetter, die Wogen der Nordsee, um dem Wasser seine kostbaren Schätze zu entreißen. Mehr noch als durch den eigentlichen Fang dezimiert die Dampferfischerei den Fischbestand des Meeres durch die Vernichtung der Fischbrut. Infolge dieser ewigen Jagd hat der Reichtum der Nordsee erschreckend schnell abgenommen. Der Schellfisch ist nahezu ausgerottet; Schollen, Steinbutt, Kleiße usw. kommen nur noch in kleinen und mittelgroßen Exemplaren vor. Ein weiterer Grund des Rückgangs der Segelseefischerei ist der Mangel an brauchbaren Leuten zur Bemannung der Schiffe. Während in früheren Jahren die Jugend unserer Küstenbevölkerung mit Vorliebe Dienste auf einem Fischerfahrzeuge nahm, wenden sich heute die aus der Schule entlassenen Knaben anderen Berufsarten zu. Auch die Fischerknechte verlassen vielfach die Flotte, um sich auf größeren Schiffen oder am Hafen einen müheloseren und weniger gefährlichen Erwerb zu suchen. Infolge des Mangels an seebefahrenen Leuten müssen die Schiffer oft wochenlang unthätig im Hafen liegen oder sie sind gezwungen, mit Mannschaften den mannigfachen Gefahren des Meeres entgegenzutreten, welche im Schiffsdienste absolut keine Erfahrungen haben. Die Folgen dieses Übelstandes sind schlechter Verdienst und häufige Unglücksfälle. — Auch die wachsenden Lohnansprüche der Leute, sowie die stetig sich vermehrenden Ausgaben für die Verproviantierung und Unterhaltung des Schiffes haben dazu beigetragen, die Segelseefischerei immer unrentabler zu machen. Nach dem jetzigen Stande der Dinge werden in den nächsten Jahren noch viele Fischer gezwungen sein, den lieb gewordenen Beruf aufzugeben. Für den Kenner der Fischereiverhältnisse ist es außerordentlich betrübend, zu sehen, wie nach und nach viele selbständige Existenzen vernichtet werden und unsere noch vor wenig Jahren so wohlhabende Fischerbevölkerung allmählich dem Proletariat anheimfällt. Aber auch für unser Staatsleben hat der Rückgang der Segelseefischerei nicht zu unterschätzende Nachteile. Mit der stetigen Vergrößerung unserer Kriegsflotte geht ein steigender Bedarf an brauchbaren Mannschaften Hand in Hand. Gerade die Segelfischerflotte hat ein vorzügliches Material für unsere Marine geliefert. Während auf den größeren Schiffen unserer Handelsflotte naturgemäß das Prinzip der Arbeitsteilung eingeführt ist und namentlich die niederen Klassen der Schiffsbemannung nur einen engen Kreis von Pflichten haben, lernt der junge Fischer alles kennen, was der Seedienst mit sich bringt. Schon früh wird ihm die Führung des Schiffes anvertraut. Er lernt die Geheimnisse des Kompasses kennen, er orientiert sich über die Bedeutung der Leuchttürme, Signalfeuer, Baken und Tonnen. Er gewöhnt sich, wenn er des Nachts

Digitized by Google

allein die Wache hat und das Leben seiner Gefährten, die Sicherheit des Fahrzeuges seiner Obhut übergeben ist, an entschlossenes, mutvolles Handeln. Genaue Kenntnis des Schiffsdienstes, Entschlossenheit, Mut und unverdrossene Arbeitslust sind die wertvollen Gaben, welche der auf einem Fischerfahrzeug ausgebildete Seemann mitbringt, wenn er seine militärische Dienstzeit antritt. Der unschätzbare Wert der Fischerflotte für unsere deutsche Marine ist von allen Autoritäten bereitwilligst anerkannt.

Untersuchen wir nun, wie dem bedrohlichen Rückgang unserer Segelseefischerei Einhalt zu thun ist.

Von verschiedenen fischereitechnischen Autoritäten ist die Einführung einer Schonzeit befürwortet. Nach dieser Richtung hin sind bereits vor mehreren Jahren dem deutschen Reichstage von dem Fürsten von und zu Knyphausen Vorschläge unterbreitet. Diese Vorschläge sind aber durchaus nicht acceptabel, weil durch die Einführung einer Schonzeit auf der Nordsee die Seefischerei, soweit sie mit Segelschiffen betrieben wird, geradezu erdrosselt werden würde. Beherzigenswerter ist ein Vorschlag des Herrn Johns-Finkenwärder, für die Fischdampfer besondere Schonreviere festzulegen. Da die Dampfer vermöge ihrer Schnelligkeit und ihrer Unabhängigkeit von Wind und Wetter nicht allein auf die Fischgründe der Nordsee angewiesen sind, würden sie die ihnen auferlegte Beschränkung kaum spüren. Selbstverständlich wäre es falsch, wenn man den deutschen Dampfern allein verbieten wollte, bestimmte Gründe zu befischen; auf dem Wege internationaler Vereinbarung müßten alle Staaten, welche ein Interesse an der Erhaltung des Fischreichtums der Nordsee haben, zu gleichem Vorgehen veranlaßt werden.

Will man die Rentabilität der Segelseefischerei heben, so wird es notwendig sein, derselben die großen Errungenschaften der Technik nutzbar zu machen. Viel Zeit geht dem Führer des Segelschiffes durch widrige Winde, ungünstige Tide usw. verloren. Oft ist der Kutter tagelang betriebsunfähig, weil kein Wind die Segel schwellt. Infolgedessen ist es erforderlich, die Fischerfahrzeuge durch Einführung von Motoren von Witterungsverhältnissen unabhängiger zu machen. Die Versuche, welche nach dieser Richtung angestellt worden sind, müssen fortgesetzt werden. Da aber derartige Experimente für den Privatmann zu kostspielig sind, ist es Aufgabe des Staates, Erfahrungen mit der Anwendung von Hilfsmaschinen für unsere Segelflotte zu sammeln und den Seefischern die Wege zu einem intensiveren Betrieb des Fischfanges zu weisen.

Es ist anzuerkennen, daß die deutsche Reichsregierung seit Jahren die Entwickelung der Fischereiverhältnisse verfolgt hat und bemüht gewesen ist, gerade der Segelseefischerei zu helfen. Zu dem Zweck hat die Regierung Fischern, welche sich zur Anschaffung eines neuen Fahrzeuges entschließen, Gelder aus Reichsmitteln zur Verfügung gestellt. Diese Bauprämien werden als erste Hypothek eingetragen und unter Bedingungen abgegeben, welche auf den ersten Blick viel Verlockendes haben. Die für die Fischerei bereit gestellten Reichsgelder haben jedoch nicht vermocht, die Lage unserer Segelseefischerei günstiger zu gestalten. Ein großer Übelstand ist es zunächst, daß die Staatsgelder die erste Stelle im Schuldbuche eines Fischerfahrzeuges beanspruchen, da erste Hypotheken auch anderweitig leicht zu beschaffen

Digitized by Google

sind. Geradezu ein Danaergeschenk sind die Reichsdarlehen für diejenigen Schiffseigentümer, welche über geringe eigene Mittel verfügen. Um das verstehen zu können, muß man sich die eigenartigen Verhältnisse in unseren Küstendistrikten vergegenwärtigen. Hat ein junger Fischer die Absicht, sich selber ein Fahrzeug anzuschaffen, so wendet er sich an wohlhabende Verwandte und Bekannte mit der Bitte um Darlehen. Gott sei Dank, hat sich bei unserer ehrlich denkenden Küstenbevölkerung noch nicht die allzu ängstliche Besorgnis herausgebildet, ob das Geld nun auch ganz sicher angelegt ist; man vertraut der ehrlichen Gesinnung und der seemännischen Tüchtigkeit des jungen Fischers. Wird das Fahrzeug ein Raub des Meeres, so werden die von der Versicherung ausbezahlten Gelder auf die einzelnen Gläubiger verteilt. Freilich können bei einer derartigen Abrechnung oft nicht die gesamten Ansprüche befriedigt werden, da die Versicherung nur zwei Drittel des Versicherungswertes ersetzt, aber die bisherigen Erfahrungen haben, gottlob, noch nicht dazu geführt, ehrlichen, strebsamen Männern den Kredit zu verschließen. Da nun die Reichsgelder nur als erste Hypotheken dargeliehen werden, müssen diese im Falle eines Schiffsunterganges oder Konkurses zuerst und unter allen Umständen zurückerstattet werden. Da aber die Versicherung nur zwei Drittel des Versicherungswertes ausbezahlt, bleibt wenig Geld übrig, um auch den anderweitigen Forderungen gerecht werden zu können. Es ist deshalb kein Wunder, wenn bei den Geldleuten wenig Neigung vorhanden ist, Schiffseigentümern Kapitalien zur Verfügung zu stellen, welche die Hilfe des Reiches in Anspruch genommen haben. Auch die Geschäftsleute gewähren solchen Fischern ungern und in sehr beschränktem Maßstabe Kredit. Viele Schiffseigentümer haben daher die Reichsdarlehen frühzeitig zurückerstattet und sich anderweitig das nötige Geld besorgt. Will die Regierung der Segelseefischerei eine wirkliche Hilfe bieten, so darf sie die dargeliehenen Summen nicht als Hypothek einschreiben lassen, sondern die Reichsdarlehen müssen gleiche Priorität mit den übrigen Anleihen eines Fischers haben. Ein Fehler ist es ferner, daß nur diejenigen Fischer Darlehen erhalten, welche sich ein neues Fahrzeug bauen lassen wollen; es wäre zu erstreben, daß auch denjenigen der Staatskredit eröffnet wird, welche ein älteres Fahrzeug käuflich zu erwerben wünschen.

Die Regierung müßte ferner ihre Fürsorge auch auf die älteren Fischer erstrecken, welche durch besondere Schicksalsschläge (häufiger Verlust der Fanggeräte, schlechte Fangergebnisse, Krankheit usw.) in Not geraten sind.

Zum Schluß wollen wir noch eines Vorschlages Erwähnung thun, der von einem unserer vorzüglichsten Kenner der deutschen Fischerei, Herrn K. Johns-Finkenwärder, der letzten Versammlung des Fischereivereins Hamburg unterbreitet ist und einstimmige Annahme gefunden hat: „Wer zwölf Jahre als Koch oder Bestmann (inkl. Militärzeit) auf einem Segelfischerfahrzeuge gefahren hat, erhält vom Reiche eine Mannschaftsprämie, welche ihm eventl. zu einem Fischerfahrzeuge verhelfen kann.“ Gewiß würde die Aussicht auf eine derartige größere Zuwendung die Fischerjungen und -Knechte veranlassen, bei der Flotte zu bleiben, aber es ist leider wenig Aussicht vorhanden, daß die gesetzgebenden Körperschaften einem entsprechenden Antrage ihre Zustimmung geben.

Digitized by Google

Möchten vorstehende Zeilen dazu beitragen, der Segelseefischerei neue Freunde und Fürsprecher zu erwerben. Möchten sie ferner die maßgebenden Kreise unserer Regierung veranlassen, den Fischereifragen erhöhtes Interesse zuzuwenden, damit bald Mittel und Wege gefunden und Veranstaltungen getroffen werden, um den gänzlichen Ruin unserer Segelseefischerei zu verhüten. Wenn dieselbe nicht ganz energisch unterstützt wird, so wird die Segelfischerei auf der Nordsee schon nach wenigen Jahrzehnten der Vergangenheit angehören. Das würde nicht nur eine beträchtliche Schädigung unseres Nationalvermögens bedeuten, sondern auch im Interesse unserer Wehrkraft zur See lebhaft zu beklagen sein.

Hamburg M. Stahmer

Die Seehandlung

Nur (!) 34 Millionen besitzt die Seehandlung an Betriebs-Kapital, und der preußische Finanzminister, welcher in der Budget-Kommission eine Kapitalsvermehrung infolgedessen für wichtig gehalten hat, stieß dabei merkwürdigerweise auf keinen Widerspruch. Wahrscheinlich bedeutet dies aber durchaus noch kein unbedingtes Zugeständnis für den Fall, daß es hierüber im Landtage zur Debatte kommen sollte. Welche neuen Aufgaben hätte denn mit einem Male dieses Institut, das, trotzdem es eigentlich nur ein historisches Überbleibsel ist, in viele Sphären des freien Bankgewerbes eingreift, ohne die allerwichtigste Funktion dabei zu erfüllen, nämlich eine wirkliche Kreditgewährung an Handel und Industrie? Uns einreden zu wollen, daß eine Kapitalserhöhung eine Erweiterung nach dieser Richtung hin bringen sollte, erscheint ziemlich aussichtslos. Die Reichsbank kann nicht alle Geschäfte wie die Aktien-Banken machen, weil sie Noten-Institut ist, und die Seehandlung hat bisher das Gleiche unterlassen, weil sie vor allen Dingen die Guthaben der Regierung im größten Maßstabe zu verwerten hat. Soweit bis jetzt zu ersehen ist, weiß auch diese letztere eigentlich gar nicht, was sie mit ihrem vielen Gelde machen soll, trotzdem sie darüber klagt, wie stark der Staat seine Ersparnisse aus guten Jahren jetzt wieder in Anspruch nimmt. Ist sie doch die eigentliche Geldgeberin an unserem offenen Markte, d. h. an der Berliner Börse, wo eine Anzahl erster Firmen den Vorzug solcher Geldgewährungen genießt, auch nachdem neuerdings der betreffende Kreis sich erweitert hat, insofern erste Papiere als Unterpfand geboten werden. Für die steife Geschäftsgebarung der Seehandlung ist es aber ganz charakteristisch, daß sie, die ja bei allen Anleiheverhandlungen wie eine Aktiengesellschaft konkurriert, bei der Beleihung von Papieren weit über die Reichsbank an Exklusivität hinausgeht; denn sie beleiht bekanntlich auch nicht einmal die besten Pfandbriefe.

In den Hausse-Jahren, als Städte-Anleihen überhaupt nur schwer anzubringen waren, dagegen unsere Industrie ihre Aktien- und Obligationen-Ansprüche machen mußte, war natürlich die Seehandlung nicht zu haben — für beide nicht! Die Städte wurden refüsiert, weil man die betreffenden Papiere nicht im Portefeuille behalten wollte, und mit unserer Fabrikation hat ein königlich preußisches Staats-Institut prinzipiell nichts zu thun, ausgenommen, es müßten dann politische Absichten oder auch Kokettieen in Betracht kommen, wie etwa die Treibhausblüte der ganz neuen östlichen Betriebe. Erst jetzt, nachdem unsere Abwärtsbewegung so

Digitized by Google

festen Fuß gefaßt hatte, daß das Publikum lieber eine 3 %ige Kommunalanleihe als eine 4½ %ige Industrieobligation kaufen will, hat die Seehandlung begonnen, dieselben Profite von der allgemeinen Strömung zu ziehen, wie jedes andere Privat-Geschäft. Der Nutzen der Seehandlung ist also, was ihre eigentliche Thätigkeit betrifft, für die Gesamtheit weder sehr bedeutend, noch unersetzbar. Im Gegenteil, es ließe sich ganz genau nachweisen, daß dieses Institut seine Monopolstellung zu einem Wettbewerb benutzt, mit dem die Aktienbanken gar nicht gleichen Schritt halten können. Wer giebt denn heute an der Börse das Geld so billig weg, daß damit zugleich ein Maßstab für den langen Atem der Spekulation geschaffen wird? Dasselbe Unternehmen, das durch den Mund des Finanzministers jetzt über die Unzulänglichkeit seines 34 Millionen-Kapitals klagt, hat bis Ende Juni die größten Summen zu 2 % weggegeben. Das ist ein Satz der vorübergehend sogar als Privat-Diskonto wieder vorhanden war, nachdem eine kleine Versteifung eintreten mußte. Auf der andern Seite aber soll die Seehandlung beim Abschluß von Städte-Anleihen ihren höchsten Trumpf dadurch ausgespielt haben, daß sie den Kommunen für den ihr vorläufig verbleibenden Erlös aus den Einzahlungen der Zeichner eine Verzinsung bis zu 3 % gewährt. Keine andere große Bank könnte so hoch bieten, und inwiefern es die Seehandlung richtig herauskalkulieren konnte, wird vielleicht bei einer Debatte im Plenum des Landtages den wißbegierigen Hörern noch erklärt werden. Jedenfalls sieht man daraus, daß dieses Institut mit seinem bisherigen Kapital so gut auskommt, daß es höhere Zinsen als unsere Aktienbanken geben kann, und wenn das betreffende Geld den Käufern von Montan- und Bankaktien indirekt zu gute kommt, so läßt es sich sehr wohl fragen, ob nicht in diesem Falle direkte Kreditverbindungen mit unseren Eisen- und Kohlen-Gesellschaften noch wirtschaftlicher wären.

Einstweilen haben nicht einmal unsere Großbanken in dieser Beziehung wesentliches zu leisten, es ist also auch nicht abzusehen, wann unsere fabrikatorische Thätigkeit noch ein Staatsinstitut zur Hilfe notwendig hätte. Überhaupt ist das zu billige Geld, wie es durch das Eingreifen solcher Institute geschieht, die nicht aus privater Geschäftslust begründet worden sind, wohl eher schädlich. Es schadet gar nichts, daß Städte, welche heute durch die Übernahme sonstiger privater Thätigkeiten produktive Unternehmer werden, in Gestalt eines etwas höheren Zinsfußes auch einen Teil hiervon dem großen Publikum lassen. — Ebenso wie es ja den Allgemeinnutzen des Aktienwesens ausmacht, daß dessen Gewinne nicht in eine einzige Kasse zusammenfließen, sondern sich auf zahlreiche Kreise verteilen. Dieser letztere Umstand ist aber durch ein Institut, wie die Seehandlung, ganz ausgeschlossen, denn die sozialpolitische Idee, daß alles, was der Staat verdiene und den Kapitalistenkreisen entziehe, der Allgemeinheit wieder zu gute kommen müsse, ist vorläufig hart vor ihrer Erfüllung stehen geblieben. So lange Deutschland in ungeheuren Rüstungen stecken muß und für eine schier unübersehbare Zahl von militärischen Bedürfnissen zu sorgen hat, verlockt vielmehr jede große Sonder-Einnahme fast lediglich zu neuen Sonder-Ausgaben. In diesem Sinne läßt sich auch die Konkurrenz, welche die Seehandlung unseren übrigen Banken macht, nichts weniger als vorteilhaft bezeichnen. Viele Schichten von Aktionären werden hierdurch geschädigt, während die Allgemeinheit nichts gewinnt, denn die betreffenden Erträgnisse dienen gleichsam erst zur Kreierung neuer Zwecke, mit denen die Regierung sonst vielleicht gar nicht hervorgetreten sein würde.

Digitized by Google

Eine weitere Kapitalserhöhung, die sich ja mit Kleinigkeiten nicht abgeben kann, würde daher nichts weiter bedeuten, als die verstärkte Tendenz der Regierung, neben ihren Steuern auch auf reinem Geschäftswege Mehreinnahmen zu erzielen. Wenn dann der Finanzminister bei der Befürwortung einer solchen Maßnahme mit vielem Recht den merkwürdig niederen Kurs unserer Staatspapiere, respektive unserer Dreiprozentigen betont hat, so könnte man den Spieß umkehren mit der Frage, was denn eigentlich die Seehandlung bis jetzt nach dieser Richtung hin gebessert hat. Ob sie dies wirklich will, falls sie selbst das doppelte Kapital hätte, was ja Erfahrene stark bezweifeln möchten — wäre bei weitem nicht so wichtig als die Frage, wie sie solches gesetzten Falles überhaupt durchführen könnte. Das Publikum hat stets noch seinen eigenen Kopf gehabt, ganz gleich, ob es sich für Dividenden-Papiere oder feste Anlagen interessiert, und wenn ein noch so offizielles Institut sich herausnehmen wollte, zu einem für unsere Verhältnisse sehr hohen Kurse Staatspapiere zu übernehmen, so bliebe es eben auf solchen Emissionen einfach — sitzen. Das im Vergleich zu anderen Ländern gewiß niedere Kursniveau unserer Staatspapiere muß eine reelle Ursache haben, die man mit reformatorischen Absichten hinsichtlich der Kaufneigung der deutschen Sparer nicht im geringsten ändern kann. Vielmehr giebt gerade dieser Umstand den besten Beweis für das umfangreiche Engagement unseres Volksvermögens in den verschiedensten Handelsbetrieben, so daß die gegenwärtige Abundanz alles eher als unseren Kapitalsreichtum markiert. Lediglich herabgedrückt ist durch die letzten Krisen die noch immer notwendige Bevorschussung der deutschen Industrie, die Bevorschussung an sich hat für eine Reihe von Jahren noch immer in großem Maßstabe stattzufinden, bis wir endlich so satt und reich wie die Engländer und Franzosen geworden sind und unser Kreditwesen auch mehr vereinfachen können. Ein Institut mit den eigentümlichen Grundsätzen der Seehandlung aber kann in keiner günstigen Konjunktur-Periode, einen großen Nutzen für uns versprechen, während anderseits unseren Aktienbanken, die thatsächlich gewaltige und riskante Kreditaufgaben zu lösen haben, der ziemlich sichere Gewinn aus Anleihe-Übernahmen beständig geschmälert wird.

Auch der Hinweis auf die Kapitalsvermehrung anderer Banken trifft hier nicht zu, denn obgleich derartige Maßnahmen der letzten Zeit durchaus nicht den Beifall aller Fachkreise gefunden haben, so sind doch wenigstens plausible Vorwände dabei zu Tage getreten. Nichts liegt aber in dieser Beziehung zu Gunsten einer weiteren Stärkung der Seehandlung vor und es erscheint weit weniger wichtig, noch einige Millionen mehr diesem Staatsinstitute zu verweigern, als dem Irrtum entgegen zu treten, als ob wir mit Hilfe des Staates, einen wirklich segensreichen Faktor an unserem Geschäftsmarkt besitzen, der den romantischen Namen Seehandlung führt. Die Reichsbank allein — von der Post mit ihrer an sich gewiß nützlichen Inkassothätigkeit gar nicht zu reden — schädigt unser privates Bankwesen schon genug. Die Seehandlung als Kunstgeldgeber braucht nicht noch hinzuzutreten. Dies zu konstatieren ist nicht Sache etwa irgend einer besonderen Pietät für Aktieninstitute. Wir haben es hier nur mit der Erkenntnis zu thun, all der schwierigen und großen Aufgaben, welche gerade diese Aktienbanken bei uns so lange zu erfüllen haben, als eine Teilung ihrer Arbeit, wie sie bereits jetzt in den Köpfen von Theoretikern spukt, auf Jahre hinaus noch unmöglich erscheint. S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Jansen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Nr. 27 **Anzeiger des Lotsen** II. Jahrgang

Litterarische Anzeigen

– Illustrierte Halbmonatsschrift

unter Mitarbeit von Sachkennern aller Länder, bringt Nachweise über die Sammlungen der Burengesandtschaft, der Burenliga, des Burenhilfsbundes und des Frauenhilfsbundes.

Preis: halbjährlich 3 Mark

Bestellungen durch Buchhandlung, Postanstalt (Zeitungsliste Nr. 1438) oder Verlag Berlin W. 62, Courbièrestr. 11.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Gustav Falkes Romane:

Aus dem Durchschnitt 2. Aufl. Geb. 3 M.
Der Mann im Nebel . . . . Geb. 3 M.

Gustav Falkes Gedichte:

Mit dem Leben (1899) geb. 3 M.
Neue Fahrt (1897) geb. 4 M.
Tanz und Andacht (1892) geb. 4 M.
Mynheer der Tod (1891) geb. 4 M.

Gustav Falke als Lyriker

Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier.

Brosch. 1 Mark
Geb. 2 Mark 50 Pf.

Ein prächtiges Buch! Eine Auswahl, zusammengestellt für das deutsche Volk, vor allem auch für die Frauen und Mädchen unseres Vaterlandes. Wir können das kleine Buch den Freunden deutscher Poesie nicht warm und herzlich genug empfehlen.
(Hamburg. Corr.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

DIE ZEIT

Berliner Wochenschrift

Herausgeber:
Friedrich Naumann, Berlin.
Mitarbeiter:
Prof. Sohm, Leipzig; Prof. Brentano, München; Prof. Rein, Jena; Redakteur von Gerlach, Berlin; Ad. Damaschke, Berlin u. v. a.
Viertelj. M. 3 durch Post und Buchhandel.
Probehefte umsonst und in jeder Buchhandlung.

Digitized by Google

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Einsamkeit.

Die Geschichte eines reinen Thoren. . . .

Von Richard Huldschiner.

Broschiert Mark 2.—, gebunden Mark 3.—.

„Einsamkeit" ist ein seltsam anziehendes, rührendes Buch. Heiße Empfindungen brechen daraus hervor, süße Laute klagender Sehnsucht durchzittern es, und starke Fäden spinnen sich von der Seele des Einsamen zu den hohen Wundern der Gebirgsnatur.

(Breslauer Morgenzeitung.)

Wir folgen gern dem Fluge des Dichters, der die erhabene Schönheit der Alpenwelt besingt, der die Geheimnisse der Natur zu ergründen und den inneren Kontrast zwischen ihr und der Menschenseele zu offenbaren weiß. . . Das Buch ist wert, gelesen zu werden, denn Huldschiner ist ein Dichter.

(Hamburgischer Correspondent.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Schicksale.

Novellen von Wilhelm Poeck.

Broschiert Mark 2.—, gebunden Mark 3.—.

Ein neuer Name. Aber der ihn trägt, schreitet fest. Poeck versteht es wirklich, ein Schicksal in den Rahmen einer kurzen Novelle zu bannen. Zu den Modernen, die mit Worten malen, schlägt er sich nicht. Er hält es mit den Alten, die formten und erzählten. Vom Geiste Storms hat Poeck manchen Hauch verspürt.

(Breslauer Morgenzeitung.)

Eine gehaltvolle, verinnerlichte Glut zeichnet diese Novellen vor allem aus. Da ist kein Wort zu viel und keins zu wenig gesetzt, das die Stimmung zerstören könnte, in die uns das innige, anheimelnde Talent Wilhelm Poecks hineinzieht.

(Deutsch-französische Rundschau.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.

Peter Michel

Ein Roman von

Friedrich Huch.

Geh. 5 Mark.

Was das überwältigend Schöne an diesem Buche ist, das ist der stille Ton, in dem es erzählt wird, und die unendliche Duftfülle, die über dem ganzen Leben des Helden liegt. In einzelnen Szenen, wie in den Begegnungen Michels mit Ottilie, weht eine so weiche und rührende Stimmung, wie wir sie heut kaum noch gewöhnt waren. Von einem jungen Dichter, der das in bescheidene Worte hat fangen können, darf die Litteratur das allerbeste erwarten. (Breslauer Zeitung).

Geschrieben ist diese Alltagsgeschichte ... und gesehen ist dieses stille, deutsche Leben ... mit einer Tiefe der Beobachtung, einem Humor der Anschauung, mit einer gereiften Fähigkeit, die zarten und ergreifenden Untertöne des Seins kaum hörbar als eine süß-schmerzliche Melodie durch die gleichgültigen Geschehnisse hindurchklingen zu lassen, mit einer kühlen und gedämpften Meisterschaft des Stils — kurz mit dichterischen Gaben, die vereint dem Buche einen seltenen und kostbaren Zauber verleihen.

Das Buch ist entschieden durch keine Litteraturströmung hervorgerufen. Es ist allein des jungen Friedrich Huch Eigentum. Wer solche Eigentümer vorweisen kann, ist ein reicher Mann.

(Gabriele Reuter im „Tag".)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Firma 1870 gegründet.

Bei Baarzahlung höchster Rab. u. Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.

Erstklassige

Längste Garantie.

Emmer-Pianinos

Flügel — Harmoniums.

Fabrikate.

Fabrik:

Wilhelm Emmer

Berlin 500, Seydelstrasse

Preisliste, Musterbuch umsonst.

Allerhöchste Auszeichnung.

„Victoria" feinster Naturbutter-Zwieback der Welt.

Fürsten u. Könige führen ihn an ihrer Kaffeetafel. Gr. elegant lackierter Blechkasten mit 260 St. Mark 4.— franko ohne alle weiteren Unkosten.

Harry Trüller

Celle 45.

Grösste Zwiebackfabrik Europas. 12 mal präm.

Soeben erschien:

Hamerlings Werke.

Volks-Ausgabe in 4 Bänden.

Ausgewählt und herausgegeben von

Dr. Michael M. Rabenlechner.

Mit einem Geleitwort von

Peter Rosegger.

Zweite Auflage.

Inhalt: Ahasver in Rom. — Der König von Sion. — Homunkulus. — Amor und Psyche. — Germanenzug. — Danton und Robespierre. — Teut. — Venus im Exil. — Sinnen und Minnen. — Blätter im Winde. — Gedichte aus dem Nachlaß. — Ein Schwanenlied der Romantik. — Aspasia.

Preis in 4 eleganten Leinenbänden Mk. 20.—

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Reise-Ausrüstungen

für alle Welttelle.

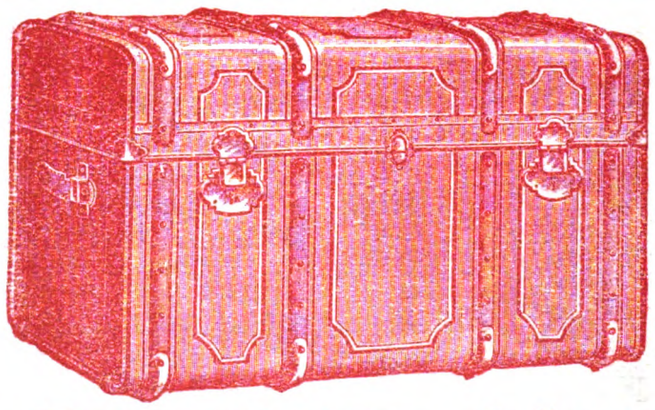
City-Bag

Havannabraunes Rindleder
mit Lederfutter, 39 cm lang
Mk. 9.50

Gladstone-Bag

Havannabraunes Rindleder
54 cm lang Mk. 24.—

Echt Rohrplatten.



Garantie für Haltbarkeit.

Rohrplatten-Koffer sind leicht und elegant.

R. BEINHAUER SÖHNE

Stammhaus gegründet 1828.

Telephon Amt I, No. 843 **HAMBURG** Neuerwall 59

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Die Verlagsbuchhandlung.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

II. Jahrgang 12. April 1902 Heft 28

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

	Seite
Ein letzter Besuch bei Böcklin. Dr. Georg Habich	31
Tertium quid. Prof. Max Dessoir	37
Mörike-Miniaturen. Dr. Felix Poppenberg	43
Ein Zollbündnis Deutschlands mit den Niederlanden. Dr. S. Heckscher	50
Architektonisches. Ed. Lorenz Meyer	54
Das schweizerische Milizheer. Hauptmann Miller	56
Ungarn. S. v. H.	58

Redaktion: Dr. S. Heckscher
Verlag: Alfred Janssen, Hamburg

Bezugspreis 3 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 30 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt Mk. 3.— für das Vierteljahr, Ausland Mk. 4.50.

Einzelne Hefte kosten 30 Pf.

Jeder Halbjahrsband wird geb. für Mk. 7.— geliefert.

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I, 388 oder 8074) — erforderlich.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt:

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Georg Brandes-Kopenhagen — Oberl.-Ger.-Rat O. Brandis-Hamburg — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Breysig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — Prof. Cohr-Böttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Geheimrat Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien — Ilse Frapan-Zürich — Pastor G. Frenssen-Hemme — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Geffcken-Hamburg Paul Geisler-Posen — Leutnant Gentz-Gideon Dtsch.-Südw.-Afrika — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — Prof. Cornelius Gurlitt-Dresden — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Alfred Georg Hartmann-München — Prof. Hasbach-Kiel — Prof. Hensel-Heidelberg — W. Holzamer-Heppenheim — Graf von Hoensbroech-Gr. Lichterfelde — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Ellen Key-Wien — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Landgerichtsrat W. Kulemann-Braunschweig — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Prof. C. F. Lehmann — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Ed. Lorenz Meyer-Hamburg — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — Prof. Ad. Michaelis-Straßburg — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Börries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Emil Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Westerwede — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Karl Scheffler-Friedenau — Frl. Dr. Kaethe Schirmacher-Paris — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Weimar — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Prof. Ferd. Tönnies-Eutin — Prof. Georg Treu-Dresden — Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Eugen Wolff-Kiel Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Einbanddecke zum „Lotsen"

zum Preise von **Mark I.—** für den Halbjahrsband

durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Frühere Quartale M. 3.—, einzelne Hefte 30 Pf.

Der I. Jahrgang ist in 2 Bänden geb. für M. 14.— oder in 52 Heften für M. 12.— erhältlich

Dr. Sommer's Pension und Erziehungs-Anstalt für Blinde und Schwachsichtige der besseren Stände

nimmt Kinder und Erwachsene beiderlei Geschlechts auf. Individuelle Behandlung, da Leiter selbst erblindet. Spaziergänge in der ländlichen und waldigen Umgegend. Mäßige Bedingungen. **Erste Referenzen.**

Prospekte stehen zur Verfügung.

Bergedorf bei Hamburg, Greves Garten 7.

Gicht

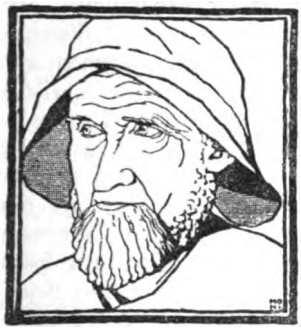
BAD SALZSCHLIRF, Bonifaciusbrunnen.

Rheumatismus, Steinleiden.

Prospekte, ein Heft Heilerfolge und Gebrauchsanweisung zur Trinkkur, welche, ohne das Bad zu besuchen und ohne Berufsstörung in der Heimat der Patienten, **mit grossem Erfolg** vorgenommen werden kann, werden kostenfrei versandt durch die ***Bade-Verwaltung.***

Diesem Hefte liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von **H. Barsdorf, Berlin** bei, auf den wir unsere Leser aufmerksam machen.

Digitized by Google



DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift
· · · für deutsche Kultur · · ·

Redigiert von Dr. S. Heckscher

II. Jahrgang 12. April 1902 Heft 28

Der Nachdruck ganzer Beiträge ist verboten, genaue Quellenangabe bei jeder Entlehnung erforderlich

Ein letzter Besuch bei Böcklin

Es war am Fest des heiligen Franciskus, daß wir hinauffuhren zur Höhe von Fiesole, um bei den Fäsulanern diesen guten Heiligen mit Chianti und gebratenen Hühnern zu feiern, wie es sich gebührt. Obwohl die Trauben schon geerntet und die Feigen der Überreife nahe waren, brannte die Oktobersonne noch, als gälte es, einen ganzen Herbst auszubrüten, und nur langsam bewegte sich der Zug der Festteilnehmer, der, einer ungeheuren schwarzen Schlange gleich, sich zwischen den Gartenmauern, den Öl- und Weinbergen zu der cypressengekrönten Höhe hinaufschob.

Ein Maler und zwei platonische Jünger der Kunst — von was anderem hätte unter ihnen auf diesem Wege die Rede sein können, als von dem großen Maler, dessen Haus, im Lorbeer halb verborgen, da unten im Schoße des Bergabhanges vor ihren Augen lag. — Anzuklopfen wagten wir nicht, wußten wir doch — zu unserer Betrübnis hatten wir es in Florenz erfahren —, daß es mit dem Professor zur Zeit wieder gar nicht gut stände. So ging es nach kurzem Verweilen an der berühmten Stelle, wo der Weg umbiegt und steil zur Bergeshöhe hinan führt, weiter hinauf mit Geist- und Feuerschritten. Eine Wolke von Staub und Qualm stand über dem heiligen Berge, und der breite Platz vor der Kathedrale wogte von Menschen. Von zahlreichen offenen Feuern, an denen, zierlich gespießt, bräunliche Hühner und Fische brieten, stiegen die Opfergerüche eines echt italienischen Volksfestes auf, und zwischen den Buden des Jahrmarktes lärmte das feilschende Volk. Der ganze Berg aber erklang von dem hellen Geläut der tausend Thonglocken, die in allen Größen und Klangfarben von jedermann, Alt und Jung, unermüdlich geschwungen wurden, zweifellos zum größeren Wohlgefallen des gefeierten Heiligen. Bald hatten wir alle Hände voll von dem armen und doch so originellen

Digitized by Google

Kleinkram, der an solchem Tage mit ganz besonderer Beharrlichkeit dem Fremden als „Präsent für die Liebste“ aufgedrängt wird: strohgeflochtene Körbchen und Fächer, allerlei Thonwaren, indes keine Pseudofayencen von Ginorri, sondern hübsches, echtes Bauerngeschirr und mancherlei figürlicher Spielkram aus Töpferthon, ferner — eine Spezialität der modernen Etrusker — herrliche grüne und rote Familienschirme, sowohl für Regen, wie gegen die Sonne zu benützen, womit wir zur Karnevalszeit daheim auf dem Münchener Bauernball Ehre einzulegen hofften. Die einzigen Fremden, die wir auf dem Feste waren, wurden wir mit der ausgesuchten Gentilezza behandelt, der man im Florentinischen überall begegnet. Von den bösen Räubern und Taschendieben, mit denen übereifrige Hotelportiers vom Besuch dieses lautesten und buntesten aller florentinischen Feste abzuschrecken suchen, hatten wir nichts zu leiden, und wir sahen keinen Grund, uns hier unsicherer zu fühlen, als etwa auf der Oktober-Wiese in München. Bereitwillig machte man den Fremden an den Bänken Platz, um dann bei den Verhandlungen mit dem Wirt wegen Speise und Trank mit freundlicher Auskunft zu dienen. Die Stimmung war ebenso festlich wie friedlich, und als einer von uns, um das billig erstandene „Brathändl“ kunstgerecht zu zerteilen, ein grifffestes Messer von hinreichender Länge hervorzog, das er nach Münchener Brauch am unteren Ende seines Rückens in der Hose trug, machten ein Paar bedenkliche Gesichter und bedeuteten ihm, daß solcherlei hierzulande als Mordinstrument angesehen werde und, wie jede Waffe, zu tragen streng verboten sei.

Gegend Abend, da das Gedränge immer dichter und der Lärm immer toller wurde, verließen wir den Festplatz und stiegen hinauf zum alten Kapitol der Fäsulaner, wo jetzt das berühmte Franziskanerkloster steht. Auf der Terrasse vor der Kirche war viel Volks gelagert, Händler, Bettler und auch Müßiggänger genug, die, einen kurzen Cigarrenstummel im Mund, sich der unumschränkten Aussicht über das Thal des Arno und die weite Ebene hingaben, in welche der Fluß sich grenzenlos hinaus verliert. Aus der offenen Kirchenthür drang vielstimmiger Gesang, und bis auf die Stufen heraus knieten die Beter.

An der Klosterpforte nebenan zogen wir die Glocke, und nach kurzem Verhandeln zwischen Thür und Angel ward uns aufgethan. In dem eng umschränkten, rebenübersponnenen Kreuzgang stand und saß am Rande des altertümlichen Brunnens eine Anzahl junger Mönche, aus deren Gruppe sich alsbald eine schlanke Gestalt in brauner Kutte loslöste, um nach unserem Begehr zu fragen und uns durch einige Klostergänge an das Ziel unserer Wünsche, zu dem weltberühmten Cypressenwald zu geleiten. Als wir diesen Ort betraten, der in Wahrheit eine Stätte des Friedens genannt zu werden verdient, war er einsam und ganz erfüllt von dem Zauber der abendlichen Stille. Körperlosen Phantomen gleich standen die gewaltigen Bäume schwarz und regungslos. Düstere Schachte führten dazwischen hindurch zum Rande des Abhanges und hinaus in die flammende Unendlichkeit des Abendhimmels. Da und dort fiel schräg durch eine Lücke des dunklen Grüns das Strahlengold der glorreich untergehenden Sonne. Weiche Pfade leiten

Digitized by Google

den Fuß zur Brüstung der Bastion, wo über silbergraue Ölgärten der grandiose Prospekt in die Felsenöde des Mugnone sich öffnet.

Wohl jedem von uns dreien lag dasselbe Wort auf der Zunge: der Namen des Meisters, der uns das Schweigen im Walde und den heiligen Hain geschenkt, aber keiner mochte den Zauber durch gesprochene Worte brechen, bis unser Führer selbst es that, indem er eine bescheidene Frage nach unserem Herkommen und dem Ziel unserer Reise stellte. Keine passendere Staffage für diese Umgebung hätten wir uns wünschen können, als unseren Begleiter, diesen jungen, bleichen Mönch mit den tiefliegenden, brennenden Augen, dessen starkknochiger Kopf aus dem Konzert des Giorgione herausgeschnitten schien. Sein rauhes Sizilianisch — er war vom Süden herauf gekommen — blieb uns freilich so gut wie unverständlich, und so bedienten wir uns zur Verständigung eines klangvollen, wenn auch der Würde des Ortes nicht immer angemessenen Kirchenlateins. Woher wir kämen. Wie groß die Zahl der Häretiker in Deutschland jetzt sei. Wie viel Kirchen wohl die Stadt München zähle. Das waren seine Fragen. Über die Alpen käme er wohl gerne einmal, während wir nichts lieber zu thun erklärten, als hier im Kloster des heiligen Franz zu bleiben. Ob wir wohl — er nahm uns alle drei für fahrende Maler — auch Heiligen- und Altarbilder zu malen verständen. Da mußten wir uns denn wohl oder übel als Ketzer in der Kunst bekennen und wiesen dagegen auf den berühmten Nachbar drüben in S. Domenico. Den Namen „Böcklin" hatte er von durchkommenden Fremden mehr als einmal vernommen, daß der deutsche Maler aber, außer weltlichen, ja heidnischen Gegenständen auch religiöse Bilder gemalt habe und zwar Bilder von so großer Gewalt und Schönheit, daß in Deutschland alles Volk und, wenn auch nicht Kaiser und Könige, so doch Könige und Herzöge, Fürsten und Herren seines Lobes voll seien, das war ihm neu und, wie es schien, nicht recht glaublich. Jedenfalls wolle er seinen Vorgesetzten von der Sache erzählen.

Unsere Bitte, ein Stündchen an dem stillen Ort verweilen zu dürfen, wurde gewährt, und er verließ uns, dem Ruf der Vesperglocke folgend. Auf der Brüstung am Rande des Abhanges sitzend, ließen wir uns die frischen Feigen schmecken, die ein contadino in dem tiefer gelegenen Obstgarten vom Baume brach und für ein paar gute, mit einigen Soldi unterstützte Worte, uns in Menge zuwarf. Die Sonne versank, und der Hain begann zu dämmern. Ein leichter Bergwind erhob sich: lauter klang der Lärm des Jahrmarktes herauf, heller das Läuten der Thonschellen. Die Uhr der Kathedrale verkündigte die sechste Stunde. Beim ersten Schlag der Glocke verstummte das thönerne Gebimmel, um dann beim Anheben des Abendläutens mit um so größerer Kraft wieder einzusetzen. Als wollten die vielhundert thönernen Zungen und Zünglein die gewaltige Stimme des Erzes übertönen, so klangen sie alle zusammen zu einem einzigen gellenden, durchdringend hohen Ton, der die Luft zu erschüttern, die schlanken Stämme der Cypressen erschauern zu machen schien. Jäh, wie er einsetzte, brach der Lärm ab. Das Fest war zu Ende.

Digitized by Google

Indeſſen iſt es lebendig geworden in den dunklen Baumgängen. Braune Geſtalten füllen den Hain. Allein oder zu zweien gehen ſie mit leiſen Sohlen auf und nieder oder ſie ſtehen und ſitzen plaudernd an der niederen Brüſtung: zwanglos ſchöne Gruppen, deren leisbewegte Silhouetten von dem immer noch leuchtenden Himmel ſich ſcharf und dunkel abheben. Von unſerer ſpäten Anweſenheit nahmen ſie nur durch ſchweigenden Gruß Notiz. Zögernd ſcheiden wir von dieſer geweihten Stelle. Mit Händedruck und Dank werden wir verabſchiedet, nachdem wir gern die unerbetene kleine Spende geleiſtet, die beim Weggehen gebräuchlich iſt.

Einen großen Fiascone „Stravecchio“ zwiſchen den Knieen, fuhren wir dann mit glühenden Köpfen in den Abend hinein. Nahe der Kirche S. Domenico, wo der Weg nach der alten Badia abbiegt, kam uns in langſamem Trab eine Kutſche entgegen. Ein Blick, und wir hatten trotz des halben Lichtes den Inſaſſen erkannt: Böcklin! Wiewohl ein wenig ſteif, ſaß der Alte kerzengerade im Rückſitz, die Hände bequem auf den Stock gelegt, auf dem Kopf einen großen, grauen Filz. Er ſah — zu unſerer Freude bemerkten wir es — nichts weniger als leidend aus, ſondern braun und geſund. Auf unſeren raſchen Gruß blickte er ſcharf herüber und hob dankend die Hand zum Hutrand. Niemals war mir die ſeltſame und öfter bemerkte Ähnlichkeit Böcklins mit Bismarck ſo auffallend erſchienen, wie in dieſer ſchnell vorüberfliegenden Situation.

Tags darauf in der Frühe war ich wieder auf dem Wege nach S. Domenico, voll Zuverſicht, den Meiſter noch einmal zu ſehen und zu ſprechen. Der günſtige Eindruck vom Tage zuvor ließ ja das beſte hoffen. Wie groß war daher meine Enttäuſchung, als mir an der ſorgfältig gehüteten und durch ſo viele Schilderungen berühmten Gartenthüre von dem alten italieniſchen Gärtner der niederſchlagende Beſcheid ward, der Profeſſor habe eine ſchlechte Nacht gehabt, liege noch zu Bette und es ſei fraglich, ob er ſich vor Mittag werde erheben können. Indeſſen war es mir vergönnt, einzutreten und mich nach Belieben in Garten und Atelier umzuſehen. Es war ſehenswert, das Bild, das in der Morgenſonne ſich von dieſer Gartenterraſſe vor mir aufthat. Das weite Thal und die Stadt mit allen ihren Türmen, Zinnen und Kuppeln deckte noch ein durchſichtiger Nebelflor von ſilbernem Glanze, die Höhen aber ringsum ſtrahlten ſchon im frühen Lichte. Auch von den näheren Hügeln begannen die Nebel vor der Sonne zu weichen, und ſchon ragten aus dem grauen Gewölk des zarten Olivenlaubs hohe Cypreſſen in die blaue Klarheit hinein. In den tieferen Regionen hing ſonnendurchleuchteter Nebel in allen Bäumen, und wo er zurückwich und vorüber ſtrich, ließ er Myriaden funkelnder Tauperlen zurück. Sonne und fallende Tropfen in allen Zweigen, Perlen und Perlchen zahllos an Gräſern und Halmen, einzeln in den Kelchen der ſpäten Roſen, dicht geſät auf dem roten Laub der Reben, das ſchwanke Gezweig der Akazien niedergebeugt von der ſchimmernden Laſt, ein Regen von Perlen im Haar der Pinien. In den breiten Blattzungen der Agaven aber, die weit über die Mauern der Terraſſen herabhängen, ſtanden kleine Waſſerlachen. Wie friſch poliert glänzte das ſtarre Laub der Steineiche und der

Digitized by Google

wilde Lorbeer in der Sonne, und inmitten ihres dunklen Grüns stand der Oleander noch in feuriger Blüte.

Das Wohnhaus, das diesen Garten umgiebt, ist äußerlich schmucklos, die echte florentinische Villa. Ein Parterresaal, wo ich von einem der Angehörigen gastfreundlich empfangen ward, ist der Hauptraum: ein geräumiges Gelaß mit offenliegender Balkendecke, die Wände mit kirschrotem Stoff bespannt, die altmodisch-bequemen Möbel mit dunkelgrünem Sammt bezogen. Auf kleinen Tischen umher allerlei zierliches, antikes Bronzegerät aus Pompeji. Über dem Sofa das Selbstporträt mit dem Lorbeer, eine Kopie. Der vornehmste Schmuck des Raumes aber das gewaltige Reiterbild, „Krieg" betitelt, von dessen mächtiger Komposition die kleinere, von der Münchener Sezessionsausstellung bekannte Replik keine Vorstellung giebt.

Im Atelier, das, vom Hause getrennt, in einem einfachen, eingeschossigen Gartengebäude untergebracht ist, standen auf Staffeleien als Hauptstücke die beiden, inzwischen in München und Berlin mit so viel Enthusiasmus und nicht weniger Widerspruch aufgenommenen letzten Bilder „Die Pest" und „Der rasende Roland". Hier in dem schmucklosen Raum des Ateliers, dessen Wände in der That bis zur Decke schwarz gestrichen und nur durch schmale, grüne Friese gegliedert sind, wirkten diese beiden Werke ungleich mächtiger als im Gewühl der Ausstellungen oder im Münchener Kunstverein, wo man sie auf maigrüner Tapete zu sehen bekam. Außer einer kaum über die Untermalung herausgediehenen Replik des Münchener „Spiels der Wellen", standen im Atelier noch ein paar kleinere Kompositionen, zumeist idealen, idyllischen Gegenstandes, sämtlich anspruchslose Improvisationen, mit denen Böcklin in freien Stunden die Felder eines Wandschirms geschmückt hatte, weil dessen häßliche Goldtapete ihn störte. Die Tapete diente den Figuren als Goldgrund. So einer jugendlichen, weiblichen Idealfigur auf einem Regenbogen, Iris offenbar. Ferner ein paar schöngewandete Frauen unter einer Baumgruppe, einem fernen Gesange lauschend, der über die Wiesenhügel herübertönt, eine arkadische Landschaft ohne Staffage u. a. m. Es sind dies übrigens keineswegs die einzigen, auf diese Weise — zum eigenen Ergötzen und zum Zeitvertreib — entstandenen Arbeiten Böcklins. Auf der vorjährigen Sommerausstellung in Venedig fand sich mehreres der Art, und es war zum mindesten unvorsichtig, auf dem improvisierten Charakter dieser Sachen die Verdächtigung der Fälschung aufzubauen.

Noch zweierlei sollte mir gezeigt werden: der Entwurf zu einer Medaille, den Böcklin vor Jahren gemacht, und ferner — ein Stolz der Familie — der kleine, an die Villa angrenzende Cypressenwald, der dem Besitztum kürzlich einverleibt worden war. Auf dem Wege dahin — man überschreitet eine an der Südseite des Hauses gelegene Altane — stand, unvermutet und wider Verhoffen, Böcklin selbst in der Thüre seines Arbeitszimmers vor mir. Da er mich freundlich heranwinkte, trat ich näher. Ich kann nicht sagen, freudigen Herzens, denn der Anblick des alten Mannes war kein erfreulicher. Mühsam atmend und gebückt, stand

Digitized by Google

er, sich mit beiden Händen an dem Tische haltend, den man in die Thüröffnung geschoben hatte. Er blickte mit weit geöffneten Augen in die Landschaft hinaus, wo soeben die Kuppel Brunelleschis aus dem jetzt rascher fallenden Dunst hervorstieg. — Der Kopf mit dem kurz geschorenen, weißen Haupt- und Barthaar schien von Kongestionen stark echauffiert. Der Körper machte den Eindruck stark gehemmter Beweglichkeit. Um so freudiger überraschte mich der feste Druck der kräftigen Hand und die ungetrübte Helligkeit der Augen. Auf der Nase trug Böcklin eine stählerne Lesebrille, die er, um beim Schauen in die Ferne unbehindert zu sein, auf die Spitze vorgerückt hatte. Vor ihm auf dem Tische lag ein aufgeschlagenes Buch, der italienische Text des Ariost. Daneben stand ein umfängliches, bereits geleertes Weinglas und, was mich bei dem Kranken noch mehr erstaunte, in der Hand hielt er eine halb aufgerauchte, erloschene Cigarre, eine schwarze, schwere „Toscana". Ich sprach meine Freude aus, daß ihm, trotz Unwohlsein, Wein und Cigarre schmeckten und gratulierte zu dem freudigen Ereignis des Tages, von dem mir gesagt worden: ein Enkel, der erste männliche, der den Namen Böcklin fortpflanzt, war in der Nacht zuvor zur Welt gekommen.

Böcklin sprach mit halbgelähmter Zunge, überdies von Atemnot häufig unterbrochen, nur langsam, stockend und schwer verständlich. Ein böses Asthma habe ihn überfallen und auch sonst, so klagte er, sei er hinfällig und alt. Er erinnere sich meiner wohl noch von München her, aber meinen Namen habe er nicht behalten. Sein Gedächtnis sei auch ganz morsch. Der Enkel freute ihn, aber Arnold, wie ich annahm, solle er nicht heißen, sondern Roland. In diesem Namen seien sämtliche Buchstaben seines Vornamens enthalten, und der Junge werde nicht gleich mit der Taufe zum Malerwerden verpflichtet. Von dem lebendigen kleinen Roland kam ich auf den gemalten großen und gab der Hoffnung Ausdruck, das Unvollendete vielleicht schon auf der nächstjährigen „Internationalen" in München fertig wiederzusehen. Indes, ich hatte diese Worte zu bereuen. Eine tiefe Traurigkeit breitete sich über das leidende Gesicht. Dann schüttelte er nur kurz den Kopf. Um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, bestellte ich die Grüße der Münchener Freunde, erzählte von ihrem Thun und Treiben, was ich wußte, und daß man, obwohl die Tiroler Marke, die er in München bevorzugt, leider bis auf den letzten Tropfen vertilgt sei, die Hoffnung nicht aufgebe, ihn bald wieder in Deutschland zu sehen. Auch damit sei es wohl für immer vorbei, meinte er mit unverhohlener Trauer. Aber Sehnsucht, ja Sehnsucht, wiederholte er mit einem tiefen Atemzug, die habe er. Jetzt, im Herbst, sei es in Deutschland und auch in der Schweiz schöner und die Luft dort leichter, und was den Wein betreffe, so sei der drüben für die Dauer bekömmlicher. Aber mit dem Reisen sei es nun aus. Wenn er selbst auch wollte, seine Leute gäben es nicht zu.

Diese resignierte Stimmung blieb vorherrschend auch während des folgenden Gesprächs, das sich um die letzten Arbeiten einiger seiner jüngeren Freunde drehte. Ich verabschiedete mich nicht froher, als ich gekommen.

Digitized by Google

Beim Abschied aber hellte sich dann das merkwürdige Gesicht, bei dem das Verhältnis des kleinen, unglaublich hellen Auges mit seiner winzigen Pupille zu der fabelhaft weiten Umgebung der Augen das auffallendste war, zu jener wundervollen Sonnigkeit auf, die bei Böcklin mitunter auf Momente das ganze Gesicht wie von innen heraus zu erleuchten schien und die jedem unvergeßlich bleibt, der ihm näher getreten. „Und", so fügte er seinen freundlichen Wünschen für die Reise hinzu, „grüßen Sie mir die jungen Leute!" Er meinte damit ganz direkt — wie ja die indirekte Rede überhaupt nicht seine Sache war — die jungen Maler und Bildhauer, in deren Gesellschaft ich ihn beim Weine kennen gelernt. Jetzt, da ich das Abschiedswort niederschreibe, klingt es mir wie ein Gruß an die ganze junge Mannschaft der Kunst, ein Geistergruß an die schaffende Jugend.

Ein noch ungebrochener, ungestümer Wille in ohnmächtigem Kampf mit einem alten, gebrochenen Körper; das war der tragische Eindruck, den ich von diesem unvergeßlichen Besuche — es war am 5. Oktober 1900 — mit mir nahm. Einige Wochen später hörten wir, daß ein neuer Schlaganfall auch die geistige Kraft des alten Kämpen stark getroffen habe. Von da ab siechte Böcklin jammervoll dahin. Mit dem Tode, den seine Kunst so wundervoll verklärt, hatte er noch einen bitteren, tagelangen Kampf zu bestehen. In der Frühe des 16. Januar 1901 machte ein Lungenschlag dem gewaltigen Leben ein Ende.

Dem Briefe, worin einer der Getreuen die letzten Stunden und die Leichenfeier schilderte, liegt ein Zweiglein bei, ein Lorbeerreis vom Sarge, und ferner ein Bildchen, darstellend die Straße, die wir am Abend jenes festlich hohen Tages fuhren, als wir Böcklin im Wagen begegneten. Es ist dieselbe Stelle: rechts die Kirche S. Domenico, dahinter, von der klaren Wintersonne beschienen, die Rebenhügel von Fiesole. Wieder fährt, wie damals, ein Wagen auf dieser Straße, aber er fährt bergab, im Schritt, und nebenher schreiten Männer mit Kränzen in den Händen. Am Wege links und rechts steht gaffendes Italienervolk. Es ist der Wagen, der, — heute, da ich diese Zeilen endige, ist es ein Jahr, — was sterblich war an Arnold Böcklin, zur ewigen Ruhe führte. Er ruht auf dem Friedhofe der Fremden am Wege nach der Certosa. Eine mächtige dorische Säule bezeichnet sein Grab.

München Dr. Georg Habich

Tertium quid

Ich und die Umwelt, wir sind da. Ich und die anderen, ich und die Natur. Wo bleibt Raum für ein Drittes? —

„J'ai lu Hegel tous les jours, pendant une année entière, en province; il est probable que je ne retrouverai jamais des impressions égales à celles qu'il m'a données ..." So bekannte Taine.

Digitized by Google

Selbst dieser positive Geist hat der Anziehungskraft der Metaphysik nicht widerstehen können. Das Sehnen nach der Unendlichkeit, das Streben nach dem Absoluten bleibt eins der adligen Merkmale der Seele. Wie der Priester uns eine neue Welt eröffnen will, so auch der Philosoph, der Priester ohne Weihe. Und in diesem dritten Reich harren unser die Entzückungen des Erkennens, die rauschenden Feste der Wahrheit und die Liebeswonnen des Denkens. Doch kurz und selten sind solche Freuden. Weithin herrscht die Qual: das Gehirn wird zermartert, der Schlaf der Nächte gestört, die Geduld mit unerträglicher Härte auf die Probe gestellt. Wozu dies alles? Durch die gemeine Arbeit wollen wir Geld verdienen oder eine meßbare Geistesbereicherung erzielen oder Ruhm erwerben. Aber der Leistungsmensch steht alle dem gleichgültig gegenüber. Auch der Ruhm lockt ihn nicht, nachdem er gelernt hat, im eigenen Kopf, anstatt im Munde fremder Leute zu leben; seine weltabgewandte Natur empfindet selbst gut gemeinte Bewunderung als eine Störung seiner Kreise. Daß ein paar tausend Menschen seinen Namen kennen und mit einander wispern, wenn sie ihn sehen, kann ihm schwerlich Ersatz bieten für die ungezählten Opfer, die er der Idee bringen muß; wie oft möchte er auf jede Anerkennung verzichten, ja wie gern würde er unbekannt und unerkannt im bergenden Schatten sterben! Nur hie und da reißt es ihn zu den Menschen zurück, in dem „plötzlichen Wahnsinn jener Stunden, wo der Einsame einen Beliebigen umarmt und als Freund und Zuwurf des Himmels und kostbarstes Geschenk behandelt, um ihn eine Stunde später mit Ekel von sich zu stoßen, mit Ekel nunmehr an sich selbst, wie beschmutzt, wie erniedrigt, wie sich selbst entfremdet, wie an seiner eigenen Gesellschaft krank". (Nietzsche.)

Wir dürfen dem philosophischen Forscher sein Einsamkeitsbedürfnis nicht zum Vorwurf machen. Wessen Blick auf Ewiges geheftet ist, wessen Seele von einer Welt des Geistes erfüllt ist, der kann am Treiben der Zeugungsmenschen teilnehmen nur παιδιᾶς χάριν, wie Sokrates sagte — des Spieles halber. Ingleichen der Künstler. Um mit Gottfried Keller zu sprechen: „Ruhe zieht das Leben an, Unruhe verscheucht es; Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die Welt um ihn. Für den künstlerischen Menschen nun wäre dies so anzuwenden, daß er sich eher leidend und zusehend verhalten und die Dinge an sich vorüberziehen als ihnen nachjagen soll; denn wer in einem festlichen Zuge mitzieht, kann denselben nicht so beschreiben wie der, welcher am Wege steht." Brauchbar im gewöhnlichen Sinne sind solche Naturen nicht; unter Umständen können ein paar Papuas viel brauchbarer sein. Hätten wir akatholische Klöster — so manches edle Leben könnte erhalten werden; denn der moderne Mensch begeht Selbstmord, wenn der mittelalterliche Mensch ins Kloster flüchtete. Der in einer überpersönlichen Sphäre Lebende verliert gar leicht die Fähigkeit, den Erfordernissen des Tages, den Wünschen der Umgebung, den natürlichen und sozialen Bedingungen des äußeren Daseins gerecht zu werden. Schnelle Entschlüsse sind ihm schwer, denn seine Vollkommenheit gleicht der eines Präzisionswerkes, das nicht plötzlich und geschwind einzugreifen, sondern nur richtig zu arbeiten hat. Es entspricht englischer Denkweise, das Praktische

Digitized by Google

im Geistesleben hervorzukehren. Engländer betrachten die Verfolgung der Wahrheit als eine erfreuliche soziale Aufgabe, die einen Vorsitzenden, einen Schriftführer und geeignete Veröffentlichungen erfordert. Auch den Deutschen liegt es im Blute, jeden geistigen Aufschwung von der Bildung eines Vereins und der Gründung einer Zeitschrift abhängig zu machen. Muß es nicht ein leichtes Lächeln hervorrufen, daß selbst zur Lösung der tiefsten Weltprobleme eine „Gemeinschaft von Geistesmenschen" gestiftet und eine „Weltanschauungs-Versammlung" einberufen worden ist? Es soll hier gewiß nicht dem Individualismus das Wort geredet werden. Die bloß auf sich gestützte Subjektivität verwandelt den Philosophen in einen Träumer, den Künstler in einen Dilettanten. Ein launisches Spiel mit Gedanken und Bildern, woran der Einzelne sein Vergnügen findet, entbehrt der Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit, durch die Wissenschaft wie Kunst ausgezeichnet sind. Aber diese Allgemeingültigkeit ist keine thatsächliche, keine soziale: die Wahrheit eines Gedankens bleibt unberührt davon, wie viele oder wenige sie einzusehen vermögen. Die Leistung, in der wir das Auszeichnende einer Klasse von Menschen erblicken, soll überpersönlich, braucht aber nicht sozial zu sein.

Daß etwas Drittes möglich ist neben dem Einzelnen und der Gesellschaft, kann deutlich werden durch Hinweis auf die vielen Punkte, an denen ein anscheinend erschöpfender Gegensatz durch spätere Zufügung einer weiteren Kategorie umgebildet werden mußte. Ein ebenso bekanntes wie lehrreiches Beispiel liegt vor in Kants theoretischer Philosophie. Sie knüpfte an die Gegenrichtungen des Rationalismus und Empirismus an. Der Rationalismus hatte die Quelle der wahren Urteile im reinen Denken gesehen, der Empirismus in den Einwirkungen äußerer Gegenstände auf das Subjekt. Während jener meinte, sichere Erkenntnis gewännen wir bloß durch sinnenfreies Erkennen, abgewandt vom trügerischen Schein, führte dieser jede richtige Einsicht auf positive Erfahrungen zurück. Der Fortschritt Kants bestand nun zunächst darin, daß er eine dritte Möglichkeit auffand. Sie braucht hier bloß angedeutet zu werden: der Stoff aller Erscheinungen, lehrte Kant, ist durch Sinnesaffektion gegeben, ihre Form aber wird vom Subjekt selbst erzeugt; in Bezug auf den Inhalt der Erkenntnisse besteht der Empirismus zu Recht, in Bezug auf die Form der Rationalismus. Durch eine Scheidung also schuf der Kritizismus einen neuen Zusammenhang. Man darf vielleicht hinzufügen, daß eine solche Beziehung zwischen Trennen und Verbinden den ganzen Kant kennzeichnet: seine eigene Vernunft ist ohne Frage aufs Analysieren angelegt, und dabei wird er nicht müde, die Synthesis als das Wesen der Vernunft zu erweisen. Könnten wir auf den Grund der Dinge schauen, so würden wir wohl beides in einer Wurzel zusammenfinden. Denn daß unser Denken, d. h. unser Urteilen, von neueren Logikern mit dem gleichen Schein des Rechtes sowohl eine analytische, als auch eine synthetische Funktion genannt werden konnte, daß ein Urteil sicherlich aus der Zerlegung einer Gesamtvorstellung entsteht und dennoch in der Ineinssetzung von Subjekt und Prädikat besteht — dies große Wunder ist möglich nur durch das tertium quid, das als ein

Digitized by Google

Zusammen von trennender und verbindender Thätigkeit das unergründliche Wesen des Geistes ausmacht.

Untersucht man das Erkennen des weiteren, so stößt man auf einen ähnlich beschaffenen und ähnlich zu lösenden Widerspruch. Die Wahrheit, zu der das Erkennen gelangt, ist etwas Objektives, von dem persönlichen Belieben gänzlich Unabhängiges. Daher glaubte man früher, sie bestehe in einem Wiederspiegeln, einem getreuen Wiederholen der Dinge und Vorgänge. Jetzt wissen wir, daß die Objekte nicht unverändert in unsere Seele hineinspazieren, daß ein Gegenstand ebensowenig wie eine geliebte Person eingeschlürft werden kann, sondern bis zu seiner Zerstörung in seinem An-sich verharrt. Wir glauben auch nicht mehr, daß die wissenschaftlichen Erkenntnisse die reale Maschinerie bilden, durch die das Seiende zu stande kommt. Unsere Einteilungen, Hypothesen, Betrachtungsweisen, Gesetze können nun und nimmermehr der Welt, wie wir sie erleben, d. h. dem Wirklichsten und Ursprünglichsten, als etwas noch Ursprünglicheres untergeschoben werden. Also wäre die Wahrheit etwas Subjektives, ein Bewußtseinsvorgang, wie jeder Traum und jede Illusion? Es müßte so sein, wenn wir nur zwischen Realität und Einbildung, Außenwirklichkeit und psychischem Ablauf die Wahl hätten. In Wahrheit jedoch besitzt unser Denken eine Bedeutung, die sich weder in dem individuell seelischen Prozeß, noch in der unnahbaren Objektivität der Dinge erschöpft. Aus Zweckmäßigkeitsgründen hat sich der Verstand eine Welt für sich geschaffen, die nunmehr feststeht und vom Einzelnen nicht zu ändern ist, ein Zwischenreich der logischen Gesetzmäßigkeit, das zwischen Außenwelt und Ich gelagert ist.

Hegel hat dieser Sphäre den Namen des objektiven Geistes gegeben. Wir können ihn annehmen und ihn — ohne Rücksicht auf Hegels System — dahin deuten, daß es sich um Geist handelt, gleich dem in uns lebenden, der jedoch zur Höhe und Festigkeit der Objektivität gelangt ist. Ein mathematischer Lehrsatz oder ein Rechtsgrundsatz sind offenbar nichts Körperliches, sondern etwas Geistiges, aber von jener besonderen Gültigkeit, die sie von dem Phantasiespiel meines träumenden Geistes unterscheidet. Ich sinne keinem meiner Leser an, allen den Kreuz- und Querzügen meines augenblicklichen Vorstellens zu folgen, allen den flüchtigen Sinnesempfindungen und Gefühlen, den närrischen Associationen und unbrauchbaren Einfällen, die sich in meinem Kopfe jagen — das wahrhaft Gedachte indessen, das nun im Drucke vorliegt, bedeutet auch für andere etwas, obgleich es nicht wie ein Federhalter von tausend Händen getastet werden kann. Ein solcher Gedanke führt ein ganz eigentümliches Leben: er ist unräumlich und an keinen Ort gebunden, glaubst du aber, er sei deshalb bloß ein Hirngespinnst, so überzeugst du dich bald, wie gewaltig er wirken kann. Sein Dasein beschränkt sich auf individuelle Seelenthätigkeit und erschöpft sich anderseits niemals darin. Ich habe mit Absicht das Citat aus Taine an die Spitze gestellt, weil es mit Anknüpfung an Hegel das Verhältnis eines Individuums zum objektiven Geiste anschaulich macht: eine mehr oder minder vollständige Teilnahme, eine Gemeinschaft, eine Nachbildung — und wie die Ausdrücke noch lauten, die bereits Plato für

Digitized by Google

diese Beziehung gebraucht hat. Mit Bezug auf das Ethische und in Hegels Sprache hört sich das so an: „Die Gesetze der Sittlichkeit sind nicht zufällig, sondern das Vernünftige selbst ... Anderseits sind sie dem Subjekte nicht ein Fremdes, sondern es giebt das Zeugnis des Geistes von ihnen, als von seinem eigenen Wesen, in welchem es sein Selbstgefühl hat und darin als seinem von sich unterschiedenen Elemente lebt". An anderer Stelle heißt es vom Staate: „Indem er objektiver Geist ist, so hat das Individuum selbst nur Objektivität, Wahrheit und Sittlichkeit, als es ein Glied desselben ist. Die Vereinigung als solche ist selbst der wahrhafte Inhalt und Zweck, und die Bestimmung der Individuen ist, ein allgemeines Leben zu führen; ihre weitere besondere Befriedigung, Thätigkeit, Weise des Verhaltens hat dies Substantielle und allgemein Gültige zu seinem Ausgangspunkte und Resultate ... Diese Idee ist das an und für sich ewige und notwendige Sein des Geistes".

Kritiker des Hegelschen Systems haben darauf aufmerksam gemacht, daß jeder der beiden Begriffe Sittlichkeit und Staat den andern voraussetzt, und demnach hiermit dem Denken eine endlose wie nutzlose Kreisbewegung zugemutet wird. Das staatliche Leben erscheint ferner bei Hegel als der Zielpunkt aller geschichtlichen Entwickelung und muß dennoch die Unterordnung unter Kunst, Religion und Philosophie sich gefallen lassen. Der Zirkel dürfte in beiden Fällen wohl darauf zurückgehen, daß Hegels sehr starkes Wirklichkeitsbewußtsein — denn dies besaß er, alter und neuer Verkennung zu Trotz — ihn zu einer Überschätzung der Rechtsformen, der Familie, der Sitte und des Staates verleitete. Der gleiche Fehler verstärkt sich dann in der Grundanlage des Systems dahin, daß der Geist realisiert wird zu jener wirksamen Kraft, aus deren Bewegung alles Seiende hervorgegangen sein soll. Die Vernunft gleicht bei Hegel dem lebendigen Feuer, das im Innern der Erde herrschen soll und aus dem durch irgend welche Vorgänge die Erdoberfläche mit all ihrer Mannigfaltigkeit, mit Tier und Mensch, hervorgegangen sein mag. Für uns ist die Vernunft nur der Himmel, der sich über der Erde spannt; kein Ursprung, sondern ein Abschluß, keine Weltkraft, sondern etwas Subjektiv-Objektives. Was in diesem Himmel wohnt, lebt von unserer Treue und bleibt dennoch unabhängig von unserer Willkür; es überwölbt Außenwelt und Ich, ohne sie zu tragen. Es existiert nur durch den höher entwickelten Menschen und lehnt dennoch spröde jede menschliche Vertraulichkeit ab, die der Masse noch scheuer, als die des Einzelnen.

Dies Reich der absoluten Werte ist die Heimat des Leistungsmenschen. Der Einzelne und die Gesellschaft, der Mensch und die Natur bilden nicht das Ganze; mit der eigenen Wohlfahrt und der Nächstenliebe ist die Aufgabe des Leistungsmenschen nicht erschöpft, ja kaum berührt. Fortschreitende Bewältigung der Natur, wachsender Wohlstand und dauernder Friede sind besten Falles nur Vorstufen zur Erfüllung eines höheren Berufes. Dieser liegt in der Erschließung und Befestigung einer neuen Wirklichkeit. Rudolf Eucken, der in unseren Tagen am lebhaftesten einen solchen Idealismus verteidigt, sagte mit scharfer Zuspitzung: „Ethik, Religion und Metaphysik

Digitized by Google

sind entweder Zeugnisse einer neuen Welt oder leere Illusionen". Zum mindesten darf neben der Sozialethik des diesseits gewendeten Menschen die Ethik des jenseits gerichteten als eine allgemeine Theorie des geistigen Lebens anerkannt werden. Die Möglichkeit des Nebeneinander erhellt vielleicht aus folgender Betrachtung: Der intellektuell verfeinerte Zeugungsmensch faßt die Geschichte der Menschheit auf als eine kleine Episode des Naturprozesses, in die er zufällig hineingeraten ist und aus der er Nutzen und Vergnügen ziehen kann. Seine geistige Thätigkeit dient ihm als Mittel zur möglichst lustvollen und andauernden Erhaltung seines körperlichen Daseins. Diese Auffassung kann folgerichtig ausgebildet und als Leitsatz des Lebens verwendet werden. Ihr treten Anschauung und Willensmotiv des Leistungsmenschen gegenüber. Nicht zum Glück, sondern zur Leistung ist die Menschheit oder ein Teil der Menschheit berufen. Der ganze ungeheure Weltbetrieb gipfelt in der quantitativ so verschwindend kleinen Summe von geistigen und sittlichen Gütern, die die Kultur geschaffen hat. Wie in körperlicher Beziehung die Fülle der Organismen auf die Entstehung des Gehirns angelegt ist, wie die Rangordnung der lebenden Wesen bestimmt wird durch das Dasein eines Nervensystems und letztlich der grauen Hirnrinde, so strebt die unendliche Mannigfaltigkeit des Seienden nach jener Geisteswelt, die in den höchst entwickelten menschlichen Gehirnen aus dem Zustand der Möglichkeit in den der Wirklichkeit tritt. Der Endzweck der ganzen Natur und die wahre Aufgabe des Daseins liegt demnach in der allgemein gültigen, d. h. zur Geltung berechtigten Geisteswelt, deren Mittelpunkt die Sittlichkeit bildet. Was dem Leben des wirklich schaffenden Menschen Sinn, Wert und Stütze leiht, das ist die Bedeutung und Unvergänglichkeit des objektiven Geistes.

Es ist leicht zu sehen, daß unter solchen Gesichtspunkten die Alternative zwischen Egoismus und Altruismus, Individualismus und Sozialismus zu einer untergeordneten wird. Egoistische Abschließung und der Versuch, bloß auf sich selbst angewiesen zu sein, mißlingen auch bei dem Größesten. Deswegen braucht jedoch das Individuum nicht in der Masse aufzugehen: die Gottheit in ihm bietet ihm einen überpersönlichen Halt. Wenn man einigen Interpreten glauben darf, so hat selbst Nietzsche eine hiermit verwandte, obgleich sichtlich verschiedene Einsicht zu lehren gewußt. Er zeigt uns neben dem Sozialismus und dem Individualismus eine dritte Möglichkeit, die ich — wenn man der Kürze zuliebe über eine Häufung von Fremdwörtern freundlichst hinwegsehen will — als Generismus und idealistischen Qualitätenobjektivismus bezeichnen möchte: nicht die Gesellschaft, sondern die Gattung soll erhöht werden und zwar so, daß gewisse ideale Werte an einzelnen Personen Wirklichkeit gewinnen, Werte, die diesen ihren Charakter keiner Ursache und keiner Wirkung verdanken, die schlechthin objektiv und absolut sind. Der Rechtsgrund des Lebens wäre also auch hiernach in der Überzeugung unbedingt wertvoller Zwecke zu finden. Sicherlich liegt er nicht in der Hingabe an die Mehrheit der Zeugungsmenschen. Auf dem Papiere sieht „Menschheit" sehr imponierend aus. In der Wirklichkeit jedoch dient der uns bekannt werdende Teil kaum zur

Digitized by Google

Erhebung, und der Gedanke, daß Millionen ähnlicher und eine Milliarde minderwertiger Menschen hinzukommen, bis die Gesamtsumme erreicht ist, kann in unseren Herzen keine anderen Gefühle hervorrufen. Man schelte das nicht Überhebung und Hartherzigkeit. Auch in den Gipfelmenschen wohnt ein sehr tiefes Mitgefühl mit den Sorgen und Kümmernissen, die wir Kleineren erfahren. Allein, es giebt sich nicht in philanthropischen Unternehmungen aus. Dies Mitleid bezieht sich weniger auf das Unglück, als auf die moralischen Veränderungen, die es hervorruft, weniger auf veränderliche, als auf unveränderliche Dinge: vor allem auf das unendliche Mißverhältnis zwischen dem Erstrebten und dem Erreichbaren, das durch höhere Entwickelung nur noch gesteigert wird, und auf die furchtbare Klage der Angst, auf Hilflosigkeit und Hoffnungslosigkeit, deren Dasein auch nur in einem einzigen Falle die Freude an der Welt dämpfen muß. Über diese Abgründe führt keine vom Optimismus oder Pessimismus erbaute Brücke; sie schließen sich erst, sobald der dritte Standpunkt gewonnen ist: das Leben zu bejahen, weil es in Leid und Not besteht.

Wer am tiefsten für die in ihm wohnende Geistigkeit lebt, der lebt am weitesten für die anderen. Ein vollkommenes Leben ist das Leben, das den objektiven Geist zur Blüte gelangen läßt. Durch die innere Wiedergeburt, durch den Eintritt in eine höhere Ordnung wird der Mensch zu einer Leistung befähigt, die sein Dasein rechtfertigt. Während der Zeugungsmensch als überindividuell nur anerkennt, was für eine Gruppe von Individuen gültig ist, erweitert sich der Leistungsmensch zu dem, was unbedingten Wert hat — mag es auch nur in einer einzigen Person verwirklicht sein. Gattung dort, Geistesleben hier. Nirgends zwar in dem Sinne ausschließenden Gegensatzes, denn die Bedürfnisse unserer tierischen, gattungsmäßigen Natur halten auch den Vornehmsten an der Erde fest, wie ein Seil den Fesselballon. Aber unsere Sendung ist die, in die große Leistung der Höhenwelt hinaufzusteigen. Unser Leben sei Läuterung, transcendentale Umwandlung, Wachstum einer höheren Art von Wirklichkeit. Nicht Selbsterhaltung, sondern Selbsterhöhung ist unser Wunsch.

Berlin — Max Dessoir

Mörike-Miniaturen

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt
In dieser engen, kleinen Welt,
Mit holdem Zauberbann mich hält ....
Goethe

Von Zweien, die liebliche deutsche Märchen geträumt und im kleinen, heckenumzogenen Gärtchen als Sonntagskinder die Sprache der Sommervögel still sinnend vernahmen, giebt es Bilder, die ihre äußere Wesenheit in gemütlich behäbiger Philisterhülle zeigen. Moritz von Schwind hat sich selbst in guter Laune als „kurzer, dicker Philister mit Münchener Bierbauch, weißer Weste, kurzen Elephantenbeinen, Spießerrock, Spießercylinder und

Digitized by Google

Spazierstock" gezeichnet,* als Ahnen J. B. Engelscher Maßkrügler, und darunter geschrieben: „da moane die Leut, wenn oaner g'sund ausschaut, könnt' er koan geschickter Künstler sein! Schauts nur mi an!"

Und Eduard Mörike zeigt die Silhoutte des graziösen Schwarzkünstlers Paul Konewka als den zu „Stuckert am Neckar" mit breitkrämpiger Großvaterröhre über dem bebrillten Schulpapagesicht und geschultertem ungefügen Familienregenschirm bedächtig fürbaß wandelnden Herrn Professor. Eine Devise steht nicht darunter, aber sprechender als solche ist der lieblich schalkhafte Randeinfall des feinen Künstlers: das schlanke, zierliche Reh, das in der Ecke wie lauschend steht und seinen Herrn, den Zauberer der Tiere und Blumen, den Herrn des Waldes, auch in der irdischen Gevatter Schneider- und Handschuhmacherstracht erkennt.

Diese deutsche Mischung innerer Romantik, schwebender Phantasie, des zweiten Gesichts, das alle Dinge vieldeutig spielender zu schauen vermag, mit äußerlich begrenzter Kleinexistenz, dem bescheiden hausväterlichen Wesen enger Stübchen, dem von Wilhelm Raabe gepriesenen Philisterium der Werkstatt und der Schreibstube mit „Bierkrug, Kaffeekanne, Strickstrumpf und Tintenfaß", hat, wenn sie wirklich echt und rein sich fügt, besondere, des Nachgehens werte Reize.

Und stärker als die künstlerischen Arbeiten solcher Persönlichkeiten (von Jean Paul gilt das, von Wilhelm Raabe, von Schwind, von Mörike) wirkt die künstlerische Betrachtung ihrer Menschlichkeit, das produktive Anschauen all der kleinen Züge, wie sie sich aus Briefen, Mitteilungen, Aufzeichnungen ergeben. Die Werke selbst sind dazu nur eine stoffliche Quelle mehr, nicht auf ihr Kritisieren kommt es bei solchem Betrachten an, sondern auf das fördernde Ausschöpfen. Und was sich da in spielender Fülle verschleiert und versponnen zusammenfindet, aus alltäglichem Treiben und innerem Weben in eine Atmosphäre gebannt, das scheint erst das eigentliche geheimnisvoll entstandene, unbewußte Meisterwerk eines solchen Alltags-Sonntagskindes.

Solch künstlerisches Erfassen der Lebensläufe wünschte man sich für die moderne Biographie. Streng kritisch-methodisches Abwägen des Materials wäre dafür natürlich die Voraussetzung, um alles künstliche Hineintragen zu vermeiden; dies Material, mit der peinlichen Kontrolle des Philologen gesiebt, müßte aber dann mit den Augen eines Dichters des „rückwärts gewandten Propheten" angeschaut werden.

Theodor Storm hat von dieser dichterisch-biographischen Kontemplation gerade für Mörike seine Worte geprägt: man sähe durch seine Gedichte „wie durch Farbengläser in das Leben des Dichters selbst hinein, das auf kleinen Erdenfleck beschränkt, aber mit phantastischem Märchenduft umgeben war".

Zwei Biographen sind in jüngster Zeit in das Mörikeland ausgezogen, diese „Farbengläser" zu gebrauchen und, rückkehrend, ihre Erlebnisse auszubreiten; ein Kenner und ein Enthusiast.

---

*) Georg Herrmann, Karikaturen im neunzehnten Jahrhundert. Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

Ein junger Litterarhistoriker, Dr. Harry Maync, hat in seinem Buche* ein musterhaftes Beispiel gegeben, wie man einen Stoff zu sichten, zu bewerten und auszumünzen hat, wie man bei aller Wärme stets ein unbestochen und unerbittlich prüfender Wardein bleiben muß. Seine Bausteine — manch Ungedrucktes stand ihm aus Familienbesitz zu Gebote — sind alle von tadelloser Echtheit und in ihrer Verwendung läßt er sich nie durch Rücksicht auf dankbare schriftstellerische Wirkungen bestimmen.

Den strenggezogenen Linien dieser Darstellung gegenüber wirkt die andere Biographie von dem Wiesbadener Gymnasialdirektor Karl Fischer** breitplätschernder, sie hat ausgesprochen genrehafte Neigung, sie läßt mit bequemerer Technik als die destillierende Art Maynes in reichen Citaten den Dichter selbst zu Worte kommen, sie ist schöngeistiger; die Briefstellen, die Anekdoten, die Äußerungen, die hier gesammelt und konserviert werden, sind alle von lebendiger Gegenwart, doch in der Art, wie sie verwendet werden, wie alles durchaus autobiographisch umgedeutet wird, erkennt man mehr einen auf das Gefällige ausgehenden Genremaler, als den mit der Sonde arbeitenden Forscher. Der Forscher aber hat nicht geringere Liebe für die Gestalt, um die er wirbt, als der Amateur. Und in dieser Liebe begegnen sich beide und wecken sie neu auch bei den Lesern. Die „Prophetie", von der ich vorhin sprach, erfüllt sich zwar in dem einen so wenig als in dem anderen; aber allerlei magische Fäden lassen sich spinnen, wenn man, von diesen Führern geleitet, in die Mörikewelt taucht. Und das scheint mir für heute verlockender, als die Nachprüfung und eingehende Vergleichung der litterarhistorischen Methode der beiden Biographen, die an passenderer Stelle in einem Fachblatte stehen würde.

* * *

„Ein Menschenkind mit allen Engeln und Spinnen, die ihm über die Seele kriechen"; diese Charakteristik Mörikes durch seinen Freund Kurz, und Mörikes Worte über Luther, die genau auf ihn selbst stimmen: „Wie so eine freundliche Papanatur, so ein lachender Humor sich mit diesem durchdringenden Blick in die mystische Welt, so rauhborstige Derbe mit der äußersten Zartheit verbindet", sind ein vorklingendes Motto der buntfarbigen Menschlichkeit, die uns hier erwartet, all der Mischungen des „Feenhaften und Purzelhaften".

Wir belauschen einen Menschen, dessen genialer Spieltrieb, nie rastend, Phantasiekristallisationen bildet, keine Luftschlösser, sondern mit dem Material der Wirklichkeit in der Wirklichkeit errichtete, unsichtbare Königreiche. Er hat die Gabe, alle Dinge gewissermaßen transparent zu empfinden, ihnen die Zunge zu lösen und das, was dem Gewöhnlichen als gewöhnlich und natürlich erscheint, als wunderbar zu fühlen. Und von der Primitivität eng eingesponnener Idyllen bis zu den Schauern geheimnisvoller Zwischenwelten kann er sein Innenleben steigern.

---

* Eduard Mörike. J. G. Cotta. Stuttgart und Berlin. 1902.
** B. Behrs Verlag (E. Bock). Berlin. 1902.

Digitized by Google

Seinem äußeren Leben haben die Wirren und Zwiespälte dabei nicht gefehlt. Es ist das Verdienst der neueren Biographie, gezeigt zu haben, wie die Beschaulichkeit und eingefriedete Ruhe, das Gleichmaß der Tage und Stunden, nicht restlos die Summe dieses Erdenwallens giebt. Wir lesen von der beängstigenden Ungewißheit der Frühzeit, von der dumpfen Unbewußtheit eines Jünglings, der sein eigenes Wesen nicht versteht, sich vor dem aufgedrungenen Pfarrberufe graut und blindbegierig die seiner Art viel unangemessenere, drückende „Freiheit" eines dem Verleger sich verschreibenden Schriftstellers ersehnt, dabei Dramenpläne großen Stils schmiedet und nach Zweifeln und Enttäuschungen erst zu der Erkenntnis kommt, daß es sich auf keinem Fleck der Welt sicherer und lustiger sein läßt, „als in der Dachstube eines württembergischen Pfarrhauses". Leidenschaften verstören diese Jahre, eine aufwühlende Liebe zu jener Peregrina, der geheimnisvollen Fremden, die wie aus einer Novelle der Romantik herausgestiegen scheint in ihrer Magdalenengloriole der schönen Sünderin — Wahrheit und Dichtung in den Überlieferungen dieses Erlebnisses hat die Mayncsche Biographie scharf ins Licht gerückt —, und im Herbst seines Lebens greift zerrüttend die Alltagstragik in Mörikes Existenz, die zermürbende Qual täglicher Reibung in einer Ehegemeinschaft, die für ihn nicht paßte. Alle Leiden der Hölle eines Zusammenlebens zweier Menschen, die es mit einander gut meinen und sich doch falsch behandeln, die über das, was sie erleiden, verzweifeln, noch mehr aber verzweifeln über das, was sie leiden machen, offenbaren sich ihm.

Diese äußeren Ereignisse und ihre Reflexe, die man bei Mayne vor allem klar, zuverlässig und mit sicherem Takt dargestellt findet, scheinen aber eigentlich nur wie Wellen an der Oberfläche. Für die Erkenntnis der Vielfältigkeit eines Menschen, des Heterogenen in einer Natur sind sie interessant, das eigentliche Mörikewesen entfaltet sich aber, wenn man ihn nicht in seinen Beziehungen zu den anderen Menschen betrachtet, sondern zu sich selbst, als den Eremiten, der sich in die Zelle seiner Innerlichkeit einspinnt.

Den Pfarrherrn von Cleversulzbach muß man besuchen, der, durch Amtssorgen nicht übermäßig beschwert, von der Sorge seiner Schwester betreut, in Muße ein heimlich-liebliches Wesen treibt und aus allen Dingen sich sein Phantasiegewebe spinnt. Dieser Spieltrieb, der das Lebloſe und Alltägliche beseelt und besonders stimmt, ist hier am reichsten schwingend. Was er in früheren Jahren so oft dunkel sich vorgestellt, erfüllt sich ihm jetzt: seine Vierwändebehaglichkeit, wenn „der Tag recht früh mit Flößerstiefeln naß und melancholisch anrückt und das Leben dann, wie das Grün von Bergen und Bäumen auf diesem sanften, aschgrauen Grunde erst recht beachtenswert und sonnig erscheint. Unser Inneres sieht sich sonderbar geborgen und guckt wie ein Kind, das sich mit verhaltenem Jauchzen vor dem nassen Ungetüm draußen versteckt, mit hellen Augen durch Vorhänge, bald aus jenem, bald aus diesem vergnügten Winkelchen".

Die Gabe dieses „Kinderguckens", das bereichernder, phantastischer, künstlerischer ist als das Alltagssehen, war Mörike stets gegenwärtig. Aus

Digitized by Google

ihr kamen alle seine Vorstellungsvergnüglichkeiten, mit denen er sein Leben märchenhaft bunt bevölkerte. Was erlebt er nicht alles in seiner Stube unter Büchern und Papier. In seinem Gedicht vom „alten Turmhahn" hat er diese Stunden schwebender Träumerei festgehalten, wenn er vor dem gewaltigen Ofenmonument „mit Säulwerk, Blumwerk, kraus und spitz", — „mir däucht's ein ganzer Münsterbau mit Schildereien wohl geziert, mit Reimen christlich ausstaffiert", — geruhig sitzt und Aug' und Sinn über die Kacheln mit ihren naiven Geschichten und Gestalten spazieren läßt oder dem Sonnenstrahl folgt, der ins Fenster scheint, „zwischen die Kaktusstöck' hinstreicht zum kleinen Pult von Nußbaumholz" und dann goldene Kringel über das gelbe und braune Schweinsleder der Kirchenväterfolianten malt. Im Garten giebt es dann einen seltsamen, verwachsenen Baum, dessen Krone sich zur Laube wölbt. Mörikes Vorstellung machte sich auch daraus eine Arabeske und nannte diesen Baum, in dem er gerne saß, seine „grüne Pfarrkutsche", und im Knarren der Gartenthür hörten seine Ohren die Mozartmelodie: „Ach, nur einmal noch im Leben".

Was Mörike von dem Schauspieler Larkens in Maler Nolten sagt, das trifft auf ihn selbst zu: „Alles, was ihn auf längere oder kürzere Zeit interessierte, die Eigentümlichkeit seines nächsten Umgangs, das ganze Leben mancher Freunde durch Zuthat seiner Einbildung mit einem magischen Firniß aufzuhöhen, sich näher zu bringen und so alles auf zweifache Art zu genießen". Schon in den Knabenjahren zeigte sich diese Neigung seines Wesens und ebenfalls im Nolten hat er mit feinen Worten sie definiert und davon gesprochen, wie er sich an irgend einem beschränkten Winkel, an der Kirchhofmauer, auf dem obersten Boden des Hauses, im niedrigen Bretterverschlag der Dachluke gerne einer Beschaulichkeit hingegeben habe, die man fromm nennen könnte, wenn eine innige Richtung der Seele auf die Natur und die nächste Außenwelt in ihren kleinsten Erscheinungen diese Benennung verdiente. Und sein eigenes Schauern meint er, wenn er die schwebende Schleierstimmung preist, die dem allergewöhnlichsten Gegenstand ein fremdes, oft unheimliches Gepräge leiht und hinter jedem gleichgiltigen Ding, „es sei, was es wolle, ein Holz, ein Stein, der Hahn und Knopf auf dem Turm, ein Unerreichbares, hinter jeder toten Sache ein geistiges Etwas voll verborgenem Leben fühlt".

* * *

Aus solcher Komplexion erklärt sich, wie sich in ihm die Andacht zum Unbedeutenden, das Basteln, Schnitzeln, Töpfern, das Sammeln von Kleinkuriositäten, seine Behaglichkeit mit den Tieren, mit zahmen Staren, schnurrenden Katzen und zierlichen Seidenspitzen, mit dem Visionären einte. Denn bis zum Visionären steigert sich die Fähigkeit seines inneren Gesichts. Seine erlebten Märchen, die ihn bei jedem Schritt umschweben, sind nicht immer nur Kinder- und Hausmärchen voll lieblicher Einfalt, sie sind von stärkeren Schauern durchwittert, wenn die „Wünschelrute seines Herzens sich zitternd nach den verborgenen Urmetallen hinabsenkt". Die Lockung: Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab, ruft auch ihm und er wünscht

Digitized by Google

sich jenen Zustand, „wenn die lichte Dämmerung sich verdichtet, die Gedanken tiefer gehen bis zur dunkeln, seligen Selbstvergessenheit, wo die äußeren Sinne sich zu schließen scheinen, alles, was uns umgiebt, verschwindet und versinkt und die innerste Seele die Wimpern langsam erhebt".

Den Aberglauben erklärte Mörike für den Grenznachbar alles Tiefpoetischen. Gleich Justinus Kerner fühlte er die Atmosphäre eines Zwischenreiches wirksam um sich, und das „Dämono-Mago-Prophetische" der Weinsberger Gegend war hellsichtig rege in ihm; „märchenhaft fühl ich mich selbst mit aufgeschlossenen Sinnen", bekannte er. Die „Seherin von Prevost", die Nonne Anna Katharina Emmerich waren ihm in ihren Bekenntnissen vertrauter Umgang. Er glaubte fest an magische Wirkungen und hat selbst telepathische Erlebnisse gehabt. Sein Organ für alle Erscheinungen der Nachtsphäre ist ungemein leicht zu affizieren und in Schwingung zu bringen. Als er eine Nacht in einem Gasthof zubringen muß, in dem gerade eine Hochzeit gefeiert wird und er in einem saalartigen Raum mit einem adeligen, in Stein gehauenen Wappen über der Thüre und einem schwarzen Tuch an der Wand gegenüber dem Bett einquartiert wird, webt sich ihm aus der Situation und den beiden Requisiten ein ganz stark und bang beklommen empfundenes, abenteuerlich spukhaftes Nachtstück.

Von größter Bedeutung ist für ihn denn auch sein Traumleben voll Ahnung und Gegenwart, voll Vorbedeutung und tieferem Sehen. Jene Träume liehen ihm die Gabe, die sein Freund Ludwig Bauer so bewunderte: seine Menschen „bis an den Saum eines Jenseits zu heben, ohne dabei das Diesseits zu verlieren".

Dies traumhaft-visionäre Dämmerlicht liegt auch über einigen Scenen eines ungedruckten Romanfragments, das Karl Fischer benutzen durfte; Mayui scheint es nicht zu kennen. Sie schildern in tiefen, dunkelglühenden Farben einen nächtlichen Brand und lassen, wie durch einen Schleier, ein geheimnisvolles Bild sehen: ein Mädchen von seltsamer Schönheit, phantastisch gekleidet, im weiten, dunkelroten Saal eines Jagdschlosses auf einem Divan ruhend, allein mit dem alten schottischen Hausmeister und seiner hünenhaften Frau, die wie eine Norne am Spinnrocken sitzt und Balladen summt.

Dieses Sinnen in allem Wunderbaren gab wiederum Mörikes Spieltrieb Nahrung, ließ ihn seinen Alltag mit Märchenelementen durchspinnen und sich in solchen Vorstellungen wiegen, daß er auf einer „magnetischen Landkarte geliebte Gäste, Männlein, Weiblein und verschiedene Mädels, herziehen sähe, sie in der Stube von Station zu Station verfolge und endlich die ganze Gesellschaft in duplo ankommen sähe".

Alle Eindrücke graben sich bei Mörike gleich in die Tiefe, die stärksten Emotionen, die tiefsten Erschütterungen, die allgewaltigsten Schauer lösen sich aus. Und er erlebt sie nicht nur, sondern findet auch die Worte und Bilder, um sie zu deuten. Von musikalischen Erlebnissen gilt das vor allem. Ekstatisch ist sein Nachfühlen der C-moll-Sinfonie: „ich dachte mir schöpferische Geisterchöre, welche zusammenkommen, eine Welt zu erschaffen; sie sausen und schweifen einzeln und in Massen, oft wider einander in

Digitized by Google

seligem Kampf und gießen Ströme von Licht vor sich her, ganze Meere". Und voll klingender Magie seine Mozartvision bei dem Gewitter: „Breite, gewaltige Blitze fielen wie Rosenschauer in unsere weiße Stube. Der alte Mozart muß in diesem Augenblick mit dem Kapellmeisterstäbchen unsichtbar in meinem Rücken gestanden und mir die Schultern berührt haben, denn wie der Teufel fuhr die Ouverture zum Titus in meiner Seele los, so unaufhaltsam, so prächtig, so durchdringend mit jenem oft wiederholten ehernen Schrei der römischen Tuba, daß sich mir beide Fäuste vor Entzücken ballten".

* * *

„... Ohne dabei das Diesseits zu verlieren", — dies Wort darf man bei all dem Somnambulen und dem Clairobskur nicht vergessen, und das ist es, was uns bei Mörike so nahe berührt, daß er kein Schwärmer und Phantast ist, daß ihm das Wunderbare das Natürliche, und das Natürliche das Wunderbare wird, daß ihm niemals, trotz seines „zweiten Gesichts", so wenig wie dem Larkens seines Romans „die natürliche Ansicht von Dingen und Personen verrückt oder unschmackhaft geworden wäre". Er hatte einen wundervollen Takt der Wirklichkeit gegenüber, er fand die Einheit der Phantasie und der Realität, er genoß die gesteigerten Momente und beugte sich gern und liebevoll dem Alltag. Er „erlaubt sich zu sprechen, wie die Niederländer malen durften", und empfand feinfühlig das Schiefe in allem Schöngeistelnden, das die „poetischen" Gefühle redselig auf der Zunge trägt. Er, der sich den Ekstasen und Vibrationen voll hingab, konnte wie Fontane die großen Worte, die Brusttöne an falscher Stelle, wo das Schweigen mehr gesagt hätte, durchaus nicht vertragen. Alles bewußte Dichtertum mit Leier und Schwert im Arm war ihm fatal und peinlich und verletzte seine seelische Scham. Als er mit Geibel über Land ging, zogen Cirruswolken, von der untergehenden Sonne bemalt, am Himmel auf. Und Geibel sagte, indem er Mörikes Arm ergriff: „Welch ein Schauspiel, lieber Mörike!" Aber der erwiderte trocken dämpfend: „Das heißt man bei uns Schäfle". Alles Minnige und Sinnige ist ihm zuwider, und Gottfried Kellersch-derb ist seine Kur nach der Lektüre von matten Versen, dem „süßen Zeug ohne Saft und Kraft, es hat mir all mein Gedärm erschlafft; es roch, ich will des Henkers sein, wie lauter welke Rosen und Kamilleblümelein". Er läuft „in den Garten hinterm Haus, zieht einen herzhaften Rettig aus und frißt ihn auf bis auf den Schwanz". Und diese „Niederländerei" ergötzte sich auch an derb-schalkhaften Genrescenen, wie auf jenem Bild aus der schönen Lau, das gar lustig ein Bübchen „mit rotgeschlafenen Backen, hemdig, einen Apfel in der Hand, sitzend auf einem runden Stühlchen von guter Ulmer Hafnerarbeit, grün verglaset," zeigt.

Diese Mischung aus Phantastik und Realem gab seiner Sprache die konkrete plastische Anschaulichkeit. Nie schreibt er etwas Abstraktes, jeder Begriff setzt sich sofort in lebendige Gegenständlichkeit um. Er ist verschwenderisch aus der Fülle heraus im Prägen origineller, sinnfälliger Formulierungen alles dessen, was ihm durch den Kopf geht. Das macht ihn zu einem Charakteristiker, dessen Farben und Modellierungen manchmal moderner Delikatesse und der Vorliebe für die écriture artistique

Digitized by Google

nahe stehen. An den spanischen Romanzen seines Freundes Kurz sah er das „Vornehm-Finstere bronzener Ornamente". Und von einer Sinnfälligkeit, die das ganze Wesen eines Menschen in einem Satz zusammengeballt zeigt, ist seine Note über Uhland, dem als Mensch so Kargen und Spröden: „Er schreibt, wie er spricht, die Sätze sind wie schwere Steine, die er einzeln mit kurzen Schritten trägt und fallen läßt".

Es ist, als ob Mörikes Finger beim Sprechen nie in Ruhe sind und immer in Thon kneten; possierliche und groteske Figuren entstehen als Eigenschaftspersonifizierungen unter seiner Hand: die „Sehr- oder Bosmänner" mit ihrer gespreizten Bravour, in grünem, goldbeknöpftem Frack, gehoben vom „Schnurrbartsbewußtsein und glattgespannter Hosen Sicherheitsgefühl"; ihr heiteres Gegenspiel „jene freundlichen Naturen", die er „Sommerwesten" nennt, „denn sie haben wirklich etwas Sonniges in ihrem Wesen. Es sind weltliche Beamte, Rechnungsräte, Revisoren oder Kameralverwalter"; die „Vanillengesichter", deren Unbeschreibliches vorzüglich in der eigens kindlichen Form der Nase liegt. „Sie haben gern etwas Schwimmendes, Trübes in ihren braunen Augen, sind stille, und ihr Lachen ist besonders lieblich, obwohl oft ungeschickt".

Und diese vielfältige Mosaik seines Wesens spiegelt sich neben den Gedichten am lebendigsten in seiner leuchtenden Novelle: Mozart auf der Reise nach Prag.

Hier hat er in reicher Steigerung in einem Künstlerwesen all das Eigenschaftliche vereint, was er selbst so bunt gewirkt in sich trug. Das Heitere momentaner Fröhlichkeit, die Drolerieen und Wunderlichkeiten tanzender Einfaltslaunen, das Schlendern durch den Alltag, mit nachdenklicher Beschaulichkeit an Gassen und umgrünten Kegelbahnen, Gartenträume voll lebendiger Erinnerung und dazu die gesteigerten Momente künstlerischen Empfängnisses, die Don Juan-Vision, da Mozart den Accord greift und fühlt, er klopft an der Pforte an, „dahinter schon die ganze Legion von Schrecken bei einander liegt".

Das Kindlich-Spielende mischt sich mit dem unbewußt Schöpferischen leicht und frei, und das schöne Wort über Mörike, das Wort von David Friedrich Strauß, fühlt man hier besonders gegenwärtig:

„Mörike nimmt eine Hand voll Erde, drückt sie ein wenig — und alsbald fliegt ein Vögelchen davon."

Charlottenburg Felix Poppenberg

Ein Zollbündnis Deutschlands mit den Niederlanden

Vor kurzer Zeit hat sich die englische Presse mit ungewöhnlichem Eifer und sichtlicher Freude über eine kleine Schrift des bekannten Professors Ernst von Halle, „Die volks- und seewirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Holland", hergemacht; und die niederländische Presse gab

Digitized by Google

ein gar deutlich tönendes Echo. Das unerfreuliche Schicksal dieses Aufsatzes ist nicht ganz unverdient. Denn trotz einer Fülle fruchtbarer Gedanken ist er im Tone verfehlt. Das haben die klugen Engländer geschickt herausgehorcht und geschickt verwertet. Ein deutsches Liebeswerben um Holland, das neben anderen anfechtbaren Sätzen die grandiose Behauptung durchschlüpfen läßt: „Die Weltgeschichte wird dereinst die Schuldanklage wegen der Unterjochung der Holländer in Südafrika an der Thür der Generalstaaten im Haag niederlegen", scheint mir, zumal im gegenwärtigen Zeitpunkte, nicht gerade glücklich. Überdies dürfte der Inhalt dieser fulminanten Anklage das Gegenteil von dem sein, was man zutreffend zu nennen pflegt. In keiner Frage kleidet uns zudem bescheidene Zurückhaltung besser, als in dem Streite über Schuld und Nichtschuld an dem Ausbruche des Krieges in Südafrika. Ich brauche nur an das Telegramm unseres Kaisers zu erinnern und an die oft im Auslande gehörten Vorwürfe; der Kaiser sei für den Kampf in Südafrika mit verantwortlich. „Wer vermag zu sagen", schickt übrigens Professor von Halle seiner Prophezeiung voraus, „wie die Transvaalfrage heute aussehen würde, wenn in Holland bei der Begründung des Zollvereins und des Deutschen Reichs staatsmännische und realpolitische, anstatt sonderbündlerischer, engherzig lokalpatriotischer und dynastischer Erwägungen geherrscht hätten". Mit demselben Rechte könnte man ausführen: Wer vermag zu sagen, wie die Transvaalfrage heute aussehen würde, wenn nicht Rhodes, Beit & Co. den Jameson-Raid in Scene gesetzt hätten und nicht das Telegramm unseres Kaisers dem Präsidenten Krüger das Rückgrat gestärkt hätte. Oder: Wer vermag zu sagen, wie unser Verhältnis zu den Niederlanden sich gestaltet hätte, wenn die deutsche Regierung, trotz Wahrung strengster Neutralität in der Form, in der Behandlung des Präsidenten Krüger, glücklicher gewesen wäre. Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht, hätt' sicher aus Häckerling Gold schon gemacht. So ähnlich heißt es wohl in der Dichtung. Lassen wir aber einmal jegliche Hypothese hübsch beiseite, so müssen wir uns vor allem mit der Thatsache vertraut machen, daß seit unserer vollständigen Schwenkung in der südafrikanischen Politik die Hinneigung der Holländer zum Deutschen Reiche begreiflicher Weise merklich abgekühlt ist und einem starken Mißtrauen und einer vorläufig noch wachsenden Entfremdung den Platz geräumt hat. Um so größere Vorsicht war daher geboten. Sie ist leider ein wenig außer acht gelassen. Dafür noch zwei weitere Proben: Professor von Halle behauptet an einer anderen Stelle: „Holland hat seine Wirtschaftspolitik so eingerichtet, wie sie ihm die größten Vorteile als Zwischenhändler für das reiche Deutschland bietet, einen Einfluß auf diese Politik gesteht es aber dem Nachbarland nicht zu. Nur die Vorteile aus dem deutschen Aufschwung genießt es mit, an den Lasten nimmt es nicht teil. Wie seit Jahrhunderten, nährt man sich von den Resultaten deutscher Arbeit. Das ist eine für die deutsche Wohlfahrt üble Situation." Etwas Verständigeres konnte Holland in der That nicht thun, als was ihm hier zum Vorwurfe gemacht wird. Oder sollten die Niederlande ihre Wirtschaftspolitik nach der Maxime einrichten: Der Vorteil unseres großen Nachbarlandes Deutschland ist uns suprema

Digitized by Google

lex? Von einer solchen Wirtschaftspolitik kühnsten Altruismus weiß selbst das Volk der Dichter und Denker nichts. Also darob brauchen wir uns nicht sittlich zu entrüsten. Thun wir es dennoch, so werden wir eben die Lacher auf der anderen Seite haben. Gleich verfehlt erscheint mir die Bemerkung: „Die abweichenden Traditionen und der durch Jahrhunderte bewährte Unabhängigkeitssinn des Volkes — ein Deckmantel, unter welchem sich allerdings bisweilen auch jene ungeheure Menge von Kleinlichkeit, Krämergeist und Kurzsichtigkeit verhüllt hat, welcher aus den niederländischen Herren der Erde von 1648 das Holland von 1900 gemacht hat, das seine eigenen Stammesbrüder nicht mehr schützen kann — wird allerdings einen erheblichen Widerstand zu Tage fördern" (d. h. gegen die früher oder später notwendige Verbindung beider Völker). Was hier Krämergeist genannt wird, paradiert bei anderer Gelegenheit als kaufmännischer Unternehmungsgeist, als just der Geist, der Holland zu dem gemacht hat, was es in seiner glänzendsten Blüte bedeutete. Es giebt Leute, die von preußischen Soldatentugenden sprechen. Andere reden von preußischem Unteroffiziersgeist und graulen sich weidlich davor. Will man sich nun den Preußen lieb und wert machen, so empfehle ich dringend, die Soldatentugenden hervorzuheben und zu preisen, von der Servilität nach oben und den Fußtritten nach unten aber ängstlich zu schweigen.

Schriften wie die des Professors von Halle sind trotz aller unstreitigen Vorzüge nicht geeignet, die ungemein betrübliche deutsch-ablehnende Bewegung in den Niederlanden zurückzudrängen oder auch nur in ihrer Fortentwickelung zu hemmen. Vielleicht war das auch nicht die Meinung. Professor von Halle bewegt sich zu sehr in den Bahnen Treitschkes, der in einem schon etwas verstäubten Aufsatze über die Republik der Vereinigten Niederlande ähnliche Töne angeschlagen hat. „Der große Gang der deutschen Dinge", meinte Treitschke, „die Einheit unseres Reiches von der Ostsee bis zum Bodensee und der Ausbau dieser Einheit läßt sich nicht mehr hemmen durch das Geschrei kleiner Völker, die verschollener Tage nicht vergessen können." Diese wuchtigen Worte, die jeden Alldeutschen zu mehrfachen Heil-Heilo-Wackerrufen begeistern müssen, empfehle ich als Motto für die Schrift des Marburger Professors.

In einem ganz anderen Geiste, als die Hallesche Schrift, ist die Rede eines Jenenser Professors, des Nationalökonomen Anton, abgefaßt, die vor wenigen Wochen als Heft der Gehe-Stiftung im Druck erschienen ist und weit größere Beachtung verdient, als sie bisher in Deutschland gefunden hat. Professor Anton trifft den Kern der Dinge, wenn er sagt: „Will man der Annäherung beider Länder wirklich dienen, so muß man die Diskussion von einem leidenschaftlichen Tone zurückführen auf eine ruhige und sachliche Aussprache, gleichsam ohne nationale Voreingenommenheit das Für und Wider erörtern und dann das Facit ziehen. Stellte sich dabei heraus, daß das Bündniß beider Staaten ihnen nicht zum Segen gereichen könnte, so würde selbst ein solches Ergebnis, wenn es gefunden wäre in leidenschaftsloser, ruhiger Würdigung, mit dem richtigen Takt und Verständnis für den Charakter der beiden Völker und für das, was ihnen heilig ist,

Digitized by Google

dennoch zu ihrer Annäherung beitragen. Umgekehrt müßte die glühendste Anpreisung des Bündnisses, wenn sie jener Voraussetzungen entbehrte, nur abstoßend, statt anziehend, wirken". Gegen alldeutsche Deklamationen vom grünen Rhein und deutsch muß er sein, von der Quelle bis zur Mündung, ist der Verfasser kühl bis ans Herz hinan. Er bescheidet sich bei einer für beide Völker eminent wichtigen Frage, ob ein wirtschaftliches Bündnis möglich ist und im Interesse Deutschlands und Hollands liegt, und bekennt mit wohlthuender Entschiedenheit, daß er für vollkommen ausgeschlossen hält, daß das Deutsche Reich das kleine Holland seinen Grenzen jemals einverleibt und ihm seine Kolonieen nimmt.

Bei einem wirtschaftlichen Bündnis denkt der Verfasser an eine Angliederung der Niederlande an die deutsche Zoll- und Handelsgemeinschaft, ähnlich wie Luxemburg sich an das Deutsche Reich angeschlossen hat, und führt überzeugend aus, daß die Zollunion beider Staaten internationale Schwierigkeiten nicht hervorrufen würde, auch keine unüberwindlichen technischen Hindernisse bietet. Bedenklicher erscheint schon die Divergenz zwischen der deutschen und holländischen Handelspolitik. Auf der einen Seite das Land der Schutzzölle, das sich, wenn's auch mit dem neuen Zolltarif nicht bitterer Ernst ist, zu einem Niederreißen seiner Zollschranken in nächster Zeit kaum entschließen wird, auf der anderen ein Land des Freihandels. Ein Übergang des Deutschen Reiches zum Freihandel ist nun in naher Zeit trotz der Drohungen unserer extremen Agrarier schwerlich zu erwarten. Die Niederlande müßten daher in die deutsche Schutzzollgemeinschaft eintreten. Ich fürchte aber, daß die Abneigung der Holländer gegen Schutzzölle zu stark ist, um sie schon heute Argumenten zugänglich zu machen wie: die deutsche Zollgemeinschaft würde ihnen einen inneren Markt von 56 Millionen Menschen erschließen, das Absatzgebiet ihrer industriellen Erzeugnisse wesentlich erweitern, zum Teil unter Gefährdung deutscher Gewerbszweige, und, was das wichtigste sei, es würde jede Schmälerung des Zwischenhandels, der der holländischen Volkswirtschaft eigentlichen Lebensnerv bildet, durch Einrichtung von Freihäfen, wie die Geschichte Hamburgs lehrt, erfolgreich verhindert werden können. Die Arbeit des Professors Anton bedeutet einen wichtigen Anfang für eine Reform holländischer Anschauungen in dieser Richtung. Sie ist keineswegs erschöpfend und gründlich genug, um alle Vorurteile ohne weiteres wegzuräumen und neue Werte zu formen. Sie will offenbar auch nicht mehr sein als eine Skizze, ein Grundriß, nach dem sich weiterbauen läßt, ein Fingerzeig, wie wir einander näher kommen können, ohne daß die Holländer mit gutem Grund befürchten dürfen, die Zollunion bilde die erste Etappe zur politischen Angliederung, zum Verlust ihrer heißgeliebten, heißerrungenen und heldenmütig verfochtenen Unabhängigkeit. Übrigens gilt es auch, intra muros Bedenken zu zerstreuen und Widerstände zu überwinden. Die von englischer Seite geflissentlich verbreitete Mär, als wenn ganz Deutschland wie ein Mann den Augenblick ersehnt, wo wir uns mit Holland mehr oder minder innig verbinden, ist leider noch weit davon entfernt, sich zur Wahrheit zu verdichten. Die deutschen Seehäfen Emden, Bremen, Hamburg befürchten nur zu begründet die Konkurrenz der holländischen Häfen, namentlich

Digitized by Google

Rotterdams. Schon heute schreitet Rotterdam in schnellerem Tempo voraus als Bremen und Hamburg, und es ist nicht unmöglich, wie Professor Anton hervorhebt, daß infolge der Zollunion Rotterdam sich zum ersten Hafen des festländischen Europas entwickelt, den heute noch Hamburg bildet. Deutsche Industrieen, wie die Schokoladen- und Kakaofabrikation, könnten geradezu vernichtet werden. Natürlich wird auch Holland nicht ohne Nachteile für diesen und jenen Erwerbszweig aus einer Zollunion mit Deutschland hervorgehen. Das Entscheidende ist aber, daß beide Völker in ihrer Gesamtheit bei einem Zollbündnis gewinnen werden. Diese Überzeugung weiter zu tragen, ist vornehme Pflicht deutscher Politiker und Nationalökonomen.

Denn die Initiative liegt bei uns, seitdem der Verlauf des südafrikanischen Krieges die vielversprechenden Keime einer ehrlich deutsch-freundlichen Bewegung in Holland mit einem Schlage vernichtet hat. Aber die Gedanken allein reichen nicht aus. C'est le ton qui fait la musique. Haben wir erst das Vertrauen der Holländer wieder gewonnen, so wird auch der Tag nicht fern sein, wo die Mehrheit des holländischen Volkes empfinden wird, was ein bekannter holländischer Politiker vor dem Transvaalkriege ausgesprochen hat:

„Will Holland zu Ehren kommen und seine Unabhängigkeit wirklich sichern, so muß es bei einem Größeren Schutz suchen, und dieser Größere kann nur das Deutsche Reich sein."

Daß England sich zu der Rolle dieses Größeren nicht eignet, hat Professor E. von Halle in einer trefflichen geschichtlichen Studie, „England als Beschützer Hollands", fein sarkastisch nachgewiesen.

Dr. S. Heckscher

Architektonisches

O Alsterthal,
O Alsterthal,
Du armes schönes Thal!
(und ad libitum nach der Weise:
O Haselbusch.)

Fuhr ich da neulich nach Fuhlsbüttel hinaus, um als Gefängnißdeputierter mir das Gefängniß anzusehen und zugleich meine Beobachtungen unterwegs anzustellen. Aber hatte ich schon Schlimmes erwartet, so wurde es doch von der Wirklichkeit leider erheblich übertroffen.

Bei Fuhlsbüttel fließt die Alster nicht mehr durch ein Hügelthal, wie bei Poppenbüttel, sondern weit streckt sich ein langsam abfallendes Gelände gegen den Fluß, das mit einzelnen alten Eichen bestanden ist und verschiedentlich Knicks oder Bettenabteilungen zeigt. Romantisch ist es nicht, aber voll Anmut.

Immerhin bieten sich einige prächtige Punkte, so das mit großem Verständnis hergerichtete Baumhaus, jetzt Wohnhaus des Herrn Dr. Rossing,

Digitized by Google

und die beiden alten Scheunen des Gasthofs „Alsterthal" unter herrlichen Eichen. Sonst ringsum die ödeste Wüstenei in Bauwerken.

Der erste Gedanke an früheres „Land" begegnet einem, wenn man von der Stadt kommt, am Klosterstern. Es befindet sich dort noch ein alter, schöner Garten; aber Etagenhäuser und Tanzsalon im glattesten grauschwarzen Putzstiel umringen ihn schon in häßlich aufdringlicher Weise.

Dann Eppendorf, früher ein Platz vornehmer Landhäuser in leichtem Stil, außen zum Teil mit Holzverschalung und roten oder dunkelglasierten Ziegeln, und was ist heute daraus geworden? Die alten, ehrwürdigen Gartenhäuser mit ihren großen Bäumen und luftigen Fenstern sehen aus, als ob sie sich ängstlich zurückzögen vor den durch ihre Gärten geschnittenen Straßen, den Vorläufern für die modernen „Villen", diese Zwitter von Land- und Stadthaus, die ihren monströsen Charakter offenbar nur durch brutales Auftreten zu verschleiern hoffen und dadurch nur um so mehr verletzen. Das Unglück ist nämlich, daß sie mehr scheinen wollen, als sie thatsächlich sind. Sie sind, kurz gesagt, Häuser wenig Bemittelter, die es aber möglichst den großen Landhäusern Reicher nachthun wollen und so mit ihrem Messingsch einfach lächerlich wirken. Wenn sie sich doch einfach auf schlichte Backsteinwände mit rotem Dach beschränken wollten; ein paar blühende Schlingpflanzen, wie das schnellwachsende Hexengrün, würden bald die nötige Abmilderung der Form herbeiführen. Alle Märlein, daß Backstein nicht dicht und nicht wetterfest sei, halten nicht Stich, ebensowenig die Sage, daß man unglaublich viel Feuerung im Rohbau benutzen muß: das Gegenteil kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen.

Und dann der Marktplatz in Winterhude: etwas Tolleres als die Putzbau-Orgie im Renaissancestil hätte sich das Heidelberger Schloß auch kaum träumen lassen. Man kann hier wirklich mit bestem Rechte sagen: quod licet Jovi etc., ganz abgesehen davon, daß die Heidelberger Ruine, jenes herrliche „kaputte Schloß", aus edlem Material hergestellt ist, während das Massenquartier, genannt Etagenhaus, alles andere eher herzeigt.

Und dann fällt das Niveau der Bauunkunst immer tiefer, je mehr man sich dem „Lande" nähert; warum baut man denn da nicht mehr in Anlehnung an den alten niedersächsischen Stil? Ist den heutigen Herren Bauinteressenten die alte Überlieferung nicht mehr vornehm genug? Es wäre zum Lachen, wenn's nicht so traurig wäre.

Was hätten die Engländer aus dem Alsterthale gemacht; aber man darf heutzutage ja seine Vetter jenseits des Kanals auch nicht einmal mehr in künstlerischer Hinsicht erwähnen, ohne in Verruf zu kommen. Trotzdem thue ich es, denn solche Verbrechen hätten da nicht vorkommen können, wo sich jeder seiner ästhetischen Pflicht als Bauherr voll bewußt ist, einerlei, ob es sich um ein kleine Cottage handelt oder um einen Palast.

Leider scheint das schlechte Beispiel Hamburgs anzustecken; hat es Blankenese bereits verseucht, so zieht es jetzt auch nach Osten. Zwischen Hamburg und Bergedorf mehren sich die grauen Elender schon in bedenklicher Zahl, und jetzt wird Wohldorf aufgeschlossen und mit Damm und

Digitized by Google

Brücken quer durch das Billethal mit Reinbek gerade da verbunden, wo sich schon die Verbindung mit Schönnigstedt ebenfalls mittelst grauer Klumpen, sogenannter Wohnhäuser im Villenstil, anbahnt. Das kann noch nett werden, und ein Gelände, das prädestiniert erscheint, wirklich schöne und farbige Häuser zu tragen, ist in der allergrößten Gefahr, auf immer verdorben zu werden. Die Erfahrungen, die man in Reinbek macht, berechtigen zu den schlimmsten Befürchtungen, und die Hoffnung, daß sich die Erkenntnis Bahn brechen möge, daß es gut sei, sich an alte Vorbilder autochthonen Stils anzulehnen, ist leider recht gering. Wie soll das noch enden?

Hamburg Ed. Lorenz Meyer

Das schweizerische Milizheer*

Die sehr verehrliche Redaktion des „Lotsen" bitte ich um Aufnahme nachstehender Erklärung.

In Nr. 22 des „Lotsen" ist ein von mir verfaßter Aufsatz: „Das schweizerische Milizheer" erschienen und in Nr. 26 Gegenstand einer „Berichtigung" geworden, die aber in allen ihren Teilen in sich zusammenfällt; denn jener Aufsatz in Nr. 22 beruht nur auf amtlichen Quellen, namentlich dem umfassenden Werke des eidgenössischen Obersten Feiß, wie auf den von der Bundesversammlung verabschiedeten Etats. Daß, wie der Berichtiger Reinhold Günther sagt, das schweizerische Heer reformbedürftig ist, weiß in Deutschland jeder Einsichtige, aber es kümmert sich keiner darum. Es hat sich in Nr. 22 weder um Lob, noch Tadel für diese Miliz gehandelt, sondern lediglich um eine Gegenüberstellung derselben mit dem deutschen Heere, da in Deutschland viele Leute sich und andere über Miliz und stehendes Heer täuschen.

Mit welcher Umsicht und Genauigkeit Günther in seiner „Berichtigung" verfährt, mag man ermessen, wenn man erfährt, daß er in Nr. 26 pro Kopf und Jahr die schweizerischen Ausgaben für das Heer auf 10 Frcs., die deutschen auf 15 Frcs. angiebt, während er in Nr. 12 der „Schweizerischen Soldatenblätter" vom 22. März 1902 die schweizerische Summe auf 8,35 Frcs. fixiert, ein recht erheblicher Unterschied.

In Nr. 26 des „Lotsen" giebt er an 153649 Mann im Auszug, 45877 in der Landwehr I. Aufgebots; im ganzen höchstens 200000 Mann auf dem Papier, in Wirklichkeit höchstens 165000.

In Nr. 12 der erwähnten „Soldatenblätter" dagegen schreibt er zwar hinsichtlich des Auszuges und der Landwehr I. Aufgebots dieselben Zahlen, zieht aber nicht nur nicht 35000 Mann hiervon wieder ab, sondern er fügt vielmehr noch die Landwehr II. Aufgebots mit 24357 Mann und die nicht nach Aufgeboten eingeteilte Landwehr mit 18579

---

* Vergl. „Lotse", Heft 19, 22 und 26.

Digitized by Google

Mann hinzu, dann noch eine Anzahl Offiziere und 378 Stäbe usw. und spricht am Schlusse von einem Gesamtstand von 242462 Mann, also 80000 mehr als im „Lotsen". Diese beiden grundverschiedenen Gruppierungen in finanzieller, wie ziffernmäßiger Richtung hat Günther, wie aus den Daten der Preßorgane hervorgeht, ganz zu gleicher Zeit geschrieben.

In Nr. 19 des „Lotsen" vom 8. Februar 1902 aber schreibt derselbe Mann S. 592 von neun Territorial-(Landsturm-)Divisionen — also ist der Landsturm doch organisiert —, und auf derselben Seite: „Im ganzen können rund 450000 Mann für die Landesverteidigung aufgebracht werden".

Etliche Jahre früher schrieb er an anderer Stelle neben Auszug und Landwehr von einem Landsturm mit 268555 Mann und einem Totalstand von 475000 Mann und sagt, die Landwehr ergänzt die Lücken des Auszuges, der Landsturm jene der Landwehr; „mit ihrem Budget könnte die Schweiz ein stehendes Heer von 15000 Mann *unterhalten*". Bei 32 Millionen Frcs. über 2000 Frcs. pro Mann und Jahr; das sind teure Soldaten; in den stehenden Heeren beläuft sich der Durchschnitt auf 6—700 Mark pro Jahr und Kopf. Heute dagegen soll der Landsturm keine Verwendung mehr finden, wiewohl er einen bewaffneten Teil zählt.

Wer kann sagen, was im Ernstfalle Verwendung findet und was nicht? Nur die Entwickelung der Dinge im Ernstfalle kann das lehren, und auf dem Papier stehen in jedem Heere alle jene Truppen, die augenblicklich nicht einberufen sind. Die offizielle Bezeichnung für den Landsturm ist im mobilen Verhältnis „Besatzungstruppen", woraus die Verwendung erhellt. Schon Feiß hat offiziell festgestellt: die Bundesarmee umfaßt 472327 Mann, davon sind 11499 Offiziere und 36148 Unteroffiziere. 31 Millionen Francs giebt Günther gegenwärtig als Jahresbudget zu; von den Einwohnern muß er aber die vielen Fremden, wie die weggezogenen Schweizer, die Wehrsteuer bezahlen, abziehen; er giebt auch für ein Jahr einmal 37 Millionen Francs zu, meint aber, man habe damals ein neues Gewehr eingeführt. Das ist zwar nicht richtig, es handelte sich um Bauten, aber es ist höchst gleichgiltig, wenn es sich um einen Zahlennachweis des Budgets handelt, ob das Geld für diesen oder jenen Titel notwendig war.

Die Angaben über das Strafverfahren beruhen auf dem Werke von Feiß und den Dienstvorschriften. Wenn das Verfahren von Kämpfern in Neapel herrührt und eine Änderung bevorstehen soll, so thut das zur Sache nichts; es besteht nun einmal heute. Daß kleine Bezirke bei solchen Manövermassen von der männlichen Bevölkerung wie entvölkert erscheinen, ist ebenso klar, wie daß die Einberufungen in hohe Altersgrenzen hinaufgreifen; man sieht es den Soldaten an, daß sie bejahrte Familienväter sind. Bei Behandlung derartig ernster Fragen treibt man keinen Scherz. Nachtragen muß ich noch, daß zwischen Bundesbudget und den Leistungen der Kantone, Gemeinden und Individuen scharf zu unterscheiden ist.

Niemals aber wird eine sachliche Kritik Druckfehler auch nur erwähnen, geschweige denn benützen. Daß ein Land von 3 Millionen Ein-

Digitized by Google

wohnern nicht 4½ Millionen Streiter stellen kann, liegt auf der Hand, wie auch die Thatsache, daß ein Druckfehler vorliegt und es 450 000 heißen muß.

In wenigen Fällen nur können die Verfasser Korrekturen lesen, daher haben sich in dem Aufsatze in Nr. 22 einige solche eingeschlichen, sowohl hinsichtlich der Unterzeichnung, als auch noch S. 671, wo es heißt, die dritte Wehrsteuer betrage 1,50 Francs für jedes 1000 Francs Einkommen, statt für jedes 100 — ein gewaltiger Unterschied; hier durfte der Druckfehler berichtigt werden, weil nur ein Eingeweihter ihn als solchen erkennen konnte. Das aber geschah nicht. Was soll man zu dieser Kette von Widersprüchen und Unrichtigkeiten sagen?

„Wir glauben, daß die zukünftige Entwickelung der Volksheere etwa die Mitte halten wird zwischen dem jetzigen deutschen und dem schweizerischen Wehrsystem", ist nicht sein Gedanke; er wurde vielmehr von Oberst Wille ausgesprochen. S. 696 des Heftes 10 der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft", d. d. 15. Oktober 1898, von F. Julius Wolf, Breslau. Nur drückt sich Wille feiner und schärfer pointiert aus, indem er sagt: „In der Diagonale liege zwischen dem reinen Milizsystem der Schweiz und jener Wehrverfassung, welche, dem preußischen Vorbilde nachgebildet, die, welche jetzt allgemein als die beste angesehen wird".

Riedlingen in Württemberg — Hauptmann E. Miller

Ungarn

Die Konversion und damit Emission der neuen ungarischen Kronenrente muß unwillkürlich wieder den Blick auf die Verhältnisse des Magyarenlandes lenken. Ob es überhaupt richtig gewesen ist, wegen einer Zinsersparnis von nur ein paar Millionen eine Transaktion von einer Milliarde Kronen ins Leben zu rufen, muß der Finanzminister in Budapest wissen, der ja für gewöhnlich durchaus nicht, wie sein österreichischer Kollege, auf Blendwerk vor den Augen des Hofes oder einzelner Volksschichten angewiesen ist. Jedenfalls wird durch den Umstand, daß die alte vierprozentige Goldrente von ca. 700 Millionen Gulden unangetastet bleibt, eine deutliche Demarkationslinie zwischen der neuen Kronenrente und der Goldrente gezogen. Bis diese Linie verwischt sein kann, wird noch viel Theißwasser in die Donau fließen müssen, an sich haben aber unwillkürlich diese Kronenwerte in Rang und Ansehen hinter die Goldwerte zurückzutreten. Denn für die Einbildungskraft der Kapitalistenwelt, wo man durchaus nicht immer trocken und rechnerisch vorgeht, ist es doch ein gewisser Unterschied, ob ein großes Staatspapier im Verhältnis zu ausländischen Renten niedriger notiert oder im Verhältnis sogar zu eigenen Renten. Für uns Deutsche, deren Anlagebedürfnis noch bis in den März hinein geradezu unerschöpflich erschien — auf Grund einer seltsamen Verwechselung von unverwendbaren Summen mit dem Nationalvermögen überhaupt —, hatte man anfänglich die ungarische Kronenrente sehr stark in Betracht gezogen. Die einen verwiesen auf die wachsende Besserung der österreichisch-ungarischen Valuta, indem sie meinten, unsere Sparer würden hinsichtlich der Sicherheit, oder richtiger: Währungssicherheit zwischen Konsols und Kronenrente keinen Unterschied mehr machen, besonders so lange das preußische Papier seine letzten starken Kurssteigerungen behaupten könne. Die andern indessen, welche sich freilich erst zu Wort meldeten, nachdem eine sicht-

Digitized by Google

liche Abschwächung des deutschen Anlagemarktes wieder vorhanden war, meinten, daß allererste Ansprüche an ein sicheres Staatspapier niemals anders als durch die Goldvaluta befriedigt werden dürften. Wie denn auch die Franzosen ihre 4½ %ige Goldrente, die konvertiert wird, lieber verkaufen, als in Kronenrente umtauschen. Sicher ist jedenfalls, daß im Falle irgend einer schweren politischen Komplikation die ungarische Regierung gar keine Abmachung erst selbst mit ihren fremden Kronenrentnern zu treffen brauchte, um, statt in gelbem Metall, in der neuen nationalen Währung zu bezahlen.

Inmitten tiefen Friedens, wie sich die europäische Welt heute augenscheinlich noch auf Jahre hinaus befindet, hat man natürlich weniger Veranlassung, die Entwickelung Transleithaniens unter dem Gesichtspunkt etwaiger auswärtiger Beunruhigungen anzusehen, als unter demjenigen eines volkswirtschaftlichen und handelspolitischen Gedeihens. In dieser Beziehung wird die Zukunft Ungarns, wenn man nicht kleinlich denkt, in vorderster Reihe von der Gesundheit und dem Unabhängigkeitsdrang seines Volkes bestimmt. Diese Strömung, welche nun schon seit 1867 die ganze Nation durchzieht, hat bei aller Gegensätzlichkeit der Parteien doch eine höhere geistige Einheit geschaffen, die in fast allen bedeutenden Fragen sofort praktisch zum Ausdruck kommt. Es sei hier noch gar nicht darauf hingewiesen, daß „die Burg" und der Klerikalismus immer da in Ungarn schließlich zurückweichen, wo sie in Österreich sich behaupten oder gar vorwärts schreiten. Noch viel interessanter ist es jedoch, zu sehen, wie in allen Fragen der industriellen Fortentwickelung kein Ministerium — es gehöre dieser oder jener Fraktion an — verschieden zu handeln pflegt. Es ist immer der feste Entschluß und auch die rückhaltlose Bethätigung desselben zu erkennen, unter allen Umständen die junge Kultur des Landes im modernen Sinne zu stärken und zu erweitern. Deshalb wird es auch keinem ungarischen Minister einfallen, die Verantwortlichkeit für ausgedehnte Gewinne zu scheuen, die bei solchen Gelegenheiten den Unternehmern etwa zufallen könnten. Denn er dürfte kaum Gefahr laufen, in Fällen, wo ein wirklicher Allgemeinnutzen zu konstatieren wäre, wegen solcher Facilitäten stärkere Angriffe zu erwarten. Das ist auch der Grund, weshalb in aller Stille regelmäßig eine Art Wallfahrt zu den verschiedensten Regierungshäuptern in Budapest stattfindet, von Paris, Berlin und selbst London aus, und was in solchen Konferenzen verhandelt wird, könnte, so lange der betreffende Gegenstand noch im Rohen liegt, im Falle von Indiskretionen wohl Befremden genug erregen. Genug, es giebt kaum ein Fabrikations- und auch Verkehrsgebiet, wie überhaupt irgend ein Feld, von dem sich die Staatskasse Nutzen versprechen dürfte, über das man mit einem ungarischen Minister nicht verhandelt. Von den steifen, ablehnenden Formen dabei, wie man sie in reichen und älteren Staatskörpern gewohnt ist, haben solche Unternehmer noch niemals etwas zu erzählen gewußt.

In dieser nahezu unwiderstehlichen Strömung also, ganz systematisch alte Rückstände wirklich einzuholen, liegt die Hauptgewähr für die Entwickelung Ungarns und daher indirekt für die Sicherheit seiner Staatspapiere. Deshalb ist auch Ungarn ein ungleich modernerer Staat, als das von Vorurteilen und Wutkämpfen zerklüftete Österreich, und des letzteren weit ältere und deshalb weit größere Reichtümer als ein Zeichen irgend einer wirtschaftlichen Höhe zu nehmen, wäre gänzlich verkehrt. Es kommt in der Weltgeschichte der Nationen nicht darauf an, ob eine Bevölkerung mehr Jahrhunderte zur Verfügung hatte, um Handel und Wandel zu treiben und Ersparnisse zu machen, sondern auf den Jugendtrieb, der von der Freiheit selbst untrennbar ist. Die Griechen, Rumänen, Serben sind ebenfalls jüngere Kulturvölker, aber welcher Unterschied zwischen der ewigen Brüchigkeit ihrer Grundsätze und ihres Handelns zu der auch ideellen Einheit der Magyaren. Es kommt gar nicht darauf an, daß dieselben in ihrem eigenen Lande nur eine relative Stammesmajorität besitzen, im Gegenteil, diese leise Bedrohung bleibt ein fortwährender Sporn für sie, sich nach starken Anlehnungen, vor allem an Deutschland, umzusehen.

Gerade diese Stabilität, d. h. das Fernbleiben von unliebsamen Unterbrechungen, flößt uns hinsichtlich der Weiterentwickelung Ungarns ein so bedeutendes Vertrauen ein, und man kann nicht einmal sagen, daß diese Thatsache mit irgend

Digitized by Google

welcher Freundschaft zu der österreichischen Reichshälfte verknüpft ist, im Gegenteil, zwischen beiden Regierungen ist bekanntlich eine fast unaufhörliche Reibung. Indessen bei allen finanziellen und zollpolitischen Verhandlungen war es eigentlich immer Ungarn, das es bisher verstanden hat, sein Interesse durchzusetzen. Man mag dies, wie es ja häufig geschieht, auf die Ungeschicklichkeit der österreichischen Ministerunterhändler zurückführen, in Wirklichkeit ist es die große, weil zusammengeschlossene Kraft der transleithanischen Reichshälfte, welche auf die Zerfahrenheit der cisleithanischen naturgemäß drücken muß. Es wird sich dies auch jetzt wieder bei den Handelsvertragsverhandlungen mit Deutschland zeigen, die für Ungarn mit seinem Weizen- und vor allem Gersteexport ganz andere Interessen aufwirbeln, ja in Frage stellen, als für das extrem schutzzöllnerische Fabrik-Österreich.

Übrigens darf man die Folgen einer ziemlich starken Überproduktion in Ungarn nicht allzu schwer nehmen. Es ist richtig, daß ein fühlbarer Rückschlag eingetreten ist, daß zahlreiche Vermögen verloren gegangen sind, daß in Bezug auf Sparkassensysteme radikale Wandlungen notwendig werden, aber mit dem Vertrauen zu der ungeschwächten wirtschaftlichen Kraft des Landes hat dies alles nichts zu thun. Giebt es doch ungarische Geschäftsleute, welche durchaus nicht den Chauvinismus ihres Volkes in sich tragen und dennoch fest behaupten, daß Zwischenfälle, wie sie z. B. im deutschen Hypothekenwesen enthüllt worden sind, bei ihnen einfach unmöglich seien. Neuerdings sind auch französische Kräfte in Ungarn eingedrungen, und zwar durchaus nicht allein Kapital-, sondern auch, wie die Übernahme von dortigen Kohlenbergwerken beweist, technische Kräfte. Es scheint aber, als ob die eingeweihten Bankkreise gerade das französische Element als nicht besonders aussichtsvoll für sie ansehen wollten. Die erste bedeutende französische Unternehmung betraf bekanntlich vor mehreren Jahren die Einführung der ungarischen Klassenlotterie, wodurch sich das Land unversehens in einen modernen Gegensatz zu dem veralteten österreichischen Lotteriewesen setzen konnte. Zwar konnte die Société générale ihren Statuten nach nicht persönlich mit Lotteriegeschäften hervortreten, aber sie schob ihre Nebenbanken vor und finanzierte die ganze Neueinrichtung. Kohle giebt es zwar in Ungarn ziemlich reichlich, aber einstweilen ist die Förderung noch nicht einmal stark genug, um die relativ geringe Industrie des Landes auskömmlich zu versorgen. Die Fabrikation, bei der vor allem hier an Textilwaren zu denken ist, muß noch viel schlesische Kohle beziehen, natürlich aus Österreichisch-Schlesien. Eine Kokesfabrikation steht überhaupt noch aus. Erze aller Art, vor allem solche, die zu Roheisen verhüttet werden, müssen sich in Ungarn sehr reichlich vorfinden. Goldfunde bilden seit vielen Jahren das Schmerzenskapitel siebenbürgischer Gründungen, sogar bis nach Frankfurt und Paris hin.

Als s. Z. Ungarn seine erste Goldrente herausbrachte, zur Konvertierung der Schatzbonds, es war dies zu Ende der siebziger Jahre, hatte ein Teil der Fachpresse den Preis dieser Rente, respektive dieses fremden Anlagepapieres, als im Verhältnis zu hoch ausgerechnet. Unsere Fachkritik hatte sich damit glänzend blamiert, denn die Käufer damals haben, wie die Dinge zeigten, noch sehr billig gekauft. Mit Ziffern allein läßt sich eben der wichtigste Faktor eines Landes, nämlich dessen innere Volkskraft, nicht ermessen. Auch ein einst Vielbesprochener und nunmehr bereits Vergessener — der Türkenhirsch — verdankt dieser seiner Voraussicht bezüglich des Aufschwunges Ungarns große Stücke seines ungeheuren Vermögens. Er hatte die Zukunft dieses jungen Volkes richtig erkannt und außerordentlich große Posten seiner türkischen Gewinne in Ungarn frühzeitig angelegt. Es ist leicht möglich, daß auch dieses Land herbe wirtschaftliche Erfahrungen zu machen hat. Das stößt aber die freundliche Erscheinung nicht um, eines im ganzen freisinnigen und auf moderne Arbeit unablässig hinzielenden Volkes. Einst, wenn die Ungarn vermögend und geschult genug sein werden, macht sich auch bei ihnen vielleicht jener historische Undank geltend, der, sobald man sie nicht mehr braucht, gegenüber den bisherigen fremden oder fremdartig erscheinenden Elementen einzutreten pflegt. Indessen, das hat dort noch lange Zeit! S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Janssen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Nr. 28 **Anzeiger des Lotsen** II. Jahrgang

Litterarische Anzeigen

Verlag von GEORG REIMER in BERLIN W. 35

Die Nation

Wochenschrift für Politik
Volkswirtschaft
und Litteratur

Herausgegeben von
Dr. TH. BARTH.

Preis pro Quartal
Mark 3.75

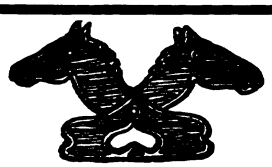
Die Nation hat während ihres 18jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschliesslich Originalartikel aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Gelehrten, Politiker. Sie schliesst in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloss die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirtschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Litteratur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, satirische Glossen zur Zeitgeschichte und kurze Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die „NATION" als energische Vorkämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.

Otto Speckters Vogelbuch
Mit Gedichten von **Gustav Falke**
Geb. 1 Mark

Otto Speckters Katzenbuch
Mit Gedichten von **Gustav Falke**
Brosch. 50 Pfennig.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.



Einladung zum Abonnement
auf
Niedersachsen

Illustrierte Halbmonatsschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde, Sprache, Kunst und Litteratur Niedersachsens.

Redakteur für den hochdeutschen Teil: Herm. Heiberg, Schleswig,
Redakteur für den plattdeutschen Teil: Friedr. Freudenthal, Pintel.
Herausgeber und Verleger: Carl Schünemann, Bremen

Man abonniert beim Buchhändler oder bei der Post, Zeitungspreisliste No. 5556.

Preis vierteljährlich Mk. 1.50.

Zweck und Ziel der Zeitschrift ist die Pflege der Heimatliebe und der Heimatkunst. Charaktervoll, vornehm und künstlerisch in Wort und Bild, ist Niedersachsen bereits das Lieblingsorgan der Gebildeten aller Stände Nordwest-Deutschlands.
Carl Schünemann, Bremen.

Probe-Nummern überall hin gratis und franko. Auch die Buchhändler liefern Probe-Nummern.

Digitized by Google

Reise-Ausrüstungen

für alle Weltteile.

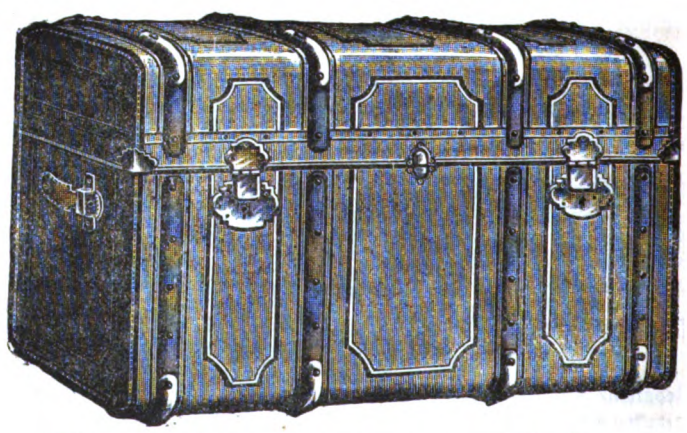
City-Bag

Havannabraunes Rindleder
mit Lederfutter, 39 cm lang
Mk. **9.50**

Gladstone-Bag

Havannabraunes Rindleder
54 cm lang Mk. **24.—**

Echt Rohrplatten.



Garantie für Haltbarkeit.

Rohrplatten-Koffer sind leicht und elegant.

R. BEINHAUER SÖHNE

Stammhaus gegründet 1828.

Telephon Amt I, No. 843 **HAMBURG** Neuerwall 59

Digitized by Google

Meer u. Küste

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT
FÜR DIE INTERESSEN
DER SEE- u. KÜSTEN-
BEVÖLKERUNG,
SCHIFFAHRT,
HANDEL, INDUSTRIE,
SEEBÄDER, VERKEHR,
ETC.

VERLAG VON C. J. E. VOLCKMANN, ROSTOCK.
PRO QUARTAL M. 1.50.

Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königl. schwedisch-norwegische Hofdruckerei

empfiehlt ihre mit neuesten Maschinen besteingerichtete

Buchbinderei

Lieferung von Prachtbänden und Bucheinbänden jeder Art in moderner Ausstattung.

Geschäftsbücherfabrik

und

Liniieranstalt

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Gustav Falkes Gedichte:

Mit dem Leben (1899) geb. 3 M.
Neue Fahrt (1897) geb. 4 M.
Tanz und Andacht (1892) geb. 4 M.
Mynheer der Tod (1891) geb. 4 M.

Gustav Falke als Lyriker

Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier.

Brosch. 1 Mark
Geb. 2 Mark 50 Pf.

Ein prächtiges Buch! Eine Auswahl, zusammengestellt für das deutsche Volk, vor allem auch für die Frauen und Mädchen unseres Vaterlandes. Wir können das kleine Buch den Freunden deutscher Poesie nicht warm und herzlich genug empfehlen.
(Hamburg. Corr.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Familienheim für Erholungsbedürftige

Dr. Schwarz, Arzt

Bad Oldesloe — Bahn Hamburg-Lübeck

Firma 1870 gegründet.
Bei Baarzahlung höchster Rab. u. Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige — Längste Garantie.

Emmer-Pianinos

Flügel — Harmoniums.

Fabrikate. — Fabrik: Wilhelm Emmer — Allerhöchste Auszeichnung.
Berlin 500, Seydelstrasse
Preisliste, Musterbuch umsonst.

„Victoria" feinster Natur-butter-Zwieback der Welt.

Trüller Zwieback

Fürsten u. Könige führen ihn an ihrer Kaffeetafel. Gr. elegant lackierter Blechkasten mit 260 St. Mark 4.— franko ohne alle weiteren Unkosten.

Harry Trüller
Celle 45.

Grösste Zwiebackfabrik Europas. 12mal präm.

Digitized by Google

HAMBURG-AMERIKA LINIE

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst.

Hamburg-Newyork	Hamburg-Boston	Hamburg-Mexiko	Stettin-Newyork
Hamburg-Frankreich	Hamburg-Philadelphia	Hamburg-Canada	Newyork-Mittelmeer
Hamburg-Belgien	Hamburg-Galveston	Hamburg-Ostasien	Newyork-Ostasien
Hamburg-England	Hamburg-New-Orleans	Hamburg-Brasilien	Newyork-Westindien
Hamburg-Portland	Hamburg-Venezuela	Hamburg-La Plata	Orientfahrten
Hamburg-Baltimore	Hamburg-Westindien	Genua-La Plata	Nordlandfahrten

ferner mit den Dampfern der Deutschen Ostafrika-Linie: Hamburg-Ostafrika.

Hamburg-Newyork via Southampton und Cherbourg

Schnelldampferdienst.

Nähere Auskunft erteilt die

HAMBURG-AMERIKA LINIE, Abteilung Personenverkehr

Hamburg, Dovenfleth 18—21

sowie deren Vertreter.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Die Verlagsbuchhandlung.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

II. Jahrgang 19. April 1902 Heft 29

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

	Seite
Die Feinde der künstlerischen Erziehung. Otto Ernst	61
Das gute Herz des deutschen Reichstags. Carl von Wartenberg	76
Gedichte. Felix von Fuchs-Nordhoff	80
Die Berliner Hochbahn als Kunstwerk. Karl Scheffler	82
Unser Kohlensyndikat. S. v. H.	87
Notiz	90

Redaktion: Dr. S. Heckscher
Verlag: Alfred Janssen, Hamburg

Bezugspreis 3 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 30 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt Mk. 3.— für das Vierteljahr, Ausland Mk. 4.50.

Einzelne Hefte kosten 30 Pf.

Jeder Halbjahrsband wird geb. für Mk. 7.— geliefert.

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I, 388 oder 8074) — erforderlich.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt:

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Georg Brandes-Kopenhagen — Oberl.-Ger.-Rat O. Brandis-Hamburg — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Brensig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — Prof. Cohr-Göttingen — Prof. Desfoir-Berlin — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Geheimrat Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien — Ilse Frapan-Zürich — Pastor G. Frenssen-Hemme — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Gefficken-Hamburg Paul Geisler-Posen — Leutnant Gentz-Gibeon Dtsch.-Südw.-Afrika — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — Prof. Cornelius Gurlitt-Dresden — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Alfred Georg Hartmann-München — Prof. Hasbach-Kiel — Prof. Hensel-Heidelberg — W. Holzamer-Heppenheim — Graf von Hoensbroech-Gr. Lichterfelde — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Ellen Key-Wien — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Landgerichtsrat W. Kulemann-Braunschweig — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Prof. C. F. Lehmann — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Ed. Lorenz Meyer-Hamburg — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — Prof. Ad. Michaelis-Straßburg — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Börries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Emil Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Westerwede — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Karl Scheffler-Friedenau — Frl. Dr. Kaethe Schirmacher-Paris — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Weimar — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Prof. Ferd. Tönnies-Cu'in — Prof. Georg Treu-Dresden — Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Eugen Wolff-Kiel — Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Hamburgischer Lorbeerkranz

Drei kleine Dramen in Versen

(Anschar - Datt lütte Rümeken — Hamburg Phoenix)

von **Carl Mönckeberg**

Buchschmuck von Arthur Illies.

Als Manuskript gedruckt und nur bei **Alfred Janssen, Hamburg,** Kaiser-Wilhelmstrasse 76 II. zu kaufen.

Preis Drei Mark.

Gicht

BAD SALZSCHLIRF, Bonifaciusbrunnen.

Rheumatismus, Steinleiden.

Prospekte, ein Heft Heilerfolge und Gebrauchsanweisung zur Trinkkur, welche, ohne das Bad zu besuchen und ohne Berufsstörung in der Heimat der Patienten, **mit grossem Erfolg** vorgenommen werden kann, werden kostenfrei versandt durch die ***Bade-Verwaltung.***

Digitized by Google

DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift
· · · für deutsche Kultur · · ·
Redigiert von Dr. S. Heckscher

II. Jahrgang 19. April 1902 Heft 29

Der Nachdruck ganzer Beiträge ist verboten, genaue Quellenangabe bei jeder Entlehnung erforderlich

Die Feinde der künstlerischen Erziehung*

M. D. u. H.! Es dürfte Ihnen längst bekannt sein, daß von der Hamburger Lehrerschaft eine Bewegung ausgegangen ist, die neben die moralische und die geistige Erziehung eine künstlerische Erziehung stellen, die, mit anderen Worten, den Kindern in Schule und Haus, und damit also dem ganzen Volke, die Segnungen der Kunst vermitteln will, und deren Anfänge vom Jahre 1888 her datieren. Es besteht das Bestreben, das anerkannte Ideal der harmonischen Menschenbildung auf verheißungsvollerem Wege anzustreben, als es durch die fast ausschließlich ethisch-intellektuelle und wiederum ganz vorwiegend intellektuelle Erziehung der Schulen bisher geschehen konnte. Als recht junger Mann oder Jüngling glaubt man, daß einer so herrlichen Sache keine ernsthafte Feindschaft erwachsen könne. Je älter man wird, desto mehr versteht man, daß einer Sache um so mehr Feinde erwachsen, je besser sie ist. Anfangs freilich konnten die Freunde der künstlerischen Erziehung in Frieden arbeiten; denn der Deutsche hielt sie für eine harmlos spielende Utopistengesellschaft und konnte sie nach dem Geist der bis dahin verflossenen Zeiten für nichts anderes halten. Schließlich kam man aber dahinter, daß diese Utopisten nicht nur träumten, sondern auch thätig waren, daß sie sozusagen Handlungen und konkrete Erfolge aufwiesen, man begriff, daß hier etwas Neues im Werden begriffen sei und daß es da denn doch rechtzeitig vorzubeugen gelte. Heute ist die Zahl der Feinde immerhin so groß, daß es sich lohnt, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Freilich ist es Grundsatz der Kunsterzieher, durch stille, praktische Arbeit, durch Leistungen zu wirken und sich nicht unnötig in theoretische und polemische Weitläufigkeiten einzulassen. Die That ist immer fruchtbar,

* Vortrag, gehalten im Hamburger Goethebund am 18. Februar 1902.

Digitized by Google

das Wort selten; darum halten wir es mit der Propaganda der That. Aber da wir Menschen nun einmal in Worten denken, so sind sie nicht ganz zu entbehren, und von Zeit zu Zeit wird es doch einmal nötig, sich auszusprechen, zumal wenn es sich um grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten handelt.

Natürlich hat die Kunsterziehung auch die Feinde, die alles Neue und Ungewöhnliche hat: die Freunde des Alten, die bekannten Säuglinge der Amme „Gewohnheit". Sie sind leicht zu erkennen an ihrem klugen Lächeln.

„Warum lachen gemeine Menschen über alles, was ihnen ungewöhnlich ist?", fragt E. T. A. Hoffmann seinen Freund, den Hund Berganza. Und Berganza erwidert:

„Weil das Gewöhnliche ihnen so bequem geworden, daß sie glauben, der, welcher es anders treibt und hantiert, sei ein Narr, der sich deshalb mit der ihnen fremden Weise so abquäle und abmartere, weil er *ihre* alte bequeme Weise nicht wisse; da freuen sie sich denn, daß der Fremde so dumm ist und sie so klug sind."

Obwohl nun diese Leute, die nie begreifen können, daß etwas werden soll, was doch früher nicht war, recht gefährliche Feinde, ja vielleicht die gefährlichsten sind, wollen wir uns doch nicht näher mit ihnen befassen; denn da sie so alt sind wie die Welt, so sind sie von Philosophen und Künstlern so oft beschrieben und abgebildet worden, daß sich jeder vor ihnen schützen kann, wenn er will.

Eine andere, ebenfalls regelmäßig auftretende Gruppe von Feinden bilden die, welche einer Sache mit heiliger Überzeugung entgegentreten, weil *sie* sie nicht gemacht haben oder weil man sie nicht rechtzeitig um ihre Meinung befragt, oder weil man ihnen nicht das Oberpräsidium der ganzen Angelegenheit übertragen hat. In durchgefallenen oder gar nicht auf die Liste gesetzten Präsidentschaftskandidaten vollzieht sich bekanntlich oft ein radikaler, sehr merkwürdiger Umschwung der Meinungen, und mit furchtbarer Klarheit erkennen sie plötzlich die furchtbaren Gefahren, welche die neue Bestrebung mit sich bringt, wenn sie so geleitet wird, *wie* sie geleitet wird. Mit tiefem Schmerz bemerken sie, daß eine vortreffliche Sache durch unreife, unklare, verständnislose Führer verdorben werde, und für eine heilige Pflicht erachten sie es, diese Führer unentwegt zu bekämpfen, wenn auch die ganze Sache darüber zum Teufel gehen sollte. O, darin sind sie rücksichtslos, diese kühnen Männer. Ich bin überzeugt, daß diese Schuhe keinem Feinde der Kunsterziehung passen; ich wollte sie aber für künftige Fälle hingestellt haben.

Eingehender wollen wir uns mit jenen Feinden befassen, die sich in gutem Glauben Freunde unserer Sache nennen, es aber thatsächlich nicht sind, weil sie eine (nach unserer Meinung) irrige Auffassung von der Kunst, richtiger: von der kulturellen Bedeutung der Kunst haben. Auf dem Deutschen Lehrertage in Hamburg 1896 habe ich unsere Forderung dahin formuliert, daß die ästhetische Erziehung gleichberechtigt neben die intellektuelle und moralische zu stellen sei. Wir haben dabei absichtlich von einer

Digitized by Google

Wertung der religiösen Erziehung abgesehen, weil wir allen religiös-pädagogischen Streit vollständig ausscheiden und es jedem überlassen wollten, die religiöse Erziehung unter, neben oder über die anderen Gebiete der Menschenbildung zu stellen. Die Gegner unserer Forderung haben diese Erklärung ignoriert und erklärt: Otto Ernst ist der geistige Urheber der Bewegung, und Otto Ernst hat 1888 in einem Vortrage gefordert, daß der Religionsunterricht aus der Volksschule entfernt und die deutsche Litteratur zum Zentrum des Unterrichts gemacht werde, wie die klassische Litteratur das Zentrum des Gymnasialunterrichts ist. Ich habe keine Veranlassung, mich nicht auch heute noch zu dieser Forderung zu bekennen; auch heute noch bin ich der Meinung, daß die religiöse Erziehung, weil sie rein individuelle Gewissensfragen betrifft, durchaus der privaten Initiative überlassen werden muß. Man hat also gefolgert: Das ist die Anschauung des Herrn Otto Ernst, folglich ist es die Anschauung der Kunsterzieher überhaupt, und abermals folglich will die künstlerische Erziehung die religiöse Erziehung verdrängen und Religion durch Kunst ersetzen. Die Wahrheit ist, daß nicht einmal ich die Religion und die religiöse Erziehung durch Kunst und künstlerische Erziehung verdrängen will, daß aber noch falscher und unbegreiflicher als diese Unterstellung das Verfahren ist, die Meinungen der Kunsterzieher und speziell der Hamburger „Lehrervereinigung" mit meinen persönlichen Anschauungen zu identifizieren. Die „Lehrervereinigung" dürfte mit Recht gegen diese Vertauschung ebenso entschieden protestieren, wie ich dagegen Einspruch erheben müßte, mit jeder geistigen Persönlichkeit der „Lehrervereinigung" identifiziert zu werden. Mit demselben Recht könnte man folgern: Otto Ernst ist Gegner des Zolltarifs, folglich ist es auch die „Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung". Denn genau so viel wie mit dem Zolltarif haben unsere Bestrebungen mit der Frage der religiösen Erziehung zu thun.

Warum wir die ästhetische Erziehung neben die intellektuelle und moralische Erziehung stellten und warum wir nur diese beiden nannten, ist sehr einleuchtend.

Wir mußten für unsere Forderung der künstlerischen Erziehung ein Maß haben. Bei Resolutionen, die irgend einen Fortschritt auf irgend einem Gebiete fordern, giebt es eine famose Formel; es ist die Formel: „mehr als bisher". Z. B.: „Die körperliche Erziehung muß mehr als bisher betont werden." Was heißt „mehr als bisher"? Wer um alles in der Welt denkt sich dabei etwas? Und wer denkt sich dabei nicht etwas anderes als sein Nachbar? Auch auf dem Hamburger Lehrertage hieß es: Die ästhetische Erziehung ist „mehr als bisher" zu berücksichtigen. Heißt das: es sollen jetzt sechs Dichterbiographieen gelernt werden statt fünf? Heißt es: Die Schulwände sollen jetzt farbig gestrichen werden statt grau? Oder heißt es: Alles, was Kunst ist, soll in der Schule nach künstlerischen Prinzipien und künstlerischer Methode von künstlerisch empfindenden Menschen behandelt werden? Kein Mensch weiß es. Nun besteht aber unter allen vernünftigen Menschen Einigkeit darüber, daß die Schule intellektuell und moralisch zu erziehen hat. Über die Notwendigkeit dieser beiden Aufgaben

Digitized by Google

besteht kein Streit. „Wohlan", sagen nun wir Freunde der künstlerischen Erziehung, „genau so notwendig wie die intellektuelle und die sittliche Erziehung ist die ästhetische. Und damit haben wir ein Maß gefunden, das so allgemein verständlich ist wie Kilogramm und Meter. Von vornherein wollen wir dem Irrtum vorbeugen, als wollten wir nun die Unterrichtszeit in so und so viele Teile zerlegen und der ästhetischen Erziehung ein genau so großes Stück zuerteilen wie der geistigen und sittlichen. Wir denken nicht einmal an eine quantitative Gleichstellung, an eine mechanische Parität. Auch die ethische Erziehung bekommt ja nicht eine gleiche Anzahl Stunden zugemessen wie die intellektuelle; sie vollzieht sich ja, wie die ästhetische, zum großen Teile außerhalb, neben und innerhalb der Lehrthätigkeit. Wir wünschen nur eine qualitative Gleichstellung, d. h. wir wollen der Erkenntnis Geltung verschaffen, daß für die Menschwerdung des Menschen die künstlerische Erziehung ein ebenso wertvoller und unerläßlicher Faktor ist wie jene anderen beiden Faktoren. Hier aber ist es, wo wir dem Widerspruch der „Gemäßigten" begegnen, die der künstlerischen Erziehung eine solche Bedeutung nicht zuerkennen wollen.

Ich übergehe auch hier den äußersten Flügel der Gegner, der aus jenen Banausen besteht, die von irgend welchem Werte der Kunst überhaupt nicht überzeugt sind und sie für eine höchst überflüssige Sache halten. Aber ein Wort möchte ich von jener nächsten Schattierung sprechen, die das Dasein der Kunst nicht als überflüssig, auch nicht als unangenehm empfindet, die es aber nur mit einem sauersüßen Lächeln duldet, wie eine hübsche Mamsell in einem Seminaristen-Internat. Die Bedenken dieser Gegner gehen dahin, daß der Kunstgenuß von „ernsteren, nützlichen Dingen ablenke, den Charakter verweichliche, den strengen Tugenden abhold mache, ja, zu einer laxen Moral verleite", und eines ihrer beliebtesten Argumente ist die Behauptung, daß Perioden der Kunstblüte gewöhnlich mit Perioden sittlicher Entartung zusammengefallen seien. Diese Behauptung hat etwas Bestechendes: Die Kunst ist eine Begleiterin des Wohlstandes und ein Ausfluß fortgeschrittener Kultur; Reichtum und überfeinerte Kultur pflegen nun eine Erschlaffung der Sitten mit sich zu bringen, wie Dürftigkeit und primitive Kultur einfachere, dafür freilich auch rohere Sitten zu bedingen pflegen. Es ist auch richtig, daß es sittenlose Höfe gegeben hat, die die Kunst beschützten und pflegten. Es ist aber durchaus unhistorisch, zu behaupten, daß die Blüteperioden der Kunst gewöhnlich mit einem allgemeinen Verfall der Sitten Hand in Hand gegangen wären. Richtig ist vielmehr, daß gewöhnlich jene Glanzzeiten mit den Zeiten großer politischer oder ökonomischer Macht zusammentrafen, und wenn solche Zeiten auch nicht eben einen Ueberfluß an Tugendhaftigkeit aufwiesen — von welcher Periode der menschlichen Entwickelung könnte man das überhaupt sagen —, so waren sie doch auch durchaus nicht Zeiten eines moralischen Tiefstandes. Nun können freilich die Staaten eine Reihe von guten Tagen ebenso wenig vertragen wie der einzelne Mensch, und sowohl aus diesem Grunde, wie nach dem Gebot des Naturgesetzes, das den staatlichen Organismen genau so gut wie den pflanzlichen und tierischen das Schicksal der Vergänglichkeit zuerteilt, ist

Digitized by Google

dann oft auf die Zeit der politischen und künstlerischen Entfaltung eine Zeit des Niederganges, auch des sittlichen Niederganges, gefolgt. Diese Zeiten des Niederganges aber schufen sich dann aus ihren Bedürfnissen heraus eine Kunst des Niederganges, auch wohl eine Kunst der Hoffnung, und absurd bleibt auf jeden Fall der Gedanke, die Kunst eines Äschylos und Sophokles, eines Dante und Michelangelo, eines Calderon und Cervantes, eines Shakespeare, eines Racine, Corneille und Molière, eines Dürer und Rembrandt, eines Bach und Beethoven könne die Sitten eines Volkes verderben. Der fundamentale Irrtum unserer Gegner besteht aber darin, daß sie künstlerische Produktion und Verbreitung des Kunstsinnes mit einander verwechseln. Was heißt „Blüteperiode der Kunst"? Doch wohl eine Periode, die viele echte Künstler und darunter ein paar große hervorbringt? Wollen die Männer der künstlerischen Erziehung solche Perioden herbeiführen? Wenn sie das könnten, so würden sie vor Stolz ihre Gegner gar nicht mehr ansehen. Sie wollen die Kunst zum Gemeingut des ganzen Volkes machen, soweit es die Natur des Einzelnen gestattet. Und unsere Gegner werden noch weniger aus der Geschichte beweisen können, daß dadurch die Sitten einer Nation verdorben seien; denn dergleichen gab es überhaupt noch nicht. Dergleichen giebt es auch heute noch nicht; aber der Gedanke ist da und ist eine Frucht unserer Epoche, unseres sozial denkenden und fühlenden Zeitalters.

Die nächste Gruppe freundlicher Feinde setzt sich dann aus den Leuten zusammen, die der Kunst die von uns geforderte Stellung nicht zugestehen wollen, weil die Kunst kein Bedürfnis, sondern nur ein Schmuck, und der Kunstgenuß kein notwendiger Bestandteil des Lebens, sondern nur eine angenehme Beigabe sei. Sie sagen: sittliche Erziehung und geistige Bildung müssen sein; denn ohne sie würde der Staat, würde jedes menschliche Gemeinwesen zu Grunde gehen. Aber künstlerische Erziehung, so angenehm und wünschenswert sie sein mag, ist zum Bestehen menschlicher Verbände nicht erforderlich. Hier stehen wir vor dem Zentrum der feindlichen Irrtümer, vor jener Anschauung, die den Menschen und — wegen der Jugend unserer Kultur — besonders uns Deutschen noch immer so merkwürdig geläufig ist. Und doch war es der Lieblingsdichter der Deutschen, der gedankenkräftige und moralfreudige Schiller, der in seinen Briefen über ästhetische Erziehung die wahre Kultur, auch die wahre sittliche Kultur nur durch die ästhetische für erreichbar erklärte, der den Beweis unternahm, „daß man, um das politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß", daß eben kein gesundes Staatswesen ohne ästhetische Kultur bestehen kann, daß der Mensch, dessen Gefühle über seine Grundsätze herrschen, ein Wilder, der Mensch, dessen Grundsätze seine Gefühle zerstören, ein Barbar ist, daß Gefühle und Grundsätze erst durch ästhetische Erziehung ins Gleichgewicht gebracht werden können und „Totalität des Charakters bei dem Volke gefunden werden muß, welches fähig und würdig sein soll, den Staat der Not mit dem Staat der Freiheit zu vertauschen".

Diese „Totalität des Charakters" fehlt uns bis jetzt nicht nur darum, weil unsere ästhetischen Anlagen an sich wenig oder gar nicht entwickelt

Digitized by Google

werden, sondern weil auch unsere intellektuelle und moralische Erziehung unter diesem Mangel empfindlich leiden. Denn man glaube doch nicht etwa, daß man Geist und Gewissen zu relativer Vollkommenheit entwickeln könne ohne die künstlerische Erziehung. Auch wer dem Locke'schen Satze: „Nichts ist im Geiste, was nicht zuvor in den Sinnen gewesen ist" nicht unbedingt zustimmt, wird doch als selbstverständlich zugeben, daß sinnliche Wahrnehmung, Anschauung und Beobachtung unerläßliche Voraussetzung unseres Denkens sind. Nun könnte ein Mann der Wissenschaft die ganze Welt beobachtend durchwandern und die Kunst der wissenschaftlichen Beobachtung bis zur größten Vollendung entwickeln, man könnte darum doch nicht sagen, daß er die Welt gesehen habe. Um den Wald zu beobachten, mögen sich Botaniker und Zoologe und Meteorologe und Förster und Jäger und wer weiß noch vereinigen, und die Summe alles dessen, was sie gesehen haben, ist noch immer nicht der Wald. Banausen werden allerdings sagen: Mehr giebt's am Walde nicht zu sehen und zu hören, und was einer sonst noch wahrnimmt, sind leere Einbildungen eines verdrehten Kopfes. Diesen Vertretern einer allzu reinen Vernunft steht aber die merkwürdige Thatsache gegenüber, daß Männer, wie Goethe-Faust, der Beethoven der Pastoralsymphonie und viele andere, kleinere Menschen in der Betrachtung von Wald und Heide und Meer und Gebirge eine Erweiterung ihres Gesichtskreises, ihres ganzen Wesens finden, die alle Leiden der Menschenbrust heilt, weil sie alle menschlichen Leiden klein erscheinen läßt. Und sie erscheinen klein, weil solche Menschen im Wald, in der Natur den Ausdruck schöpferischer Gedanken erblicken, weil ihr „frohes Gesicht den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal denkt". Wie die Idee eines großen Kunstwerks dessen reale Gestalt nach allen Richtungen unsichtbar überragt, wie die große Seele eines solchen Werkes im engen Schrein der Sinnlichkeit keine Ruhe findet und ewig umgehen muß, um die Herzen der Menschen immer aufs neue zu erregen, zu rühren und mit magischen Schauern zu erfüllen, so überragt der schöpferische Gedanke des Waldes, des Meeres, der Natur an allen Enden die Grenze ihrer Gestalten, so erscheint sein Gesicht immer wieder „im stillen Busch, in Feld und Wasser", um uns immer wieder anzuziehen und zu beschäftigen, uns immer wieder neue Geheimnisse zu enthüllen und uns immer neue, unenthüllte Geheimnisse ahnen zu lassen. Wer also den Wald nicht auch künstlerisch zu betrachten vermag, der hat nicht nur ungenügend entwickelte Sinne (und „niemand", sagt Fr. Th. Vischer, „rede von wahrer Bildung, der ungebildete Sinne hat"), nein, es fehlt ihm auch für sein Denken und sein Fühlen ein ungeheures Erfahrungsgebiet. Ein geistreicher Dichter und Aesthetiker hat gesagt, daß Pessimismus und Kunst unvereinbar seien. Auch ich bin der Meinung, daß, wer die Welt auch künstlerisch zu sehen vermag, fast so wenig die Verneinung des Daseins wünschen kann, wie eine verklärte Seele im Himmel der Religionen die Aufhebung der ewigen Seligkeit begehren könnte. Unsere pessimistischen Dekadents, die überall in unserer Kultur nur Niedergang und Verfall und im Ganzen der Welt nur öde und trostlose Wiederholung erblicken, sie finden in der Kunst einen

Digitized by Google

letzten Rettungsanker und machen sich das Leben erträglich, indem sie es künstlerisch betrachten. Es kommt mir an dieser Stelle aber gar nicht darauf an, daß man meiner Meinung über Kunst und Pessimismus zustimme; ich wollte nur an einem leicht faßlichen Beispiel zeigen, welche Bedeutung die künstlerische Betrachtung der Natur und des Kunstwerks für die Entwickelung unserer Weltanschauung hat. Es ist gewiß kein Zufall, daß wir den Inbegriff unserer Gedanken über die Welt unsere Weltanschauung nennen. Es giebt keine „Weltanschauung", weder für den gelehrten Philosophen, noch für den schlichten, denkenden Arbeiter, wenn er die Welt nicht mit allen Organen des Leibes und der Seele angeschaut hat.

Ist also die künstlerische Betrachtung der Welt eine unerläßliche Voraussetzung für einen normalen Inhalt unseres Denkens, weil sie die Sinnenwelt erst vollends vor uns erschließt, so ist sie andererseits in hohem Grade bedeutungsvoll für die Form unseres Denkens, weil sie ihm stillschweigend Maß und Ordnung verleiht. In Jünglingsjahren, in denen man es für heilige Pflicht hält, möglichst viel Porzellan zu zerschlagen, ärgert man sich lebhaft, wenn man von einem „geschmackvollen Denker" hört. Und es ist auch ein schlechtes Wort, wenn es sagen will, daß der Geschmack das Denken beherrschen müsse und wertvoller sei als Wahrhaftigkeit. Aber ein gutes Wort ist es, wenn es bedeuten soll, daß der Geschmack unser Denken unausgesetzt begleiten und freundschaftlich beraten müsse. An unseren Dampfmaschinen fallen auch dem unkundigeren Auge leicht zwei blanke Kugeln auf, die mehr oder weniger schnell im Kreise herumschwingen. Sie gehören zum Centrifugalregulator. Je mehr Dampf der Maschine zuströmt, je energischer arbeitet sie natürlich, und je energischer die Maschine arbeitet, desto schneller schwingen die beiden Kugeln, und je schneller sie schwingen, desto weiter entfernen sie sich (infolge der Centrifugalkraft) von einander. Nun stehen aber die Kugeln mehr oder weniger direkt in Verbindung mit einer Klappe, die sich im Dampfrohr befindet, der sogenannten „Drosselklappe". Je heftiger die beiden Kugeln schwingen, desto mehr stellen sie diese Drosselklappe senkrecht und verengen damit das Dampfrohr. Sogleich fließt weniger Dampf zu und die Maschine geht langsamer. Je langsamer aber die Maschine arbeitet, desto langsamer schwingen auch die Kugeln, desto mehr nähern sie sich einander wieder, und je mehr sie sich einander nähern, desto mehr stellen sie die Klappe im Dampfrohr horizontal, desto mehr Dampf strömt zu und desto schneller arbeitet wieder die Maschine. So reguliert also die Dampfkraft sich selbst vermittelst des Centrifugalregulators. Der Geschmack ist solch ein Centrifugalregulator für unser Denken. Es war Aristoteles, der das Wesen des Schönen in Größe und Ordnung sah. Der Geschmack verleiht unserem Denken Größe zugleich mit Ordnung. Freilich: wo unser Denken gewöhnlich durch täuschungslose Beobachtung fest bestimmt ist, also namentlich in den exakten Wissenschaften der Mathematik, der Physik, der Astronomie usw., hat der Geschmack kaum etwas dreinzureden. Wir denken aber auch über vieles und müssen uns in unserem Denken abfinden mit vielem, das sich einer genauen Beobachtung entzieht, z. B. mit den Millionen Dingen und Erscheinungen des mensch-

Digitized by Google

lichen Lebens. Gerade hier ist unser Denken von größter Wichtigkeit für die Gestaltung unseres Lebens, und gerade hier dehnt sich das uferlose Meer, auf dem wir Steuer und Kompaß bedürfen, auf dem der Orkan des Fanatismus und die Windstille der feigen Beschränktheit und Kleinlichkeit drohen. Will unser Denken mit wildem Fanatismus zu Übertreibungen und Extremen fortschreiten, so wird der Geschmack ihm Maß und Ordnung geben; will es in philiströser Angst und Kleinheit sich vor dem Leben verkriechen, so wird der Geschmack ihm Größe verleihen. Die Kunst giebt unserem Denken Schwung und Haltung zugleich. Die landläufige, für unser Leben aber so wichtige Wahrheit, daß auch die höchsten Bäume nicht in den Himmel wachsen, wird dem künstlerisch erzogenen Menschen zu Fleisch und Blut werden; er wird leichter die uns allen so nötige Wahrheit begreifen und empfinden, daß ein Maß in den Dingen ist und daß es eine immanente Gerechtigkeit der Dinge giebt, die immer und überall gebieterisch einen Ausgleich fordert. Aber auch das ist ihm stille und selige Gewißheit geworden, daß das Beste der Menschheit nicht im engen Bezirk der Alltäglichkeit und in nüchterner Beschränkung ersessen und erkrochen, sondern in weiter Welt erwandert und erflogen werden muß. Der ästhetische Mensch wird das Wort vom „geschmackvollen Denker" nicht mehr hassen. Denn er wird erkannt haben, daß dieser Geschmack der Wahrheit nicht fremd oder gar feindlich ist, daß er vielmehr ein Geschmack für das Wahre, eine instinktiv gewordene Wahrhaftigkeit, ein feines und sicheres Gefühl dafür ist, daß in den Dingen des Menschenlebens das allzu Große wie das allzu Kleine, das Schrankenlose wie das Beschränkte nicht wahr sein kann. Und so läßt sich für die heißen Kämpfe unseres politischen, religiösen und sozialen Lebens, in denen Fanatismus und Indolenz so entscheidende Rollen spielen, kaum etwas Heilsameres denken als künstlerische Kultur der Massen. Sie kann und soll den Kampf nicht aufheben; aber sie kann aus unterrichteten Menschen gebildete Menschen machen, die jeglichen Kampf führen mit reiner Liebe zur Sache, mit ernstem Willen zur Gerechtigkeit und mit dem ehrlichen Verlangen nach Frieden. „Ruhige Entwickelung" war dem großen Künstler und Nichtphilister Goethe das Ideal der Kulturentwickelung; sie verträgt sich nicht mit fanatischer Übertreibung, mit persönlichem Haß und parteiischer Verhetzung; aber sie ist gleichbedeutend mit jenem Kampf gebildeter Geister, der, einem echten Kunstwerk gleich und selbst ein Kunstwerk der Natur, Bewegung und Ruhe in sich vereinigt. Ist also die künstlerische Erziehung für die Form unseres Denkens von hervorragendster Bedeutung und ist sie für den Inhalt unseres Denkens eine geradezu unerläßliche Voraussetzung, so dürfen wir zu dem Satze fortschreiten: Es giebt überhaupt keine relativ vollkommene intellektuelle Bildung ohne künstlerische Erziehung. Wie aber steht es mit der moralischen Bildung? Kein Geringerer als Schiller hat in seinen Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" die Ansicht vertreten, daß auch für die moralische Erziehung des Menschen die ästhetische Erziehung die notwendige Voraussetzung, ja, daß sie der einzige Weg zur höchsten sittlichen Kultur sei. Schiller unterscheidet drei Stadien in der kulturellen Entwickelung des Menschengeschlechts: das

Digitized by Google

der Wildheit, das der Barbarei und das der harmonischen Bildung. Im Stadium der Wildheit herrscht die Sinnlichkeit des Menschen über seine Geistigkeit (Sinnlichkeit natürlich als der Inbegriff aller sinnlichen Eindrücke, Empfindungen und Triebe genommen). Im Stadium der Barbarei herrscht seine Geistigkeit über seine Sinnlichkeit, der „formale Trieb" unterdrückt und zerstört die Natur. Im Zustande der harmonischen Bildung herrscht Gleichgewicht zwischen Sinnlichkeit und Geistigkeit, zwischen Natur und Gesetz. Dieses Gleichgewicht, diese Harmonie gewahrt und fühlt der Mensch im echten Kunstwerk. Im echten Kunstwerk ist nur so viel Sinnlichkeit, als der Geist geformt hat, und nur so viel Geistigkeit, als durch das Sinnliche zur Erscheinung kommt. Alles Sinnliche im Kunstwerk ist vom Geiste durchdrungen, alles Geistige ist durch Sinnliches verkörpert. Hier also lernt der Mensch begreifen und, was mehr bedeutet, im Tiefsten seines Wesens fühlen, daß ein Gleichgewicht zwischen seinen sinnlichen und seinen formalen Trieben möglich ist, daß er nicht die Natur zu verletzen braucht, um dem Geiste zu genügen. Erst der Mensch, der weder von der sinnlichen noch von der geistigen Seite einem Zwange unterliegt, erst dieser Mensch ist frei, und nur der freie Mensch kann sittlich sein. Wer seinem Geiste Zwang anthun muß, um seiner Sinnlichkeit zu genügen — wer seine Sinnlichkeit verletzen muß, um dem Geiste sein Recht zu geben, der ist nicht frei und nicht sittlich. Hier liegt der tiefe Gegensatz zwischen der ästhetischen Weltanschauung und der kirchlich asketischen. Wir — sagt Schiller — befinden uns im Stadium der Barbarei und haben gelegentlich Rückfälle in das der Wildheit. In der That erkennt die Moral unserer Kirchen keine Gleichberechtigung von Sinnlichkeit und Gesetz an; sie sieht in der Sinnlichkeit ein niederes Moment, das vom Geiste zu unterjochen ist. Nun ist es gewiß ein löbliches Beginnen, mit seinem Geiste seine sinnliche Wildheit zu bekämpfen; aber es ist ein Beginnen, kein Ziel. Das Wort „Barbar" hatte ursprünglich den Sinn des Unfreien, Knechtischen und Grausamen. Wer in einem beständigen Kampfe lebt, ist unfrei; wer seine Sinnlichkeit an die Kette legen muß, ist ein Barbar. Nun kennt freilich auch die kirchlich-christliche Ethik einen Zustand, in dem der Kampf aufgehört hat und das sittliche Handeln selbstverständlich wird. Sie sagt: wer Gott über alle Dinge liebt, der kann nichts Böses thun, dem ist alles Gute und Schöne und Wahre selbstverständlich. Das ist ohne Zweifel richtig: wer den Inbegriff alles Guten, Wahren und Schönen — mag er sich diesen Inbegriff nun vorstellen wie er will, oder mag er ihn sich überhaupt nicht vorstellen —, wer diesen Inbegriff über alles liebt, der hat das innere Gleichgewicht, die ewige Harmonie gefunden, der ist vollendet. Aber leider ist das ein Ziel und kein Weg. Mit vollstem Rechte sagt Schiller in eben denselben Briefen über ästhetische Erziehung: Um die Weisheit zu lieben, muß man schon weise sein; das wußte jener Mann sehr wohl, der der Philosophie ihren Namen gab. Wie also lernen wir die Weisheit lieben? Wo ist der Weg, auf dem wir uns hineinfühlen und hineinfinden in das Glück der Harmonie, in jenen sittlichen Zustand, der nicht ein Kampf, sondern ein Friede mit der Sinnlichkeit ist?

Digitized by Google

Unsere Ethik führte uns bisher von der Wildheit zur Barbarei; sie zeigte uns auch das Ziel: eins sein mit Gott, harmonische Bildung, — aber den Weg von der Barbarei dorthin legte sie mittels eines gewaltigen Sprunges zurück, und diesen Sprung können die Menschen leider nicht mitmachen. Die Kunst kann uns diesen Weg führen. Aber betrübender Weise haben Religion und religiöse Ethik bisher die Hand der Schwester verschmäht. Richtiger: der Vormund der Religion, die Kirche, hat diese Hand verschmäht; sie wollte in der Kunst höchstens eine hochgeschätzte Dienerin der Religion erkennen, nicht aber deren Schwester. Es wird aber die Zeit kommen, und vielleicht ist sie im Herannahen begriffen, da die nicht mehr bevormundete Religion die Schwester erkennt und sich freudig ihrer Hand vertraut und sie nun gemeinsam dem Ziele alles Denkens und alles Sehnens entgegenschreiten.

Im Evangelium Johannis spricht Jesus zu seinen Jüngern von dem Beistand, den er ihnen senden werde, wenn er nicht mehr auf Erden wandle. Dieser Paraklet, dieser Helfer, oder wie Luther übersetzt, dieser Tröster, soll an seine Stelle treten und die Gläubigen in die ganze Wahrheit einführen. In der Kunst ist uns Menschen ein ewiger Beistand und Tröster, ein vor- und nachchristlicher Paraklet gegeben. Denn in der Kunst ist uns Kraft von der Kraft des Schöpfers, Geist vom Weltgeiste gegeben. In der Kunst jubelt die Menschenseele: „Ich kann schaffen! Ich kann der Idee einen Körper geben! Auch im Handwerk kann ich schaffen, auch in der Staatskunst und anderen Bereichen. Aber in der Kunst kann ich Werke schaffen, die das geheimnisvolle Gesicht der Natur tragen, kann ich Geist vom unfaßbaren Geiste fassen und halten, Geist, der die Grenzen der Gestalt an allen Enden überragt und ihr darum durch die Jahrtausende Leben verleiht; in der Kunst kann ich Seligkeiten, kann ich Paradiese schaffen". Darum ist die Kunst ein Unterpfand der Hoffnung, ein Geschenk des Weltgeistes an die Menschen, das sie mit Händen fassen können, das der Zweifel nicht zerbrechen kann, ein Trostgeschenk, das den Glauben an unsere höhere Bestimmung lebendig erhält. Die Kunst ist ein Leib gewordenes Gotteswort, das bleibend unter uns wohnt.

Und darum hat, wer in der Kunst nicht ein gewaltiges Stück Menschenringen und das für alle Menschen ohne Unterschied der Gesinnungen hoffnungs- und trostreichste Stück Menschenringen erkennt, wer in ihr nur ein höheres Vergnügen und eine angenehme Beigabe zum Leben erblickt, vom Wesen der Kunst nichts erkannt und nicht das Recht erworben, über die Bedeutung der Kunst für die Erziehung ein entscheidendes Wort mitzureden.

Der mächtigste Faktor im sittlichen Erziehungswerke ist die Gewöhnung, nicht die mechanische Gewöhnung, die heute thut, was sie gestern gethan, weil sie es gestern gethan, sondern die fühlende Eingewöhnung in das Glück des Schönen, des Sittlich-Schönen. Durch eigene Handlungen wird das Kind am sichersten eingewöhnt in dieses Glück und lernt es am besten, dem Worte zu folgen: sapere aude! Erkühne dich, weise zu sein! Die Weisheit ist das Glück!

Die nächstgrößte Macht ist das vorgelebte Beispiel, und erst weit hinter ihm folgt die Lehre, der moralische Unterricht. Aber machtvolles

Digitized by Google

Beispiel, wie Gelegenheit zu eigenem Handeln bietet das Leben des Kindes und selbst des Jünglings und der Jungfrau nur selten in solchem Maße, wie es die spätere, verwirrende Mannigfaltigkeit des Lebens erfordert. Da erscheint wiederum als mächtige Helferin die Kunst. Denn sie vor allem gewöhnt unsere Seelen zum Glück des Schönen, zwar nicht allein des Sittlich-Schönen; sie erhebt uns ganz in eine reinere Atmosphäre, in der das stärkste moralische Schutzgefühl gedeiht: der Ekel vor dem Gemeinen. Und die Fülle der Kunstwerke, die uns Menschen, und nicht am letzten unserem deutschen Volke, gegeben ist, gewährt eine unendliche Fülle vorgelebten Lebens. Dadurch wird sie die mächtigste Anleiterin zum psychologischen Denken, zur Selbsterforschung, und nicht ohne die größte Berechtigung haben die Weisen Griechenlands und Roms die Erkenntnis unseres wahren Heiles abhängig gemacht von der Selbsterkenntnis. Wie es Faust im Umgang mit der Natur geschieht, so geschieht es uns allen im Umgang mit der Kunst, dem Abbild der Natur:

„Der eigenen Brust
Geheime, tiefe Wunder öffnen sich."

Und darum, weil die Kunst uns den tiefsten Blick in unser Inneres eröffnet, weil sie uns das Schöne in einer Vollkommenheit erfahren läßt, die unsere unvollkommene Tugend uns nicht offenbaren kann, vor allem aber, weil uns erst die Kunst zum Bewußtsein bringt, daß reichste Sinnlichkeit und höchste Geistigkeit im Gleichgewicht vereinbar sind, deshalb dürfen wir zu dem ferneren Satze fortschreiten: Es giebt keine relativ vollkommene sittliche Bildung ohne ästhetische Erziehung.

Außerdem aber dürfte erwiesen sein, daß die Kunst auch unabhängig von intellektuellen und sittlichen Zielen in dem Mut zum Leben und in der Größe des Vollendungsstrebens Lebenswerte erzeugt, die ihr die allergrößte selbständige Bedeutung verleihen.

Die Feinde der künstlerischen Erziehung führen nun noch anderes Geschütz auf. Sie sagen: Die Kunst darf in unserem Leben keine so große Rolle spielen, weil überhaupt der Genuß im Leben des Menschen keine so große Rolle spielen darf. Pflichterfüllung, ernste und harte Arbeit in unserem Beruf und Entfaltung unserer Persönlichkeit gewähren ebenso große und bessere Freuden als der Genuß. Falsch ist daran zunächst, daß es sich beim Kunstgenuß nur um ein Genießen handelte. Die Kunst fordert Arbeit und Dienst, nicht nur vom Schaffenden, auch vom Empfangenden. Richtig ist, daß Pflichterfüllung, Arbeit und Entfaltung der eigenen Persönlichkeit das Leben süß machen. Es ist nur das eine Unglück dabei, daß die meisten Menschen von solchen Süßigkeiten zu wenig oder zu viel bekommen. Die Allzuvielen, die zwölf oder vierzehn oder mehr Stunden des Tages arbeiten, thun dies selten aus Genußsucht. Und wem das Maß der Arbeit nicht zu viel wird, dem wird nur zu oft die Freude verbittert durch das Maß der Entlohnung. Und die Zahl der Menschen, die einen Beruf nach Neigung und Fähigkeiten wählen und darin ihre Persönlichkeit voll entwickeln durften, ist — das werden uns unsere eifrigsten Gegner zugeben — recht, recht klein. Infolgedessen läßt denn auch die Pflicht-

Digitized by Google

erfüllung nicht nur an Häufigkeit, nein, bei den meisten Menschen auch an Süße zu wünschen übrig, und wir stehen jedenfalls vor der Thatsache, daß die erdrückende Mehrzahl, namentlich des körperlich arbeitenden Volkes nach anderen Freuden sucht und im Genuß nicht nur eine Ergänzung, sondern einen Ausgleich, eine Entschädigung, ja eine Quelle des Lebensmutes sucht. Gegenüber dieser Thatsache verschlagen puritanische Reden und Grundsätze nicht das mindeste. Nun kann aber auch der Banause, der in der Kunst nur ein Vergnügen sieht, schlechterdings nicht im Zweifel sein, ob dies Vergnügen ein edleres sei als die Vergnügungen der Kneipe, des Tanzbodens, des Tingeltangels, der Spielhölle und des Bordells. Wir stehen vor der Thatsache, daß das niedere Genußleben die erzieherischen Mühen der Schule und des Hauses am leichtesten und schnellsten illusorisch macht. Und da sollte man doch glauben, daß jeder vernünftige Mensch mit beiden Händen nach einem Mittel griffe, das Genußleben der Massen zu veredeln. Statt dessen offenbart sich in gewissen Kreisen — obwohl keinem anderen Kulturfaktor Abbruch geschehen soll — eine für die lieben Deutschen ungemein bezeichnende Höllenangst, daß jemand die Kunst überschätzen könnte. Und Leute, die sich für Sozialpolitiker halten, warnen allen Ernstes davor, die Kinder und die Arbeitermassen durch Kunstgenüsse begehrlich zu machen. Ja, meine Herren, begehrlich sind oder werden diese Massen schon ohne unser Zuthun; es kommt nur darauf an, wonach sie Begehren tragen. Es liegt auf der Hand, daß der Mensch, der sein Vergnügen in Kneipen und öffentlichen Häusern sucht, das beneidenswerteste Glück im Besitz von Mätressen und Weinkellern sehen wird; dagegen dürfte dem künstlerisch interessierten Arbeiter der Gedanke unvergleichlich näher liegen, daß an Beluga-Kaviar und Trüffeln von Perigord nicht das höchste Glück der Erde geknüpft ist. Wer also um seinen Besitz bangt, der möge uns besonders dankbar sein, da wir den Sinn der Massen auf seelische und allen zugängliche Genüsse lenken, wenn wir auch zugeben, daß wir diese Bestrebungen nicht verfolgen, um ihm seine Trüffeln zu erhalten.

Es sind aber nicht nur puritanische Moralisten und besorgte Sozialpolitiker, die uns entgegentreten; es sind in der Opposition — so seltsam und betrübend das klingen mag — auch Lehrer. Und zwar sind es Lehrer, die, wenn auch nicht in sonderlich großer Zahl, so doch mit einer gewissen Erbitterung den Satz anfechten, daß die ästhetische Erziehung gleichberechtigt *neben* der sittlichen und geistigen stehen müsse. Warum man der künstlerischen Erziehung diesen Platz nicht gönnen will, ist nicht recht erfindlich. Es kommt mir so vor, wie wenn zwei Menschen, die höchst bequem auf zwei Stühlen sitzen und neben sich einen leeren dritten Stuhl stehen haben, sich mit Arm und Bein dagegen wehren, daß auch dieser dritte Stuhl besetzt werde. Denn kein vernünftiger Mensch in der weiten Welt will der sittlichen oder geistigen Erziehung um der künstlerischen willen Schaden zufügen. Keinem anderen Erziehungsgebiete — auch dem religiösen nicht, so lange es eben der Schule angehört — soll auch nur ein Körnchen Zeit oder Kraft oder Interesse oder Liebe entwendet werden. Wir verlangen für die Kunst nichts, als daß sie in der Schule als Kunst

Digitized by Google

behandelt werde. Wir verlangen keine neuen Rechte, wir verlangen nur die endliche Gewährung und Erfüllung alter Rechte. Wir verlangen nur, daß, was seit vielen Dezennien auf dem Papier steht, nun einmal Gestalt annehme. Wir verlangen, daß auch in der Schule Dichtung Dichtung, Musik Musik, Bildwerk Bildwerk bleibe, und daß dasselbe Geld, das jetzt für öde, geschmacklose Schulräume verbraucht wird, für helle, luftige, zweckmäßige, also schöne Räume aufgewendet werde. Deshalb ist es auch ein so unglaublich nichtiger, hohler Einwand, wenn man sagt: die Schule ist kein Experimentierfeld; wir müssen sehr vorsichtig vorgehen und dürfen nur einführen, was sich zweifellos bewährt hat. Ich möchte wissen, was es hier zu experimentieren giebt, möchte wissen, welchen Schaden es anrichten kann, wenn man großen, vernachlässigten Gebieten des Lehrplans endlich ihr Recht zukommen läßt? Oder sollte es einen Menschen geben, der mit ernstem Gesicht behauptet, Litteratur, Gesang, Zeichnen, Turnen, Handarbeit seien bisher auch künstlerisch zu ihrem Recht gekommen? Nein, einen solchen Menschen giebt es wohl nicht; aber es giebt deren, die erwidern: „sie sind pädagogisch zu ihrem Recht gekommen, und das pädagogische Moment ist wichtiger als das künstlerische“. Verehrtester Pädagoge, hier ist das Künstlerische eben das Pädagogische. Zugegeben, daß Zeichnen, Turnen und Handarbeit auch praktischen Zwecken zu dienen haben, so ist es eben pädagogische Forderung, daß diese Dinge auch künstlerisch und daß Dichtung und Musik nur künstlerisch behandelt werden. Ja, jene Fertigkeiten werden erst dann wirklich dem praktischen Leben in vollem Maße dienen, wenn sie künstlerisch betrieben werden. Wer das Kind in einer Dichtung nicht das Kunstwerk spüren läßt, der soll sich doch nicht einreden, daß er es pädagogisch behandelt habe. Und so gut die Eltern vom Rechenlehrer ihres Kindes verlangen können, daß er rechnen könne, und vom Lehrer des Französischen, daß er französisch könne, so gut dürfen und müssen sie vom Litteratur-, Gesang-, Zeichen-, Turn-, Schreib- und Handarbeitslehrer verlangen, daß er künstlerische Bildung besitze. Daß diese Bildung unter den heutigen Lehrern nicht in wünschenswertem Maße verbreitet ist, ist evident, ist aber nicht Schuld der Lehrer. Denn auf unseren Lehrerbildungsanstalten galt im allgemeinen bis heute der erhabene und tiefsinnige Grundsatz: Kunst ist Luxus. „Die Frage der künstlerischen Erziehung ist“, so hat Prof. Konrad Lange auf dem Dresdener Kunsterziehungstage höchst richtig bemerkt, „so wie die Dinge jetzt liegen, in erster Linie eine Frage der Lehrerbildung“. Die deutsche Lehrerschaft wird diese Frage lösen, wenn nicht durch Seminar und Universität, dann trotz Seminar und Universität; denn in der deutschen Lehrerschaft pulsiert die ganze, unhemmbare Entwickelungskraft eines sich emanzipierenden, in jugendlicher Fröhlichkeit fortschreitenden Standes. Und wenn den Lehrern der Segen der künstlerischen Bildung erst im eigenen Gemüte aufgegangen ist, werden die Feinde dieser Bildung das Feld verloren haben. Dann wird es kaum noch möglich sein, daß man in Lehrerkreisen mit besorgnislangen Gesichtern darüber Erwägungen anstellt, ob der Besuch einer Tell- oder Nibelungen-Aufführung, eines Haydn- oder Mozart-Konzerts einem dreizehn-

Digitized by Google

bis fünfzehnjährigen Kinde auch wohl schädlich sein könne. Auch unter den Erwachsenen von heute finden sich wohl schon recht viele, die in ihrer Kindheit ein Schillersches, Goethesches, Shakespearesches oder Kleistisches Drama gesehen und ein gutes Konzert gehört haben, und ich glaube, nicht einer von diesen vielen würde von selbst auf den kurioſen Gedanken verfallen, daß der Einfluß jener Genüsse anders als heilsam gewesen sei. Daß man durchaus unmusikalische Kinder nicht mit Konzerten quält und daß für krankhaft veranlagte Kinder eine Sonderpädagogik gilt, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung.

Als in einer deutschen Großstadt mit Tell-Aufführungen für die Volksschüler begonnen wurde, da erleichterte das Haupt einer Volksschule sein gepreßtes Herz durch den Stoßseufzer: „Wo bleibt da die konfessionelle Volksschule?!“ So naiv die Fassung war, so typisch war der Gedanke. Dieses Schulhaupt war ein kirchenfrommer Mann, und ihn beschlich die Angst der lex Heinze-Männer vor der seelenfischenden Gewalt der Kunst. Unter den Freunden dieser lex gab es ja gewiß auch manchen ehrlichen Mann, der nur das wirklich Gemeine, Obscöne, das mit Kunst nichts zu thun hat, treffen wollte und gegen die Kunst nichts Arges im Schilde führte. Ich sprach vor einigen Monaten mit einem solchen Manne. Er meinte, die Furcht vor der lex Heinze sei übertrieben und ihre Gefährlichkeit aufgebauscht worden. Zwei Minuten später erzählte er mir, daß in seiner Heimatstadt Stuttgart aus einem Schaufenster der Michelangeloſche David auf Betreiben geistlicher Schulmänner hatte entfernt werden müssen. Ich erinnerte ihn auch an die Bilderstürmer von Elberfeld und an die vielen sattsam bekannten Banausenstückchen der pietistischen Straßenreinigung. So oft diese Leute ihre Harmlosigkeit beteuern, so oft und noch einige Male öfter straft ihre Praxis sie Lügen. Und das kann auch gar nicht anders sein; denn die Quelle jener Bewegung war und ist die Eifersucht der Hierarchie auf die massenpädagogische Gewalt der Kunst und der Zorn und Haß gegen ihre Freiheit. Wie die Kirche die Religion monopolisiert hat, so möchte sie auch bestimmen, was in Wissenschaft und Kunst geforscht und geschaffen werden darf. Daß die kirchliche Hierarchie zu den Feinden der künstlerischen Erziehung zählt, und zwar zu den erbittertsten, das versteht sich danach von selbst. Auch sie hat natürlich nichts dagegen, daß die künstlerische Erziehung so ein bißchen „mehr als bisher“ gepflegt werde. Daß damit uns und unseren Kindern nicht gedient ist, habe ich nachzuweisen gesucht; hier muß es wirklich einmal — nicht aus zelotischer Einseitigkeit, sondern aus sachlicher Notwendigkeit — heißen: Wer nicht für uns ist, der ist wider uns. Und so lehnen wir alles lauwarme Wohlwollen, besonders das der Stöcker und Roeren, höflichst dankend ab.

Der Hamburger Sittlichkeitsverein hat am 30. März vor. J. eine Versammlung abhalten zu müssen geglaubt, um meinen Vortrag „Goethebund und Sittlichkeit“ „zu widerlegen“, und in dieser Versammlung hat ein Herr Sydow seinen Vortrag geschlossen mit den Worten: „Höher als die Kunst steht uns die Sittlichkeit“. Die Herren Redner dieser Versammlung stellten die Sache mit Vorliebe so dar, als ob wir den Fragen der Sitt-

Digitized by Google

lichkeit mit Gleichgültigkeit und Leichtfertigkeit gegenüberständen. Stellen Sie, m. H., die Sittlichkeit so hoch, wie Sie nur immer können, wir haben nicht das Geringste dagegen; wir stehen nur der Kunst nicht mit derselben Leichtfertigkeit und Liebloſigkeit gegenüber wie Sie und laſſen ihr nicht um der Sittlichkeit willen die Rippen im Leibe zertreten, um so weniger, als die Sittlichkeit ſolcher Eiſenbartkuren an fremdem Körper nicht bedarf. Stellen Sie die Sittlichkeit auf den höchſten Gipfel Ihrer Imagination: wir ſtellen die Kunſt daneben. Das wird freilich nicht begreifen, wer in der Kunſt nur eine feinere Vergnügungsanſtalt ſieht; aber begreifen wird es, wer die erziehende Gewalt der Kunſt an ſich erfahren hat und wer meinen heutigen Worten darin zuſtimmt, daß die Kunſt ein helltönendes und gewichtiges Wort in unſerer Weltanſchauung ſpricht, daß ſie den Inhalt unſeres Denkens unendlich bereichert, unſerem Denken ſelbſt eine im höchſten Sinne philoſophiſche Haltung und eine produktive Beweglichkeit giebt, daß ſie unſere pſychologiſche Beobachtung und vor allem die Selbſtbeobachtung wie keine andere Macht vertieft und damit die wirkſamſte Vorſchule der Sittlichkeit giebt, daß ſie vermag, dem Sumpfe niederen Vergnügens mit unvergleichlich lockender Gewalt zu entziehen, daß ſie uns Mut zum Leben macht, weil ſie ein ewiges Denkmal menſchlicher Schöpferkraft und alſo ein Unterpfand unſerer Hoffnung auf Vollendung iſt und weil ſie unſere Geiſter und unſere Herzen den Frieden zwiſchen Geiſt und Sinnen, zwiſchen Natur und Geſetz lehrt, weil ſie unſeren Leib und unſere Seele, unſer ganzes Weſen eingewöhnt in das Glück des Schönen.

Ich habe dieſe Gedanken oft genug vor Lehrern behandelt; ich wollte ſie jetzt einmal vor Leuten ausſprechen, die die Erziehung noch näher angeht: vor Eltern und Geſchwiſtern unſerer Schuljugend. Verlangen Sie, m. D. u. H., mit aller Entſchiedenheit für unſere Jugend die künſtleriſche Erziehung und laſſen Sie ſich nicht abſpeiſen mit der köſtlichen Phraſe „Mehr als bisher“, ſondern fordern Sie unerbittlich, daß der künſtleriſchen Erziehung dieſelbe Sorgfalt gewidmet und dieſelbe Wichtigkeit beigemeſſen werde wie der geiſtigen und ſittlichen Erziehung, und erklären Sie es getroſt für eitel Wind, wenn jemand Ihnen einreden will, daß alsdann andere Erziehungsaufgaben unter der äſthetiſchen leiden müßten. Was wir erſtreben an künſtleriſcher Bildung, kann keiner guten Sache zum Schaden, wohl aber gegenwärtigen und kommenden Geſchlechtern zu unvergänglichem Segen gereichen.

Hamburg Otto Ernſt

Digitized by Google

Das gute Herz des deutschen Reichstags

Von einem Feldzugsoffizier

Sehr geteilt sind die Ansichten über das Wirken des gegenwärtigen Reichstags. Wenn er auch bei der Beratung des Zolltarifs einige den Regierungen unliebsame Sprünge macht, so können diese doch im allgemeinen mit seiner Gefügigkeit in hohem Grade zufrieden sein. Das eine steht sicherlich fest: einen Reichstag, der noch bereitwilliger als der jetzige auf die Wünsche der sogenannten maßgebenden Stellen eingeht, wird die deutsche Nation, wenigstens in absehbarer Zeit, nicht mehr in das Reichshaus entsenden. Anders denkt über seine gegenwärtigen Vertreter der bei weitem überwiegende Teil des Volkes. Er will von ihnen nicht mehr viel wissen, seitdem der Sitzungssaal des Reichshauses fast regelmäßig von Leere starrt und die kleine Zahl der Abgeordneten, die überhaupt noch an den Beratungen teilnehmen, sich nur einfindet, um ihr und der Partei Schäfchen ins Trockene zu bringen. Völlig hat der gegenwärtige Reichstag den Deutschen die Freude an dem Besitze konstitutioneller Rechte verleidet. Nur einmal hatte es letzthin den Anschein, als wenn Nation und Reichstag mit einander übereinstimmten, als wenn sogar die erstere über des letzteren Haltung eine gewisse Genugthuung empfand. Schon lange lag es wie ein schwerer Alp dem deutschen Volke auf der Brust, daß für den Lebensabend der Kämpfer, die in mehreren ruhmreichen Feldzügen ein geeintes Deutsches Reich erstritten hatten, noch nicht in ausreichendem Grade gesorgt worden war. Als daher in einer der ersten Sitzungen dieses Jahres der Antrag des Reichstagsabgeordneten Arndt verlangte, daß die Veteranen aus unseren großen Kriegen, so weit sie hilfsbedürftig sind, gerechter als bisher mit Zuwendungen aus der Reichskasse bedacht würden, da erntete der Reichstag allgemeinen Beifall für die Einmütigkeit, mit welcher er diesen Antrag unterstützte. Und ebenso angenehm berührte die deutsche Nation die Wärme, mit welcher er wenige Tage später wieder einmütig für die bessere Versorgung der verabschiedeten Offiziere und im besonderen der kriegsinvaliden Feldzugsoffiziere unter ihnen eintrat. Auch die Anschauungen und Empfindungen des einzelnen Menschen sowohl, wie der Völker sind dem Wandel unterworfen. Was sie noch vor zwanzig oder dreißig Jahren für wahr gehalten und wofür sie sich damals sogar haben begeistern können, das verwerfen sie oft später als absurd; und wenn heute vielfach behauptet wird, der deutsche Michel stände jetzt weit weniger unter der Herrschaft des Gefühls als früher, so wollen wir dem nicht widersprechen. Aber sein gutes Herz ist ihm auch heute noch geblieben; und nur deshalb, weil der Reichstag in der Fürsorge für die Veteranen und die verabschiedeten Offiziere dieses gute Herz zum Ausdruck zu bringen schien, zeigte er sich endlich einmal wieder mit seiner Vertretung zufrieden. In den Kreisen derer aber, an denen die erstrebte Fürsorge sich bewähren sollte, weckte die Bekundung des guten Herzens große Hoffnungen auf eine bessere Gestaltung ihrer wirtschaftlichen Lage.

Digitized by Google

Ob indessen das deutsche Volk nicht mit seiner Freude über das gute Herz des Reichstags zu voreilig gewesen ist? Ob nicht manche der Beteiligten zu früh aufgeatmet haben? Die Hoffnungen der hilfsbedürftigen Veteranen sind allerdings zum Teil in Erfüllung gegangen. Hier hat der Reichsschatzsekretär die „Starrköpfigkeit", die er für sich als Ruhmestitel in Anspruch genommen hatte, schließlich doch aufgeben müssen. Wie steht es aber mit den Aussichten, welche in der Sitzung vom 17. Jan. d. J. den Offizieren und Beamten des deutschen Heeres gemacht worden sind? Einem Strohfeuer war die Wärme entströmt, mit welcher sich der Reichstag ihrer angenommen hatte. Als der Präsident die Sitzung schloß, war, so weit sie in Betracht kamen, von dem guten Herzen keine Spur mehr zu entdecken. Mit einer Gelassenheit, die gegenüber dem unmittelbar vorher zur Schau getragenen warmen Interesse auf das äußerste befremden mußte, nahm der Reichstag vom Tisch des Bundesrates die Mitteilung entgegen, daß der Erlaß eines neuen Militärpensionsgesetzes, das seit Jahr und Tag gefordert wird, noch weiter ein frommer Wunsch bleiben wird, ließ er vor allem auch die Frage offen, wann das Gesetz vom 31. Mai 1901, betreffend Versorgung der Kriegsinvaliden und der Kriegshinterbliebenen, welches den kriegsinvaliden Offizieren und Beamten aus den letzten Feldzügen eine Kriegszulage zuwenden will, eine gerechtere Fassung erhalten soll.

Eine große Erbitterung hatte sich nämlich vieler kriegsinvalider Offiziere und Beamten bemächtigt, als sie vor einigen Monaten plötzlich erfuhren, daß verschiedene Feldzugskameraden, die von ihrer Kriegsinvalidität auch nicht die geringste Ahnung gehabt hatten, eines Tages von der deutschen Heeresverwaltung mit einer Spende von 1000 bezw. 720 Mk. jährlich überrascht worden waren, während sie selber ungeachtet schwerer, in den Kriegen erlittener Verwundungen und anderer Schädigungen ihrer Gesundheit der Zulage nicht einmal vermittelst eines eingehend begründeten Antrages hatten teilhaftig werden können. Und die Erbitterung steigerte sich bis zu einer nur mühsam zu meisternden Entrüstung auf die Erkenntnis hin, daß bei der Gewährung der vom Reichstag bewilligten Pensionszuschüsse dem Zufall eigentlich Thür und Thor geöffnet worden war. Bis zu dem Erlaß des Gesetzes vom 31. Mai 1901 hatten nur innerhalb der ersten sechs Jahre nach dem Friedensschluß Ansprüche auf eine höhere Pension mit Kriegsinvalidität begründet werden können. Jetzt besteht diese Präklusivfrist nicht mehr, und es berechtigt Kriegsinvalidität auf Grund von Dienstbeschädigungen, welche in den letzten Feldzügen erlitten worden sind, zum Empfang der Kriegszulage, auch wenn sie erst in späterer Zeit anerkannt worden ist. Ja! Offiziere und Beamte des Heeres, die erst heute oder in Zukunft ausscheiden und den ursächlichen Zusammenhang ihrer zum Bezug einer Pension erforderlichen Invalidität mit Kriegsdienstbeschädigungen darthun können, werden noch der Wohlthat des Gesetzes teilhaftig. Indessen die hierin sich aussprechende große Liberalität des Gesetzgebers hat bei der Ausführung des Gesetzes eine seinen Absichten unmittelbar zuwiderlaufende Einschränkung erfahren. Indem die Heeresverwaltung sich

Digitized by Google

darauf stützt, daß verschiedene Vorschriften älterer Versorgungsgesetze, die dem Sinne nach durch das neue Gesetz zweifellos jeden Sinn verloren haben, dem Wortlaut nach durch dieses noch nicht aufgehoben sind, läßt sie als Voraussetzung zur Zahlung der Kriegszulage nur diejenige Kriegsinvalidität gelten, welche in den zur Begründung eines Pensionsgesuchs bei dem Einreichen des Abschiedes beizubringenden Papieren nachgewiesen ist. Wer unter den Feldzugsoffizieren hat aber überhaupt mit der Möglichkeit eines die Präklusivfrist aufhebenden Gesetzes rechnen können? Wo nach Ablauf dieser Frist in den zur Herbeiführung der Verabschiedung mit Pension vorzulegenden Schriftstücken der Kriegsdienstbeschädigung Erwähnung geschehen ist, da war der betreffende Verfasser ausschließlich einer glücklichen Eingebung gefolgt, die vor dem Erlaß des Gesetzes vom 31. Mai 1901 von den entscheidenden Instanzen wahrscheinlich belächelt worden ist, jetzt aber einen Gutschein auf 1000 bezw. 720 Mk. für das Jahr aus der Reichskasse darstellt. So konnte die erhöhte Pension zahlreichen Feldzugsoffizieren, die bei Fortuna in besonderer Gunst standen, im Schlaf zufallen. So ist sie jedem noch aktiven, mit Kriegsdienstbeschädigung behafteten Feldzugsoffizier bei seiner Verabschiedung so sicher, wie der Bezug einer Pension überhaupt. So können aber auch andere, deren Körper mit Narben aus den Feldzügen bedeckt ist, und die noch schwer an den in diesen erlittenen Schädigungen ihrer Gesundheit zu tragen haben, sich die Finger wund schreiben, ohne daß sie je in ihren Genuß gelangen.

Schreit eine solche Ungerechtigkeit nicht zum Himmel? Selbst diejenige Presse, die sonst alles ängstlich vermeidet, was der Regierung unbequem sein könnte, mußte zugeben, daß sich gegen Männer, die ihr Blut und ihre Gesundheit dem Vaterlande geopfert hatten, wohl kaum rücksichtsloser und undankbarer handeln ließe, als es hier geschehe. Und die Heeresverwaltung ihrerseits konnte nicht umhin, in einer in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" abgegebenen Erklärung „Härten und Ungleichheiten" einzuräumen, die bei der Ausführung des Gesetzes vom 31. Mai 1901 mit untergelaufen seien. Ihren Wiederhall fanden die von und in der Presse gemachten Vorstellungen in der erwähnten Reichstagssitzung. Alle Parteien waren auch darin wieder einig, daß der Stein des Anstoßes so bald wie möglich zu entfernen wäre. Fast sämtliche Redner betonten dieses „So bald wie möglich". Und hierzu hatten sie auch allen Grund. War nicht das neue Gesetz aus dem allgemeinen Rahmen der geplanten Regelung des Militärversorgungswesens herausgenommen und gewissermaßen vor der Zeit verabschiedet worden, nur damit die kriegsinvaliden Offiziere, beziehungsweise ihre Hinterbliebenen, nicht noch länger auf die Kriegszulage warten sollten? War nicht jetzt Eile doppelt geboten? Aber auch nicht ein Abgeordneter machte den Versuch, die verbündeten Regierungen auf einen Termin festzunageln, bis zu dem die unheilvolle Fassung des Gesetzes ausgemerzt und die erbitterten Gemüter der gekränkten Feldzugsoffiziere und Beamten beruhigt sein müßten. Nur Strohfeuer war es eben gewesen, das die Proteste der Presse gegen die unerhörte Ungerechtigkeit in den Parteien des Reichstags entflammt hatte. Und wer dies

Digitized by Google

am Schluß der Sitzung vom 17. Januar d. J. noch nicht gewußt haben sollte, dem mußte ihre fernere Haltung die Augen öffnen. Oft genug bot sich nach diesem Tage die Gelegenheit, auf die als dringend notwendig erkannte Revision des Gesetzes zurückzukommen. Niemals hat der Reichstag sie benutzt, trotzdem der konservative „Reichsbote" wiederholt recht beweglich gemahnt, dem Worte endlich die That folgen zu lassen, trotzdem auch die „Nationalliberale Korrespondenz" darauf aufmerksam gemacht hatte, daß die enttäuschten Offiziere und Beamten noch immer der Befriedigung ihrer berechtigten Ansprüche harrten. Ohne die Revision auch nur mit einer Silbe gestreift zu haben, ging das hohe Haus in die Osterferien. Ebenso hartnäckig schweigt es sich über sie aus, nachdem es seine Thätigkeit wieder aufgenommen hat.

Harmlose könnten meinen, der Reichstag lauere darauf, daß das Reichsschatzamt und die Heeresverwaltung die Initiative ergriffen. Fällt nicht die Unvollkommenheit des Gesetzes zu einem recht erheblichen Teile auch auf sie zurück? Hat nicht zum anderen auch die Heeresverwaltung den besten Willen bekundet, die „Härten und Ungleichheiten" zu beseitigen? Indessen dazu kennt der Reichstag die verbündeten Regierungen denn doch zu gut. Dürfte nicht die empörende Einschränkung der Liberalität des Gesetzes ganz nach dem Geschmack des Reichsschatzsekretärs gewesen sein, der bei Beratung der letzten Flottenvorlage der ihm zuströmenden Geldfülle sich kaum erwehren konnte, jetzt aber beständig die leeren Taschen aus den Hosen zieht, um damit seine „Halsstarrigkeit" zu begründen? Auch schon deshalb kann der Reichstag von den verbündeten Regierungen nicht die ersten Schritte zur Revision des Gesetzes erwarten, weil die Mehrheitsparteien mit einer durchaus nicht völlig einwandfreien Logik die Heeresverwaltung zu seiner „korrekten" Ausführung beglückwünscht haben. Wie sollte so diese aus freier Entschließung dazu kommen, den Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen?

Vielleicht ist der Reichstag aber inzwischen, d. h. seit der Sitzung vom 17. Januar d. J., zu der Erkenntnis gelangt, daß die wirtschaftliche Lage der so bitter enttäuschten Feldzugsoffiziere noch eine saumselige Behandlung der Revision gestatte? Woraus soll er sie jedoch geschöpft haben? Gerade das Gegenteil hätte er den Äußerungen der Tagespresse entnehmen müssen, die in jüngster Zeit im unmittelbaren und mittelbaren Anschluß an die Debatten über das Militärversorgungswesen die Not der verabschiedeten Offiziere eingehend erörterte. Da wurde geschildert, mit welcher Angst täglich die gesamte Familie eines mittellosen Offiziers dem Eintreffen des Parolebuches entgegensehe, das vielleicht dem Vater den Abschied bringen und alle seine Lieben dem Elend ausliefern wird. Da war zu lesen, daß die kümmerlichen Einkünfte denselben Offizier mit Kind und Kegel unbedingt dem Proletariat zuführen müsse. Friedrich der Einzige bezeichnete den preußischen Offiziersstand als den ersten im Staate. Bei dem Fehlen ausreichender privater Mittel werden jetzt die Angehörigen dieses Standes ein Gegenstand allgemeinen, geradezu beschämenden Mitleids, sobald sie genötigt werden, das Waffenkleid auszuziehen. Und sind

Digitized by Google

etwa die durch die seltsame Ausführung des Gesetzes vom 31. Mai 1901 geschädigten Feldzugsoffiziere nicht zu den verabschiedeten zu zählen? Haben nicht außerdem viele von ihnen zu einer Zeit den Abschied nehmen müssen, wo die jetzigen günstigeren Gehaltssätze noch nicht in Kraft waren? Und beziehen sie aus diesem Grunde bei der gleichen Zahl zurückgelegter Dienstjahre nicht eine geringere Pension als ihre Kameraden, welche die Gehaltserhöhung noch erlebt haben?

Nichts von alledem trifft zu: der Reichstag erwartet weder von den verbündeten Regierungen die Initiative, noch hat er sich irgend welche Gedanken über den Grad der wirtschaftlichen Bedrängnis der gekränkten Feldzugsoffiziere gemacht. Es ist eine alte Erfahrung: niemand kann aus seiner Haut heraus. Auch der Reichstag bekommt es nicht fertig. Um den Staatssekretär des Reichsamtes des Inneren und vollends den Reichskanzler nicht zu verstimmen, konnte er im Handumdrehen einen recht beträchtlichen Beitrag zu den Kosten, welche der Wiederaufbau der Hohkönigsburg erfordert, bewilligen. Zu einer uneigennützigen That scheint er sich kaum noch aufraffen zu können. Daher überläßt er auch ohne Gewissensbisse die enttäuschten kriegsinvaliden Offiziere und Beamten ihrem Schicksal, gleichviel, ob die Erbitterung über die ihnen zugefügte Ungerechtigkeit sich immer tiefer in ihr Gemüt einfrißt und immer mehr ihren Lebensabend verdüstert. Der deutschen Nation hatte er pflichtschuldig sein gutes Herz gezeigt. Was verschlägt es, ob es echt war? Wer wird sich in unserer kurzlebigen Zeit die Mühe geben, nachzuweisen, daß die Stimmen, die sich in der Sitzung vom 17. Januar vernehmen ließen, in ihrer Mehrzahl aus Talmiherzen kamen? Und wenn es geschieht, wie wenige nehmen hiervon Notiz? So braucht der saumselige Reichstag nicht zu befürchten, der deutsche Michel könnte eines Tages bedauern, daß er zu voreilig seine einmalige Übereinstimmung mit seinen Vertretern festgestellt und zu voreilig sich über die glückliche Interpretation seines guten Herzens durch diese gefreut habe.

Hirschberg i. Schl. Carl von Wartenberg

Gedichte* von Felix von Fuchs-Nordhoff

Mir brennen die Lippen

Es schwelt meine Lampe,
Das Feuer ging aus.
Erinnerung spukt durch mein einsames Haus.

Wer steht vor der Thüre?
„Ich komme von weit!"
Tritt näher! — Wer bist du?
„Ich bin das Leid!"

* Aus einem demnächst im Verlage von Alfred Janssen in Hamburg erscheinenden Gedichtbuche: „Ringendes Leben".

Digitized by Google

Was willst du von mir, wo kommst du her?!
„Ich kam mit der Sorge heut Nacht übers Meer.
Ich bringe die Grüße und einen Kranz;
Dein Lieb verlor ihn beim Totentanz!!"

— Bleibe!
Sage mehr!
Wohin?
— Schon weit!
Mir brennen die Lippen!
Mich küßte — das Leid.

Wunsch

Wenn ich gestorben bin,
So grabt mich ein
Dort unter den schweigenden Bäumen.
Ich will im letzten, langen Schlaf
Von der Stille im Walde träumen.

— Nur meine Mutter und mein Lieb,
Die sollen mich geleiten.
Ihr dürft mir keine Feierlichkeit
Bei meinem Begräbnis bereiten.
Nur keine Menschen, die ohne das Herz
Mich mit zu Grabe bringen,
Und die den läppisch erheuchelten Schmerz
Bezeigen durch Psalmensingen. —

— Nur meine Mutter und mein Lieb
Das Kreuz mit Rosen schmücken;
Dann sollen sie in stummem Weh
Sich in die Augen blicken.

Sonne, was treibst du?

Sonnenschein
Lacht durch das Fenster zu mir herein.
Huscht an den Wänden hin,
Hascht nach den Fliegen,
Die sich im blendenden Lichtstrahle wiegen;
Schaut in den Spiegel,
Wirft schillernde Flecke
Hoch an die Decke;
Und die Gardinen,
Die mir seit langem
Häßlich erschienen,

Digitized by Google

Buntfarbig prangen.
Sonne, was treibst du?
Das ganze Gemach,
Das sonst immer im Dunkeln lag,
Sieht, als wär ich bei Fremden im Haus,
Verwandelt, gemütlich und wohnlich aus.

Und dann erst — ich —
Sonne, ich schäme mich —
Was hast du denn aus mir gemacht?
Trau meinen Ohren nicht — hab ja gelacht!
Das ist lange nicht vorgekommen,
Was hast du dir herausgenommen,
Wie sieht mein Rock aus — Gott sei Dank,
Habe noch einen neuen im Schrank — — —
Ich sitze und grüble in mich hinein,
Und draußen zieht schon der Frühling ein.
— Sonne, vergieb mir — ich hab's übersehen.
Was nicht gethan ist — jetzt soll's geschehen:
Diesen Griesgram, verspreche ich dir,
Werfe ich heute noch vor die Thür,
Oder besser,
ich stürme hinaus —
Und lasse den albernen Kerl zu Haus!

Die Berliner Hochbahn als Kunstwerk

Siemens & Halske könnten, unter bestimmten Voraussetzungen, für die Kunst mehr bedeuten, als ein Landesmuseum. Denn in den Zeichenstuben der Firma, neben den Tischen der in graphostatischen Berechnungen vertieften Ingenieure, harrt eine neue Baukunst nur des Anrufes. Deren Nähe merkt freilich keiner der hier thätigen Rationalisten; nicht die im Logischen wurzelnde Phantastik der Zahlenreihen, nicht die aus dem zweckvollen Spiel mit dem Gesetz sich ergebenden poetischen Konsequenzen sprechen zur Einbildungskraft des Ingenieurs, und so merkt er nichts von der neuen Welt, die sich hinter den dichten, wirren Netzen der Rechenexempel ausdehnt. Er bereitet einer klassischen Kunst die Fundamente, indem er die Gesetze der Gravitation und des Widerstandes in einem neuen Material ursprünglich begreift und dabei typische, dem nachtastenden Gefühl organisch scheinende Formen hervorbringt; aber unter der Suggestion der Massenästhetik findet er die eigenen Werke häßlich und umkleidet die schlanken Glieder seiner der Notwendigkeit entwachsenden Konstruktionen mit den im Kehrichthaufen der Civilisation zur allgemeinen Benutzung aufgehäuften Fetzen historischer Baustile, er schämt sich der herben Logik seines Werkes,

Digitized by Google

die sich in so übergangenden Bildungen zu betätigen weiß, und verlockt die junge Wahrheit, dem Unverstand zuliebe, unter Lügen. Nur von den wirtschaftlichen Konsequenzen seiner Arbeit weiß er ernsthaft zu schwärmen, berechnet in Träumereien, wann die Menschen elektrisch die Luft durchfliegen oder unterirdisch in drei Stunden nach New York reisen werden; von dem ungeheuren, so nahe liegenden Einfluß seiner Arbeit auf die Kunst der Zukunft hat er jedoch nicht eine leise Ahnung. Wie wäre es sonst möglich, daß die historische Pseudokunst bei Ingenieurwerken fast jedes Mal das letzte Wort behält, daß der Konstrukteur sich nie widersetzt, wenn die Vertreter der Menge, die Kommissionen und Kommunen, die verlogene Straßenkunst zur Hilfe rufen, um sein Werk mit dekorativen Coulissen zu verdecken.

Auch die Erbauer der Berliner Hochbahn haben ihre Verpflichtung der Kunst gegenüber in diesem Sinne mißverstanden und sich willig dem Verlangen des Herrn Jedermann gefügt, der da dekretierte, eiserne Konstruktionen seien häßlich und darum nach Möglichkeit „architektonisch zu umkleiden". Der Ingenieur hat dem Architekten die Repräsentation überlassen, und aus der Verquickung zweier unvereinbarer Formenwelten ist ein Bastard hervorgegangen, wie ihn nur Übergangszeiten so scheußlich und charakterlos produzieren können. Das Grundübel bei allen öffentlichen Bauten ist, daß auch im aristokratischen Staate der Kunst das allgemeine Wahlrecht gilt. Die Tribunenwirtschaft aber ist den bildenden Künsten, die nichts so sehr brauchen wie Freiheit, noch nie gut bekommen. Wenn jeder steuerkräftige Bürger durch den Mund eines Kommissars Berücksichtigung seiner ästhetischen Meinung erzwingen kann, wird die Göttin allgemach zum Mädchen für alles und für alle. Beim Bau der Hochbahn sind die Stimmen der schönheitstrunkenen Pfahlbürger, wie es in einer liberalen Gemeinde verständlich ist, ausschlaggebend gewesen; es hieß, das eiserne Gerüst verunziere die Straße und entwerte die Gipsschönheit der Fassaden. Auf das neue, notwendige Verkehrsmittel verzichten, wollte man dagegen ebensowenig. Im Berliner Straßenbild wirken die Eisenkonstruktionen fremd, weil die Hauptstadt physiognomielos ist. Nur auf wenigen Plätzen hat man den Eindruck der Geschäftsstadt. In den Vororten werden Fabriken gebaut, an der Peripherie Geschäfte gemacht und in der inneren Stadt pfercht man sich in dunkeln Etagen zusammen; über jeden Baum, der geopfert werden muß, erhebt sich ein sentimentales Geschrei, aber zugleich möchte man es New York in der weltstädtischen Lebensform zuvorthun. Der Bürger will in den Straßen vor allem eine Palastarchitektur, möchte aus seiner Kaiserstadt zugleich eine Zentrale der Arbeit und ein bürgerliches Versailles machen; daß er in seinem Stuckschloß über einer stinkenden Stehbierhalle wohnt, vom Hoffenster aus in zwanzig andere Wohnungen sieht und in dieser proletarischen Daseinsform der Sklave aller Welt ist, merkt er im liberalen Bewußtsein plutokratischen Sonnenkönigtums gar nicht. Ein dem profanen Bedürfnis so entsprechendes Unternehmen, wie die Hochbahn, setzt die moderne Großstadt voraus, wie sie sich in Amerika ausbildet: die Stadt fürs Geschäft, das Land zum Wohnen; fordert

Digitized by Google

als Folie Geschäftshäuser wie das von Wertheim, Bahnhöfe, Fabriken, Hafenplätze und die primitive Monumentalität himmelhoher Speicher. Vor den Thüren von Offizierswohnungen, hinter zwanzigjährigen Bäumchen ist das Eisen freilich fremd und, wenn man will, auch häßlich. Der Begriff des Schönen bedingt als Grundlage das Organische, das charakterlose Nebeneinander des parvenuhaft Kleinstädtischen neben dem Großstädtischen läßt das Ingenieurwerk, wo es sich rein erhalten hat, als fremdes Element erscheinen und hat andererseits das schlimme Kompromiß gezeitigt. Die Architekten haben sich mit der unmöglichen Aufgabe herumgequält, den Zweckstil dekorativ zu vervollkommnen, Stein und Eisen organisch zu vereinen.

Als die Bahn noch mitten im Bau war, gab es hier und da Sensationen. Überhaupt: man erlebt in der Gegenwart die stärksten architektonischen Eindrücke von halbfertigen Bauwerken. Ein Rohbau ohne Thüren und Fenster, ungeputzt, in dem feinen, verstaubten Ton märkischer Ziegel, mit der deutlichen, vom Gipsornament noch ungebrochenen Tendenz vertikalen Strebens, im monumentalen Verhältnis der großen undetaillierten Massen, wirkt in aller düsteren Primitivität schön — oder doch stark. Fürchterlich wird das moderne Etagenhaus erst — im fernen Westen Berlins und in jeder Großstadt kann man es täglich betrachten —, wenn das Kunsthandwerk sich hineinmischt. Ebenso war es bei der Hochbahn.

So lange die konstruktive Absicht allein am Werke war, das Gerippe noch, unverkleidet, die Bestimmung und Funktion jedes Teiles zeigte und die Montage sozusagen von den Knotenpunkten des statischen Problems aus ihr Werk begann, wirkte der Anblick dieser Primitivitäten oft wie Kunst. Eine Kunst ist nun der Eisenbau noch durchaus nicht; alle Vorbedingungen dazu sind jedoch vorhanden, weil sich hier eine entwickelungsfähige Kraft offenbart. Und nur Kraft führt zur Kunst. In diesem Falle gewiß nicht zum alle Bedürfnisse umfassenden Ideal, aber doch zu einer präzisen, intellektuellen Zweckkunst mit zwar scharf begrenztem, aber sehr umfangreichem Machtgebiet. Werke wie die Forthbrücke und der Eiffelturm zeigen den Grad der möglichen Monumentalität — die durchaus nicht nur in der Kolossalität dieser Schöpfungen liegt, denn das Riesenkarussell in Chicago war abscheulich — und jedes Gitterwerk eines Balkons, jeder eiserne Pfosten einer Laterne kann im Kleinen dieselbe Logik der großen Gebilde ornamental wiederspiegeln. Daß unser Auge architektonische Schönheiten nur den Dimensionen des Steines adäquat empfinden könne, wie es oft gesagt wird, ist ein Irrtum. In modernen Bauwerken illustrieren die historischen, in Stein empfundenen Kunstformen nicht mehr zur Genüge das unsichtbare Leben der Massen, den Ausgleich gegeneinander wirkender Kräfte; und das Verlangen nach architektonischer Kunst ist im Grunde idealisiertes Kausalitätsbedürfnis. Das Auge will sich nicht mit dem Wissen, daß ein Gebäude gut konstruiert ist, abspeisen lassen, sondern verlangt Funktionen zu sehen, — ein Gleichnis des ganzen statischen Organismus. Wo etwas getragen wird, da fordert das Auge eine Form, die sich schulterkräftig stemmt, wo etwas lastet, da soll das Gewicht im Widerstand ausgedrückt sein.

Digitized by Google

Das Eisen ist das Material, das uns diese tektonische Forderung zur Zeit am sichersten erfüllt. Es thut nichts, daß der rechnende Ingenieur nach Tabellen schafft, was einst die Künstler mittels des Instinkts fanden. Das eröffnet dem Blick ein weites Gebiet, vom Zusammenhang des wissenschaftlich begreifenden Verstandes mit dem Schaffen feingestimmter Kunstgefühle und lenkt zuletzt in eine monistische Weltauffassung hinein. Uns ersetzen die Resultate der Verstandesarbeit den Mangel produktiver Phantasie, und es ist nicht einzusehen, warum die so eingeleitete Kunst der Zukunft weniger wahr sein soll, weil sie von anderen Voraussetzungen ausgeht, als die der Ägypter und Griechen. Nicht hierin liegt die Schwäche der Sache, sondern in dem allgemeinen Mangel an mutiger Konsequenz. Keiner wagt, ganz mit der Vergangenheit zu brechen, obwohl das stärkste Gegenwartsgefühl auch die beste Pietät im Gefolge hat. So glaubt man, im Eisenbau nicht auf die Kunstformen des Steinmaterials verzichten zu dürfen und stellt die naive Anschauung vor Verhältnisse, die sich widersprechen und gegenseitig schänden. Die menschliche Natur ist so vielfältig gestimmt, daß sie in ihrem Nachempfinden tektonischer Notwendigkeiten fast unbegrenzt ist. In unserem komplizierten Organismus mag jedes Kräfteverhältnis enthalten sein und jedes Gleichnis von außen seine Resonanz finden. Die Logik der Eisenarchitektur wird auf andere Nervenbündel wirken, wie die der Steinkunst; das ist der ganze Unterschied.

Wenn die Ästhetik der Eisenbauten noch so selten zu ihrem Rechte kommt, so erklärt es sich damit, daß hier kaum der Anfang gemacht ist, das wissenschaftlich Gefundene künstlerisch zu vollenden. Nur eine artistisch sehr gebildete Phantasie vermag vor diesen tektonischen Andeutungen, produktiv werdend, das Fehlende mittels der Imagination zu ergänzen. Dennoch sind an der Berliner Hochbahn den Ingenieuren hier und da fertige Kunstformen gelungen. An der Kreuzung der Potsdamer Straße zum Beispiel giebt es vier Träger, die in Form und Verhältnis fast klassisch sind. Kapitäl und Fuß der schlanken, nach unten verjüngten Streben sind aus Formationen, wie die Statik sie forderte, aus den Lagerungs- und Materialbedingungen abgeleitet. Als die überzeugend und elegant profilierten Säulen den kolossalen, schön geschwungenen Brückenbogen trugen und das Ganze im brennenden Mennigerot durch den Nebel der Straße leuchtete, verursachte dieses Stück moderner Technik ohne weiteres ästhetischen Genuß. Am Nollendorfplatz sind Beispiele anderer Art von derselben Wucht zu sehen. Jetzt ist das alles schwer nachzuprüfen, denn der Architekt hat mit „sezessionistischen" Ornamenten die keusche Schönheit berufsmäßig verdorben und die ursprünglichen Verhältnisse durch dicke Sandsteinmauern zur Karikatur gemacht. Solche wertvolle Formen sind offenbar Ingenieurarbeit und in ihrer Reinheit mehr zufällig entstanden, denn zwanzig Schritte weiter sieht man andere Träger, die in allen Proportionen abscheulich sind. Es fehlt in der Ingenieurarbeit eben noch ganz die artistische Disziplin und höhere Einsicht. Die Logik der Thatsachen erzeugt überall Stilkeime; aber nur durch Zufall entwickeln diese sich hier und da zu Kunstformen. Das ganze Schaffen ist noch trockene Wissenschaft, und nur

Digitized by Google

eine künstlerisch geschulte Intelligenz könnte mit Auswählen, Verstärken und Vereinfachen die Schönheit aus der Notwendigkeit ableiten. Der Ingenieur geht stets den bequemsten Weg, rechnet aus Sparsamkeit mit den Lagerbeständen der Eisenwerke und verwendet lieber zehn vorrätige Profilstäbe, als daß er sich zwei neue herstellen ließe. Daher das Zuviel, das langweilige, verwirrende Gesträhn gleichartiger Details. Man muß schon zu abstrahieren, den Blick auf die Knotenpunkte der Konstruktion zu konzentrieren verstehen, um sich ästhetische Anregung zu verschaffen. Aber welche Fülle von Möglichkeiten ergiebt sich dann! Hier herrscht dieselbe reinliche Vernunft und ruhige Kraft, wie im Organismus einer Dynamomaschine, in der Kurve eines Krans, in der Montierung einer Glühbirne. Von dem Geist, der diese Zweckschönheiten schafft, ist das moderne Kunstgewerbe beseelt, und es ist zweifellos, daß auch die Baukunst, wenigstens die Profanarchitektur, denselben Weg gehen muß, um zu Resultaten zu gelangen.

Es ist beschämend, daß sich der Architekt die hier schlummernde Kraft nicht dienstbar zu machen weiß, daß er mit metallenen Rosenkränzen, Renaissancemasken und „sezessionistischen" Pylonen sogar dagegen zu Felde zieht und der „klassisch Gebildete" nicht das Klassische der hier schlummernden Stilkraft begreift. Der Archaismus sitzt den Künstlern tief im Blute. Eine dunkle Empfindung vom Rechten ist oft vorhanden, wie man an der Hochbahn bemerken kann; aber sie entwickelt sich spielerisch-dekorativ, nicht logisch-tektonisch. Und Nutzanwendungen für die Baukunst findet nicht einer.

Auf der Straßenbahn hörte ich einst ein Gespräch über die Hochbahn. Ein würdiger Herr beklagte sich über die Häßlichkeit des roten Eisens, worauf sein Begleiter sagte: „Lassen Sie nur, wenn die Sache erst eine schöne Steinfarbe hat . . ." Das ist ganz der Standpunkt des modernen Gebildeten: Eisen muß Steinfarbe haben. Arnheim geht noch weiter; er streicht die Außenseite seiner mit prachtvollen Stahlplatten gepanzerten Geldschränke holzfarben an und imitiert geschnitzte Renaissanceornamente darauf. Und wie schön ist doch die natürliche Farbe des Eisens, das Mennigerot, welche stilkräftige Farbigkeit brachten die Gerüste der Hochbahn ins Straßenbild, als sie noch in der Grundfarbe dastanden! Und welche Nutzanwendung kann die Architektur in diesem Falle für ihre Zwecke ziehen! In neuester Zeit stützt der Architekt sich wieder einmal auf eine „Tradition", indem er die alte Bauernhausarchitektur auf die moderne Villa anwendet. Begeistert von der Poesie der Farbe, die in den Häusern der Landbevölkerung zum Ausdruck kommt, greift er zu den Farbetöpfen und malt die Fenster wieder weiß, die Thüren und Jalousieen grün, das künstlich angelegte Fachwerk rot an. Die zufällige Form erbt sich wieder fort, nicht der lebendige Sinn. Es ist dem Baumeister nur um das rustikale Stimmungsmoment zu thun, nicht um die naive Vernunft, die an sich schon poetisch ist. Das wahre Gerippe verbirgt man ängstlich im Putz und macht Dekoration, anstatt so zu verfahren, wie die Väter unter den heute gegebenen Umständen verfahren wären. Ließe der Architekt alles Eisen in der Fassade kühn sehen, suchte er aus diesen tektonischen Notwendigkeiten Kunstformen abzuleiten und betonte sie durch ihre natürliche, brennend rote

Digitized by Google

Farbe, so hätte er zugleich formale und koloristische Motive. Auf diesem Wege könnte ein genialer Architekt endlich ein Etagenhaus schaffen, das in jeder Linie modern wäre und dabei schöner und reizvoller, als die ganze erbärmliche Gipspracht. Von den eisernen Trägern in den Fassaden ausgehend, könnte vielleicht ein Ersatz für die seit zweitausend Jahren durch die Kulturen geschleiften Gesimsformen, wenigstens auf dem Gebiete der Profanarchitektur, gefunden werden. Vor einem Rohbau kommt man oft aus dem Erstaunen nicht heraus, daß es keinem einfällt, die dort herrschende einfache Monumentalität logisch zu unterstützen und zu entwickeln. Es giebt schon Versuche dieser Art im Villenbau. Van de Velde, den man gezwungen ist, immer wieder zu nennen, hat diese Richtung des gesundesten Naturalismus eingeschlagen und damit in Wahrheit die Traditionen mit der Gegenwart organisch verbunden. Für das Etagenhaus bleibt noch alles zu thun. Es erscheint aber zweifellos, daß die Lösung einst im Sinne tektonischer Vernunft, mit Benutzung der vorhandenen, allgemein gebräuchlichen Konstruktionsglieder, erfolgen wird. Dann wird die Beziehung der Zweckarchitektur zur Ingenieurarbeit, die leise schon jetzt besteht, offenbar werden, und alle Gebilde der Großstadt werden stilverwandt sein.

Es ist noch ein weiter Weg dahin, denn es giebt heute kaum eine einzige Kunstform, die dem Bedürfnis einer Citybaukunst schon entspräche. Sehr beschleunigen würde es darum die Entwickelung, wenn Siemens & Halske sich mit einem Künstler verbinden würden, der — wie van de Velde etwa — seine Formenwelt aus dem konstruktiv Nötigen ableitet, die abstrakte Logik in formalen Gleichnissen konkret werden läßt und keine Faktoren anerkennt, als das Gesetz und das Temperament, worin jenes sich individuell färbt. Dann könnte die Firma der Kultur und Kunst mehr nützen als ein Landesmuseum, mehr als die ganze Schaar ästhetisierender Kunstförderer.

Aber freilich: dagegen erhebt der Bürger entschieden Einspruch. Mit der Steuerquittung in der Hand, fordert er Berücksichtigung seines Geschmackes und erkennt nur die dekorative Lüge als die gute, wahre und schöne Kunst an.

Friedenau — Karl Scheffler

Unser Kohlensyndikat

Trotzdem die diesbezüglichen Depeschen aus Essen ihren überraschenden Inhalt mit den vorsichtigen Worten einleiten: „Gutem Vernehmen nach", so ist doch alles darin wahr und unübertrieben. In der That bleibt eine wichtige Anzahl von Syndikatszechen jetzt fest entschlossen, die Zustimmung zur Erneuerung des Ruhr-Kohlensyndikats nur dann zu erteilen, wenn die sämtlichen größeren, außenstehenden Zechen dem Kohlensyndikat beitreten. Soweit mir bekannt, könnte es sich hierbei nur um drei Zechen handeln, die sämtlich der Reedereifirma Haniel gehören, und deren Konkurrenz fern von der sonst so vorzüglich „klappenden" Organisation des

Digitized by Google

Syndikats schwer empfunden wird, d. h. in den gegenwärtigen Tagen des Niederganges. Es sind dies die Zechen „Deutscher Kaiser", „Rheinpreußen" und „Neumühlen". Die Firma Thyssen, ebenso wie Haniel, gehört sonst dem Syndikate an, ja sie bildete s. Z. gleichsam das Siegel desselben, da ihrem Beitritt die langwierigsten Kämpfe vorangingen. Indessen Zechen, die den Verwandten jenes Händlerhauses angehörten, ließen sich damals durchaus nicht mit einbeziehen, und außerdem liegt „Rheinpreußen" im Oberbergamtsbezirk Bonn, anstatt im Dortmunder Bezirk. Inzwischen ist ein Teil dieses Bergwerkseigentums weiter entwickelt worden, es hat zum Teil den Vorteil der Wasser-, das heißt der Rheinstraße, spart die Syndikatsumlagen von 8 Prozent und wird nach Belieben, wenn den Mitgliedszechen eine Förderungseinschränkung auch bis 30 Prozent auferlegt würde, ihre Förderung sogar noch um 50 Prozent erhöhen, auch weit unter Syndikatspreis verkaufen. Das ist geschehen, geschieht noch heute, und inzwischen steht der Kohlenmarkt in sinkender Tendenz. Man bedenke nur, daß z. B. fast unsere gesamte Zuckerindustrie infolge des bekannten Ausganges der Brüsseler Konferenz in Zurückhaltung verharrt, daß die größten chemischen Fabriken entweder in Hoffnung auf niedrigere Preise oder auch wegen Minderbedarfs mit ihrer Versorgung noch zurückhalten. So haben die Höchster Farbwerke, ein Unternehmen, das soeben wieder eine Dividende von nicht weniger als 20 Prozent deklariert, noch keinerlei dahinzielende Aufträge erteilt, während sie nach ihrem eigenen Berichte in der letzten Hochkonjunktur sogar um die Ergänzung ihrer eisernen Bestände an Kohle zu kämpfen hatten. Und ebenso wartet noch unsere größte chemische Privatfabrik weiter ab, deren Bruttogewinn wahrscheinlich den der Höchster Farbwerke übersteigt. Das Ausbleiben solcher Gesellschaften fühlen aber in erster Reihe die Händler, weil nur diese die betreffenden Anforderungen wegen der verschiedensten Qualitäten befriedigen können, das Syndikat läßt sich nicht darauf ein. Das letztere wird also von Großindustrieen direkt wohl zumeist nur unsere Hochöfen und Hütten in Kundschaft haben, die freilich in den Tagen drängender Nachfrage nicht gerade eine sonderliche Bevorzugung in Essen zu rühmen wußten. Die Händler sind es denn auch, welche ihren Zechen die ganze jetzige Notlage klagen und vor allem immer von neuem konstatieren, wie schleppend die Abnahme der bei ihnen längst verkauften Mengen ist, da unsere Fabrikation noch ihre alte Kohle eben nicht aufgebraucht hat. Das alles dürfte das Syndikat freilich nur veranlassen, in 1903 mit den geringeren Sorten billiger zu werden, indessen ja die Händler, welche auch Kaution hinterlegen, ihre bestehenden Verträge einhalten müssen.

Schließlich fallen aber die Klagen der Händler bei den Zechen auf fruchtbaren Boden, und diese kommen gerade sehr bald in die Lage, ihrem Syndikat gegenüber endlich einmal eine entscheidende Stellung einzunehmen. Die Dauer jenes so gewaltigen Kohlenverkaufsvereines geht nämlich zwar bis in den Frühling 1905 hinein, allein die Wiedererneuerung hat in diesem Jahre zu erfolgen. Unterbleibt dies, d. h. erfolgt keine abermalige Vereinigung unter den Zechen, so ist die strengste und, nach meiner Überzeugung, segensreichste Institution der deutschen Großgewerbe einfach zu Ende. Denn nur unsere größten Bergbaugesellschaften, wie Harpener, Gelsenkirchen etc. etc., können alsdann wohl ihrer bisherigen Absatzkreise sicher sein, die vielen kleineren Zechen jedoch müßten sich noch womöglich in diesem Jahre auf eine Erhaltung ihrer Kundschaft vorbereiten, natürlich indem man

Digitized by Google

derselben schon jetzt ab 1905 in aller Stille bedeutsame Preiskonzessionen macht. Wäre das erst geschehen, so würde natürlich ein späteres Wiederzusammenschließen des Syndikats nicht mehr möglich sein.

Nach diesem allen läßt sich wohl denken, mit welchem Eifer jene außenstehenden Zechen, resp. die wenigen großen darunter, zum Eintritt in das Syndikat bearbeitet werden. Hauptunterhändler sind der Generaldirektor Kirdorf von Gelsenkirchen, der auch Vorsitzender des Syndikats ist. Ferner der Generaldirektor Müser von der Harpener Gesellschaft, der als ein Hauptaktionär noch ein eminentes persönliches Interesse an der weiteren Einigkeit des Kohlenmarktes hat. Endlich Herr Unkel, Generaldirektor des Syndikats selbst, ein Mann von großem Einflusse bei seinen Genossen. Ich glaube nun nicht, daß mit irgendwie verstärkter Energie ein Hinüberziehen der Outsiders stattfinden kann; im Gegenteil wird man ihnen entgegenkommen müssen. Wie das aber anders als durch Bewilligung einer wesentlich verringerten Förderungseinschränkung möglich wäre, erscheint zur Zeit noch unklar. Allerdings werden die übrigen Zechen hiergegen zunächst opponieren, also auch der Verhandlungsfreiheit der ebengenannten leitenden Männer noch oft genug in den Arm fallen. Schließlich, so meinen nämlich die Fachkreise, deren Wunsch hier der Vater ihrer Gedanken ist, würde wohl dennoch eine Wiedererneuerung zu stande kommen, unter allen Umständen also vorher auch ein Beitritt der noch außenstehenden großen Zechen, unter der Formel etwa, daß dieselben, als erst in der Entwickelung, eine gewisse Rücksicht verdienen.

Wie nun aber, wenn das Syndikat fiele, was, wie bereits dargelegt, sich noch in diesem Jahre entscheiden müßte? Alsdann würde, so lange die Geschäfte mäßig und die Kohlennachfrage mittelgut bliebe, vielleicht ein wütendes Preisschleudern erfolgen. Sobald aber die Konjunktur wieder Glanz bekäme, würde Deutschland die gleiche zügellose Verteuerung erleben, wie solche vor Bestehen unseres Syndikats noch in jeder Haussperiode eintrat, selbst bis zu 100 Prozent über den letzten Hochkonjunkturſätzen. Das würde natürlich im großen Publikum erst zu spät eingesehen werden, d. h. nachdem es von einem unerhörten Preisdruck reichlich schlürfen konnte, um sodann bei unerhörten Hinaufschnellungen „Hilfe!“ zu schreien. Wie anders könnten sich aber dann unsere Zechen erholen, da sie doch vorher mit Verlust verkaufen mußten?

Die Popularitätshascher und Tageskritiker, welche die feste Haltung unseres Syndikats fortgesetzt als ein Nationalunglück darstellen, übersehen u. a., daß die Lage im Ruhrbezirk allein seit Monatsfrist die Entlassung von ca. 8000 Grubenleuten erforderlich gemacht hat. Unsere Zechen haben jedoch nicht allein ein Geschäft, sondern auch einen Besitz, nicht bloß eine Erzeugung von Waren, die je nach der Verschiedenheit der Zeiten gut oder schlecht verkäuflich sind, sondern zugleich das Grubeneigentum dazu, dessen Aufrechthaltung und weitere Aufschließung die schwerste Verantwortung auferlegt. So lassen sich bekanntlich Schächte, ohne zusammenzufallen, gar nicht einfach sperren. Und ferner ist fast unaufhörlich an dem Abteufen neuer Schächte zu arbeiten, deren Gehalt erst noch mit vielen Kosten auszuprobieren gilt und die selbst im glücklichsten Falle das darin hineingesteckte Kapital mehrere Jahre hindurch zinslos lassen. Dazu der stetige Ausblick auf etwa frei werdende Felder, welche mit den Zechen marksheidend sind und von anderen unversehens gekauft werden können. Übrigens machen schon jetzt im Nordwesten des Ruhr-

Digitized by Google

gebietes die abzuteufenden Schächte größere Schwierigkeiten, als erwartet. Wer, in allen jenen Laienkreisen, welche den Kohlenbergbau als ein goldenes Handwerk ansehen, denkt an die beständig notwendige Umschau nach neuen Kohlengruben? Kann der Reisende doch heute schon in den Kohlengebirgen nordseits der Lippe Bohrtürme errichtet sehen, ebenso wie man vom Hennebergschen her Ausbeutungsproben ziemlich ungeduldig erwartet. Für diese ebenso wichtige als ausgedehnte Versuchsthätigkeit müssen fortgesetzt große Summen bereit gehalten werden, die man weder als Dividenden, noch als Arbeitslöhne verteilen darf. Und bei den hohen Dividenden übersieht man wieder die hohen Kurse, welche den Aktionären ihre Erträgnisse überaus stark herunterdrücken, ohne welche Kurshöhe aber wiederum keine jungen Aktien ausgegeben werden können, welche doch die ab und zu notwendige Neukräftigung der Betriebsmittel bewerkstelligen helfen.

Selbstverständlich wäre auch das Kokessyndikat ohne seine Kohlenkollegin nicht zu denken! Die ganze Mehrbeteiligung von ca. 700 000 Tons jetzt beschränkt sich bei vierundvierzig Mitgliedern doch nur auf einige wenige erste Bergbaugesellschaften oder Zechen.

Ich weiß sehr gut, wie beliebt das Schimpfen auf diese Syndikate ist, aber wahrscheinlich würde selbst eine Kommission von Sozialisten, der man die Prüfung jener so vielgeschmähten Verhältnisse unterbreitete, — leider fehlt hierzu der Mut! — zu einem günstigen Urteile gelangen. S. v. H.

Notiz

Die „Neue Preußische Kreuzzeitung" hat sich unter anderem darüber aufgeregt, daß ich in meinen Betrachtungen zur Reise des Prinzen Heinrich als eine dankenswerte Aufgabe des Herrn v. Tirpitz bezeichnet habe, einen nicht kleinen Teil unserer Marineoffiziere von dem Widersinn eines deutsch-amerikanischen Krieges zu überzeugen. Ich würde keinen Anlaß genommen haben, darauf zu entgegnen, wenn nicht die „Kreuzzeitung" in demselben Artikel meine Behauptung, „unsere jüngeren Marine-Offiziere gewöhnten sich daran, von einem deutsch-amerikanischen Seekriege geheimnisvoll, kampfesmutig und wie von einer Naturnotwendigkeit zu sprechen", als eine tendenziöse Erfindung bezeichnet hätte. Einen derartigen Vorwurf zu erheben, ist ungemein bequem, weil er sich ohne Nennung von Namen schwer vollständig entkräften läßt.

Ich bin nun bereit, dem Chef-Redakteur der „Kreuzzeitung" unter Zusicherung absoluter Verschwiegenheit seinerseits die Namen von mindestens fünf aktiven Marine-Offizieren zu nennen, die mir, unabhängig von einander, **vor** der Reise des Prinzen Heinrich erklärt haben, sie hielten einen Krieg mit den Vereinigten Staaten für wahrscheinlich, und diese Auffassung wäre in Marinekreisen ganz allgemein verbreitet. Daran knüpfe ich allerdings **eine** Bedingung, daß der Chef-Redakteur sich verpflichtet, nach Nennung der Namen die Erklärung in seiner Zeitung aufzunehmen; er ziehe den leichtfertig gegen mich erhobenen Vorwurf tendenziöser Erfindung unter namenlosem Bedauern zurück. Dr. S. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Janssen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Litterarische Anzeigen

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.

Peter Michel

Ein Roman von **Friedrich Huch.**

Geh. 5 Mark.

Geschrieben ist diese Alltagsgeschichte ... und gesehen ist dieses stille deutsche Leben ... mit einer Tiefe der Beobachtung, einem Humor der Anschauung, mit einer gereiften Fähigkeit, die zarten und ergreifenden Untertöne des Seins kaum hörbar als eine süssschmerzliche Melodie durch die gleichgültigen Geschehnisse hindurchklingen zu lassen, mit einer kühlen und gedämpften Meisterschaft des Stils — kurz, mit dichterischen Gaben, die vereint dem Buche einen seltenen und kostbaren Zauber verleihen.

Ich muss gestehen, ich habe bei der Lektüre fast auf jeder Seite innegehalten und mit dem Gefühl intensiven Genusses gedacht: wie vorzüglich ist das gesehen, wie entzückend ist das gesagt. Peter Michel ist ein Buch, an welches man nach Wochen und Monaten noch immer mit der gleichen frischen Freude zurückdenkt.

(Gabriele Reuter im „Tag".)

Wir sehen in Peter Michel ein aussergewöhnliches Buch in mehr als einer Hinsicht. Von Humor ist das ganze Buch erfüllt, im letzten Drittel so stark, dass man, wenn man das Buch aus der Hand legt, es mit der Bezeichnung „humoristisch-satirischer Zeitroman" genügend charakterisiert glaubt. Doch nicht im Humor liegt für uns die wesentliche Bedeutung dieses Buches, wir erblicken sie vielmehr in der Tiefe, mit der seelische Vorgänge erfasst sind, mit dem Verstande erfasst und von dem Herzen wiedergegeben.

(Wilhelm Wintter in der „Nation".)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Gustav Falke als Lyriker.

Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier.

Brosch. 1 Mark. Geb. 2.50 Mark.

Eine Auswahl für das deutsche Volk, vor allem auch für die Frauen und Mädchen unseres Vaterlandes

Gedichte von Gustav Falke.

Mynheer der Tod	Geb. 4 Mark
Tanz und Andacht	Geb. 4 Mark
Neue Fahrt	Geb. 4 Mark
Mit dem Leben	Geb. 3 Mark

Romane von Gustav Falke.

Aus dem Durchschnitt	Geb. 3 Mark
Der Mann im Nebel	Geb. 3 Mark

Digitized by Google

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg

Versuche und Ergebnisse der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg.

Dritte Auflage (4. und 5. Tausend). Brosch. 2 M. — Geb. 3 M.

Auf weniger als 200 Seiten geben hier 20 Leute ein Bild ihrer Arbeit; jeder schreibt über das Gebiet, das er geleitet hat, nur Thatsächliches, Erfahrenes. Litteratur, Musik, Zeichnen und Malen, Bilderbetrachten, Kunstgewerbe, ja sogar die neueste Wissenschaft: vergleichende, experimentelle Psychologie, findet eine Stelle in dem durch Klarheit und Sachlichkeit der Behandlung, durch Bescheidenheit und Idealität der Gesinnung wohlthuend ausgezeichneten Buche. (Die Gesellschaft.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Berliner Wochenschrift

DIE ZEIT

Herausgeber: Friedrich Naumann, Berlin.
Mitarbeiter: Prof. Sohm, Leipzig; Prof. Brentano, München; Prof. Rein, Jena; Redakteur von Gerlach, Berlin; Ad. Damaschke, Berlin u. v. a.
Vierteljährlich M. 3 durch Post und Buchhandel.
Probehefte umsonst und in jeder Buchhandlung.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Form und Farbe von J. Oltmanns

212 Seiten. — 2 Mark.

Die Kraft des Lichtes ist der Urquell, aus dem alle Formen- und Farbenbildung entspringt. Das jeder Materie, jeder Energie, jeder Kraft eingeborene Bestreben, neue Formen- und Farbenwerte zu schaffen, ist der Formensinn, und dieser ist gleichbedeutend mit dem Kunstsinn (in weitestem Sinne). Da solchergestalt alle Lebens- und Bewegungserscheinungen mit dem Kunstsinn zu identifizieren sind, so kommt der Kunst auf allen Gebieten menschlichen Erkennens und Wissens die Bedeutung einer Weltachse zu; denn nur, indem wir bewußt ein Leben in Kunst führen, kann dieselbe zu einem Machtfaktor werden im Reiche des Erhabenen und Schönen. Höchstes Vorbild alles Kunstschaffens ist die Natur, die bei jeder formen- und farbenbildenden Bethätigung die höchste Ausnutzung aller ihrem Wesen innewohnenden Energien zum Ausdruck bringt. — Das deutet in knappen Strichen den Kern des vorliegenden Werkes an, dessen vielseitiger Inhalt sich in weniger Worte nicht zusammenfassen läßt. Der Verfasser zeigt sich in all seinen Ausführungen als ein selbständiger, konsequenter Denker, der unbekümmert um „feststehende" wissenschaftliche Axiome seine Gedankenwege verfolgt, und der durch eine Fülle von Beobachtungen und Beispielen zu interessieren versteht. Wer Freude hat an der Vergeistigung und Vereinheitlichung aller Welt- und Lebenserscheinungen, wird — auch wenn er in Einzelheiten dem Verfasser widersprechen müßte — das Buch nicht ohne Genuß lesen. (Der Volkserzieher.)

Digitized by Google

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.

Otto Speckters Vogelbuch
Mit Gedichten von **Gustav Falke**
Geb. 1 Mark

Otto Speckters Katzenbuch
Mit Gedichten von **Gustav Falke**
Brosch. 50 Pfennig.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Hamerlings Werke.

Volks-Ausgabe in 4 Bänden.

Ausgewählt und herausgegeben von
Dr. Michael M. Rabenlechner.
Mit einem Geleitwort von
Peter Rosegger.

Zweite Auflage.

Inhalt: Ahasver in Rom. — Der König von Sion. — Homunkulus. — Amor und Psyche. — Germanenzug. — Danton und Robespierre. — Teut. — Venus im Exil. — Sinnen und Minnen. — Blätter im Winde. — Gedichte aus dem Nachlaß. — Ein Schwanenlied der Romantik. — Aspasia.

Preis in 4 eleganten Leinenbänden Mk. 20.—

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Seiler-

Pianinos und Flügel

zeichnen sich aus durch vornehmen, gesangreichen Ton, leichte, elastische Spielart und unverwüstliche Haltbarkeit. 17 mal prämiiert. Moderne Ausstattung. Kataloge frei.

ED. SEILER, Pianofortefabrik, G. m. b. H.
Liegnitz 243.

Familienheim für Erholungsbedürftige

Dr. Schwarz, Arzt

Bad Oldesloe — Bahn Hamburg-Lübeck

Firma 1870 gegründet.
Bei Baarzahlung höchster Rab. u. Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige — Längste Garantie.

Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.

Fabrikate. Fabrik: Allerhöchste Auszeichnung.
Wilhelm Emmer
Berlin 500, Seydelstrasse
Preisliste, Musterbuch umsonst.

„Victoria" feinster Naturbutter-Zwieback der Welt.

Trüller Zwieback

Fürsten u. Könige fahren ihn an ihrer Kaffeetafel. Gr. elegant lackierter Blechkasten mit 260 St. Mark 4.— franko ohne alle weiteren Unkosten.

Harry Trüller
Celle 45.

Grösste Zwiebackfabrik Europas. 12 mal präm.

Dr. Sommer's Pension und Erziehungs-Anstalt für Blinde und Schwachsichtige der besseren Stände

nimmt Kinder und Erwachsene beiderlei Geschlechts auf. Individuelle Behandlung, da Leiter selbst erblindet. Spaziergänge in der ländlichen und waldigen Umgegend. Mäßige Bedingungen. **Erste Referenzen.**
Prospekte stehen zur Verfügung.
Bergedorf bei Hamburg, Greves Garten 7.

Digitized by Google

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg

Versuche und Ergebnisse der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg.

Dritte Auflage (4. und 5. Tausend). **Brosch. 2 M. — Geb. 3 M.**

Auf weniger als 200 Seiten geben hier 20 Leute ein Bild ihrer Arbeit; jeder schreibt über das Gebiet, das er geleitet hat, nur Thatsächliches, Erfahrenes. Litteratur, Musik, Zeichnen und Malen, Bilderbetrachten, Kunstgewerbe, ja sogar die neueste Wissenschaft: vergleichende, experimentelle Psychologie, findet eine Stelle in dem durch Klarheit und Sachlichkeit der Behandlung, durch Bescheidenheit und Idealität der Gesinnung wohlthuend ausgezeichneten Buche. (Die Gesellschaft.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Berliner Wochenschrift

DIE ZEIT

Herausgeber:
Friedrich Naumann, Berlin.
Mitarbeiter:
Prof. Sohm, Leipzig; Prof. Brentano, München; Prof. Rein, Jena; Redakteur von Gerlach, Berlin; Ad. Damaschke, Berlin u. v. a.
Viertelj. M. 3 durch Post und Buchhandel.
Probehefte umsonst und in jeder Buchhandlung.

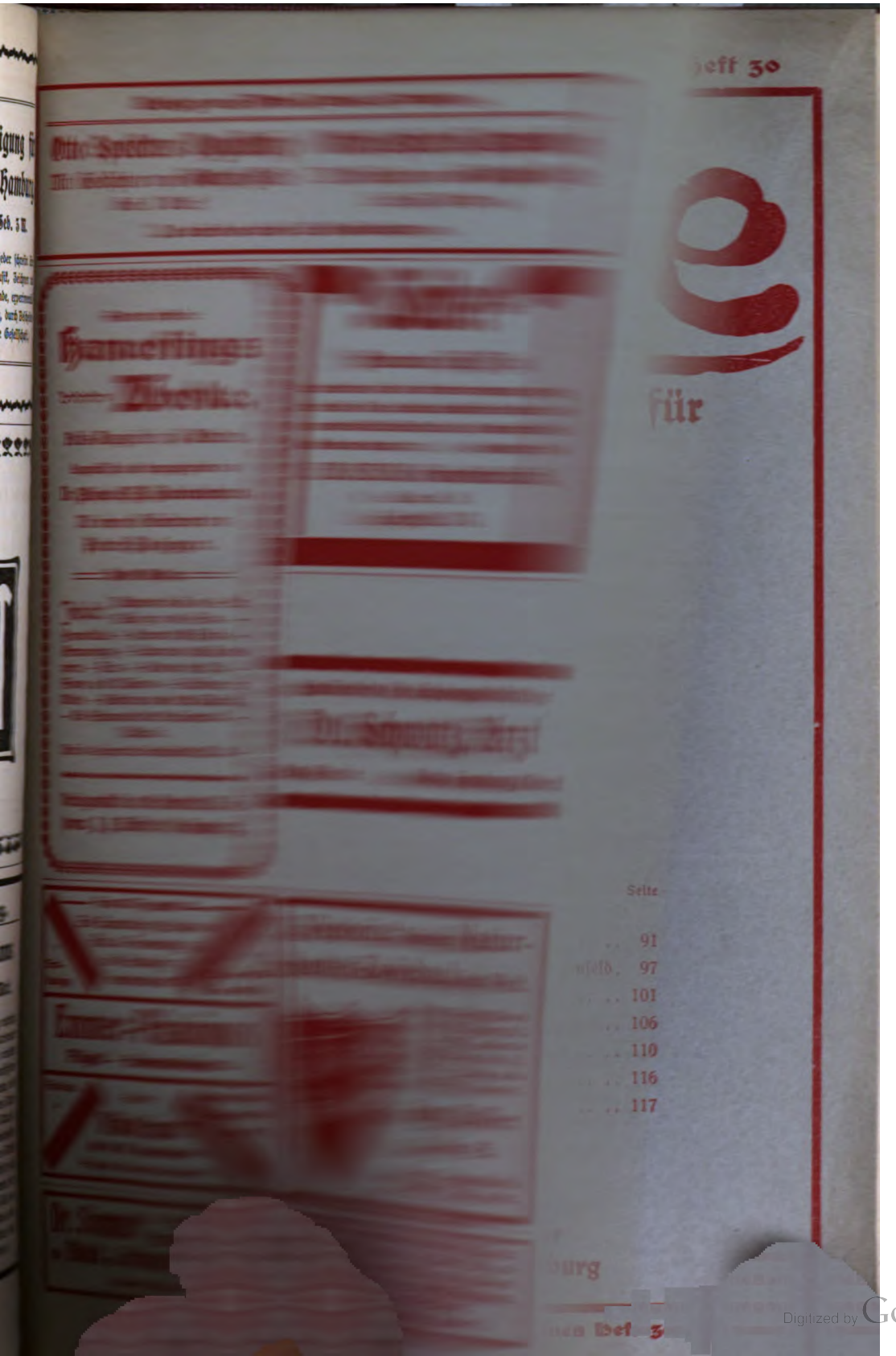
Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Form und Farbe von J. Oltmanns

212 Seiten. — 2 Mark.

Die Kraft des Lichtes ist der Urquell, aus dem alle Formen- und Farbenbildung entspringt. Das jeder Materie, jeder Energie, jeder Kraft eingeborene Bestreben, neue Formen- und Farbenwerte zu schaffen, ist der Formensinn, und dieser ist gleichbedeutend mit dem Kunstsinn (in weitesten Sinne). Da solchergestalt alle Lebens- und Bewegungserscheinungen mit dem Kunstsinn zu identifizieren sind, so kommt der Kunst auf allen Gebieten menschlichen Erkennens und Wissens die Bedeutung einer Weltachse zu; denn nur, indem wir bewußt ein Leben in Kunst führen, kann dieselbe zu einem Machtfaktor werden im Reiche des Erhabenen und Schönen. Höchstes Vorbild alles Kunstschaffens ist die Natur, die bei jeder formen- und farbenbildenden Bethätigung die höchste Ausnutzung aller ihrem Wesen innewohnenden Energien zum Ausdruck bringt. — Das deutet in knappen Strichen den Kern des vorliegenden Werkes an, dessen vielseitiger Inhalt sich in weniger Worte nicht zusammenfassen läßt. Der Verfasser zeigt sich in all seinen Ausführungen als ein selbständiger, konsequenter Denker, der unbekümmert um „feststehende" wissenschaftliche Axiome seine Gedankenwege verfolgt, und der durch eine Fülle von Beobachtungen und Beispielen zu interessieren versteht. Wer Freude hat an der Vergeistigung und Vereinheitlichung aller Welt- und Lebenserscheinungen, wird — auch wenn er in Einzelheiten dem Verfasser widersprechen müßte — das Buch nicht ohne Genuß lesen. (Der Volk...

Digitized by Google



Heft 30

für

Seite

91
97
101
106
110
116
117

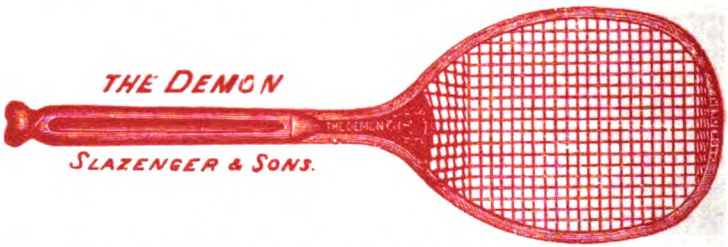
Heft 3

Digitized by Google

Garten- und Veranda-Möbel

in grosser Auswahl!

Lawn Tennis-Artikel.



Nur beste englische und amerikanische Fabrikate von Slazenger, Ayres, Spalding, Jefferies.

Croquet, Cricket, Polo, Golf, Hockey,

Football.

Kataloge gratis und franko.

R. BEINHAUER SÖHNE

Neuerwall 59 HAMBURG Neuerwall 59

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Die Verlagsbuchhandlung.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

II. Jahrgang 26. April 1902 Heft 30

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

Seite

Ein offener Brief an Herrn Dr. Stephan Kekule von Stradonitz. A. Schowalter 91
Gustave Charpentier und sein Werk. Dr. Hans Loewenfeld. 97
Eine Geschichte der Karikatur. Prof. H. Schneegans 101
Unter Abderiten. Dr. Gustav Kühl 106
Tolstoi und die Keuschheit. Dr. Otto Helmut Hopfen 110
Lyrik. Dr. S. Heckscher 116
Rumäniens Niedergang. S. v. H. 117

Redaktion: Dr. S. Heckscher
Verlag: Alfred Janssen, Hamburg

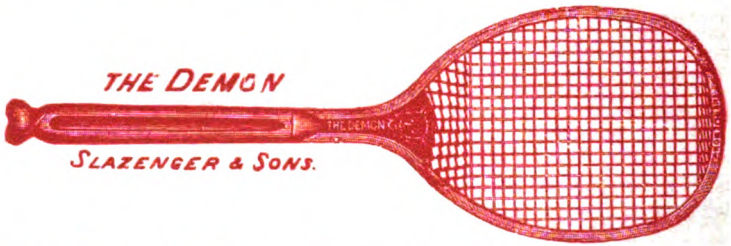
Quartalspreis 3 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes

Digitized by Google

Garten- und Veranda-Möbel

in grosser Auswahl!

Lawn Tennis-Artikel.



Nur beste englische und amerikanische Fabrikate von Slazenger, Ayres, Spalding, Jefferies.

Croquet, Cricket, Polo, Golf, Hockey,

Football.

Kataloge gratis und franko.

R. BEINHAUER SÖHNE

Neuerwall 59 HAMBURG Neuerwall 59

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Die Verlagsbuchhandlung.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

II. Jahrgang 26. April 1902 Heft 30

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

	Seite
Ein offener Brief an Herrn Dr. Stephan Kekule von Stradonitz. A. Schowalter	91
Gustave Charpentier und sein Werk. Dr. Hans Loewenfeld	97
Eine Geschichte der Karikatur. Prof. H. Schneegans	101
Unter Abderiten. Dr. Gustav Kühl	106
Tolstoi und die Keuschheit. Dr. Otto Helmut Hopfen	110
Lyrik. Dr. S. Heckscher	116
Rumäniens Niedergang. S. v. H.	117

Redaktion: Dr. S. Heckscher
Verlag: Alfred Janssen, Hamburg

Bezugspreis 3 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 30 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt Mk. 3.— für das Vierteljahr, Ausland Mk. 4.50.

Einzelne Hefte kosten 30 Pf.

Jeder Halbjahrsband wird geb. für Mk. 7.— geliefert.

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I, 388 oder 8074) — erforderlich.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt:

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Georg Brandes-Kopenhagen — Oberl.-Ger.-Rat O. Brandis-Hamburg — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Brensig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — Prof. Cohn-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Geheimrat Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien — Ilse Frapan-Zürich — Pastor G. Frenssen-Hemme — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Geffcken-Hamburg Paul Geisler-Posen — Leutnant Gentz-Gibeon Dtsch.-Südw.-Afrika — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — Prof. Cornelius Gurlitt-Dresden — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Alfred Georg Hartmann-München — Prof. Hasbach-Kiel — Prof. Hensel-Heidelberg — W. Holzamer-Heppenheim — Graf von Hoensbroech-Gr. Lichterfelde — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Ellen Key-Wien — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Landgerichtsrat W. Kulemann-Braunschweig — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Prof. C. F. Lehmann — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Ed. Lorenz Meyer-Hamburg — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — Prof. Ad. Michaelis-Straßburg — C. Fero. Morawe-Darmstadt — Börries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Emil Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Westerwede — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Karl Scheffler-Friedenau — Frl. Dr. Kaethe Schirmacher-Paris — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Weimar — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Prof. Ferd. Tönnies-Eutin — Prof. Georg Treu-Dresden — Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Warnenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Eugen Wolff-Kiel Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Hamburgischer Lorbeerkranz

Drei kleine Dramen in Versen

(Anschar - Datt lütte Rümeken — Hamburg Phoenix)

von **Carl Mönckeberg**

Buchschmuck von Arthur Illies.

Als Manuskript gedruckt und nur bei **Alfred Janssen, Hamburg,** Kaiser-Wilhelmstrasse 76 II. zu kaufen.

Preis Drei Mark.

Gicht

BAD SALZSCHLIRF, Bonifaciusbrunnen.

Rheumatismus, Steinleiden.

Prospekte, ein Heft Heilerfolge und Gebrauchsanweisung zur Trinkkur, welche, ohne das Bad zu besuchen und ohne Berufsstörung in der Heimat der Patienten, **mit grossem Erfolg** vorgenommen werden kann, werden kostenfrei versandt durch die ***Bade-Verwaltung.***

Digitized by Google

DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift
· · · für deutsche Kultur · · ·
Redigiert von Dr. S. Heckscher

II. Jahrgang 26. April 1902 Heft 30

Der Nachdruck ganzer Beiträge ist verboten, genaue Quellenangabe bei jeder Entlehnung erforderlich

Ein offener Brief an Herrn Dr. Stephan Kekule von Stradonitz

Berlin, den 31. März 1902

Sehr geehrter Herr Dr.!

Wenn ich sofort auf Ihre Ausführungen in Heft 25, II des „Lotsen" hätte antworten wollen, hätte ich alle übrige dringende Arbeit liegen lassen müssen. Dazu aber erachtete ich mich nicht befugt und — im Gedanken an die Art, wie Präsident Krüger, um den es sich doch hierbei handelt, sich zu Angriffen auf Person selbst stellt — auch nicht verpflichtet. In so manchem Falle schon, in dem man ihn bat, durch eine öffentliche Erklärung Verdächtigungen und Vorurteile zu zerstreuen, deren Unbegründetheit er mit einem Worte nachweisen konnte, hat er ruhig erwidert: „Alle kannst du doch nicht überzeugen, und wer dir nicht vertraut, wird in jeder Erklärung ein Wort finden, daran er sich klammern kann. Wer sich aber um die Wahrheit bemüht, wird sie auch ohne Erklärungen finden, wenn auch vielleicht etwas später. Ich habe ja keine Eile". Aus Höflichkeit benutze ich aber die erste freie Stunde zu meiner Erwiderung.

Zunächst einiges zu den Einleitungsworten Ihrer Entgegnung. Der Bericht des „Reichsbote" über die Tonhallenversammlung giebt meine Worte im wesentlichen richtig wieder. Ich habe in jener Versammlung in der Diskussion das Wort ergriffen, ohne vorher zu wissen, ob sich dazu Veranlassung und Gelegenheit bieten würde. Unter vielem anderen erwähnte ich dabei auch Ihre Leistungen. Ob Sie oder einer Ihrer Freunde da wären, wußte ich natürlich nicht. Wie ich aber dazu kommen soll, Ihnen vorher Mitteilung zu machen von etwas, was ich selbst noch nicht weiß, ist mir bis jetzt nicht klar; ein spiritistisches Medium hatte ich ja nicht zur

Digitized by Google

Verfügung. Außerdem habe ich dasselbe, was ich in der Tonhalle sagte, in Nr. 121 der „Tägl. Rundschau“ geschrieben; und auch das wieder ist nichts anderes, als was vorher schon in dem Ihnen zugesandten „Lotsen“ stand. Ich denke demnach, wenn Sie andere „Gefühle von den Regeln des Anstandes“ haben, so ist es das beste, sich darüber möglichst auszuschweigen.

Ferner: Warum ich Herr Sch. „aus Südafrika“ genannt werde, und dazu noch in Gänsefüßchen, ist mir schleierhaft. Wahrscheinlich soll dadurch der Eindruck erweckt werden, als hätte ich mir diese Bezeichnung oder die andere, „der bekannte Anwalt der Burensache“, beigelegt. Da bin ich denn doch froh, daß Ihre „Gefühle von den Regeln des Anstandes“ andere sind als die meinigen.

Sie gehen zur Sache über, indem Sie en passant erwähnen, daß ich „mit den bekannten Gesichtspunkten die Abreise des Präsidenten nach Europa verteidigt“ habe. Ich stelle dem gegenüber fest, daß ich überhaupt nicht von Gesichtspunkten, am wenigsten von den meinigen, sprach, sondern von Thatsachen, von amtlich protokollierten Thatsachen, und von den thatsächlichen Beweggründen, welche diese Thatsachen schufen. Es ist eine Thatsache, daß Präsident Krüger durch formellen Beschluß nach Europa beurlaubt wurde. Und daß die Anschauungen, welche zu diesem Beschlusse führten, nicht nur von den Führern der Buren, sondern von allen Männern im Felde geteilt wurden, können Ihnen z. B. die soeben herausgegebenen Erinnerungen des deutschen Mitkämpfers Franko Seiner, eines sehr liberalen und von der „Oligarchie“, dem „Pietismus“ und „Quäkertum“ in Transvaal unter Krüger gar nicht entzückten Redakteurs Graz, beweisen. Er schreibt Bd. II, S. 302, in Laurenzo Marquez: „Ohm Paul, da er seines hohen Alters wegen unmöglich den nun auf dem ganzen Kriegsschauplatz entbrennenden Kleinkrieg mitmachen konnte und den Engländern früher oder später in die Hände gefallen wäre, ist bereits am 11. September hierher gekommen“. Dasselbe führt der Leiter der schweizerischen Ambulanz, Dr. Suter, in seinen Erinnerungen S. 335 aus und setzt hinzu: „Dann (d. h. wenn die Engländer den Präsidenten durch irgend einen Zufall in die Hände bekommen hätten) aber hätten die Republiken einen zu großen Schlag erlitten, denn Krüger war es und ist es auch noch jetzt, der die Idee eines freien, von England unabhängigen Burentums verkörpert. Seine Gefangennahme hätte auf die Gemüter der Buren, die noch weiter fochten, zu deprimierend eingewirkt, als daß sie überhaupt hätte riskiert werden dürfen. Und was hätte Krüger von dem Momente an, wo auch die Delagoabahnlinie besetzt war, überhaupt im Lande noch ausrichten können?“ „Sterben“, werden Sie, Herr Dr. Ketule, erwidern. „Wo?“ frage ich nur; „gleich an der Grenze oder in den Händen der Engländer? Und wann? Sofort oder später?“ Ihnen sind alle diese „Gesichtspunkte“ „bekannt“. Waren sie Ihnen das auch schon vor Ihrem offenen Briefe? Und wenn ja, mußten Sie sich dann nicht scheuen, einen alten verdienten — nebenbei auch großen — Mann als feigen, erbärmlichen Ausreißer hinzustellen? Eine einzige Entschuldigung

Digitized by Google

hätten Sie, und das wäre die, daß Sie zwar die angegebenen „Gesichtspunkte", nicht aber die Thatsache der offiziellen Beurlaubung gekannt hätten. Möglich wäre das ja, denn das, was ich vor zwei Monaten im „Lotsen" ausführte, hat am 19. oder 20. März die „Rhein.-Westf. Ztg." sich erst durch Dr. Leyds sagen lassen müssen und hat es an besonderer Stelle veröffentlicht, — und doch gehört diese Zeitung in Burenangelegenheiten nicht zu den schlecht unterrichteten. Aber freilich, wenn Ihnen das alles bekannt war, dann liegt die Erklärung für Ihr Vorgehen nur in Ihren besonderen „Gefühlen von den Regeln des Anstandes".

Und nun zum letzten Punkte! Sie haben aus meinen Worten glücklich herausdividiert, daß — die Richtigkeit meiner Darstellung vorausgesetzt — Präsident Krüger sich des Betrugs schuldig gemacht habe, und lassen dafür gnädigst die Anklage auf Bestechung fallen. Nun leugne ich nicht, daß ein gewandter Jurist, der nichts weiter als Jurist ist, alles fertig bringt und aus jedem Worte eine Anklage zu schmieden weiß. Wollte ich mich dagegen schützen, so müßte ich jeden Gedanken auf mindestens zehn Sätze verteilen, bis er die so rühmlich bekannte juristische Fassung gewänne und gegen jedes Mißverständnis und jede Mißdeutung sichergestellt wäre. Da aber dadurch, ganz abgesehen von der vermehrten Arbeit, auch die ohnehin sehr hohen Papierpreise noch mehr in die Höhe getrieben würden, so pflegt man sich zu bemühen, in den Gedankengang des Gegners einzudringen, statt an irgend einer vermeintlichen Lücke des Satzgefüges das Brecheisen anzusetzen. Sie haben das nicht gethan; darum muß ich hier meine von Ihnen citierten Sätze noch etwas glossieren.

Ich sagte, Krüger teile den „zähen Sparsinn aller Bauern". Das ist absolut kein Tadel, denn ich halte den Bauern in seinem zähen Sparsinn für die unentbehrliche Grundlage eines gesunden Staatswesens. Daß neben diesem zäh sparenden Bauern auch der kühn erwerbende Städter stehen muß, ist natürlich. Ich wollte nur durch meine Bemerkung andeuten, daß in diesem (berechtigten) zähen Sparsinn eine der Wurzeln für die gegen Krüger erhobene Beschuldigung liegen kann. Auch bei uns schilt man ja häufig auf den „geizigen, gewinnsüchtigen" Bauern, ohne zu bedenken — von den Lesern meines Artikels setzte ich allerdings voraus, daß sie meinen Fingerzeig sofort verstehen würden —, daß diese Charaktereigenschaft mit der Art der Erwerbsthätigkeit des Bauern organisch verbunden ist und nicht ohne weiteres einen sittlichen Tadel begründet. Zumal nicht, wenn ein Bauer so viel für alle möglichen wohlthätigen Zwecke in Anspruch genommen wird, wie Ohm Paul. Allerdings hat Paul Botha, Ihr Gewährsmann, behauptet, Präsident Krüger habe für solche Zwecke nie einen Pfennig gegeben. Ich weiß aber aus dem Munde von Buren, die nicht einmal Anhänger seiner Politik waren, daß keine Kirche im Lande gebaut wurde, für die nicht zuerst Krüger um einen Beitrag angegangen worden wäre. Einer dieser Männer konnte mir versichern, daß er persönlich für eine Kirche seines Ortes in drei Gaben zusammen 2000 Mark erhalten habe. Dabei bestehen drei evangelische Kirchengesellschaften unter den Buren, und jede baut, wenn möglich, an jedem Orte ihre eigene Kirche!

Digitized by Google

Trotz seines „Sparsinns" hat also Krüger Geschenke gegeben, allerdings auch Geschenke genommen. Gewiß! Haben nicht unsere Staatsmänner und Fürsten, von anderen Ständen hier gar nicht zu reden, allezeit Geschenke angenommen? Hätten sie das nicht, so hätten wir gar keinen „fürstlichen" Besitz. Sie waren berechtigt, solche Geschenke als ein Zeichen des Dankes für ihre Thätigkeit anzunehmen. Ebenso auch Präsident Krüger. Über die Größe der Geschenke behaupten Sie bestimmte Angaben zu haben. Ich bestreite nicht nur die Richtigkeit dieser Angaben, sondern auch die Möglichkeit einer Berechnung. Ich bestreite nicht, daß sich die Kapitalisten Südafrikas unter den Beamten der Buren „mit ihrem ungerechten Mammon Freunde zu erwerben" verstanden. Ein junger Staat wie Transvaal, der sich mit einem Schlage vor riesige Aufgaben gestellt sieht und zu ihrer Bewältigung ein Heer von Beamten braucht, die er sich selbst zu erziehen keine Zeit hat, kann in der Auswahl seiner Leute nicht allzu wählerisch sein. Aber trotzdem behaupte ich, es giebt kein ebenso rasch wie Transvaal groß gewordenes Land; insonderheit kein Goldland, in dem nicht mehr Korruption geherrscht hätte, als in der südafrikanischen Republik.

Ich bestreite ferner nicht, daß mancher Bur sich kompromittiert hat durch Annahme von Geschenken, die er bei minderer Arglosigkeit oder weniger bäuerlichem Erwerbsfanatismus — dieses Wort ohne schlimme Nebenbedeutung! — abgelehnt hätte. Es handelte sich hierbei nicht um bares Geld, sondern um Anteilscheine, Spekulationspapiere. Gekauft hätte sie der Bauer nicht, da ihr Wert allzu problematisch und er zu sparsam oder zu mißtrauisch war; man schenkte ihm welche, um den Geist des Spekulierens in ihm zu wecken. Geschenkt nahm er sie, zumal er rechnete, daß sie den Geschenkgebern ja eigentlich fast nichts kosteten oder fast nichts gekostet hatten und den Gewinn aus seinem Grund und Boden darstellten. War der Bauer aber selbst auf diesem Wege nicht für das Geschäft zu gewinnen, rentierte sich also das Geschenk nicht, so behaupteten die Spekulanten, sie hätten die Geschenke zu Bestechungszwecken gegeben. Ich will die betreffenden Bauern nicht entschuldigen; sie mögen die Grenze, die solche Geschenke von Bestechung trennt, nicht allzu ängstlich eingehalten haben; aber das behaupte ich, daß man diese Vorgänge nicht gerecht beurteilen kann, wenn man sich nicht in den Gedankengang dieser Leute hineinversetzt und seine Augen gegen die Erkenntnis verschließt, daß es in den meisten Fällen nur der bäuerlichen Unbeholfenheit und Plumpheit zuzuschreiben ist, wenn die Gegner für ihren Vorwurf der Bestechlichkeit oder Bestechung nicht a limine abgewiesen werden können. Die „Reformer" hatten von dem Tage an, da sie ihre Pläne als gescheitert ansehen mußten — und das war nach der erregten Aussprache zwischen Krüger und Cecil Rhodes im Jahre 1894, in welcher Krüger jedes Bündnis mit Rhodes ablehnte —, ein Interesse daran, die leitenden Kreise als insgesamt bestechlich darzustellen. Und da zu den leitenden Kreisen natürlich Krüger an erster Stelle gehörte, so wurde er kurzerhand in diesen Vorwurf mit einbegriffen. Und die Redensart von der

Digitized by Google

„allgemeinen Bestechlichkeit aller maßgebenden Kreise bis hinauf zum Präsidenten" ist nun glücklich in Groß-Lichterfelde gelandet.

Was die Sache, d. h. die „verdächtige" Vermögenserwerbung des Präsidenten anlangt, so interessiert es Sie und andere Leute vielleicht, zu hören, daß unter meiner Mitwirkung diesem Manne für eine ebenso einfache wie ehrenvolle Mitarbeit, wie sie sich die edelsten Männer unseres Volkes bezahlen ließen, 1/2 Million bar geboten wurde; daß sich in seiner Umgebung aber niemand fand, Paul Krüger diese Sache vorzustellen, eben weil sie mit Geld zusammenhing; daß er, als das endlich doch geschah, nicht darauf antwortete, wohl aber das Recht, das er sich mit einer halben Million hätte bezahlen lassen können, an einen Landsmann verschenkte.

Es ist Ihnen, Herr Dr., vielleicht bekannt, daß Alfred Milners Vorgänger, der Hohe Kommissar der Kapkolonie, Sir Robinson, in der „Daily News" vom 16. Januar 1900 amtlich berichtet über seine Unterredungen mit Krüger nach dem Jameson-Einfall. Krügers Zorn und Mißtrauen über den Ausgang der Untersuchung war nicht mehr zu beschwichtigen; die eigentlichen Schuldigen sah er straflos. Und wissen Sie, was er den eigentlich Schuldigen am meisten zum Vorwurf machte? „Einige unter diesen zwölf", sagte er, „waren es, die in dieses Land Bestechung und Verderbnis einführten. Hätten sie ihre Wünsche erreicht und sich einen großen Vorteil in den Dynamit- und Bahnkonzessionen gesichert, so wäre in diesem Lande nichts von Aufstand gewesen." Das war es auch, worauf ich anspielte, wenn ich sagte, gerade „die Fruchtlosigkeit kleiner Geschenke und großer Anerbietungen" habe den Haß gegen ihn hervorgerufen.

Wenn Sie nun aber behaupten, ich hätte gesagt, der Präsident habe Geschenke angenommen von Leuten, die sich „einen rechtswidrigen Vermögensvorteil verschaffen" wollten, und habe in diesen Leuten den „Irrtum erregt oder unterhalten", daß sie auf seine rechtswidrige Unterstützung rechnen könnten, und sie dadurch „geschädigt": so erkläre ich diese Ausbeutung meiner Worte in tiefster Entrüstung für eine Fälschung. Ich betonte — darum der Sperrdruck —, daß Krüger, wenn ihm Geschenke angeboten wurden, sie nur in solchen Fällen annahm, wo er sie als Zeichen des Dankes anzusehen berechtigt war. Es ist dabei zu bedenken, daß Krüger nicht bloß Präsident, sondern auch Großgrundbesitzer, Besitzer goldreicher Gründe war; es gab Spekulanten genug, die ein Interesse daran hatten, ihn sich „warm zu halten", d. h. ihn als Privatmann für sich zu interessieren, um ihm dann gelegentlich als „Freunde" seinen Besitz oder die darauf ruhenden Rechte möglichst vorteilhaft abzukaufen. Man nennt das „die Wurst nach dem Schinken" werfen; und der Schlaukopf, der schließlich den Schinken nicht erhält, pflegt gewöhnlich von nicht allzu freundlicher Stimmung gegen sein „Opfer" erfüllt zu sein.

Auf jeden Fall hat noch niemand außer Ihnen, Herr Dr. Kekule, dem Präsidenten nachzusagen gewagt, daß er Geschenke nahm von Leuten, von denen er wußte oder vermuten mußte, daß sie sich damit Vorteile erkaufen wollten, die er als Präsident ihnen zu verschaffen Gelegenheit hatte.

Digitized by Google

Sie wissen ja wohl, daß es eine Zeit gab, wo die Kapitalistenverschwörer von 1896 sich als besondere Freunde der Republik und des Präsidenten aufspielten; wohl auch, daß sie sich besonders über die Grobheit beschwerten, mit der Krüger jedes Ansinnen um Geltendmachung seines politischen Einflusses für sie zurückwies. Von dem Tage an, da ihre Absichten zu Tage lagen; wo sich zeigte, daß sie, nicht zufrieden mit den ihnen nun einmal zuerkannten und von ihrem persönlichen Verhältnis zum Präsidenten ganz unabhängigen Privilegien, die „Klinke der Gesetzgebung" in die Hand zu bekommen oder zu „ölen" gedachten, von dem Tage an war Krüger ihr offener Feind. Es wäre interessant, wenn Sie nachwiesen, inwiefern also irgend ein vernünftiger Mensch sich auf Grund des Verhaltens des Präsidenten einbilden konnte, durch Geschenke eine Rechtsbeugung durch ihn zu erreichen. Zum mindesten müßten Sie doch nachweisen, daß Krüger irgendwo eine Verpflichtung auf sich genommen hat, oder auch nur sich zu Dank verpflichtet gefühlt hat. Oder wie soll er sonst den „Irrtum erregen oder unterhalten"?

Sie werden allerdings vielleicht einwenden, Sie hätten ja die Anklage wegen Betruges gar nicht aufgebaut, sondern ich. Darauf erwidere ich, daß darin gerade Ihre Fälschung liegt. Ich hatte gesagt: „Krüger war nicht bereit, die Gesetzgebung zu Gunsten der Leute zu ändern", und dachte natürlich hinzu, daß diese Leute das notwendigerweise wissen oder bei dem ersten Fühlen merken mußten. Sie aber lassen mich sagen: „Krüger hat die Gesetzgebung nicht geändert", und veranlassen den Leser, hinzu zu denken: „trotzdem er in den Leuten den Irrtum erregt hatte, daß er es thun werde". Eine derartige Verschiebung des Sinnes ist bei einem Juristen, der sich als solcher über die Verschiedenheit der Begriffe doch wohl klar sein muß, wohl nur aus seinen besonderen „Gefühlen von den Regeln des Anstandes" zu erklären.

Im übrigen bestreite ich nicht, daß möglicherweise hier oder da einer den „Irrtum" gehabt hat, der Präsident werde sich von ihm beeinflussen lassen, und sich in dieser Absicht mit ihm „anzufreunden" versucht hat. Dann war er aber zu diesem „Irrtum" nicht gekommen durch einen „Betrug" des Präsidenten, sondern durch seine eigene trügerische, vor dem Präsidenten bei den Anfreundungsversuchen natürlich sorgfältigst versteckte Anschauung, daß jeder Mensch seinen Preis habe. Und selbst dann müßte er noch ein hervorragend dummer Kerl gewesen sein, wenn er geglaubt hätte, sich durch Beeinflussung des Präsidenten eine Änderung der Gesetzgebung zu seinen Gunsten erkaufen zu können. Denn bekanntlich war eine Sache damit, daß der Präsident für sie eintrat, noch in keiner Weise gesichert. Vortrefflich vermag Sie darüber ein Mitkämpfer der Buren, der Journalist Franko Seiner, belehren, der im zweiten Band seiner „Ernsten und heiteren Erinnerungen" erzählt, wie in der denkwürdigen Sitzung des Volksraad vom 6. Mai 1900, in der er zugegen war, „Ohm Paul seine ganze Beredsamkeit aufbot und jeden Gegner niederdonnerte", um eine Löhnung der kämpfenden Bürger zu erreichen. Aber der Antrag wurde abgelehnt (S. 67); vier Monate später wurde derselbe Antrag ohne Krügers

Digitized by Google

Zuthun im Hauptkriegsrate angenommen (S. 286). Mit wie vielen Anträgen ging es ähnlich! Und das sollten die Kapitalisten Südafrikas nicht gewußt haben?

Wäre Präsident Krüger der Mann, als den Sie ihn hinstellen möchten, wie wäre es dann möglich, daß auch einer, der drüben gewesen und kein Bewunderer der Buren ist, Professor Dr. Küttner, in seinem Buche „Unter dem roten Kreuze im südafrikanischen Kriege" schreiben könnte: „Ich kann mir nicht denken, daß ich in Südafrika noch etwas Interessanteres erleben werde, als diesen Besuch beim vielgerühmten und vielgeschmähten Ohm Paul. Weder der Empfang beim jetzt ermordeten Sultan von Zanzibar, noch das feenhafte Festdiner beim Padischah in Konstantinopel hat mir einen so nachhaltigen Eindruck gemacht, wie die Viertelstunde, welche ich beim alten, einfachen Präsidenten der Südafrikanischen Republik verlebt habe" (S. 21 u. 22). Ich meine, es wäre ehrenvoller, die Größe dieses gewaltigen Mannes anzuerkennen, statt ihn zu verdächtigen.

Berlin A. Schowalter

Gustave Charpentier und sein Werk

. . . Montmartre . . . als mons Martis schon Wahrzeichen der alten Lutetia, . . . Montmartre, ehrwürdig seit der Zeit des Roi Soleil bis auf unsere Tage der Lichtstadt Paris, . . . Montmartre, unscheinbar wie einer der sieben Hügel des ewigen Rom, du Maulwurfshaufen, der du klein bist unter den Tausenden berühmter, ragender Stätten . . . heiliger Zauber strömt von dir aus: Erdgeruch und Feiertagsstimmung. Rastloses Handwerk und hehrste Kunst fanden auf dir ihren Nährboden. Du Heimat eines Geschlechtes von Künstlern, die auf dir sich tummeln und die Hände geschäftig regen in munterem Bunde. Bald dem wimmelnden Ameisenhügel gleichend, in dem es schwirrt und zappelt von unzähligen, um die Gunst der Muse buhlenden Leutchen, bald im Festtagsgewande glitzernd von lachendem Tand und gleißendem Goldschaum der Freude und des Genusses. Die Muse der Künstler steigt zur Erde herab und wird Mensch . . . und Weib! — Liebe und Kunst . . . Liebe zur Kunst und die Kunst zu lieben: ewige Variation der Grundtöne in der Seele des Franzosen, des Pariser, des Bohèmien! — —

. . . Gustave Charpentier ist Franzose, ist Bohème. Seinem Wesen nach und seinem Werdegang. Seine Kunst wurzelt in Paris, im Boden des Montmartre. Ihn besingt er. Er ist von dem Volke der Künstler, das auf ihm sich tummelt. Seine Musik schöpft ihre Leidenschaft aus der begeisterten Liebe zu einem Weibe aus dem Volke. Die Muse der Bohèmes ist sie, die er krönt durch seine Liebe, die der Künstler durch diese Liebe weiht und adelt.

Charpentier wollte mit seiner „Louise" mehr geben als eine Oper, die nur ein interessierendes Sujet mit kühn inspirierter Musik verflicht. Er

Digitized by Google

sang in ihr den Roman des Künstlers, des Bohème, der das Weib aus dem Volke durch seine Liebe zu seiner Muse sich erschafft.

Die „Louise" bildet einen Eckpfeiler unter den großen französischen, redenden Kunstwerken des neunzehnten Jahrhunderts. Sie ist ein Glied der Kette, die sich von Murgers Bohème-Roman über die großen Naturalisten — hier Zolas l'oeuvre berührend — bis zu den Bestrebungen der Moderne spannt. Als Gesamtbild genommen, ist sie eine Art „Bohème rediviva" — unter dem jüngsten Gesichtswinkel.

Das Weib ist sittlich reiner, weniger grisettenhaft geworden. Die Forderung der freien Liebe tritt als moralische Bedingung in den Vordergrund. Die Menschen sind dieselben geblieben. Künstler, Franzosen und Bohèmes. Es ist bezeichnend, daß dieses Bohèmekunstwerk am Ende des Jahrhunderts in musikalischem Gewande erscheint. Und doch, schon glaubt der Künstler das musikalische Drama, die höchste Ausdrucksform unserer Zeit, wieder überwinden zu müssen. Er nennt sein Werk: „musikalischen Roman"!

Unbewußte Rückläufigkeit der Produktion! Man hat diese Bezeichnung für eine Oper getadelt, man hat damit den inneren Zusammenhang nicht verstanden. Ferner wollte man die „Louise" als ein spezifisch pariserisches Kunstwerk, als eine „Lokaloper" verwerfen. Aber die Künstlerbewegung in Paris, die für das verflossene Jahrhundert so charakteristisch ist, und deren Wesen wir in dem Ausdruck „Bohème" einzufangen suchen, ist längst Gemeingut des künstlerischen Bewußtseins aller Völker geworden. Die Kultur von Paris ist klassisch, wie die Athens oder Roms oder die irgend einer großen Epoche. Sie geht weit über den Rahmen lokaler Bedeutung hinaus. Damit erklärt sich das Verständnis und die begeisterte Aufnahme, welche diese große Dithyrambe auf Paris außerhalb Frankreichs gefunden hat und noch finden wird.

Die Musik, die Charpentier zu diesem aus seinem Inneren stammenden Kunstwerk schrieb, ist nicht rein französisch im alten Sinne. Sie ist neufranzösisch, und das riecht immer ein wenig nach Richard Wagner. Allerdings ist es augenblicklich an der Zeit, jede moderne Musik, die gerade nicht in altfränkischem Gewande urväterhaft einhertrottet, als Nachkommenschaft der Wagnerschen Muse zu bezeichnen und mit diesem Schlagwort billig abzuthun. Daß die Entwickelung der Musik, vorzüglich in Bezug auf die Harmonie, ob mit oder auch ohne den Einfluß einer Individualität, wie der Wagners, zur Zeit kein Zurück mehr kennt, wird den kurzsichtigen Schemabeurteilern einer Kunst kaum klar werden. Den geistigen Einfluß Wagners auf die musikalische Produktion der Moderne nur als Nachteil zu bezeichnen, heißt wieder mit der Posttutsche fahren und die Eisenbahn leugnen.

Die Faktur der Musik Charpentiers ist also ausgestattet mit allen Errungenschaften des musikalischen neunzehnten Jahrhunderts. Sie besitzt aber ihre durchaus persönliche Note. Charpentier ist Virtuose des Effekts. Allein er unterscheidet sich wohlthuend von ähnlichen Virtuosen, wie sie gerade in Frankreich — ich denke an Berlioz — der nationalen Musik

Digitized by Google

ihr Gepräge gaben. Mittel und der erreichte Zweck sind stets kongruent. Sein Orchester verwendet nicht die riesigen Aufgebote eines Berlioz. Seine Klangwirkungen sind dabei von fabelhaftem Reiz und siegender Schöne. Er kann ungemein viel. Und man hat das Gefühl bei ihm, als ob er alles ausdrücke, was er wolle; nicht ein tastender und oft wohl auch findender, wie viele der Modernen, steht er vor uns, vielmehr als ein Stimmungskünstler und Erfinder, wo es ihm beliebt. Er steht über der Mache. Wenn er, wie im ersten Akt seiner „Louise", zu dem in der Oper in dieser Ausdehnung bisher unerhörten Mittel des Melodrams greift, so thut er das nicht um des äußeren Effektes, der Neuheit willen. Die Situation hat diese Scene geboren. Innerlich ist der Vorgang, der die einfachen Leute bei ihrem Mahle beherrscht; und da nutzt der Komponist die Musik zu ihrem edelsten Zweck: die Seelenstimmung zu künden. Hier reicht auch das gesungene Wort nicht mehr aus. Der Parkettwiederkäuer sieht in dieser Scene nicht mehr als eine Essens-Pantomime! Sein Seelenleben ist geschildert. . . . Wenn Charpentier der deutschen Musik verwandtere Töne anschlägt als viele seiner Landsleute, so folgt er damit auch mehr seinem Wesen, als nur dem Nachahmungstrieb gewisser Epigonen. Gustave Charpentier stammt mütterlicherseits aus einer deutschen Familie mit Namen Wagner. Er selbst ist Elsässer und in dem Städtchen Dieuze geboren. In Frankreich betrachtet man ihn deshalb von ihm feindlicher Seite nicht ganz als Vollfranzosen. Man hat ihm sogar schon die Spionage vorgeworfen, und einige der bekannten Hetzblätter haben ihm den Titel eines „musicien dreyfusard", also eines Antinationalen, beigelegt.

Dabei ist gerade die nationale Seite seines Schaffens so überaus bezeichnend. Sie zeugt von dem großen Zug in seinem Künstlertum, dessen Hauptschaffensmomente Ausflüsse seiner ganzen sozialen Anschauung sind. Charpentier ist der Gründer des Festes der „Muse du Peuple" in Frankreich. Er wollte damit den in Frankreich seit dem Mittelalter bestehenden Volksschauspielen, den alten Mysterien, die zum Teil im Bewußtsein des Volkes erloschen waren, in moderner Auffassung neues Leben einhauchen.

Das Fest besteht in der Wahl einer jungen Arbeiterin durch die männlichen Kollegen einer Stadt. Ihr folgt die feierliche Krönung dieser „Muse" auf einem öffentlichen Platz oder in einem großen Saale. Charpentier schrieb für diese Krönung eine „lyrische Messe", die ungefähr eine Stunde dauert, und aus der er ein Finale in der „Louise" im dritten Akt in der bekannten Weise verarbeitet hat. Zur Ausführung dieser Scene sind zwölf Tänzerinnen, ein Tenor, ein Darsteller, eine Solotänzerin, zweihundert Choristen, zwei Militärkapellen und zwei Blechbläserchöre nötig. Dieses Fest hatte in Paris (1897) ungeheuren Erfolg, sodann in Lille (1898), Le Mans, Bordeaux (1899), Niort, St. Etienne (1900), Chazelles, Alger, Aix, Marmande (1901), Lille, Lens (1902). Man sieht, wie begeistert und rasch Frankreich den populären Gedanken aufgegriffen und ihm Existenzberechtigung verschafft hat. Außer diesem Volksfeste, bei dem das Volk zugleich Darsteller und Zuschauer ist, schenkte der um die künstlerische Erziehung seiner Landsleute so verdiente Komponist ihnen eine ebenso groß

Digitized by Google

gedachte, wie liebenswürdig ausgeführte Institution: das „Oeuvre de Mimi-Pinson“. Das ist die Einrichtung einer Art von Gratistheater. Sie verfolgt den Zweck, jeder Ouvrière und einer Person ihrer Familie die Möglichkeit eines Theaterbesuches zu verschaffen. Seit den zwei Jahren der Gründung dieses Instituts konnte man 25 000 Arbeiterinnen den Eintritt in ein Theater gewähren. Die Mittel wurden durch Subskribenten (10 000 in zwei Jahren), sowie durch die Direktoren und Autoren selbst erreicht. — Abseits von diesen sozialen Bestrebungen ist Charpentier vorwiegend Dramatiker in seiner Kunst. Und auch in den Werken, denen eine scenische Gestaltung nicht zu Grunde liegt, zeigt sich sein vorwiegend mit dem Theater rechnendes, im Dramatischen wurzelndes Talent. Nachdem er, der erst mit zwanzig Jahren sich der Musik widmete, nach kurzjährigem Studium des Violinspiels und der theoretischen Musik in Paris im Jahre 1887 den Rompreis mit einer einaktigen Oper „Dido“ gewann, war sein nächstes Werk eine Orchestersuite: Impressions d'Italie. Diese Komposition, vorzugsweise genrehaft gehalten, bietet aber im Kern dramatische Elemente. Es ist Programmmusik im besten Sinne. Wie seine großen Vorgänger Berlioz und Bizet, gestaltete er seine Reiseeindrücke in Italien zu einem musikalischen Gesamtbilde. Und wenn, wie im ersten Satze dieser Suite, eine italienische Banda ihm und seiner Liebsten ein Ständchen bringt, und die weichen Töne einer Mandolinata allmählich durch die lichte Nacht verschwimmen, meinen wir, es müßte der Vorhang aufgehen und uns ein Bild zeigen vom Strande von Sorrent, oder Siziliens Wunderküste müßte Düfte hauchen, und das Liebespaar erscheint und singt . . . es zieht vorüber und verschwindet in dem Dunkel hinter ragenden Cypressen . . .

Musik, die solche Bilder zaubern will und kann, ist dramatisch empfunden, ist mehr als Genremalerei. —

Auch seine Lieder mit Chor: Les fleurs du mal, 1890,* (der berühmte und berüchtigte Text ist von Beaudelaire [1857]) zeigen diese dramatischen Elemente vorwiegend in der Behandlung und Anordnung der Chöre. Dem wirklichen Drama kommt er jedoch in den Ausdrucksformen am nächsten in seiner „Vie du Poète“, Symphoniedrama mit Solis und Chören (1891—92), einer Art Vorspiel zu seinem lyrischen Drama: „Julien“. Dieses „Dichterschicksal“, das kürzlich im Hamburger Stadttheater zuerst in Deutschland zu Gehör gebracht wurde, schildert, ohne es zu nennen, das Leben des unglücklichen „Parnassien“ Paul Verlaine. Überall zeigt der Komponist dieselbe Fähigkeit, mit schärfster Prägnanz Situation und Stimmung in der Musik in Gleichklang zu bringen: das untrüglichste Kennzeichen des geborenen Dramatikers.

Nach verschiedenen Gesängen: Impressions fausses, scènes sociales (1893) und den Poèmes chantés, Liedern mit Orchesterbegleitung (1892—98), schrieb Charpentier noch für die Centenarfeier von Watteau (1897) eine Kantate und ebensolche für die von Michelet (1898) und Victor Hugo (1902).

* Alle Werke, mit Ausnahme des „Dichterschicksal“, das Choudens, Paris, besitzt, sind bei Heugel, Paris, erschienen.

Digitized by Google

Das Anziehende an dem künstlerischen Schaffen und an der Persönlichkeit Gustave Charpentiers ist das Zielbewußte und harmonisch Abgeklärte, das in seiner ganzen Kunst, seinen sozialen Bestrebungen zu Tage tritt. Glühender Verehrer der neufranzösischen Schule in der Dichtkunst, die von Balzac, dem Vater der Décadence, über Beaudelaire zu Verlaine und Mauclaire führt, beweist er in der Komposition und im Verwachsen mit den künstlerischen Ideen dieser Dichter seine Zugehörigkeit zur litterarischen „Fortschrittspartei", ebenso wie seine volksfreundlichen Ziele diesem Fortschritt Ausdruck geben. Das innige Verhältnis, das in Charpentier zum ersten Mal gerade die musikalische Kunst mit sozialen Prinzipien eingeht, ist hochbedeutend als Kulturmoment und hebt sein Schaffen weit über das eines „interessanten" Komponisten. Es ist hochbedeutend für das Wesen der modernen Musik überhaupt, die man mit immer größerem Recht als die führende Kunst unserer Zeit bezeichnen darf. — Er selbst glaubt, wie er mir noch kürzlich auf das lebhafteste versicherte, an eine gerade jetzt sich differenzierende und immer feinfühliger werdende Evolution in der Musik; an noch ungeahnte Entwickelungsgänge, die unser Ohr — vielleicht ist das allerdings ein Zeichen der Dekadenz, keiner Höhenentwickelung — an bisher nicht gekannte sublimste Unterschiede der Tonhöhen und damit mögliche harmonische Wunder gewöhnen werden.

Er hat aber auch durch die That gezeigt, daß er nicht der Mann ist, den bequemen Stillstand einer Epigonenzeit zum Entfalten eines billigen Talentes auszunutzen.

Bis jetzt hat vor allem seine „Louise" bei uns davon Kunde gegeben. Von Hamburg aus trat sie nach einem glanzvollen Erfolge den Siegeszug durch Deutschland an. Einige rückständige Orte haben sich noch aus kleinlichen Gründen dem „neuen" Manne verschlossen.

Deutschland hat bis jetzt immer den Ruhm gehabt, williger und feinfühliger als andere Nationen fremden Schöpfungen sein Ohr zu leihen. Man darf hoffen, daß er auch diesmal nicht zu Schanden werde.

Hamburg Dr. Hans Loewenfeld

Eine Geschichte der Karikatur

Der Philister, der beim Nachmittagskaffee, in seinem Lehnstuhl bequem ausgestreckt, eines unserer modernen illustrierten Witzblätter in die Hand nimmt und die neuesten Karikaturen behaglich schmunzelnd betrachtet, wird sich gewiß keine weiteren Gedanken machen über die kulturgeschichtliche Bedeutung, die politische Tragweite und die ästhetische Beschaffenheit der Bilder, die ihn amüsieren. Auch welchen Namen der Künstler trägt, der sie geschaffen, wird ihn kaum interessieren. Ein Künstler? Verdient überhaupt der Karikaturenzeichner eine solche Benennung? Er bereitet uns ein angenehmes Viertelstündchen. Beim Biertisch kommentieren wir das eine

Digitized by Google

oder andere Bild, das uns besonderen Eindruck gemacht hat. Wir zeigen das Blatt im Kreise unserer Freunde herum. Dann legen wir es aber beiseite und denken nicht mehr daran. So werden in ruhigen Zeiten die meisten biederen Spießbürger verfahren. Und sie werden sich wundern, wenn sie hören, daß es in erregten Zeiten Kaiser und Könige gegeben hat, welche das Karikaturzeichnen politischer Begebenheiten bei strengster Strafe verboten haben. Welche Thorheit! Wer wird denn dem „Hofnarren des großen Publikums" solche Bedeutung beilegen? So werden sie sich denn auch darüber erstaunen, daß jemand auf den „schnurrigen" Einfall kommen kann, ein dickes Buch über die Geschichte der Karikatur zu schreiben. Das Leben einer Eintagsfliege erzählen! Welch verdrehter Gedanke!

Freilich — wir sind davon überzeugt — auch der philiströseste Biedermeier, der das Buch von Fuchs und Kraemer,* das wir hier eingehend besprechen möchten, gelesen hat, wird bald über die Karikatur anderen Sinnes werden. Und das prächtige Werk wird wohl keinem in die Hände fallen, ohne daß er den brennenden Wunsch hegte, es zu studieren. Der wunderbar ausgestattete Band in Hochquart mit 500 Illustrationen und 60 Beilagen in kunstvollster Ausstattung, vierfachem Farbendruck und anderen Reproduktionsarten, welchen der bewährte Verlag des Kladderadatsch, A. Hofmann & Co. in Berlin, uns beschert hat, verdient in hohem Maße, in den weitesten Kreisen des deutschen Publikums bekannt zu werden. Dabei ist der Preis des Prachtwerkes verhältnismäßig so niedrig bemessen, daß es sich auch Unbemittelte leicht anschaffen können.

Eine allgemeine Geschichte der Karikatur hatten wir bis jetzt noch nicht. Denn diesen Namen kann man weder Th. Wrights Geschichte der Karikatur und des Grotesken, noch Grand Carterets und Champfleurys Werken geben, die sich entweder fast ausschließlich auf die französische Karikatur beschränken oder aber sich nur in oberflächlichen Schilderungen ergehen, die auf wissenschaftliche Ergründung der Probleme keinen Anspruch machen können. Das Werk von Fuchs — denn der auf dem Titel mitgenannte Kraemer hat sich, wie aus dem Vorwort erhellt, wegen nervöser Erkrankung von der Mitarbeiterschaft zurückgezogen — unternimmt es, diese Lücke auszufüllen.

Mit Recht beginnt der Verfasser damit, den Begriff der Karikatur zu erläutern. Mit der Definition, die wir in unserer Geschichte der grotesken Satire gaben, ist er freilich nicht einverstanden. Die Karikatur wäre nach seiner Ansicht zu eng begrenzt, wenn sie nur bestehen sollte „in der Übertreibung eines nach der Meinung des Karikierenden Nichtseinsollenden zum Zwecke der Verspottung desselben". Die Tendenz der Verspottung hält Fuchs für nicht dem Begriffe der Karikatur notwendig inhärierend. Es kann nach ihm auch vollständig harmlose Karikaturen geben, sogar Karikaturen, die, weit entfernt, das Nichtseinsollende zu geißeln, im Gegenteil zu Popularisatoren, zu Schöpfern der Unsterblichkeit werden können. Das Karikieren ist nach ihm „bewußtes Hervorheben des Charakterisierenden einer Erscheinung,

* Eduard Fuchs und Hans Kraemer: Die Karikatur der europäischen Völker vom Altertum bis zur Neuzeit. A. Hofmann & Co.

Digitized by Google

Abstrahieren von dem Nebensächlichen, dem Allgemeinen". Vom wissenschaftlichen Standpunkt halte ich diese Definition für viel zu weit. Jedes Christusbild, jedes Madonnenbild, welches das Charakterisierende der Erscheinung Jesu oder der h. Jungfrau hervorheben würde, unter Abstraktion alles Nebensächlichen, müßte demnach eine Karikatur genannt werden. Natürlich geht Fuchs in der Praxis nicht so weit. Er hält sich meist innerhalb der Grenzen des Komischen, wenn er auch in seiner Definition dieses wichtige Moment merkwürdigerweise außer acht läßt. Ich will nun anderseits gerne zugeben, daß wir uns allmählich gewöhnt haben, das Wort „Karikatur" in sehr weitem Sinne zu fassen. Und so könnte es allenfalls dazu kommen, daß in einem populären Werke, wie Fuchs bemerkt, „eine Differenzierung und Richtigwertung vorerst nur Verirrung anrichtete". Freilich nur „vorerst". Würde die Scheidung klar und scharf vorgenommen sein, so würde sich auch das Publikum an den ihm zuerst fremden Begriff gewöhnen. Die Wissenschaft gründet stets neue Begriffe. Das Publikum hat sich nach ihnen zu richten, nicht umgekehrt.

Aber Fuchs hat ja, wie er im Vorwort hervorhebt, nicht „nüchterne kunsthistorische und technische Untersuchungen liefern wollen". Sein Werk soll, wie er sagt, eine Art Weltgeschichte in Epigrammen sein. „Es soll das Unterhaltendste und Amüsanteste vorführen, was Genie, Künstlerlaune, heitere und lachende Philosophie im Laufe der Jahrhunderte geschaffen haben. Lachend soll unser Publikum Schätze heben, die allzu lange im Staube schliefen, aber unveränderlich, wie echte Edelsteine, noch nach Jahrhunderten ihre Schönheit, ihr blitzendes Feuer sich bewahrt haben. Indem aber das Publikum diese Schätze hebt, sollen sich dieselben vor seinem Geiste zu einem großen Kulturgemälde zusammenformen, das alle bedeutsamen Kämpfe der Menschheit plastisch wieder erstehen läßt: Leiden und Freuden, Siege und Niederlagen, Glück und Verzweiflung — denn sie alle haben die Karikatur in gleicher Weise befruchtet."

Die Aufgabe, die sich Fuchs in diesen Worten stellt, hat er glänzend, meisterhaft gelöst. In einem einleitenden Kapitel bespricht er zuerst die dreifache Bedeutung der Karikatur. Tagesgeschichtlich bedeutend ist sie nach seiner Ansicht dadurch, daß sie durch Zurückführung übertriebener Werte auf ihre wahre Größe zum Totengräber für das innerlich Überwundene und zum Bahnbrecher neuer Ideen werde, kulturgeschichtlich bedeutend, weil sie mehr als irgend eine andere Sprache die Sprache der Zeit, den allen verständlichen Jargon der Gasse rede, künstlerisch bedeutend, weil sie für die Masse die beste Erzieherin zum richtigen Schauen sei und dem Volke vielfach die Museen ersetze. Wegen der Unmittelbarkeit ihrer Wirkung ist die Karikatur vielleicht mehr als eine andere Kunstform an technische Mittel gebunden. Aus dem Grunde hat Fuchs mit Recht zuerst auf die verschiedenen Formen, in denen sie auftreten kann, sein Augenmerk gerichtet. Im Altertum konnte sie schon aus dem rein technischen Grunde, daß sie nur auf Fresken, Vasen oder Münzen auftrat, keine große Wirkung ausüben. Auch im Mittelalter, wo sie sich „auf die Kapitäle und Balustraden der Kirchen hinaufschwingt oder in die Chor-

Digitized by Google

stühle unter die Sitzbretter verkriecht" oder in Handschriftenminiaturen ein verborgenes Dasein fristet, kann von einer Beeinflussung der Tagesmeinung durch sie nicht gesprochen werden. Erst zur Zeit der Renaissance und der Reformation, als die Holzschnitte aufkommen, noch ungleich mehr aber später, als die Lithographie und die Chemiegraphie erfunden werden und die Billigkeit der Reproduktion die schnellste Verbreitung ermöglicht, wird die Karikatur eine ausschlaggebende Macht in der Kritik der politischen Ereignisse und der Bildung der Tagesmeinung.

Die drei Hauptteile des Buches, Kap. I—XXIV, sind der geschichtlichen Entwickelung der Karikatur gewidmet. Ein letzter Teil behandelt Handwerk, Wissenschaft und Kunst im satirischen Bilde. Jedem Kapitel schickt der Verfasser eine auf eingehenden Studien aufgebaute, durch Sachkenntnis und Weite des Blickes sich auszeichnende Darstellung der jeweiligen kulturgeschichtlichen Verhältnisse, in denen sich die Karikatur bewegt, voraus. Vielleicht geht der Verfasser nur etwas zu weit in der Schätzung des wirtschaftlichen Moments in der Geschichte. So ist, unserer Ansicht nach, die Reformation nicht in erster Linie „ein Kampf zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten". Was Fuchs mit Geringschätzung „den bloßen Kampf um Mönchsdogmen" nennt, ist doch nichts weniger als das Wiederaufleben des Jahrhunderte lang geknechteten deutschen, ehrlichen Gewissens, welches sich aufbäumt gegen die Tyrannei Roms; dieses moralische, ideale Moment ist es gewesen, welches Luther begeisterte, als er vor Kaiser und Fürsten in Worms ausrief: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" Und dieses Wort lebte in den Herzen aller, welche bereit waren, während der langen Religionskriege auch den letzten Tropfen Bluts für ihren Glauben herzugeben. Daß nachher der Kampf ausartete und im Dreißigjährigen Kriege der Streit um die Weltherrschaft das religiöse Moment in den Hintergrund drängte, darf uns nicht hinsichtlich des idealen Ursprungs des Kampfes in die Irre führen. Sonst hat es aber Fuchs vorzüglich verstanden, die kulturellen Vorbedingungen der Karikaturentstehung zu erläutern.

Das kulturelle Leben seinerseits wird durch die Karikatur in grelle Beleuchtung gerückt. „Sage mir, wie und worüber Du lachst, und ich werde Dir sagen, wer Du bist", dies Wort könnte man den einzelnen geschichtlichen Perioden gewissermaßen als Devise mitgeben. Während die Karikatur im ernsten, autokratischen Ägypten nur in der Tiersymbolik sich schüchtern hervorwagt, macht sie sich bei den beweglichen Griechen in lustiger Ausgelassenheit hauptsächlich den Spaß, dem zu lange angebeteten Erhabenen ein Schnippchen zu schlagen oder die Sinnenfreude durch erotische Darstellungen zu erhöhen. Was in erster Zeit aber nur ein Zeichen strotzender Kraft war, wird später zur wüsten Orgie. Im Mittelalter wendet sich die bildliche Satire hauptsächlich gegen die mißratenen Söhne der Kirche, sie ist brutal und derb, der getreue Spiegel der Zeit. In der Renaissance- und Reformationszeit macht sich der Zug ins Kolossale vor allem geltend. Mit unglaublicher Rücksichtslosigkeit, unter Heranziehung aller zu Gebote stehenden Mittel, der Allegorie, der Symbolik, der grotesken Satire, greift sie an. Die Macht dieser Waffe erkennen Luther und seine Freunde zuerst

Digitized by Google

an. Das sechzehnte Jahrhundert ist in Deutschland die Blütezeit der Flugblattlitteratur. Im aufkommenden Zeitalter des Absolutismus zieht sich die Karikatur in die einzig freien Länder zurück, zuerst nach Holland, dann nach England. Auf der britischen Insel wird überhaupt erst die moderne gesellschaftliche Satire großen Stils geboren. Nach den wüsten Zeiten der Restauration unter den Stuarts fühlt die bildliche Satire das Bedürfnis, dem Volke den Spiegel vorzuhalten. Hogarth ist der erste, der den sittengeschichtlichen Wert der Karikatur als eindringliches Erziehungsmittel erkennt, und er benützt sie in roher, aber zugleich genialer Weise. Und die englische Karikatur begnügt sich nicht damit, die einheimischen Verhältnisse zu geißeln; als die französische Revolution ausbricht, als Napoleon I. auf den Thron steigt, bleibt sie die Führerin im Kampfe. Erst nach der Rückkehr der Bourbonen in Frankreich geht die Führerschaft auf Frankreich über. Die Zeit Karls X., namentlich die Periode des Bürgerkönigs Ludwig Philipp, wird die Blütezeit der Karikatur. Durch die Erfindung des billigen Steindrucks wird der modernen Karikatur die Möglichkeit gegeben, dem Tagesereignis auf dem Fuße zu folgen. Und sie thut es mit ebensoviel Witz als Mut. Die größten Meister in der Karikatur, Philipon, Daumier, Grandville, Travies, leiten das ganze politische Denken der damaligen Franzosen. Als ihnen die Zensur das Betreten dieses Gebietes versagt, werfen sie sich mit ebenso großem Erfolg auf die Schilderung des bürgerlichen Lebens und der bürgerlichen Seele. Jeder Stand, jeder Beruf, jeder Typus erfährt seine litterarische und zeichnerische Analyse.

Gegen England und Frankreich bleiben die übrigen europäischen Länder ganz erheblich zurück. Nur Spanien hat einen großen Karikaturzeichner aufzuweisen, Franzisco Goya. „Einer, aber ein Riese!" In seinen genialen Bildern macht sich die „Reaktion des ganzen Volkes gegen seine ungeheure, Jahrhunderte lange geistige Unterdrückung Luft. Er ist das menschgewordene, spanische Gewissen, aber das Gewissen eines Volkes, das nicht mehr an seine Zukunft glaubt". Italien hat das Pasquill immer mehr gehandhabt als die Karikatur. Rußland spielt gar keine Rolle. Deutschland beginnt erst allmählich, in den dreißiger und vierziger Jahren, mit Karikaturen hervorzutreten. Sie sind aber im Vergleich zu den französischen oder englischen noch ungemein plump und unbeholfen. In der Schweiz, wo doch alle Bedingungen zur Entstehung einer Volkskunst vereinigt waren, beengt die Kleinlichkeit der Verhältnisse den Horizont der Künstler, die immerhin hervorragender sind als die Deutschen.

Mit dem Jahre 1848 schließt Fuchs seine Darstellung ab. Sie ist ungemein lehrreich und außerordentlich interessant. Die ganze Weltgeschichte, und nicht bloß die politische, die Geschichte der Sitten und Gebräuche, der Anschauungen und Gedanken, der Moden und Manien, zieht in grellen Bildern an uns vorüber. Ganz besonders dankbar wird es jeder, der das Buch in die Hand nimmt, begrüßen, daß Verfasser und Verleger es so reich mit Bildern ausgestattet haben. Sie sind so zahlreich, daß nicht einmal alle im Texte erwähnt werden, und durchweg ebenso

Digitized by Google

glücklich gewählt als trefflich wiedergegeben. Der Stil des Buches ist geschmackvoll, lebhaft, geistreich. Man merkt jeder Zeile an, daß der Verfasser in seinem Stoffe lebt und mit der größten Liebe seinen Gegenstand behandelt. Wir hätten nur den einen Wunsch: möge uns Fuchs recht bald in einem zweiten Bande die Geschichte der Karikatur vom Jahre 1848 bis in die Gegenwart vorführen. Die Kämpfe der Revolution, der siebziger Krieg, die Zeit der Einigung Deutschlands und die Ausgestaltung des Reiches haben eine Menge der interessantesten Karikaturen hervorgebracht. Sie könnte keinen besseren Geschichtsschreiber finden als Fuchs. Er möge die neue Arbeit nicht scheuen! Das deutsche Publikum wird es ihm um so mehr danken, als es nach diesem ersten Band ganz gewiß begierig sein dürfte, zu erfahren, wie Deutschland, das bis 1848 noch keineswegs in der Karikatur hervortrat, allmählich dazu kam, in der Karikatur den Rang zu erobern, den es gewiß jetzt auf diesem Gebiete einnimmt.

Würzburg Prof. H. Schneegans

Unter Abderiten

„Kri—äh! Kri—i—äh!" schrieen die Möwen.

Sie flatterten und kreiselten dicht überm Wasser in der klaren Luft durcheinander, wie Schneeflocken in einem Wirbelwind; sie ließen sich auf die kurzen Pfähle nieder, flogen wieder auf, um anderen Platz zu machen, und suchten von einem Pfahl zum anderen, bis endlich die Mehrzahl fest saß und kein Stuhl mehr leer war.

Es war eine Unzahl morscher, mit Eis überkrusteter Holzstumpfe, auf denen sich die Wasserspatzen zu versammeln pflegten; schief und ungleich ragten sie aus dem flachen Uferwasser hervor, manche bis zu zwei Fuß hoch, andere nur eben herausguckend, so daß die mattesten Wellen ihnen über den Kopf platschten; trotz ihrer Unregelmäßigkeit war die Form der verfallenen Landungsbrücke noch ungefähr zu erkennen, die einst auf ihnen geruht hatte. Viele von den Tieren schwammen zwischen den Pfählen im Wasser herum, und mehrere standen mit ihren zierlichen roten Füßchen auf den kleinen Schollen Eises, die sich im Schutz einzelner Pfähl über Nacht gebildet hatten. Die Morgensonne glänzte aus der blauen Wasserfläche herauf, glitzerte in den Kristallpanzern der schwarzen Holzkörper und spielte blendend mit den schmalen Schwingen der paar Dutzend aufgeregter Tiere, die noch oben gegen den klaren Himmel hin und wieder kreuzten.

Dazu klang unaufhörlich das aufgeregteste Geschrei. „Er kommt! Er kommt wieder!" scholl es. „Sitzen bleiben! Er soll uns nicht stören! Das geht nun schon drei Tage so. Wir müssen unser Recht wahren, die Stühle gehören uns! Kri—äh!" So tobte es durcheinander.

Bald langte der Gefürchtete an. Mit drei, vier ruhigen Flügelschlägen erreichte er die Brückenruine und ließ sich auf einen der größeren Pfähle nieder, während die ganze Gesellschaft mit ungeheurem Lärm auseinanderstob.

Aber einige waren doch mutig genug, sich möglichst weit weg wieder niederzulassen, und da der riesige Gast sich nicht rippte noch rührte, kamen nach und

Digitized by Google

nach auch andere heran, immer mehr und immer näher. Ja, sie flogen nur ein paar Flügellängen weit beiseite, als er endlich den Schnabel öffnete und mit heiserer Stimme sagte: „Was habt ihr eigentlich immer? Laßt euch doch nicht stören! Ich brauche nur einen Platz für meine Füße".

„Kommst du denn in Frieden?" fragte es hinten aus dem Schwarme.

„Ich komme, ganz einfach, mich ausruhen. Denkt ihr, mir soll euer thraniges Fleisch schmecken? Ich fresse überhaupt nichts Lebendiges."

„Nicht möglich!" rief eine große, braungraue Möwe, die über ihm in der Luft lavierte. „Ein Seeadler und Vegetarier? Dat billen Se 'n annern in!" Sofort entfloh sie seitwärts in den dichten Haufen, der sich noch immer ziemlich entfernt auf dem Wasser hielt.

Der Fremde zog langsam eine von seinen schadhaften Brustfedern ein paar Mal durch den krummen Schnabel, dann antwortete er: „Warum nicht? Es ist mir zuwider, Tiere zu fressen. Ich habe bemerkt, daß hier vor euerm Ostseehafen wegen des vielen Abfalls aus den Kriegsschiffen ganz gut überwintern ist, und deshalb bleib ich hier. Es wäre mir angenehm, wenn ihr euch ein bißchen ruhig verhieltet." Er zog die Feder wieder durch den Schnabel.

Aber die Möwen beruhigten sich durchaus nicht. Im Gegenteil, sie flatterten und schwammen höchst geschäftig durcheinander und warfen sich allerlei halblaute Worte zu, manchmal so vernehmlich, daß der Eindringling sie sogar verstehen konnte: „Da haben Sie eine schöne Wahl getroffen! Unsereins hat es auch man knapp und freut sich, wenn er durchkommen kann. Kein Winter, wo nicht so und so viele von uns draufgehen".

Der Adler schien es zu überhören. Das ewige Liedchen! Schließlich konnten die kleinen Dinger ihn dauern mit ihrer Angst vor der Not des Lebens. Er übersah sich die Gesellschaft: konnte er sie nicht samt und sonders auf ein Mal unter seinen Flügeln zerquetschen? Wie das wimmelte um ihn herum. Und doch waren die Empfindungen dieses elenden Viehzeugs da vielleicht die gleichen wie seine eigenen, und ebenso stark: der Hunger, der Stolz und Eifersucht, Liebe und Haß. Aber es kam noch etwas hinzu: die Neugierde. Die war sicher eine Spezialeigenschaft der Kleinen. Es war ja zu putzig, wie sie ihm jetzt zutraulich immer näher rückten, daß auf jedem Pfahle zwei saßen, und unter ihm herumschwammen, fast als sei er ein alter Bekannter, und wie sie seine schäbigen Schwingen musterten und sich wichtig und scheu allerlei in die Ohren zirpten, was er nun wirklich nicht verstehen konnte. Oder war es vielleicht Schlauheit, daß sie dachten, er ist nun einmal da, wir müssen uns gut mit ihm stellen? Jedenfalls, es amüsierte ihn.

Die große Möwe von vorhin, die auch wieder mit herangekommen war, wagte eine Frage: „Wo haben Sie sich denn das Fleischessen verekeln lassen, wenn man fragen darf?"

„Noch nicht gerade lange her", antwortete er. „Auf den Fär-Öer?"

„So, Sie kommen von den Fär-Öer?"

„Ich komme nicht von dort — wenigstens nicht heute. Bin schon ein paar Jahre herumgeirrt inzwischen."

Die Möwen sahen sich gegenseitig an. Jahre! Das nannte er „nicht lange". Wie alt so ein Adler nur werden mochte! Erstaunlich, so lange zu leben. Und dieser da war sicher schon recht alt; denn in seinen breiten, stumpfgrauen Flügeln,

Digitized by Google

das war ihnen ja von Anfang an aufgefallen an ihm, klafften mehrere Lücken, und am oberen Schnabelansatze klebte eine grünschimmelige Moospflanzung.

„Ach, die Fär-Öer!“ hörte er auf einmal links von sich ein bescheidenes Stimmchen zwitschern. „Erzählen Sie uns doch was von den Fär-Öer! Ach ja, bitte! Es soll so hübsch sein auf den Fär-Öer.“

Er wandte sich. Ein ganz junges Weibchen mit grauen Flügelwurzeln und schneeweißer Brust, augenscheinlich ein verspätetes Herbstfrüchtchen, saß auf einem Eisrande neben der Mutter und glupte mit munteren schwarzen Äuglein zu ihm herauf. „Hübsch“, sagte er. „Hübsch? Nein, hübsch ist es nicht auf den Fär-Öer.“

„Aber es sind doch solche hohen Felsen da, nicht wahr, direkt im Wasser! Das muß doch schön sein?“

Der Alte blickte in die Ferne, seine Augen gingen parallel ins Leere, und seine Gedanken glitten ihnen nach, fort aus dieser blinkenden blauen See, weit über das trübe, graue Meer. „Sitzt mal Dutzende von Tagen im dichtesten Nebel, daß ihr kaum merkt, wann Tag und Nacht sich trennen! Das ist nicht hübsch. Aber schön, freilich, schön!“ — Er sah wieder hinunter; das Backfischchen guckte ihn erstaunt an, ohne sich zu regen. Seine Augen wanderten am Ufer der Föhrde entlang und wieder auf den Horizont hinaus, er urkste und sagte wie zu sich selber: „Ja, ja, wenn einmal die Sonne durchdringt bis zu den steilen Klippen und schräg in die Schluchten hinableuchtet, da sieht man was anderes, als diese buschhaarigen Sandabhänge hier! Da sinkt das nie beschienene Wasser drunten noch tiefer ins Dunkel, und aus den bodenlosen Gründen heben sich kreischende Vögel zu Tausenden ans Licht, und oben von den Felswänden, an denen sie klebten, lösen sie sich zu Hunderttausenden und umkreisen sich und rotten sich zusammen und wechseln im Spiele durch die Luft, all die weißen und all die bunten Arten friedevoll durcheinander, lärmend vor lauter Lust. Keines denkt an die Jagd, dazu sind die trüben Wochen da; es ist nur ein seliges Fest, wenn sie auf- und abjagen, an den schmalen, grünen Triften vorbei, an den kalkigen und den stählernen Felsen mit ihren dunkelblauen Schatten, durch die winzigen, faserigen Wölkchen hindurch, die an ihren Kanten und Zinnen hängen geblieben sind; ein festliches Spiel, wenn sie sich spiegeln in der fernen Meerflut unten, aus der die unzähligen Farben versöhnt und vertieft heraufklingen. Sie schaaren und sie paaren sich, und wo ihre Heere hochgehen, da werden Meer und Erde im Schatten vergraben, aber oben scheint die Sonne silbern auf ein neues Meer, ein Meer von gespreizten Vogelsittichen. Dann schwebte ich noch hoch über dem kleinen Volk in den Lüften und vergaß des Fraßes wie sie, ließ die Schafe der nachbarlichen Inseln ruhig weiden, holte mir schließlich lieber drüben ein junges Wild aus Schottlands Waldwiesen, das ich noch warm und zuckend zu den Meinen brachte ins Nest.“

„In sein Nest“, hörte er irgendwo sagen.

„Es lag einsam und keinem erreichbar, außer dem Sturm. Nie hat ein Fremder es berühren, nie einer einen Blick hinaufwerfen dürfen. Ein paar Moose, Heidekraut und ein bißchen Krattbusch war das einzige Lebende, was wir von unserer Warte aus entdecken konnten. Sonst sahen wir nur auf die Felsenspitzen hinab, deren Grundmauern tief unten die Paradiese eurer Vettern umschlossen.“

Er schwieg und stierte noch immer geradeaus mit seinem Adlerblick, dem ein vergrabener Schmerz die Gefährlichkeit zu nehmen schien; seine Worte hatten so

Digitized by Google

milde geklungen, es war ihm wohl ein Bedürfnis gewesen, einmal irgend wohin sich auszusprechen. Er hatte Eindruck gemacht; man zischelte und wisperte: „Wunderbar! — Großartig! — Aber diese furchtbare Einsamkeit! — Ja, auf die Dauer ... Ich würd's nicht aushalten können. — Keinen halben Tag! — Sonderbar, diese seltenen Käuze ... Eben Geschmackſache ...“ „Man merkt es Ihrer Schilderung an“, wendete sich schließlich ein junger Herr an ihn, „wie viel Sie von Ihrer Heimat halten. Es geht uns wohl allen so im Leben, die Heimat bleibt uns ewig teuer, und ...“

Er hielt inne, denn der Gewaltige fixierte ihn. „Es ist gar nicht meine Heimat. Meine Heimat ist die Insel Bornholm, hier in eurer Ostsee.“

„Aha, also darum.“ —

„So, Bornholm?“ meinte eine kratzige Stimme, „da bin ich auch mal gewesen. Weißt du noch, Alter? Herrliche Tage!“ Damit wendete die fette Inhaberin der mageren Stimme dem neben ihr hockenden Gatten ihr spitzschnäbliges Gesicht zu und stieß ihn mit dem Ellenbogen an. „Weißt du noch?“ Der Gatte rührte sich nicht. Sie hatten ihre Hochzeitsreise nach Bornholm gemacht.

„Und Sie sind ausgewandert? Ich dächte die Erwerbsverhältnisse wären da ganz passabel“, hieß es von einer anderen Pfahlspitze. „Warum haben Sie denn die Fremde vorgezogen?“

Er begann sich zu langweilen. Es war doch eine unangenehme Gesellschaft. „Wenn ich euch das alles sagen sollte, warum ich es hier oder dort nicht aushalten konnte, da hätte ich viel zu thun.“

„Sie sind gewiß sehr weit herumgekommen?“

„Ich habe nur ein einziges Mal den Rundflug gemacht, die Steppen des inneren Asien waren mir zu unangenehm. Aber von Europa und Nordamerika kenne ich jeden Stein.“

„Ach, reisen, himmlisch!“ schwärmte das junge Mädchen. „Morgen fliegen wir zehn Meilen in See, ich darf mit!“

Der Riese duckte den Kopf etwas tiefer zwischen die Schultern. Ihn fror. „Pfahlmuscheln!“ murmelte er. Wie er bloß sich hatte einbilden mögen, in dieser flachen Gegend leben zu können! Die Unschuld des Kindes machte ihm schon keinen Spaß mehr.

Die alte Hochzeitsreisemadam räusperte sich: „Wenn ich mir erlauben darf, ich habe gehört, daß an der Küste von Labrador so außerordentlich angenehm leben sei. Ein Verwandter von uns ist dagewesen, er erzählte so begeistert von dem Fischreichtum und überhaupt; es ist ein sehr begabter junger Mensch, er soll kürzlich — kennen Sie Labrador?“

Dieses Gefrage! Er hob den rechten Fuß auf, krallte ihn zusammen, streckte ihn nach hinten aus und zog ihn dann in die Höhe. „Ich habe ja schon gesagt, daß ich es kenne. Für die Fische habe ich mich nicht interessiert. Gut leben kann man da gewiß, wenn man danach ist. Ich habe vergangenes Jahr mehrere Monate in Labrador zugebracht.“

„Und Sie haben sich auch hier wieder davongemacht? Da ist wohl die Bevölkerung nicht liebenswürdig genug gewesen?“ fragte der naseweise Jüngling.

„Patriotismus“, murrte der Alte in seine aufgeplusterten Brustfedern hinein, „Massenneid ...“

Digitized by Google

„Nun, das ist doch entschieden eine zu harte Bezeichnung. Es hat sicher noch keinem Schande gemacht, nach dem schönen Spruche zu leben: Bleibe im Lande und nähre dich redlich!"

Ein allgemeines, wildes Geschrei erhob sich plötzlich. Mit wahnsinniger Hast war der Vorlaute in die Höhe geflüchtet, aber im Augenblick hatte der Adler ihn erreicht, hackte zu, und schon lag der Möwenjüngling, die weiße Brust aufwärts gekehrt, als Leiche unten auf dem Wasser; ein Blutstreifen neben dem ausgerenkten Flügel verbreiterte und verschmälerte sich mit den Wellen. Der Adler oben, schwingenbereit, rührte sich nicht von der Stelle; unterhalb in weitem Kreise zitterten die männlichen Möwen kampfbereit und kreischend in der windigen Luft, etwas weiter unten, in noch größerem Kreise und noch viel lärmender, sekundierten die Weibchen. Die mittägliche Wintersonne hatte eine kalte Freude an dem bewegten Bilde. Es dauerte eine Weile, dann senkten die Tiere sich allmählich auf ihre Plätze. Als alles wieder ziemlich ruhig war, nur noch ein Pärchen in Ellipsen über dem langsam abtreibenden Leichnam kreiste, hob sich der Seeadler mit lässigen Schwingen nach Nordwesten auf und ward zusehends immer kleiner und ferner.

„So", hieß es, „nun segelt er nach seinen Fär-Öer."

„Was er da nur gehabt haben mag?"

„Schade", seufzte der Backfisch, es war so interessant!"

Die Mutter warf ihm einen strafenden Blick zu.

New York — Dr. Gustav Kühl

Tolstoi und die Keuschheit

Es hat viele Bewunderer des großen Gestaltungskünstlers Tolstoi mit Erstaunen und Unwillen erfüllt, daß der Held seines letzten Romanes, „Auferstehung", ein hoher Adliger, die Heldin des Romanes, eine durch alle Pfützen geschleifte Dirne, mit unwillkommenem Heiratsantrag unerschütterlich verfolgt. Diese — oft für den Leser auch langweilige — Beharrlichkeit, die alles, was zwischen einst und jetzt liegt, aus angeblich menschlichem Pflichtgefühl unberücksichtigt läßt, erschien den meisten Deutschen als eine künstlerische Marotte des Grafen, die man des übrigen Romangehaltes wegen gern oder ungern mit in den Kauf nahm. Nun hat aber derartige Verbissenheit absolut nichts mit Kunst zu schaffen und gehört füglich in eine soziologische Tendenzschrift. Darin finden wir sie denn auch klar ausgesprochen als einen Teil des Keuschheitsystemes, das Leo Tolstoi angeblich als Ideal, thatsächlich als Regel für die Menschheit — nicht für sich — aufstellt. Diese Schrift heißt: L. N. Tolstoi über die sexuelle Frage. Sie ist von einem Herrn Tschertkow herausgegeben und charakterisiert sich als Zusammenstellung von Aussprüchen, Briefstellen und Abhandlungen Tolstois aus verschiedenen Zeiten. Die Beurteilung wird noch durch die Übersetzung erschwert. Aber wenn sich auch Tolstoi nicht wahrnehmbar um diese Zusammenstellung bekümmert hat, wenn auch mancher Ausdruck trotz der großen Mühewaltung der Übersetzer gelitten haben mag, so wird

Digitized by Google

uns doch unzweifelhaft der Tolstoische Ideengehalt unverkümmert übermittelt. Von dem Urteile, das wir uns über diese Ideen, über dieses System machen, wird auch die Stellung abhängen, die wir zu Tolstoi als Volksbeglücker und sittlichem Leiter — nicht als Künstler — einnehmen.

Dieses System, das, unbeeinflußt von zahlreichen in dem Buche vorhandenen Widersprüchen und Unklarheiten, im Anschluß an die Kreuzersonate wieder und wieder mit sichtlicher Ruhelosigkeit vorgetragen wird, ist in Kürze folgendes: Wer in die Welt sieht, erblickt mit Kummer, wie es überall von verwahrlosten und unwillkommenen Kindern wimmelt. „Sie werden geboren und wachsen heran, um Säufer, Syphilitiker und Wilde zu werden." Dieser jammervolle Zustand würde sofort geändert, wenn der Mensch sich bewußt wäre, weshalb er auf der Welt ist, und wenn er diesem Bewußtsein entsprechend handelte. Mann und Frau haben nun den „gemeinsamen Beruf, Gott und Menschen zu dienen". „Der Sinn und der Zweck des menschlichen Lebens besteht nur darin, daß Gottes Wille geschehe." Um diesen Sinn und Zweck des Lebens zu erfüllen, „soll das Lebensziel nicht das Glück in der Ehe sein, sondern (!) das Hineintragen von mehr Liebe und Wahrheit in die Welt" durch die Lebensführung. Aber selbst wenn man sich „die Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande in oder außer der Ehe" nicht zum Lebensziel, sondern überhaupt nur zu einem Ziel im Leben setzt, so ist sogar dies „ein des Menschen unwürdiges Ziel" und muß darum als falsch, als sündhaft, als tierisch mit allen Mitteln der Enthaltsamkeit zu jeder Stunde, in jedem Lebensalter, außer Kindheit und Greisenalter, bekämpft werden. Wer aber das gemein Tierische nicht in sich bekämpfen kann und sich verheiratet, der sündigt, ist jedoch nicht zu verdammen, wenn er nur dem Ideal möglichster geschlechtlicher Enthaltsamkeit näher zu kommen sucht. Von der durch diesen sittlichen Fall verschuldeten Sünde wird er sich dadurch reinigen und entsühnen, daß er einmal — sei er auch, wer er sei, und habe er gesündigt mit wem auch immer es sei — diese geschlechtliche Gemeinschaft als die Schließung einer unauflöslichen Ehe ansieht („Auferstehung"), und sodann dadurch, daß er die in dieser Ehe erzeugten Kinder nicht als Freude, sondern als Strafe betrachtet. Die Ehe kann also außer der Entsühnung nur noch den Zweck haben, daß sich beide Gatten in dem Streben absoluter Enthaltsamkeit, d. h. wirklicher Keuschheit, bestärken und wie Bruder und Schwester leben. Überhaupt hat die Ehe, d. h. der Wille, Kinder zu zeugen, nur Sinn bei denen, die hoffen, daß ihre Kinder das erreichen, was sie selbst nicht erreichen können. Nur bei solchen Prinzipien wird auch Christi, des Unverheirateten, Beispiel befolgt und seine (Math. 19, 10—12, resp. 5, 28) erteilte Anweisung erfüllt, nämlich, lieber nicht zu heiraten. Deshalb ist eine der wichtigsten Aufgaben der Gesellschaft die Verbreitung des Christentums. Sollte bei allgemeiner absoluter Enthaltsamkeit die Menschheit in absehbarer Zeit aussterben, so wäre dieses freiwillige Aussterben eines Geschlechtes, das dann alle Kräfte auf eine geistige Thätigkeit und die Erfüllung von Gottes Willen setzt, dem sicher in etlichen Jahrtausenden vorauszusagenden Absterben der Menschheit durch Hunger oder Naturgewalt vor-

Digitized by Google

zuziehen. Die Möglichkeit jedoch, eine Beschränkung in der Vermehrung durch Vorsichtmaßregeln im geschlechtlichen Verkehre zu bewirken, beruhe auf einer derartigen Abstumpfung des sittlichen Gefühles, daß schon die Thatsache, darüber „ernst zu reden, schmachvoll und ekelhaft" sei.

Bis hierher das Tolstoische System. Daß ein Mann von der künstlerischen, also geistigen Bedeutung Tolstois dieses Ideal aufstellt und von der Annäherung daran und gar von dessen Erreichung das Glück der Menschheit erhofft, ist zwar aus der Figur Tolstois erklärlich und des mitleidigen, gütigen Strebens halber nicht zu verdammen, wohl aber nach Möglichkeit auf das treibende menschenfreundliche Motiv zu beschränken, im übrigen jedoch zu vernichten.

Es sei wiederholt, wie schwer es demjenigen wird, der sich der weißhaarigen Größe gern in bescheidener Bewunderung naht, einem Manne scharf entgegen zu treten, vor dessen künstlerischer Gestaltungskraft, vor dessen Eifer und Denken, vor dessen reinem Streben sich ehrfurchtvoll zu neigen dem Edlen ansteht und den Gerechten erfreut. Und doch ist dieser Kampf für denjenigen geradezu Pflicht, der bei der anerkannten allgemeinen Wirksamkeit Tolstoischer gewaltig und bestimmt vorgetragener Sätze in seinem Vaterlande das Glück vieler Hunderte und den als heilig empfundenen Zauber der Familie mit neuen Truppen bestürmt sieht. Ein Mann, der wie Tolstoi dreizehn Kinder von einem Weibe erhalten und bis auf den heutigen Tag alle Wohlthaten angenommen hat, die eine Ehegattin und eine Familie dem Manne erweisen können, hält es für gerecht, der Welt die Ehe als Sünde, die geschlechtliche Gemeinschaft als Bestialität, die Freude an den Kindern als verwerflich und somit unausgesprochenermaßen die Familie und das Leben jedes Einzelnen als unerlaubt, gemein und bedauernswert hinzustellen. Nun giebt es wohl großartig Irrende, nicht aber wahrhaft große Menschen, deren Leben und Lehre sich nicht deckt, man denke an Buddha, Christus, Goethe; und zudem ist die Weisheit des Lebens nie zum ersten Male von einem leidenschaftlichen Menschen erst in seinem Greisenalter, wo er erst mangels Leben gebender Blutfülle zu leben abgenommen hat, ausgesprochen worden. Tolstoi fand aber die Klarheit in diesen ihn von jeher beschäftigenden Fragen, fand dies System erst nach dem siebzigsten Jahre.

Hiermit könnte für viele die angeführte Tolstoische Theorie abgethan sein, wenn sie sich nicht — trotzdem Tolstoi sie als ganz neu erklärt — so praktisch wirksam mit den Anschauungen zweier in unserem Zeitalter übermächtigen Gruppen verbände: nämlich mit der Gruppe der ehelosen Priester und der Gruppe der anämisch sexuell Perversen. Beiden Gruppen wird, recht- oder mißverstanden, dies Tolstoische Buch und Prinzip nützen, und merkwürdiger Weise geht Tolstoi auch wie sie und mit derselben Leidenschaft von drei falschen Auffassungen aus. Anders gesagt: sein Mißverstehen der Figur Christi führt ihn zur Vergewaltigung des Begriffes Keuschheit, und um diesen Begriff der Keuschheit, den er ganz wider natürlichen Gebrauch und Sinn als absolute Enthaltsamkeit des Mannes vom Weibe und des Weibes vom Manne aufstellt, als naturentsprechend

Digitized by Google

erscheinen zu lassen, will er das Verhältnis der Geschlechter auf eine naturwidersprechende Basis zwingen. Er sagt nämlich: „Der Mann kann stets mit dem Weibe verkehren und kann sich stets zurückhalten. Die Frau aber (besonders diejenige, die bereits einen Mann erkannt hat) kann sich nur viel schwieriger zurückhalten ... Wenn also jemand das Recht hat, Befriedigung zu fordern, so ist es das Weib, und nicht der Mann". — Hieraus folgt für den Leser, daß sich auch das Weib, wenngleich schwierig, stets vom geschlechtlichen Verkehr zurückhalten kann. Ergo ist der geschlechtliche Verkehr absolut keine Notwendigkeit, sondern etwas Sündhaftes, mit jeden Mitteln täglich von denen, die Gottes Willen thun wollen, zu Bekämpfendes. Jeder, der sich nicht völlig enthält, sündigt in Unkeuschheit und folgt Christi Beispiel nicht nach.

Nun steht aber unerschütterlich fest — und Tolstoi ist trotz seiner dreizehn Kinder kein Beweis des Gegenteils —, daß einerseits kein Mann, selbst in der Blüte der Jahre, sich stets mit dem Weibe geschlechtlich vereinigen kann. Andererseits ist durch die Geschichte der zur Ehelosigkeit Strebenden — für uns am nächstliegenden der katholischen Priester — zur Genüge bewiesen, daß sich selbst die Auserlesenen nicht stets zurückhalten konnten — von der Masse ganz zu geschweigen. Damit fällt die Basis des Tolstoischen Systems zusammen. Giebt man nun aber zu, daß in dem Ausspruch, jeder Mann kann dies oder jenes stets thun oder unterlassen, die Ergänzung liegt, er kann dies mit Leichtigkeit, er kann dies ohne irgend welchen Schaden oder Nutzen für sich oder andere, so wird man gerade im Hinblick auf die nicht bloß erzwungene, sondern gewollte priesterliche Ehelosigkeit den verderblichen Irrtum erkennen. Man denke an den sich selbst kastrierenden heiligen (!) Hieronymus, an die endlose Zahl halb oder ganz wahnsinniger heiliger Jünglinge und Jungfrauen (cfr. Theiner, Die erzwungene Ehelosigkeit), erinnere sich der gehörten und erlebten sexuellen oder sexuell perversen Ausschreitungen, besonders der Grausamkeit unter der priesterlichen Führung (Hoensbroech: Das Papsttum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit, Band I Inquisition, Hexenwesen usw.), und man wird die praktische Verwertung des als ideal gegebenen Tolstoischen Systems in ihrer notwendigen Wirkung als einen Trugschluß empfinden, der zur Qual der Menschheit, vor allem zur Peinigung der Gesunden, Blut- und Lebenvollen, ausarten muß. Nur ein blutleerer Greis kann sich seiner Theorie zuliebe darüber leidenschaftlich täuschen.

Wer einem Gebäude, einem System die Grundmauern entzieht, bringt das Ganze zum einstürzen. Aber auch der Mörtel, der die hin und wieder — man möchte fast sagen, leider — vortrefflichen Tolstoischen Bausteine zusammenhält, muß zertrümmert werden.

Keuschheit ist das Bewußtsein geschlechtlicher Reinheit. Dies Bewußtsein ist abhängig von der Vorstellung des Erlaubten. Erlaubt ist, was gefällt, was dem eigenen Körper, dem eigenen Geist entspricht und was von andern geduldet wird. Dazu bedarf es der Erfahrung. Da setzen Moral und Sitte ein. Denn Sitte ist Erfahrung des gesunden Lebens und Zusammenlebens in örtlichen Gemeinschaften, Moral, Erfahrung des ersprießlichen Lebens und Zusammenlebens in geistigen Gemeinschaften. Ihnen

Digitized by Google

folgend oder sie verdrängend — da sie sich mit neuen Erfahrungen, wenn auch schwer, ändern —, wird sich die persönliche Erfahrung bei den wahrhaften Menschen Geltung verschaffen. Wahrhaft leben heißt: die Stimme der gesunden Natur nicht betäuben, sondern „hören, was der Vater spricht".

Die in weiten Grenzen bestimmbare Fähigkeit des Weibes zum gern geduldeten und leicht unterlassenen geschlechtlichen Verkehr giebt die Möglichkeit, der Instinkt widerspruchsloser Liebe giebt die Sicherheit eines glücklichen und keuschen geschlechtlichen Verkehrs, im Bewußtsein und Gefühl der Reinheit.

Wäre der Begriff der Keuschheit je nach individueller Natur und je nach Lebensalter nicht ebenso gut mit Enthaltsamkeit wie mit geschlechtlicher Vereinigung zu verbinden, bestünde das herrliche Goethesche Wort von der „keuschen Lust" nicht zu Recht, geschähe nicht gerade in ihr Gottes Wille, zu dessen Erfüllung, wie Tolstoi überzeugt ist, wir auf der Welt sind, so müßten wir wahrlich an unserem Schöpfer verzweifeln, als einem Wesen, das ein ganz niederträchtiges, grausames und heimtückisches Spiel mit uns treibt.

Denn wenn der geschlechtliche Verkehr nicht sein Wille wäre, weshalb hätte er dann dem Menschen, der dem Gebot des Naturtriebes in Liebe und Keuschheit folgt, den Lohn hoher Wonne und Glückseligkeit gerade in die herrliche Schönheit des keuschen geschlechtlichen Verkehrs gelegt? Oder könnte man sich eine bübischere Niedertracht vorstellen, als durch solche Belohnung zu einer That anzureizen, ja, durch Naturtrieb dazu unaufhörlich zu drängen, denjenigen aber, der die That vollzogen, als tierischen Sünder zu brandmarken? Oder steht kein hoher Lohn auf der geschlechtlichen Vereinigung? Selbst derjenige, der von Liebeslust und Wonne unergriffen ist, selbst derjenige, der statt ruhiger Seligkeit nach des Menschen höchster Feier nur katzenjämmerliches Sichschämen ob des Sündigens empfindet, selbst der wird — trotz Tolstois Dogma von dem Kind, dessen man sich nicht freuen dürfe, sondern das man als Strafe empfinden müsse, — im Kinde den höchsten Lohn des Lebens, das Symbol ewigen Lebens erblicken. Er wird dies um so mehr, je sicherer er zu dem großen und größten Teil der Menschen gehört, die in Liebe und Freude und Sorge am Kinde nicht Phrasen, sondern Thaten der Liebe in die Welt einführen.

Und dagegen sollte sich der Mann, Christus, von dessen Wandel wir die erlösende Antwort auf alle Bedrängnisse ablesen können, in allerseits klar überlieferten Handlungen oder Worten ausgesprochen haben?! — Nimmermehr! Die Stellen bei Matthäus — man schlage sie nach — sind so unklar und so vieldeutig, zudem von Tolstoi so bewußt nach seinem Sinne ausgelegt, daß sie entbehrlich werden gegenüber der ganz klaren, freudereichen Botschaft, die zu uns aus Christi Verhalten spricht. Wo war es, wo Christus zum ersten Male, wie ausdrücklich geschrieben steht, seine Herrlichkeit offenbarte? Zu Canaan, auf einer Hochzeit. Und wie geschah das? Etwa im Sinne der Verurteilung der Heirat als Sünde? Nein, als Spender reicher, unerwartet reicher Gabe für die Glücklichen und die Feiernden, — als Belohner. Unabweislich nimmt er Stellung gegenüber den Pharisäern aller Zeiten, indem er der Ehebrecherin verzieh: „Stehe auf und sündige nicht mehr". Ihre Sünde bestand nicht im Schließen, sondern im Zerreißen

Digitized by Google

einer Ehe. Und weiter sagt er einmal: „Ihr richtet nach dem Fleische, ich richte niemand". Was würde er zu jemand gesagt haben, der immerwährenden Kampf, also immerwährende Beschäftigung mit dem Fleisch fordert? Und er sprach beim Abendmahl: „Das Weib, wenn sie gebärt, ist bekümmert, weil ihre Stunde gekommen ist. Wenn sie aber das Kind geboren hat, gedenkt sie der Drangsal nicht mehr um der Freude willen, daß ein Mensch zur Welt gekommen ist". Er selbst blieb ehelos, seiner Natur getreu. Nirgends verlautet auch nur eine Andeutung, daß er je den Trieb zu geschlechtlichem Verkehr gespürt, geschweige denn bekämpft hätte. Von anders gearteter Versuchung Christi aber wird berichtet. Gerade weil Christus seine Natur nicht bekämpfte, wie der unkeusche Antonius, Hieronymus und deren Nachfolger, und gerade weil er, im Einverständnis mit seiner Natur lebend, das Bewußtsein der Reinheit und Sicherheit erhielt, konnte er fragen: wer kann mich einer Sünde zeihen? Wahrlich, es wäre unvereinbar, daß derjenige, der uns das Licht des Lebens sein will, uns den Weg zum Selbstvertilgen geweisagt haben sollte.

Apage, Tolstoi! Irren ist menschlich, und Du irrst. Das Versöhnende Deines Irrtums ist nur: Du irrst aus Mitleid, in der Hoffnung, zu helfen. Und das Mitleid ist begründet, die Hilfe thut not. Im Anblick der Kinder, die verwahrlost umherlaufen und zu Säufern, Syphilitikern und Wilden heranwachsen, muß nach allem bisher Gesagten hilfreich klar sein, daß nur durch diejenigen Menschen zur Welt geboren werden, die selbst mehr als Menschentiere sind; daß nur der Leben giebt, der nicht langsames Sterben, sondern gesundes Gedeihen verleiht; daß nur der das Recht hat, Kinder in die Welt zu senden, der sicher ist, daß deren gesundes Leben durch ihn oder andere erhalten und gepflegt werden wird. Wer Kinder in die Welt setzen will, muß wissen, daß die Schaffung von Kindern das einzige Wunder ist, an dem der Mensch durch Wahl und Wille bestimmenden Anteil hat, muß wissen, daß die Erzeugung sicherlich ebenso wie die Aufziehung, gewiß weit mehr als die Erziehung eine Kunst ist, und daß auch diese Kunst ein Handwerk birgt, das gelernt werden muß. Und wenn er dabei seiner guten Natur, der besten Lehrmeisterin, getreu ist, also der Vernünftige und Herzvolle, der alle Kräfte der Vernunft und des Herzens in Thätigkeit setzt, so wird dieser auch unter allen Umständen keusch sein. Nur die Eltern, die wissen, daß sie und welcher Art Kinder sie zeugen wollen und können, sind an dem Fluche unschuldig, der auf ihr Haupt durch das Elend ihrer Kinder fällt. Zumeist aber sind solche Menschen vor ihm bewahrt, welche wissen, daß diesem Fluche nichts an Schrecklichkeit gleichkommt, und daß kein Mittel, sei es der Enthaltsamkeit, sei es der Vorsicht, ein Gift birgt, das dem der Erzeugung des Todes statt des Lebens gleichkommt. Denn auf jene, die ihre Augen vor dieser Erkenntnis mit einer Binde — gewebt aus Vorurteilen und falschen Keuschheitsidealen — verschließen, paßt das Wort, das Christus in der Stunde vor seiner Kreuzigung sprach (Luk. 23, Vers 29): „Weinet über euch selbst und über eure Kinder. Denn siehe, es kommen Tage, an welchen sie (die Kinder) sagen werden: selig sind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren, und die Brüste, die nicht genährt haben".

Dr. Otto Helmut Hopfen-Veyen

Digitized by Google

„Lyrik"

„Ein reiner Reim wird wohl begehrt;
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelste von allen Gaben,
Das ist mir alle Reime wert."

Goethe

In Berlin W., bei Meußer & Messer, hat ein Herr Artur Landen ein verschwenderisch ausgestattetes Büchlein mit Versen drinnen erscheinen lassen, die in ihrem maßlos anspruchsvollen Exterieur wie ein verlumpter Pennbruder in einer Staatskarosse anmuten. „Lodernde Gluten", „Lieder der Liebe", nennt er das Sammelsurium plattester Erotik. Ein nacktes Weib mit lang herabwallendem, dunklem Haar, die Handgelenke gefesselt an einer schweren Kette, die durch drei Totenschädel wie eine Halskette durch Perlen unterbrochen wird, ist nicht ohne Geschick gezeichnet, aber für den Inhalt jeder tieferen Bedeutung bar. Freilich am „Nackten" fehlt's nicht in den Liedern der Liebe. Auch würde man die hohlen Schädel als eine bescheidene Selbstironie des Verfassers deuten können, wenn nicht Artur Landen seine Erotik, gar zu bewußt der eigenen ragenden Größe, dem Freunde Emil Fleischmann in grandioser Selbstgefälligkeit darbrächte.

Etwas Klingklang an Heinrich Heine in Worten wie im Rhythmus, — alles andere vom Übel.

Den Gernegroß citieren, hieße sich zum Mitschuldigen machen. „Ganz gemeine und gemeinverständliche Reime mit Interpunktion" verspricht er seinem Freunde Fleischmann, und er hat das Versprechen eingelöst. Als wenn ihn der Verfolgungswahn gepackt hätte, wehrt Herr Landen sich gegen eine ganze Welt:

„Sie machten mich schlecht und lärmten laut
Sie schrieen's hinaus auf die Gassen.

— — — — — — — — — —

Stürmt nur alle auf mich ein,
Niemals hemmt Ihr doch mein Streben.

— — — — — — — — — —

Immer heult und macht mich schlecht,
Tretet mich mit Füßen.

— — — — — — — — — —

Wer hat's nur diesem „Lyriker" angethan, wer hat ihn denn bisher bekämpft? Oder ist er etwa wegen schlechter erotischer Verse einmal aus guter Gesellschaft ausgekehrt? Es ist auch mir beim Zeus nicht um Herrn Landen, virum ignotum, zu thun, ich möchte nur dem Verleger, der mich um eine Besprechung freundlich gebeten hat, nahe bringen, daß derlei elendes Zeug, obendrein geziert mit dem Bildnis des jugendlichen Erzeugers, echte Dichtkunst nicht einmal leise berührt hat. Will man den Mann mit der schönen weißen Weste, dem modernen Kragen und den widerlichen

Digitized by Google

Versen dennoch unter die Menschen bringen, — nunwohl — dann aber ohne Maske! Pornographische Litteratur pflegt sich anders anzukünden. Bei richtiger Ankündigung kann sie sich jeder vom Halse halten, der Lüsternheit von Lyrik zu trennen weiß.

Ich habe die „Lodernden Gluten" in lodernde Glut geworfen.

„Hier liegt ein überschlechter Poet,
Wenn er nur niemals aufersteht!"

Dr. S. Heckscher

Rumäniens Niedergang

Die vierprozentige äußere Rumänische Rente notiert unter 84, die fünfprozentigen Schatzbonds per 1904 stehen unter 99. Freilich, falls die Herren Bojaren bescheidene Ansprüche in Sachen ihres Landeskredits machen, könnten sie sich mit dem Kurs der 4prozent. amortisablen Serbischen Rente brüsten (!), die noch 17 Prozent niedriger steht, allein ein solcher Vergleich stimmt nicht ganz. Zu Ungunsten Serbiens, dessen Zinsen ja noch immer bezahlt wurden, fallen innerpolitische Gründe mit ins Gewicht, auch dynastische Zwischenfälle, die an das bekannte Sprichwort erinnern, daß das Lächerliche tötet. Wenig oder nichts von alledem läßt sich an Rumänien verspüren. Es ist kein orientalisches, sondern ein westeuropäisches Herrscherhaus, das sich dort seit Decennien gut eingepflanzt hat und von dessen deutschem, modernen Nimbus das junge Barbarenreich, wie man es wohl noch nennen darf, die erdenkbarsten Vorteile eingesteckt hat. Ohne dieses Hohenzollerntum hätten unsere Kapitalisten rumänische Staatspapiere niemals als Anlage, sondern höchstens spekulativ, wie die anderen Balkanwerte, gekauft.

Mit einer solchen Thatsache dürfen sich jedoch die Rumänen selbst mehr freuen, als die auswärtigen Gläubiger, denn ein einziger Blick auf den Coupondienst des Landes zeigt, daß dasselbe im Verhältnis zu Größe und Einwohnerzahl viel zu stark verschuldet und zwar in — Gold verschuldet ist. Dieses Zuviel bleibt bereits aus den eingangs angeführten Kursen zu ersehen, denn ohne das Uebermaterial an jenen Werten wäre wohl eine bessere Klassierung möglich gewesen. Schwimmt aber davon noch sehr viel im Markt, so kann selbst eine Gruppe von der Gewalt der Diskontogesellschaft nicht mehr zaubern, und Herr Hansemann muß es sich gefallen lassen, daß man den Bankier Blanc von Bukarest direkt nach Paris zum Anleiheverhandeln schickt.

Ja, der Traum von dem Agrarstaate Rumänien hat zu lange gedauert! Auch in den wirtschaftlichen Anschauungen giebt es eine verhängnisvolle Orthodoxie, und in diesem Falle wurde das Ausland nicht müde, dem Inlande die bequeme Phrase nachzureden, wie dort unten alles von der Ernte abhänge. Auf diesem Irrpfade gelangte man dann leicht zu dem Schlusse, daß ein gutes Weizenerträgnis das schlechte, etwa vom Vorjahre, sogleich wett mache. Nur wurde dabei die Kleinigkeit vergessen, daß in den Zeiten der Mißernte gerade das wahre Gesicht Rumäniens so ziemlich unverhüllt zum Vorschein kommt. Man bedenke! Nicht einmal Rußlands

Digitized by Google

Handelsbilanz ist durch seine Getreideausfuhr jetzt noch auszugleichen, geschweige der anderweitige Bedarf eines kleinen Landes, in dem statt eines einzigen klugen Kopfes, wie Witte, tausend minderwertige durcheinander sprechen. Wie soll denn noch jetzt gegen die Konkurrenz der Union und Argentiniens angekämpft werden? Im ersteren Lande sind es die Amerikaner selbst, im letzteren deutsche und englische Firmen, die als vollendete Kaufleute ihre Weizenverschiffungen mit immer noch erhöhtem Erfolge betreiben. Es ist richtig, daß unsere eigenen Getreidefirmen angefangen haben, in den rumänischen Hafenorten große Silohs zu bauen, um von der Einkaufssammelstelle direkt nach den Verkaufsplätzen zu disponieren, aber mit solchen Vorteilen, die man ihnen nicht einmal entgegen brachte, sondern die sie sich selbst schaffen mußten, läßt sich das unaufhaltsame Vordringen der überseeischen Produktionen unmöglich aufhalten.

Vielmehr muß Rumänien ebenfalls den Übergang zum Industriestaat, ganz wie Rußland, anstreben, nur daß man bis vor zwei Jahren in Petersburg sehr gern wegen solcher Fabrikkonzessionen antichambrierte und bezahlte, dagegen von Bukarest lieber fort blieb. Die fremde Kaufmannschaft hatte nun einmal ein Mißtrauen gegen die dortige Ehrlichkeit, und was die Richter und selbst die Advokaten anbelangt, so glauben heute noch unsere Firmen den Beweis dafür antreten zu können, daß sie unter Umständen weit eher in Buenos Ayres oder Rio de Janeiro als in Braila oder Jassy usw. Prozesse durchführen würden. Man sieht: eine Armee nach preußischem Muster und in guten Uniformen braucht auf den Sinn für das Gesetz nicht den mindesten bessernden Einfluß bei einer Bevölkerung zu üben. Im Gegenteil! Die politischen Begleitumstände sind da eher ein Hindernis. Denn wäre nicht Rumänien der berühmte Pufferstaat, um den sich Österreich wie Rußland, d. h. Dreibund wie Zweibund, gleich eifrig bemühen, so würde die europäische Diplomatie auch verschiedentlich Veranlassung nehmen, wegen anderer als gerade politischer Zwischenfälle Vorstellungen zu erheben. Jene vorhin angedeuteten Rechtsschwierigkeiten steigern sich sogar zuweilen dahin, daß unsere Kaufleute auch von solchen rumänischen Anwälten im Stich gelassen werden, die ihnen auf eine Anfrage von den deutschen Konsuln empfohlen wurden. Auch letztere können die dortigen Verhältnisse und die Menschen darin nicht ändern. Was den Kredit so mancher dortigen Häuser, Kommunen usw. bei der Fremden-Industrie betrifft, so ließen sich darüber zahlreiche Leidensgeschichten erzählen. Hier nur ein einziges drastisches Beispiel: Ein mit der Direktion einer sehr großen deutschen Fabrik befreundeter Herr besucht diese, und sein Blick fällt zufällig auf ein Couvert mit rumänischer Marke im — Papierkorb!! Er glaubt aber bald zu sehen, daß es kein leeres, sondern ein noch geschlossenes Couvert sei und macht den Direktor auf diese böse Wahrnehmung schnell aufmerksam. Dieser aber lacht und meint, es seien Briefe von rumänischen Kommunen mit größeren oder auch großen Aufträgen, man öffne aber solche Anfragen erst gar nicht. So geschehen noch vor zwei oder drei Jahren!

Es gewinnt nun aber den sicheren Anschein, als ob die Rumänen sich eine Industrie — Zucker, Textil, Petroleum usw. — schaffen wollten. Freilich, altmodisch und gierig genug, glauben jene leitenden Kreise, daß hierzu Geld die Hauptsache sei, während die Arbeiter selbst die wichtigste Frage darstellen. Da es dort u. a. an zweihunderttausend Israeliten giebt, die fast sämtlich Handwerker oder Handlanger sind, so wäre es das einfachste, den Dingen ihren Lauf zu lassen und dem Angebot

Digitized by Google

kein Hindernis in den Weg zu legen. Indessen die Rumänen können selbst bei solchen Gelegenheiten, wo sie sich als Europäer zu betragen hätten, ihre Leidenschaften und ihre Vorurteile nicht unterdrücken. Sie haben von ihren Kammern ein Gewerbegesetz votieren lassen, das plötzlich ganz zünftlerisch wird, aber diesen Schutz der heimischen Arbeit vor der „fremden" Konkurrenz nur zum Vorwand nimmt, weil von jenen in Rumänien geborenen 250000 Israeliten nur 400, sage vierhundert, naturalisiert werden durften. Damit kann man freilich leicht 249600 Menschen außer Nahrung erklären, ohne bei Fernerstehenden sofort in den Schimpf eines religiösen Fanatismus zu kommen. Übrigens hatten die Rumänen s. Z. auf dem Berliner Kongreß, als die Gleichstellung der Menschen noch Mode war, ihren Bestand an Israeliten mit 500000 angegeben, nur um auf Grund jener thatsächlich gefälschten Überzahl inhumanere Gesetze durchsetzen zu können, was bekanntlich Bismarck, entgegen Gortschakow, zu hindern verstand.

Es soll hier aber die Frage nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gar nicht durchgesprochen werden, sondern nur die nach der wirtschaftlichen Reaktion. Der Schaden, welcher aus der letzteren entsteht, gehört mit zum wichtigsten Interesse zahlloser deutscher Kapitalisten, die bei aller Empfehlungsmacht der Diskontogesellschaft doch niemals den Papieren eines anderen Staates vertraut hätten, als eines fortschreitenden, anstatt eines solchen, der sich blindwütig rückwärts konzentriert. Wie wenig übertrieben hier das Wort: blindwütig ist, beweist u. a. der Paragraph 95 des Gesetzes, wonach bei allen Unternehmungen und Lieferungen für den Staat, die Distrikte, die Gemeinden und die anderen Zivil- und Militärbehörden, welche sich nicht auf über 30000 Lei belaufen, die Rumänen vorgezogen werden sollen, sogar wenn ihre Offerten um 5 Prozent teurer als die der anderen Bewerber sind. Ich will noch keineswegs auf die von anderer Seite vorgebrachte Möglichkeit hinweisen: man könne Arbeiten, die Millionen erfordern, in so viele einzelne Teile zerschlagen, daß keine einzige mehr als 30000 Lei beträgt. Allein die von vornherein gesetzlich festgelegte Vergünstigung um 5 Prozent für einheimische Offerten zeigt entweder die kaufmännische Unfähigkeit jener Gesetzgeber, oder den völligen Stumpfsinn gegenüber dem Urteil aller Geschäftsleute.

Aufgerüttelt werden die Rumänen nur, sobald so brutale Thatsachen hinzutreten, wie etwa Massenauswanderungen, da ja dann vor allem Österreich-Ungarn mit größtem Recht jene Flüchtlinge wieder zurücksendet. Überhaupt scheinen weder die Bojaren, noch die mit ihnen in dieser Angelegenheit völlig eng befreundeten Liberalen eine wirkliche Auswanderung jener immer ärger Bedrückten zu wünschen. Sie wollen dieselben nur zu den Ausgebeuteten, zu einem Proletariat heruntersetzen, das dann die schwielige Arbeit um jeden Preis zu schaffen hätte. Ob vielleicht dieser hochedle Plan erst aus einem bitteren Hassesgefühl an sich hervorging, kommt hier nicht zur Sache. Genug, man möchte Rumänien in seiner Heereskraft keineswegs schwächen, aber jene Hunderttausende immer nur auf dem Niveau der niederen Arbeiter halten. Die ganze Stufenleiter des Ausbeutens würde demnach als mühelose Frucht Trägen und auch Unintelligenten in den Schoß fallen können. Damit schwindet von Anbeginn an der gewohnte, natürliche Entwickelungsgang der Industrie, der mit der freien Auslese der Menschen einsetzt und in dem Erfolge dann von deren geistigen Mühen, genannt: Glück, gipfelt. Auch die fremden Unternehmer werden sich kaum in einem Lande niederlassen, wo ihnen das Gesetz hin-

Digitized by Google

sichtlich der Arbeiterbevölkerung auf Schritt und Tritt Chicane bereitet, wo man ihnen ihr Personal förmlich vorschreibt. Denn die Industriellen von auswärts bringen wohl ihr Gold und ihre Technik mit, beides für Rumänien unentbehrlich, aber ihre Arbeiter müssen sie in der Nähe suchen und, notabene, auch ganz selbstständig auswählen dürfen.

Wir leben in einer Zeit, wo das Publikum seine Dividendenpapiere fortwirft und sich dafür mit festverzinslichen zu begnügen sucht. Es ist daher gut, daran zu erinnern, daß auch das deutsche Kapital an allen Gründungswerten zusammen nicht soviel verloren hat, wie an verschiedenen fremden Renten. Ob es jetzt den Bankiers in Bukarest und Berlin gelingen wird, für die Schatzbonds eine Konversion vorzubereiten? Jedenfalls wäre der jetzige Moment hierfür der günstigste. Um so unkluger sind aber jene vorhin beschriebenen Maßnahmen, die ohne wirtschaftliche Rückschläge gar nicht denkbar sind. Wäre erst die Konversion der Schatzbonds durchgeführt, so würden die dortigen Beamten — liebe Leute! — nicht einmal den Schein ihres neuen Gewerbegesetzes wahren, sondern dasselbe von nun an ganz nach ihren Leidenschaften interpretieren. Denn dazu ist es ja auch wohl geschaffen!

Müssen denn unsere Rentner durchaus fremde Fonds, anstatt nach ihrem eigenen Urteil, nach der Pfeife einzelner Finanzgruppen kaufen?

S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Janssen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Litterarische Anzeigen

Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 35.

Soeben erschien:

Altersklassen und Männerbünde.

Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft

von **Heinrich Schurtz.**

Mit einer Verbreitungskarte.

Oktav. 458 Seiten. Preis geheftet Mk. 8.—

Das Schurtz'sche Werk ist kein trockenes Buch der Fachgelehrsamkeit; es fesselt durch seinen Stoff und seine Darstellung alle, die den völkerkundlichen Fragen Teilnahme entgegenbringen.

Die Völker im kolonialen Wettstreit.

Herausgegeben von

Poultney Bigelow.

Deutsche Bearbeitung des Buches „The children of the nations" von Professor **Dr. Ph. Woker.**

Klein-Oktav. 432 Seiten. Preis geheftet Mk. 5.— Gebunden Mk. 5.80.

Das Buch des überaus weltkundigen nordamerikanischen Schriftstellers vermittelt eine weite, rasche und anziehende Überschau über die gesamte koloniale Entwickelung und ihren gegenwärtigen Stand in einer in allem Einzelnen im besten Sinne subjektiven Darstellung.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Gustav Falkes Gedichte:

Mit dem Leben (1899) geb. 3 M.
Neue Fahrt (1897) geb. 4 M.
Tanz und Andacht (1892) geb. 4 M.
Mynheer der Tod (1891) geb. 4 M.

Gustav Falke als Lyriker

Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier.

Brosch. 1 Mark
Geb. 2 Mark 50 Pf.

Ein prächtiges Buch! Eine Auswahl, zusammengestellt für das deutsche Volk, vor allem auch für die Frauen und Mädchen unseres Vaterlandes. Wir können das kleine Buch den Freunden deutscher Poesie nicht warm und herzlich genug empfehlen.
(Hamburg. Corr.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.

Gedichte
von Stefan Rónay.

Gebunden 4 Mark.

An der Lebenssonnenwende des unglücklichen Mannes steht das Weib, das er als Dichter sucht und feiert, das er als Priester fliehen muß. An diesem Zwiespalt verblutet er sich innerlich, daher das laute Weinen seiner Lieder und die düstere Tragik, die sein Leben und Dichten umfangen hält. Dieses Leid ist der Abgrund seines Lebens; aus diesem Abgrund des Leidens sind seine Lieder geboren . . . . . Ein wunder Ton zittert durch seine glutvollen Lieder, die Zeugnis ablegen von hoher Kunst und ernsten, sieggekrönten Kämpfen. Die Lieder Rónays werden weiterleben. Hut ab vor dem Menschen und Dichter!
(Hans Eschelbach in der Litterarischen Warte.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Soeben erschien und ist durch **alle** Buchhandlungen zu beziehen:

Totentanz von Karl Strecker

Buchschmuck von **Josef Sattler.** Preis 3 Mark.

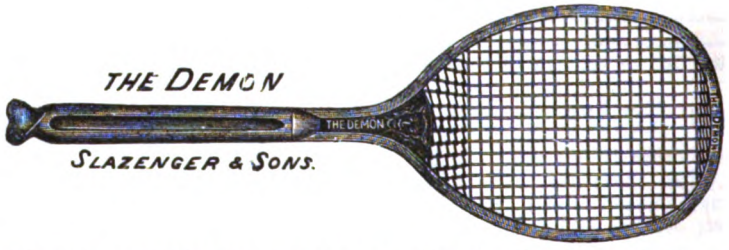
Verlag **Aug. Harms,** Hamburg, Grindelallee.

Digitized by Google

Garten- und Veranda-Möbel

in grosser Auswahl!

Lawn Tennis-Artikel.



Nur beste englische und amerikanische Fabrikate von Slazenger, Ayres, Spalding, Jefferies.

Croquet, Cricket, Polo, Golf, Hockey,

Football.

Kataloge gratis und franko.

R. BEINHAUER SÖHNE

Neuerwall 59 **HAMBURG** Neuerwall 59

Digitized by Google

Meer u. Küste

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT
FÜR DIE INTERESSEN
DER SEE- u. KÜSTEN-
BEVÖLKERUNG,
SCHIFFAHRT,
HANDEL, INDUSTRIE,
SEEBÄDER, VERKEHR,
ETC.

VERLAG VON C. J. E. VOLCKMANN, ROSTOCK.
PRO QUARTAL M. 1.50.

Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter) in Hamburg
Königlich schwedisch-norwegische Hofdruckerei und Hofbuchhandlung
liefert in vorzüglichster Ausführung zu mäßigen Preisen

Holzschnitte

jeden Genres und für alle Zwecke
Galvanotypen · Stereotypen
Inserat-Clichés · Medaillen
und alle einschlägigen Erzeugnisse.

Familienheim für Erholungsbedürftige
Dr. Schwarz, Arzt
Bad Oldesloe — Bahn Hamburg-Lübeck

„Victoria" feinster Natur-butter-Zwieback der Welt.

Trüller Zwieback

Fürsten u. Könige führen ihn an ihrer Kaffeetafel. Gr. elegant lackierter Blechkasten mit 260 St. Mark 4.— franko ohne alle weiteren Unkosten.

Harry Trüller
Celle 45.

Grösste Zwiebackfabrik Europas. 12 mal präm.

Firma 1870 gegründet.
Bei Baarzahlung höchster Rab. u. Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.
Erst-klassige
Längste Garantie.

Emmer-Pianinos

Flügel — Harmoniums.

Fabrikate.
Fabrik:
Wilhelm Emmer
Berlin 500, Seydelstrasse
Allerhöchste Auszeichnung.
Preisliste, Musterbuch umsonst.

Dr. Ritschers Wasserheilanstalt

Lauterberg (Harz)

bedeutend erweitert und neu eingerichtet.

Prospekte vom — Besitzer und Leiter Dr. Otto Dettma.

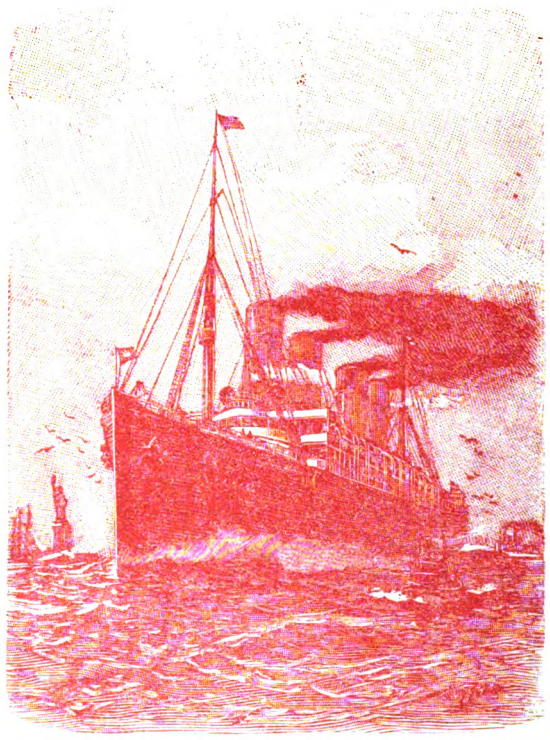
Dr. Sommer's Pension und Erziehungs-Anstalt für **Blinde** und **Schwachsichtige** der besseren Stände

nimmt Kinder und Erwachsene beiderlei Geschlechts auf. Individuelle Behandlung, da Leiter selbst erblindet. Spaziergänge in der ländlichen und waldigen Umgegend. Mäßige Bedingungen. Erste Referenzen.
Prospekte stehen zur Verfügung.
Bergedorf bei Hamburg, Greves Garten 7.

Digitized by Google

HAMBURG-AMERIKA LINIE

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst.



Hamburg-Newyork	Hamburg-Boston	Hamburg-Mexiko	Stettin-Newyork
Hamburg-Frankreich	Hamburg-Philadelphia	Hamburg-Canada	Newyork-Mittelmeer
Hamburg-Belgien	Hamburg-Galveston	Hamburg-Ostasien	Newyork-Ostasien
Hamburg-England	Hamburg-New-Orleans	Hamburg-Brasilien	Newyork-Westindien
Hamburg-Portland	Hamburg-Venezuela	Hamburg-La Plata	Orientfahrten
Hamburg-Baltimore	Hamburg-Westindien	Genua-La Plata	Nordlandfahrten

ferner mit den Dampfern der Deutschen Ostafrika-Linie: **Hamburg-Ostafrika.**

Hamburg-Newyork via Southampton und Cherbourg

Schnelldampferdienst.

Nähere Auskunft erteilt die

HAMBURG-AMERIKA LINIE, Abteilung Personenverkehr

Hamburg, Dovenfleth 18—21

sowie deren Vertreter.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Die Verlagsbuchhandlung.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

II. Jahrgang 3. Mai 1902 Heft 31

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

	Seite
Zur ultramontanen Gefahr. Dr. S. Heckscher	121
Das Nachschaffen des Kunstwerks durch den Kritiker. Lothar von Kunowski	125
Johannes Schlaf. Hans Benzmann	131
Die Dreiteilung unserer höheren Schulen. Prof. Karl Kraepelin	136
Gedichte. Wilhelm von Scholz	142
Seelchen. Anka Mann	142
Kultur und Bühne. K. F. Heitmann	144
Neues aus New York. S. v. H.	148

Redaktion: Dr. S. Heckscher
Verlag: Alfred Janssen, Hamburg

Bezugspreis 3 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 30 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt Mk. 3.— für das Vierteljahr, Ausland Mk. 4.50.

Einzelne Hefte kosten 30 Pf.

Jeder Halbjahrsband wird geb. für Mk. 7.— geliefert.

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I, 388 oder 8074) — erforderlich.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt:

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Biondel-Paris — Helene Böhlau-München — Georg Brandes-Kopenhagen — Oberl.-Ger.-Rat O. Brandis-Hamburg — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Breysig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — Prof. Cohn-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Geheimrat Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien — Ilse Frapan-Zürich — Pastor G. Frenssen-Hemme — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Gefficken-Hamburg Paul Geisler-Posen — Leutnant Gentz-Gibeon Dtsch.-Südw.-Afrika — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — Prof. Cornelius Gurlitt-Dresden — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Alfred Georg Hartmann-München — Prof. Hasbach-Kiel — Prof. Hensel-Heidelberg — W. Holzamer-Heppenheim — Graf von Hoensbroech-Gr. Lichterfelde — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Ellen Key-Wien — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Landgerichtsrat W. Kulemann-Braunschweig — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Prof. C. F. Lehmann — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Ed. Lorenz Meyer-Hamburg — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — Prof. Ad. Michaelis-Straßburg — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Börries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Emil Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Westerwede — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Karl Scheffler-Friedenau — Frl. Dr. Kaethe Schirmacher-Paris — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Weimar — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Prof. Ferd. Tönnies-Eutin — Prof. Georg Treu-Dresden — Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Eugen Wolff-Kiel — Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Hamburgischer Lorbeerkranz

Drei kleine Dramen in Versen

(Anschar - Datt lütte Rümeken - Hamburg Phoenix)

von **Carl Mönckeberg**

Buchschmuck von Arthur Illies.

Als Manuskript gedruckt und nur bei **Alfred Janssen, Hamburg,** Kaiser-Wilhelmstrasse 76 II. zu kaufen.

Preis Drei Mark.

Gicht

BAD SALZSCHLIRF, Bonifaciusbrunnen.

Rheumatismus, Steinleiden.

Prospekte, ein Heft Heilerfolge und Gebrauchsanweisung zur Trinkkur, welche, ohne das Bad zu besuchen und ohne Berufsstörung in der Heimat der Patienten, **mit grossem Erfolg** vorgenommen werden kann, werden kostenfrei versandt durch die ***Bade-Verwaltung.***

Dieser Nummer liegt ein Prospekt über das neue, in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinende illustrierte Prachtwerk „Die Völker der Erde" von

Digitized by Google

DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift
· · · für deutsche Kultur · · ·

Redigiert von Dr. S. Heckscher

II. Jahrgang 3. Mai 1902 Heft 31

Der Nachdruck ganzer Beiträge ist verboten, genaue Quellenangabe bei jeder Entlehnung erforderlich

Zur ultramontanen Gefahr

Der Tod des Abgeordneten Lieber, die Kundgebungen von Fürst und Minister, welche bewegter und erschütterter klangen als beim Tode der letzten Kanzler des Reiches, das feierliche Requiem, an dem das gesamte preußische Staatsministerium teilgenommen, dazu das laut lärmende Wehklagen der „Norddeutschen Allgemeinen" und Gleichgesinnter müßten wie kaum ein anderes Ereignis der jüngsten Jahre das Bewußtsein uns wecken, daß das Deutsche Reich in der katholisch-politischen Versumpfung rasend schnell fortschreitet und daß wir einer Débâcle entgegentreiben. Nicht, daß man dem geschickten Zentrumsführer und Demokraten den Zoll gebührender Achtung versagen möchte; ihm, der mit feintastendem politischen Schacherſinn begabt, von einer günstigen Entwickelung emporgetragen, das Erbe des größeren Vorgängers, Windthorst, gehütet und gemehrt hat. Wird man doch auch an dem kühnen Unternehmungsgeist, an der unbeugsamen Willenskraft und brutalen Entschlossenheit eines Cecil Rhodes so wenig gleichgemut vorübergehen, wie an dem schrankenlosen, flammenden Ehrgeiz einer Lady Macbeth. Die entscheidende Frage für uns Deutsche ist aber nicht, was ihn zu einer markanten Persönlichkeit stempelte, den Dr. Lieber, was er vermochte, in jesuitischer Schlauheit und an staatsmännischer Klugheit, sondern, was er für den weiteren Ausbau des jungen Deutschen Reiches bedeutete und was er bewußt zur Ehre und zum Frommen seines deutschen Vaterlandes geleistet hat.

Mit einer Verbohrtheit und in einer Abhängigkeit, die einer Regierungspresse stets zur Ehre gereichen, haben die Lobredner von Reichs wegen den Flottenenthusiasmus des Dr. Lieber schier in den Himmel gehoben als eine große, befreiende That, die ihm die Anwartschaft sichert auf einen ragenden Sitz in der Walhalla neudeutscher Helden. Aber im reinen Lichte seiner letzten Beweggründe betrachtet, zerfällt seine „große patriotische That" in ein Nichts. Denn an der Vermehrung der deutschen Flotte lag dem Dr. Lieber so wenig wie an einer ehrlichen, freien Duldung Anders-

Digitized by Google

gläubiger. Stand er doch ohne Scheu Gevatter zu dem Toleranzantrage des Zentrums, jener frechen Verhöhnung gesunden Menschenverstandes, jener souveränen Satyre auf die ketzerverfolgungswütige katholische Kirche. Die Flottenvorlage bot dem Zentrumsführer lediglich den langersehnten Anlaß, seine Partei bei den verantwortlichen Leitern der Reichsgeschäfte hoffähig und lieb Kind zu machen, ohne gleichzeitig auch nur ein Tipfelchen ihrer römischen Politik aufgeben zu müssen. In denjenigen kleinen Berliner Kreisen, denen Lucanus Künder von Sein oder Nichtsein ist, schien jedermann wie von einem Alb befreit, als Dr. Lieber für Weltpolitik und Wasserzukunft zu schwärmen begann: die Zentrumspartei national und regierungsfreundlich, holdrio, juchheirassa, welch eine neue Lust, zu regieren! In allen Militär- und Marinefragen Konservative, Nationalliberale, Zentrumsmänner, das Barthsche Fähnlein fortan auf der einen, die Roten, die fossilen Richterfreunde und das Drum und Dran auf der anderen Seite; der Reichstag also in den wichtigsten Fragen eine quantité négligeable. Kulturkampf, Rom, Mittelalter, protestantisches Kaisertum; alles vergessen.

Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte.

Der Satz hat bisweilen auch in höheren Regionen Geltung. Wie das kindliche Maulen der Konservativen den Ultramontanen das Präsidium im Reichstage eingebracht hatte und damit ein Prestige, das auf die Einschätzung der römisch-klerikalen Partei nicht ohne bedeutsame, nachhaltige Wirkung geblieben ist, so hat das Hosianna der Excellenzen den Päpstlichen einen Einfluß auf Bundesrat und Präsidialpolitik gesichert, der dem düstersten Pessimismus recht giebt. Ob dem Dr. Lieber ein Oberpräsidium oder ein Ministerportefeuille angeboten ist, mag dahingestellt bleiben. Si non è vero, è ben trovato.

Es gab eine Zeit, wo man sich in Deutschland die Gesetzesentwürfe daraufhin ansah, wie sie auf die Sozialdemokratie wirken würden. Heute überlegt man nicht etwa, wie das Zentrum sich zu einem neuen Gesetz stellen wird, sondern man fragt zuvörderst vorsichtig und bescheiden an, ob es auch dem Zentrum und seinen Größen genehm sei. Dagegen läßt man es in der Besetzung der höheren Ämter anscheinend noch bei der Überlegung bewenden, in welchem Maße der Kandidat vor den Augen der Päpstlichen Gnade finden wird. Aber auch auf diesem Wege werden wir allmählich zu Ministerien gelangen, die dem katholischen Spanien zur Zierde gereichen könnten.

Daran, daß die Zentrumspartei in ihrer Bewertung so hoch gestiegen ist, trägt nicht am wenigsten Schuld die geflissentlich gepflegte Illusion, als sei von der klerikalen Partei alles Heil gegen die „Thron und Altar bedrohenden sozialdemokratischen Horden" zu erwarten. Das Zentrum konnte freilich bislang mit einem Anflug von Recht sagen, daß dort, wo es daheim war, die werbende Kraft der Arbeiterpartei so gut wie versagte. Allein in den katholischen deutschen Industriegebieten beginnt es bereits zu bröckeln. Und man vergesse doch nicht, mit welchem zähen Eifer das Zentrum für Sozialpolitik eingetreten ist, und wie es be-

Digitized by Google

müht war, an praktischer Arbeiterfürsorge seinen Rivalen zu überbieten. So lange die sozialdemokratische Partei an ihrer Verelendungstheorie festhielt, von dem großen Kladderadatsch träumte, in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung jede Reform ablehnte und ihre Anhänger auf die Zukunft und ihre neuen Staaten- und Wirtschaftsgebilde vertröstete, konnte der Einfluß des Klerus bei der Beichte und von der Kanzel herab gemeinsam mit thatkräftigem Staatssozialismus den Revolutionären Schach bieten und den sozialen Fortschritt gegen unerfüllbare Versprechen ausspielen. Seitdem aber die Führer der Sozialdemokraten gelernt haben, daß die Tauben auf dem Dache den Arbeiter nicht dauernd locken können, seitdem sie ihrem obersten Lehrsatz untreu und Reformer geworden sind, haben sie den Klerikalen eine Waffe entwunden.

Der Einfluß des Geistlichen wird aber ohne den Vorrang praktisch sozialpolitischer Bethätigung auf die Dauer allein nicht ausreichen, um den katholischen Arbeiter von seinen protestantischen Genossen zu trennen. Je beherzter und offener daher Bebel und seine Gefolgschaft die alten Ladenhüter, die nur aus schlechter Tradition auf den Parteitagen noch immer paradieren müssen, beiseite schieben, um so leichter wird ihnen der Einbruch in das Zentrumslager.

Hat nicht die katholische Partei trotz aller sozial angehauchten Hirtenbriefe und trotz christlichen Sozialismus in Belgien völlig versagt? Ihre angebliche Begabung zur Staatsrettung: dauernde soziale Gärung, Versuch des Generalstreiks, drohende Revolution und schnell fortschreitendes Vordringen der Sozialdemokraten. Hat sie nicht die Gegensätze auf das gefährlichste verschärft, die Grundlagen der Monarchie erschüttert dort, wo ihr alle Mittel zur Verfügung standen, um sich zu bewähren? Winken uns nicht ähnliche Freuden, wenn erst das Zentrum daran geht, für seine „nationale" Politik den Dank in klerikaler Knebelung der Schule, in Beengung der Kunst, in der Prostituierung der Wissenschaft zu verlangen, und eine schwache Regierung sich willfährig und erkenntlich zeigt? Ist es wahr, daß im Kultusministerium fleißige Räte am Werke sind, um in Gestalt eines neuen Volksschulgesetzes, welches an Rückständigkeit und klerikaler Würzung das alte weit hinter sich läßt, dem Dr. Lieber und seinen Mannen für ihre patriotische That den ersten Tribut des Dankes abzustatten? Wenn ja, dann sollten die letzten sozialistischen Unruhen in Belgien, richtig erkannt und gewürdigt, die parlamentarischen Aussichten dieses Entwurfes ein wenig herabmindern. Vor einer Reihe von Jahren schrieb der bekannte Graf Paul v. Hoensbroech in einem Aufsatze der preußischen Jahrbücher: „Das Land, das man mit Recht das Land der Klöster und das des Klerus nennen kann, ist zum Eldorado des Umsturzes geworden. Wer will, angesichts der belgischen Thatsachen, noch die Behauptung aufrecht erhalten, daß der Ultramontanismus mit seinen Klöstern das Allheilmittel gegen die sozialen Übel sei?" Leider ist diese Stimme wirkungslos verhallt, leider ist der Glaube an die Anti-Umsturz-Gifte des Katholizismus mehr und mehr, vornehmlich in konservativen Kreisen, erstarkt, zumal da die protestantische Orthodoxie um des Seelenfanges willen den

Digitized by Google

lebendigen Gegensatz zur alten Kirche schwächlich verwischte und selbst verleugnete. So ist es denn charakteristisch für die alberne Furcht vor unserer Sozialdemokratie, daß die neue soziale Erschütterung Belgiens den konservativen Blättern zunächst lediglich einen Anlaß gab, um über die Gefährlichkeit der internationalen Sozialdemokratie zu salbadern und unsere Bourgeois und Junker gruselig zu machen vor den revolutionsfanatischen „Roten". Über den Ernst dieser Versuche, die belgische Episode gegen unsere Arbeiterpartei auszunutzen, täuscht auch nicht hinweg, daß das Hamburger Organ für verwässerte Bismarcktradition und russische Staatskunst von einem „Knopf" spricht, „auf den die Führer drücken, um einige der von ihnen ersonnenen und vorbereiteten Minen springen zu lassen". Denn es giebt ohne Frage konservative Blätter in Deutschland, die man ernst nehmen muß und ernst nimmt und die sich wohl hüten, die Grenze zu überschreiten, wo der politische Witz und die Karikatur anfängt. Es mag bei dieser Gelegenheit einmal ausgesprochen werden, daß die sogenannten „Hamburger Nachrichten" für uns Hamburger eine gewisse Gefahr bieten, weil außerhalb unserer Mauern Leute sind, die in den politischen Schnadahüpferln dieses Blattes die Auffassung des hamburgischen Kaufmanns vermuten und diesen selbst schließlich mit zu einer komischen Figur stempeln. Umsomehr dürfte es am Platze sein, festzustellen, daß jeder verständige Hamburger — und ihre Zahl ist eine recht große — diese Zeitung, seitdem sie in zunehmender Idiosynkrasie für eine Bundesexekution gegen den ausgezeichneten, sozial fein empfindenden, kunstfreudigen Großherzog von Hessen, für eine Absetzung des gothaischen Ministers plädiert hat, zu den unfreiwilligen politischen Witzblättern zählt.

Wenn also, um zum Ernste zurückzukehren, der Kampf in Belgien vorderhand unseren Konservativen in einem falschen Lichte erschienen oder von ihnen wie so oft und gerne gegen die deutsche Arbeiterpartei perfide ausgenutzt ist, so bleibt doch zu hoffen, daß auch bei ihnen sich langsam eine bessere Erkenntnis Bahn bricht. Zeigen sich doch bereits hier und da schüchterne Ansätze, die mählig zu einer Gesundung, d. h. zu einem Bruch zwischen den Konservativen und den römischen Zentrumsleuten führen müssen. Davon hängt für die künftige Entwickelung des deutschen Kaisertums nicht wenig ab. Die Kraft der wurmstichigen, alten liberalen Parteien und selbst die gewaltige Widerstandsfähigkeit der deutschen Arbeiterpartei werden schließlich nicht ausreichen, um unsere Staatsführung vor der lähmenden, verdörrenden „Kultur" und deutschfeindlichen Macht der katholisch-politischen Partei zu bewahren. Solange die Konservativen unthätig zuschauen oder, wie heutzutage, in Mesalliance und Waffenbrüderschaft mit den Ultramontanen leben, droht uns mehr und mehr sichtbar das nämliche Schicksal wie dem bankerotten Spanien, wie dem alten Deutschen Reiche und allen den Landen, wo katholischer Klerus und unzertrennlich von ihm geistige Indolenz, Unterdrückung und Stagnation herrschen.

Seit einer Reihe von Jahren sehen wir zu unserer hellen Freude, wie in den katholischen Ländern Europas das Volk erwacht ist und sich aufrafft und einen heroischen Kampf kämpft, um das katholisch-klerikale Joch abzuschütteln. In Deutschland aber, wo der Protestantismus weit

Digitized by Google

überwiegt, hält der Ultramontanismus — welch' eine bittere Ironie! — seinen glänzenden Siegeslauf. Das hat mit ihrem Drohen die Sozialdemokratie, mit ihrer Furcht Bourgeoisie, Regierung und konservative Partei gethan.

Möge das belgische Revolutiönchen eine verhängnisvolle Illusion zerstören und die Umkehr bedeuten. Die deutschen Konservativen tragen eine ungeheure Verantwortung und graben sich und dem protestantischen Kaisertum das Grab, wenn sie nicht bald das Tischtuch zwischen sich und den Römlingen zerschneiden.

Dr. S. Heckscher

Das Nachschaffen des Kunstwerks durch den Kritiker

Das Nachschaffen eines Kunstwerks ist keine leichte Sache, sondern erfordert die konsequente Ausbildung einer Methode des Sehens. Wenn es dem Laien genügt, ein Kunstwerk aus einiger Entfernung zu betrachten, in der er dasselbe als fertige Erscheinung erblickt, so muß der Kritiker zurückgehen auf die Zusammensetzung des Werkes aus Elementen, die, in nächster Nähe betrachtet, aus der Gesamterscheinung hervortreten. Zunächst freilich wird er den ersten Eindruck des Kunstwerks ohne jede vorgefaßte Meinung, Absicht oder Theorie auf sich wirken lassen. Ja, er wird kein Werk seiner Aufmerksamkeit würdigen, das ihn nicht an sich lockt, wie ein schöner Schmetterling oder eine schöne Blume unsere Augen auf sich ziehen. Ebenso wie der Laie empfängt er willig den Reiz der allgemeinen Harmonie der Formen und Farben und vertieft sich in den sachlichen Inhalt des Werkes, vergewissert sich, was es darstellt, eine Völkerschlacht, eine Liebesscene, ein Hirtenidyll.

Wer aber ein Bild ganz im Sinne des Künstlers nacherleben will, um es zu kritisieren, dem genügt diese Betrachtungsart nicht. Er wird näher herantreten, die Harmonie auflösen und der Entstehung des Werkes nachgehen. Er wird die Pinselstriche und Farbenflecke einzeln verfolgen, und indem er sich die Farben, mit denen der Künstler malte, einprägt, muß er untersuchen, wie sie bei allmählichem Zurücktreten sich auflösen in die Erscheinung des Bildes. Jeder Künstler bildet sich eine gewisse Palette aus, er arbeitet mit einer beschränkten Summe von Farbennuancen. Man suche sich über diese Farbennuancen klar zu werden durch häufigen Vergleich der Pinselstriche. Indem man zeitweise zurücktritt, bemerkt man, wie die Pinselstriche jeder einzelnen Form folgen, wie sie die Lokalfarben auszudrücken streben, wie sie das Licht und die Schatten modellieren. Je fester man sich in der Nähe die Eigenart der Pinselstriche und Farbenflecke einprägt, um so energischer hält man in der Ferne ihre individuelle Bedeutung im ganzen Werke fest. Die roten, blauen, grünen Töne wirken sehr viel intensiver, wenn man sie in nächster Nähe auf sein Auge hat wirken lassen, als wenn man von vornherein nur die Gesamterscheinung betrachtet, in der alle Elemente untergehen. Man macht sein Auge farben-

Digitized by Google

empfindlich durch die Betrachtung der Farbenflecke. Allmählich stellen sich dann beim Zurücktreten und bei immer weiterem Abstand vom Bild Beziehungen her zwischen den Farbenflecken, die sich über das ganze Bild erstrecken. Man gelangt dahin, in der Gesamterscheinung die roten, blauen, gelben, grünen, braunen Töne zu verfolgen, man erkennt ihren Zusammenhang, ihr Verhältnis. Ebenso wird die Aufklärung der Formen und der Licht- und Schattenfläche in nächster Nähe fruchtbar in der Ferne, die Formen erscheinen reicher, plastischer, die Licht- und Schattenflächen offenbaren ein System, die innere Notwendigkeit in der Beziehung aller Elemente des Bildes, sowohl der farbigen als der hellen und dunklen, als der formbildenden, wird dem Betrachter allmählich klar. Das Ganze wird ihm zu einem Gewordenen, durch das Auge erst zu Erzeugenden. Ein Kritiker muß die Fähigkeit besitzen, in einem Abstand von einem Fuß zugleich die Pinselstriche und die bildliche Erscheinung zu sehen, gerade so, wie das der Künstler während der Arbeit, besonders während der Ausgestaltung der Details, thun muß.

Die Folge dieser Bemühung ist die Möglichkeit, sich ein Bild jederzeit im Geiste zu reproduzieren, auch nach dem Verlassen einer Ausstellung. Ein Kritiker muß im stande sein, ein Bild im Geiste heimzutragen, und das kann er nur, wenn er es aus seinen Elementen nachentwickelt hat. Das Nachbild, das ihm vorschwebt, ist es, was er zu kritisieren hat, nicht das Bild des Künstlers, weil erst das selbstreproduzierte Nachbild alle Seiten des Werkes zu gleicher Zeit enthält. Eine Kritik vor dem Bilde wird meist eine Krümelkritik sein, d. h. eine Beurteilung von Einzelheiten ohne Rücksicht auf den Zusammenhang. Man kann die Gesetzmäßigkeit in der Geistesthätigkeit eines anderen Menschen nur beurteilen, wenn man zuvor bei gänzlicher Enthaltung vom Urteil das Kunstwerk gleichsam auswendig lernt, wie man ein Buch mehrere Male durchlesen muß, bis es in das Gedächtnis eingegangen ist, ehe man die Disposition und das Verhältnis der Teile erkennen und beurteilen kann. In solcher intensiven Wahrnehmung des Gegebenen kann man durch Übung eine hohe Fertigkeit erreichen, und jeder, der meinen Rat nur ernsthaft vor einem einzigen Bilde einer Ausstellung befolgt, wird schon nach einer halbstündigen Bemühung gewahren, daß sämtliche anderen Bilder der Ausstellung ihm gleichsam aus dem Rahmen entgegenzukommen scheinen.

Jede kritische Betrachtung von Kunstwerken sollte damit beginnen, daß der Kritiker die energischste Zerlegung irgend eines Hauptwerkes vornimmt, damit er sein Auge schärft für die Wahrnehmung der Farben, Formen, Schatten und Lichter, damit er, kurz gesagt, künstlerisch sieht, indem er die Werke der Künstler beurteilt. Die Zerlegung eines Hauptwerkes in seine elementarsten Bestandteile und die vollkommene Erzeugung der bildlichen Erscheinung giebt dann einen festen Maßstab für andere Werke, welche an demselben Tage zu betrachten sind. Ich halte es aber für ratsam, vor jedem kritischen Besuch einer Ausstellung das Werk irgend eines Meisters der höchsten Kunst eingehend zu betrachten, um stets im Zusammenhang mit der vollkommensten Kunstanschauung zu urteilen und

Digitized by Google

um alles, was man betrachtet, vom Entwickelungsstandpunkt der Kunst zu betrachten. Man sieht, der Geist des Kritikers bedarf eines kräftigen Anlaufes, um sich in der Geistessphäre des Künstlers zu halten und nicht in leere Begriffsklauberei zu versinken ohne geschlossene Vorstellung von dem, worüber er urteilen soll.

Das Urteil über ein Werk wird, wie gesagt, kein vollständiges sein, wenn der Kritiker nicht das Werk des Künstlers im Geiste weiter zu entwickeln trachtet. Er wird es weiter entwickeln, sobald es durch methodische Wahrnehmung in sein Gedächtnis eingegangen ist und sobald er das, was an Gesetzmäßigkeit im Organismus der Farben, Formen, Licht- und Schattenflächen des Werkes liegt, derart in sich aufgenommen hat, daß seine Phantasie gemäß der Gesetzmäßigkeit des Kunstwerkes nachschaffend arbeitet. Sobald das geschehen ist, setzt sich die Phantasie jedes Betrachters von selbst in Bewegung und gestaltet das Werk weiter aus. Vermag sie das, ohne in Widerspruch mit dem Gegebenen zu geraten, so ist das Werk vollkommen. Gerät sie aber mit irgend einem Punkte in Widerspruch, so wird sie zugleich das Richtige oder Fehlende finden, und zwar mit derselben Sicherheit, als die Wahrnehmung des Kunstwerkes vorurteilsfrei und gründlich geschehen war. Eine vollkommene Wahrnehmungs- und Reproduktionsfähigkeit ist identisch mit der Fähigkeit, das Werk nach den Gesetzen aller Kunst weiter zu entwickeln und Urteile von allgemein gültiger Wahrheit zu fällen, denen wissenschaftlicher Charakter zukommt. Es giebt weder in Kunst, noch in Wissenschaft, noch in Kritik irgend eine Wahrheit, die auf anderen Wegen gefunden würde, als durch die freie Thätigkeit der Phantasie nach einer Wahrnehmung, welche sich den Gesetzen der gegebenen Erscheinung fügte. Wer vollkommen in der Wahrnehmung ist, schafft Wahrheit, gleichgültig, in welchem Gebiet er arbeitet, weil vollkommene Wahrnehmung nicht nur das Weiterentwickeln des Eindrucks durch die Phantasie möglich macht, sondern sogar den Geist unentrinnbar dazu zwingt, zu produzieren und neue Gesetze zu schaffen, vorausgesetzt, daß man seinem Geist freie Bahn läßt und nicht gewaltsam in seine Arbeit eingreift. Die Kritik kann Gesetzgeberin sein, wenn ihr Geist sich dem Gesetz fügt, welches das Kunstwerk zunächst vorschreibt.

Wie man ein gutes Buch Tage uud Wochen lang lesen und immer wieder durchlesen muß, ehe man es sich derart eingeprägt hat, daß man es als ein Ganzes im Geiste überschaut und die Komposition der Dichtung erkennt, wie man einer Dichtung gegenüber sein Urteil zurückhält, bis man ihres Gehaltes sich vollständig bemächtigt hat, so wird auch einem reichen Werke der bildenden Kunst gegenüber der Kritiker sich lange Zeit aufnehmend verhalten müssen. Mancher geht monatelang an den Bildern des älteren Breughel in der Münchner Pinakothek vorüber, ehe er ihren Sinn versteht. Und das geschieht erst dann, wann er sich entschließt, die langwierige Arbeit der Belebung eines dieser außerordentlich figurenreichen und komplizierten Bilder vorzunehmen. Eines dieser Bilder stellt die Kreuzigung Christi und der Schächer dar. In einer tiefblau gestimmten Berglandschaft ragen auf einem kleinen Plateau die drei Kreuze empor, hell gegen

Digitized by Google

die Berge. Sie sind umgeben von dem unzählbaren Schwarm des Volkes, das in bunter Tracht umhersteht oder lagert, während links im Vordergrund Johannes und die heiligen Frauen sich ihrem Schmerz hingeben. Ganz vorn in der Mitte schaut ein Bauer mit seinem Weibe dem großen Drama zu. Wir folgen seinem Blick zu den Kreuzen über den Menschenschwarm hin und von da rechts herab ins Thal bis in die unermeßliche Ebene. Was sich im einzelnen in dieser Darstellung zuträgt, ist leicht zu ersehen, aber das Ganze zugleich mit dem Einzelnen zu umspannen und die Zugehörigkeit des Einzelnen zum Ganzen bei eingehender Betrachtung nicht zu verlieren, fand ich sehr schwer. Mancher neigt bei solcher Schwierigkeit dazu, dem Künstler den Vorwurf zu großer Kompliziertheit zu machen. Aber hat der Künstler nicht dasselbe Recht, ein eingehendes Studium zu fordern, wie der Mathematiker oder Philosoph, deren Werke wir uns in jahrelanger Arbeit anzueignen pflegen? Die bedeutenden Werke der großen Kunst sind jederzeit Gegenstand der Schwärmerei gewesen, aber ich finde, daß man mehr und mehr das wirklich Bedeutende beiseite schiebt, gleichsam, als wäre man fertig damit, um das Minderwertige, vor allem aber das Unfertige, Skizzenhafte hervorzuziehen und zu bewundern. Man hört in kritischen und künstlerischen Gesellschaften mit Vorliebe von den Augenblickseinfällen der Künstler alter und neuer Zeit reden, aber ein Werk, dessen langwierige Entwickelung auch eine langwierige Zergliederung verlangt, höre ich nirgends mehr einer eingehenden Betrachtung unterziehen. Man scheut die Schwierigkeit der Aufnahme solcher Werke in die Vorstellungswelt und man kann keine befruchtenden Urteile über sie fällen, weil man sich gewöhnt hat, möglichst viele Werke möglichst oberflächlich zu betrachten, indem man von älteren Werken denen einen Vorzug giebt, welche der augenblicklichen Kunstrichtung zu ähneln scheinen, dabei aber alles übersieht, was solche Werke über eine Augenblicksrichtung erhebt. Man ist entzückt, wenn man irgend ein verschwommenes Gemälde des greisen Tizian, eine undeutliche Studie von Rembrandt bemerkte, und man weiß sich nicht genug zu thun in Lobeserhebungen, sobald man zufälligerweise den Rubens skizzenhaft und oberflächlich findet. Aber den großen Rubens, den Mann, der hundert Figuren in einer Vorstellung zu vereinigen, in einen Raum zu zwingen vermochte und allem Leben und Bewegung gab in monatelanger Arbeit, den Rubens umgeht man mit höflichem Bückling.

Eine zugleich eigenartige und sehr umfangreiche Persönlichkeit ist der ältere Breughel. Jenes Kreuzigungsbild zeigt ihn dem fleißig Studierenden auf einer seltenen Höhe künstlerischer Kombinations- und Kompositionskraft. Ich betrachtete das Bild lange im ganzen und im einzelnen, bis ich den Schlüssel fand, der mir den Einblick in den ästhetischen Organismus des Werkes eröffnete. Wem sich ein Werk nicht rasch erschließen will, dem rate ich, sich an irgend einem Punkte festzusetzen und sich genau eine einzige Stelle des Bildes einzuprägen. So that ich es und gewahrte sehr bald, daß ein roter Mantel, der mir auffiel und dessen Rot ich lange auf mein Auge wirken ließ, mit einer großen Zahl von roten Stellen im Bilde

Digitized by Google

korrespondierte. Ebenso war es mit einem grünen, gelben, blauen Gewand eines der Zuschauer aus der Menge um die Kreuze. Anfänglich bemühte ich mich vergebens, die große Zahl dichtgedrängter Figürchen zu übersehen, ich vergaß sofort, was ich betrachtet hatte, sobald ich zum nächsten überging. Jetzt faßte ich nacheinander alle Figuren mit roten, dann alle mit grünen, blauen, gelben Gewändern ins Auge und, indem ich sie genauer anschaute, vermochte mein Auge doch rasch auf dem Wege der roten, blauen, grünen, gelben Farben zu den gleichgefärbten Figuren zu eilen, blieb also nirgends zu lange haften. So wurde ich mit einer ganzen Zahl von Figuren vertraut, die ein gemeinsames, farbiges Band ästhetisch zusammenhielt. Die Volksmasse begann sich für mich zu beleben und zu gruppieren, zumal die leuchtenden, reinen Farben der Gewänder mit Weisheit den charakteristischen Gestalten zugeteilt waren.

Aber es drängte mich weiter, zur Einheit des Werkes vorzudringen. Die roten, grünen, blauen, gelben Farben mußten doch irgendwo im Raum einen Punkt haben, an dem sie sich einigten und von dem sie ausstrahlten, wenn sie das Ganze ästhetisch zusammenhalten sollten. Ein moderner Künstler würde uns hier für gewöhnlich im Stich lassen. Seine geistige Arbeit erstreckt sich selten so weit, daß das suchende Auge den Schlüssel zu der ganzen Komposition findet. Anders bei Breughel. Die Gruppe der heiligen Frauen und des Johannes, welche im Kreis die ohnmächtige Maria umgeben, steht vorn links vor der Volksmenge. Hier fand ich den ästhetischen Schlüssel des Bildes, hier waren rot, grün, blau, gelb in der blendendsten Reinheit an den Gewändern der Heiligen vereinigt, zu ihnen mußte mein Auge von jedem Punkte des Bildes zurückkehren, wenn es aus einer Farbe den Übergang in eine zweite finden wollte. Gerade dieser Umstand aber machte jene Gruppe zur Hauptgruppe nicht nur im inhaltlichen, sondern auch im ästhetisch-formalen Sinne. Alle übrigen Farben des Bildes aber, der braune Erdboden, die hohen, zackigen, blauen Berge links hinter den Kreuzen und die teils grünliche, teils bläulich-rötliche Ebene erklärten sich leicht als Mischfarben jener reinen Farben und wurden, wie die Zwischenfarben aller übrigen Gewänder, vom Auge leicht dem einmal gefundenen Farbenorganismus angegliedert.

Wie die Farbe, so war auch Licht und Schatten und ebenso die Form gegliedert. Indem ich die dunkelsten Stellen fixierte, löste sich mir eine Reihe von Köpfen aus der Volksmenge, deren Eigenart durch die Silhouette sich aussprach. Sie wiederum wiesen hin auf den dunklen Baum ganz links am Rande des Bildes, unter dem eine heilige Frau, zusammengesunken, trauert. Dazu erhaschte der Blick jene schwarzen Vögel und Fledermäuse in der Luft. Die Form aber fand ihre Einteilung und Gliederung in der Art, daß der kleine Kreis der heiligen Gruppe sich vergrößert fand im Kreis der Volksmenge und zum dritten Mal sich wiederholte in dem von Berg und Burg umgebenen Thal der Ferne. In ähnlichen Abstufungen traf das Licht vorn das Plateau zwischen dem zuschauenden Bauer und der Menschenmenge, dann die drei Kreuze und schließlich eine Stelle im Flußthal, wo Städte und Dörfer sich aneinander

Digitized by Google

reihten, und eine schier unergründliche Fülle des Lebens sich dem Blick in tausend Einzelheiten aufzuthun schien.

Je öfter ich, geleitet von der Richtschnur der Farben, der Dunkelheiten, des Lichtes und der Form, das Ganze durchmusterte, um so mehr mußte ich über den Reichtum dieses Werkes erstaunen. Mehr aber bewunderte ich eine geistige Kraft, die solche Fülle in strenge Form zu bringen und alles nach dem Gesetz der Unterordnung, gegenseitiger Anpassung und Ergänzung zu ordnen wußte. Dabei fand ich weder in der Nähe, noch in der weitesten Ferne auf den Abhängen und in den Seitenthälern, wo überall Menschen wimmelten, liefen, ritten, zuschauten, auch nur eine einzige Figur, die nicht als selbständiges Wesen vollkommen individuell gewirkt hätte, obgleich sie der Verallgemeinerung der Perspektive sich nicht entzog. Die Volksmenge ist eine wirkliche Volksmenge. Denn sie enthält in Gruppen vereint alle Stände und Berufsarten eines Volkes. Da findet man Ritter, Hauptleute, Landsknechte, Schacherer, Bettler, Hausierer, Kaufleute, Hökerweiber, Vogelhändler, Prunk und Armut, Ruhe und Aufregung. Man findet in diesem Bilde alle Gemütsbewegungen, deren eine menschliche Seele fähig ist, ausgedrückt durch sprechende Bewegung und feinste Charakteristik der Physiognomie. Das alles aber würde nimmermehr ästhetisch wirksam werden und sich in einer einzigen Gesichtsvorstellung zusammenschließen, wenn nicht der Blick geleitet würde durch die verborgene Anordnung des Künstlers. Denn das ist die hohe Kunst des Breughel, daß wir die Gruppierung seiner Volksmenge nicht wie auf dem Theater, sondern wie in der Wirklichkeit durchaus nicht mit dem ersten Blick entdecken. Wir müssen den Weg der ästhetischen Betrachtung des einen nach dem anderen einschlagen, bis wir die soziale Gruppierung erkennen, welche von der ästhetischen Gruppierung der Farben, Formen, Lichter und Dunkelheiten wunderbar durchflochten wird.

Dieses Bild scheint dem oberflächlichen Betrachter bunt und hart. Zahlreiche Flecke reiner Farbe scheinen aus dem Ganzen herauszufallen. Wer aber nacheinander alle Teile des Werkes auf sein Auge hat wirken lassen, dem gestalten sich in der Phantasie Form, Farbe, Licht, Dunkelheit, räumliche Gliederung und Bewegung zu einem Ganzen. Immer mehr läßt er die Analyse des Bildes hinter sich und bemerkt staunenden Auges, wie alles ineinander greift, und wie schließlich jedes, auch das kleinste Figürchen zugleich Form, Farbe und Licht ist, wie es im Raume notwendig an seine Stelle gehört und durch seine Bewegung sich dem Zuge aller Linien anschließt. So beginnen die Formen und Farben zu leben und sich, je mehr wir in die Ferne gelangen, in zartesten Dunst aufzulösen, der ein tausendfältiges Leben in Baum und Blatt, in Thal, Burg und Fluß, in Städten und Dörfern umschleiert. Eine tiefe, satte, ernste Farbenstimmung offenbart uns die Poesie einer einzigen Landschaft, welche würdig ist, Schauplatz eines solchen Vorganges zu sein. Diese wunderbare Poesie zieht ein in unser Gemüt, jetzt sind wir fähig, das ganze Werk in der Vorstellung heimzutragen, wir leben in ihm, als stünden wir neben dem Bauern und seinem Weib zuschauend vor der Menge. Jetzt ist es deine

Digitized by Google

Sache, kritischer Geist, fortzubilden und auszugestalten, was der Künstler gab, jetzt sage uns, was falsch gedacht, schwächlich dargestellt, unter dem Niveau des Ganzen geblieben ist. Bei solchen Werken wird das nicht leicht sein, vielmehr werden sich dem Kritiker zunächst die Regeln eines vollkommenen künstlerischen Denkens aufdrängen, ehe er im stande sein wird, abzuleiten, worin wir fähig sein dürften, über das Geleistete hinauszugehen.

Ich halte es für unmöglich, das künstlerische Sehen zu erlernen, wenn man nicht irgend einen Zweig der Kunst, das Zeichnen, Malen oder Modellieren, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, selbst geübt hat. Erst durch solche Übung lernt man die Anstrengung kennen, die es kostet, räumlich getrennte Punkte zu gleicher Zeit zu sehen und zwischen ihnen alles Untergeordnete einzureihen. Das Wahrnehmungsbild eines Kunstwerkes kann sich aber nicht von demselben loslösen und in die Phantasie des Kritikers eingehen, wenn er nicht schließlich das ganze Bild und zugleich alle Teile mit einem einzigen Blick erfaßt, um sie im Gedächtnis heimzutragen.

München Lothar von Kunowski

Johannes Schlaf

Der Dichter Schlaf ist mir immer ein Problem gewesen. Er ist für mich der Dichter, wie er nicht sein soll, und dennoch fühle ich mich von seiner Persönlichkeit und gerade von dem Dichterischen in seinen Werken immer wieder aufs neue angezogen, ja, auch der Theoretiker Schlaf weiß mich immer wieder zu fesseln. Schlaf hat nicht die suggestiv wirkende Macht der Form. Er ist Dichter, nicht Künstler. Er ist eine passive Natur, die von Eindrücken und Stimmungen beherrscht wird und weder Ideen noch Empfindungen formen kann. Naturgemäß trat er daher von vornherein als ein Verfechter des Naturalismus auf, dessen analysierende Darstellungsart der formalistischen, synthetischen gerade entgegengesetzt ist. Schlaf schuf seine ersten Werke zusammen mit Arno Holz. Diese, die Novellen „Neue Geleise“ und das Drama: „Die Familie Selicke“, enthalten nichts weiter als Milieuschilderung, Schilderung des nur äußerlichen, alltäglichen Lebens. Es sind Werke des sogenannten Naturalismus. Im allgemeinen kommt aber durch das addierende Verfahren dieser Methode kein ganzes, plastisches Bild zu stande. Die Details überlasten die Grundstimmung und heben die einheitliche Wirkung auf. Ein Mechanismus bewegt sich vor uns, nichts Lebendiges. Holz und Schlaf waren sich damals anscheinend noch nicht klar darüber, daß die naturalistische Darstellung der Gegensatz zur formalistischen ist, daß mithin schlechthin alles, nicht nur das äußere, gewöhnliche Leben, sondern auch das der Seele, der Natur, der Phantasie naturalistisch dargestellt werden könne. Erst später haben beide Dichter, Arno Holz vorzugsweise als Lyriker („Phantasus“) und Johannes Schlaf vorzugsweise als Dramatiker („Das intime Drama“), das Grundprinzip des Naturalismus klar erkannt, nämlich die naturalistische Methode als eine Darstellungsmethode, die mit irgend einem bestimmten Gebiete des Stofflichen nichts

Digitized by Google

zu thun hat, vielmehr alles, das Leben der Natur und der Seele, unmittelbar wiederzugeben sucht, also ohne Zuhülfenahme künstlicher Formen, wie des Reimes, Metrums, der Strophengliederung in der Lyrik und im Drama etwa des Monologes. So gesund diese Bestrebungen als gegensätzliche zu einseitig formalistischen sind, so sehr sie auch die dichterische Sprache, den Ausdruck zu vereinfachen und andererseits durch Neubildungen ausdrucksfähiger zu machen geeignet sind, ebenso verkehrt sind sie als künstlerisches Prinzip. Denn alle Kunst ist Offenbarung, selbst Natur, nicht Nachahmung, nicht Gesetzmäßigkeit, demgemäß eine höchst persönliche, keine Angelegenheit, die nach allgemeinen Prinzipien geregelt werden kann. Im Wesen dieser natürlichen Offenbarung aber liegt es, daß sie nur durch ein Medium zu uns sprechen kann, nur durch ein Medium in ihrer ganzen Tiefe und Fülle verständlich wird. Alle Kunst ist darum Versinnbildlichung, nicht allein Sprache, nicht allein Bild oder Vergleich, nicht nur Phantasie, sondern in erster und letzter Linie Form. Es ist das Geheimnis der künstlerischen Form, daß sie uns mehr sagt als die Natur, d. h. als die einfache, natürliche Wiedergabe der Empfindungen. Die ganze Fülle und Tiefe der dichterischen Empfindung, die eben nicht durch bloße Worte ausgedrückt werden kann, die ganze seelische Stimmung, ja, die Weltanschauung eines Menschen geht in uns über erst durch die künstlerische Form. Freilich ist dies eine Theorie gegen eine Theorie. Aber es wird mir jeder zugeben, daß etwa ein deutsches Volkslied viel intensiver auf uns wirkt, als irgend ein Gedicht des „Phantasus" von Holz, daß ein Monolog des Faust, des Hamlet, ein Sinngedicht von Dehmel ebenfalls viel unmittelbarer, tiefer und umfassender auf uns wirkt, als etwa Schlafs „Frühling". Die Form, die anscheinend auch Holz noch für sich in Anspruch nimmt, ist höchstens werdende Form. Der Künstler Holz ist bisweilen größer als der Theoretiker: oft blickt die Form versteckt hinter seinem Prosaismus hervor, oft klingt ein Reim an und lockt geradezu den anderen. Gerade bei der Lektüre der Holzschen Gedichte fühlen wir oft, wie notwendig Reim und Rhythmus zur vollen Übertragung einer Stimmung sind, wie also durch sie eine noch größere Einfachheit und Unmittelbarkeit erzeugt worden wäre. Schlaf hat diese Theorieen in bewußter Weise und als Grundlagen eines neuen Stiles für das Drama verwandt.

Doch zunächst, nach seiner Trennung von Arno Holz, schuf er das Drama „Meister Oelze", sein bedeutendstes Werk (Verlag S. Fischer, Berlin). In der Einheitlichkeit des wahrhaft dramatischen Aufbaues steht diese Dichtung erhaben über Theorie und Schule. Das Drama „Meister Oelze" ist ein Charakterdrama wie Hebbels „Maria Magdalena". Letzteres hat vor ihm allerdings den in ihm symbolisierten Kampf zweier Weltanschauungen voraus, wodurch es im echten und im Hebbelschen Sinne zu einem wahrhaft historischen Drama wird. Im „Meister Oelze" spielt sich der Kampf nur auf seelischem Gebiete ab, aber mit einer Steigerung der Affekte, die uns direkt an das Hebbelsche Drama erinnert. Es ist das Drama der Gewissensangst. Meister Oelze hat — der Grund, weshalb, ist nebensächlich — einen Mord begangen. Dieser Mord belastet durchaus

Digitized by Google

nicht seine starke Seele; aber er hat eine Schwester, die eine Ahnung von der dunklen That und ein Interesse daran hat, daß das Verbrechen offenbar werde. Sie peinigt ihren Bruder mit ihren Andeutungen; aber erst ganz allmählich überwältigt den starken Mann das Gewissen, bis es ihn niederschlägt. Dieser Kampf zwischen den beiden Seelen ist mit höchster dramatischer Kunst wiedergegeben. Schlafs weitere Dramen „Gertrud“ (Verlag Sassenbach, Berlin) und „Die Feindlichen“ (Verlag Bruns, Minden) sind leider Werke eines übersensitiven, krankhaften Geistes und schwächlichen Theoretikers. In „Gertrud“ erscheint wieder einmal als Grundmotiv das vom Kampfe des Einsamen mit dem Philistertum. Die innerlich freie Beamtentochter ist mit einem liebenswürdigen, braven, aber philisterhaften Kaufmann verheiratet. Da kommt Albrecht Holm, der freie, aller Kulturfesseln und aller Vorurteile ledige Mann. Die beiden gleichgestimmten Seelen finden sich. Aber sie hat nicht den Mut, ihm zu folgen und das zu verlassen, was sie peinigt. Sie bleibt zurück in müder Resignation. Der seelische Kampf in den „Feindlichen“, der sich zwischen einer ebenfalls durch die Ehe Gebundenen und einem hysterisch-nervösen Schwächling abspielt, ist in das mystische Reich hineingetragen, ein Kampf der sich anziehenden Gegensätze, welcher den Seelen von unwiderstehlichen Mächten aufgezwungen ist. Jedenfalls ist es aber ein sehr seltener Fall, daß ein blühendes, gesundes Weib sich zu einem nervösen Schwächling hingezogen fühlt. Aber der Dramatiker hat das Recht, alles zu gestalten, er muß es nur dramatisch wirksam gestalten. Schlaf hat nun die Methode des konsequenten Naturalismus für den dramatischen Stil angewandt. Er läßt die Menschen so reden, wie sie wirklich reden, d. h. nun: so reden, wie sie in den meisten Fällen nicht empfinden. Denn der Mensch, und besonders der der Gegenwart, offenbart in den wenigsten Fällen direkt sein Innerstes, und diejenigen, welche in irgend welchen Beziehungen zu einander stehen, verstehen sich durch irgend welche psychischen Berührungen eher als durch den gesprochenen Dialog. Das entspricht der menschlichen Natur, aber nicht der dramatischen Kunst, die eben eines eigenen Mediums bedarf und desto natürlicher wirkt, je verständlicher und klarer sie ist. Nach Schlafs Methode würden gerade reiche und vornehme, zarte und verschlossene, stark innerliche Naturen, falls sie auf der Bühne erscheinen, vom Publikum gar nicht verstanden werden, weil sie sich in keiner Weise, so lehrt der Naturalismus und das Leben, verständlich machen dürfen. Wie grau diese ganze Theorie ist, lehrt schon diese einfache Erwägung. Nein, auch die dramatische Kunst ist nicht Natur in diesem Sinne, sondern Versinnbildlichung, deren Wirkung allerdings eine natürliche, d. h. notwendige sein muß. Der große Künstler wird auch hier die geeigneten Mittel finden und wird vielleicht auch der Methode Schlafs dieses und jenes Mittel, wie auch der alten vieles entnehmen können, wie denn z. B. der von den Modernen geschmähte Monolog meines Erachtens unter den Händen eines wahren und großen Künstlers immer ein dramatisch wirksames Mittel bleiben wird. Auch das Drama bedarf also stets einer gewissen Form, eines Stiles, einer Komposition usw. usw., um natürlich, um unmittelbar zu wirken.

Digitized by Google

Auch in seinen Novellen und Gedichten will Schlaf Naturalist sein. Aber auch hier zeigt sich, daß die unmittelbare Wiedergabe des Empfundenen und Gedachten gerade nicht unmittelbar wirkt. Ich verstehe unter unmittelbarer Wirkung eine solche, die mich schon bei Beginn der Lektüre einer Dichtung packt und in gleicher Stärke bis zum Schlusse der Dichtung fesselt, so daß ich also die Stimmung, Persönlichkeit, Weltanschauung des Dichters voll in mir selbst empfinde, ganz empfinde, wenn mir dieses und jenes einzelne vielleicht auch nicht ganz klar ist. Es kommt auf die poetische Stimmung, auf die Stimmung an sich an. Wenn ich nun im „Frühling", Schlafs bedeutendes Gedicht, lese, muß ich mich selbst zur Spannung zwingen; die Prosasätze, so schön sie an sich sein mögen, vermögen mich nicht in Spannung zu halten, sie zergliedern die Empfindung und ich muß mir die Empfindungen und Gedanken durch eine geistige Arbeit erst wieder zusammenstellen. Natürlich ist das kein künstlerischer Genuß, noch viel weniger ist das Resultat: ein klares Bild von der dichterischen Persönlichkeit. In diesem Sinne also nenne ich Schlaf einen Dichter, aber keinen Künster, oder einen Dichter, wie er nicht sein soll. „Der Frühling" (Verlag Max Spohr, Leipzig) nun ist im übrigen eine originelle und tiefe Dichtung, wenn Schlaf auch in diesen Prosahymnen den Spuren eines anderen, diesmal eines Größeren, gefolgt ist, nämlich den Spuren Walt Whitmans, des großen amerikanischen Dichters. Die pantheistische Idee von der Identität alles Seienden, verbunden mit der Darwinschen Entwickelungstheorie, wird uns in langen, endlosen poetischen Prosarhythmen und Bildern dargelegt. Man findet manche feine Stimmung, manche große Empfindung in der Dichtung. — Die Ernüchterung, die diesem Rausche folgte, stellte der Dichter in der Dichtung „Sommertod" (derselbe Verlag) dar. Die Erkenntnis, daß wir alle uns dennoch fremd gegenüberstehen, Mann und Weib, Mensch und Natur, wirkt um so furchtbarer. Alles ist ja nur Illusion. Schattenhaft verblaßt in uns das Bild der Geliebten, drohend umstarren uns die Naturkräfte. Was uns bleibt, ist Resignation und Tod . . . Aber nein: wir leben! Die Lust zu leben ist das Immanente, sei das Leben noch so grauenvoll und rätselhaft. Auch Schmerz und Enttäuschung ist nur Metamorphose. Schmerz ist Lust und Lust ist Schmerz. Außer uns und in uns feiert das Sein seine ewigen Wiedergeburten. Dies sind die Grundstimmungen des Dichters, die uns bald lebenskräftig, bald todeskrank und dekadent anmuten und welche in allen späteren Büchern (auch in dem soeben erst erschienenen Bande „Frühjahrsblumen" (Verlag F. Fontane & Co., Berlin) wiederkehren. Schlaf ist eben ein durchaus moderner Mensch, d. h. der Mensch einer Übergangszeit, die Krankhaftes und Lebenskräftiges in ihrem Schoße birgt.

Romantiker will Schlaf nicht sein; aber er ist es dennoch und für den objektiven Beurteiler nicht zu seinem Schaden. Er ist es gerade in seinen kleinen, rein realistischen Novellen, in denen er unübertrefflich Kleinstadtstimmungen und dergleichen darstellt. Alle diese Novellen verraten ihre Abkunft von jenem äußerlichen Naturalismus, der sich zum ersten Male in dem Novellenbuche „Neue Geleise" offenbarte. Aber was Schlaf später giebt in den Novellenbüchern: „Aus Dingsda" (Verlag Bruns,

Digitized by Google

Minden), „Neues aus Dingsda", „Leonore", „Die Kuhmagd" und „Frühjahrsblumen" (sämtlich bei F. Fontane, Berlin), das ist der gemütvollste Naturalismus, den man sich denken kann. Das eben unterscheidet Schlaf von allen Naturalisten und Analytikern, daß alles, was er schreibt, die Schöpfungen eines herrlichen, deutschen Dichtergemütes sind. Diese gemütvollen Betrachtungen und Kleinstadtstimmungen sind meines Erachtens das poetisch Wertvollste, das Schlaf geschaffen hat. Er schließt sich hier direkt an Stifter und ähnliche Dichter an. Freilich findet man in allen diesen Büchern auch Stücke anderer Art, psychologische Studien, philosophische Träumereien und dergleichen, ebenso auch ganz objektive, regelrechte Erzählungen. Das schadet den Büchern auch nicht, sie geben vielmehr in ihrer Vielseitigkeit alle das Bild einer dichterischen Persönlichkeit, die sich in steter, ernster Entwickelung befindet, und lassen den Gedanken an irgend welche Theorieen daher nicht aufkommen. Man hat wenigstens hier das Gefühl, als ob stets ein Dichter zu uns spräche, der nach Stimmung und Einfall frei schaltet und waltet und ins volle äußere und innere Leben hineingreift und sich giebt in der Fülle seiner Persönlichkeit.

Ein Band kleiner lyrischer Dichtungen, „Helldunkel" (Verlag Bruns, Minden), bleibt noch zu berücksichtigen. Auch diese Gedichte zeigen zumeist Schlaf als einen Empfindungsdichter. Mich berührt diese Rückkehr zum Einfachen, Innigen, Anschaulichen und Geschlossenen, ja Melodiösen äußerst sympathisch. Auch diese Lyrik will sich nicht durch Reim und Rhythmus fesseln lassen, aber wunderbar: Schlaf, der echte Dichter, kann diesem Prinzip nicht treu bleiben. Unwillkürlich fügen sich ihm manche Zeilen durch Rhythmus und Reim zusammen, so daß manche Gedichte geradezu wie Volkslieder wirken würden, wenn sie noch geschlossener sein würden. Die Erinnerung an das Volkslied bleibt doch eine übermächtige in uns. Theorie und persönlicher Wille können nichts gegen den Geist einer jahrhundertalten Kultur, die in uns allen lebt, die in uns auch künstlerische Instinkte, gleichsam vererbungsfähige, erzeugt hat. Auch dies sei gegen die naturalistische Theorie gesagt! Wahres Können offenbart sich allerdings in charakteristischer Weise, gleichviel, woher es die Mittel nimmt. Wie man lebensfähige Kunst kaum nach einer Theorie schaffen kann, so kann man aus Kunstwerken auch keine stets gültige Theorie ableiten. Deshalb kann das Volkslied doch in mancher Beziehung und an richtiger Stelle als Maßstab herangezogen werden.

Indem ich mich theoretisch in dieser Abhandlung nach meinen persönlichen künstlerischen Empfindungen und Erfahrungen gegen die naturalistische Methode gewendet habe und an einigen Werken das Unkünstlerische derselben nachgewiesen zu haben glaube, so will ich zum Schluß doch auch zugeben, daß, wie der Naturalismus heilsam in sprachschöpferischer Hinsicht gewirkt hat, der Dichter auch vermöge dieser Methode im einzelnen künstlerische Wirkungen erzielen kann, wie vielleicht manches Gedicht des „Phantasus" von Holz und manches Stück der Schlafschen Novellen und Scenen zeigen mag.*

Wilmersdorf — Hans Benzmann

* Von Johannes Schlaf sind letzthin noch der Roman: „Die Suchenden" (F. Fontane, Berlin) und das Prosabuch: „Jesus und Mirjam. Der Tod des Antichrist" (J. C. C. Bruns, Minden i. W.) erschienen.

Digitized by Google

Die Dreiteilung unserer höheren Schulen

Es ist ein oft ausgesprochener Gedanke, daß die Fortschritte unserer Erkenntnis durch den Widerstreit der Meinungen, die Fortschritte der menschlichen Kultur durch immer feiner sich gliedernde Arbeitsteilung bedingt sind. Die Gründe, welche für die Richtigkeit dieses Satzes sprechen, sind einleuchtend genug. Dennoch will es mir scheinen, daß seine Giltigkeit durchaus keine allgemeine ist, ja, daß man unter gewissen, in der Gegenwart nur zu häufig gegebenen Bedingungen mit vollem Rechte geradezu das Gegenteil behaupten könnte. Gewiß ist die Arbeitsteilung, die immer weiter geführte Differenzierung der menschlichen Berufe und Thätigkeiten ein mächtiger Hebel des kulturellen Fortschritts; nicht zu übersehen aber ist die ernste Gefahr, die darin liegt, daß eine zu weit getriebene Spezialisierung den Blick für das Große, Ganze trübt, daß der Einzelne leicht den Maßstab verliert für das, was seine Leistungen wiegen im Vergleich zu dem, was andere mit und neben ihm schaffen. Wahrhaft bedeutende Kulturfortschritte sind wohl stets an den Namen weitschauender, wenn nicht universell gebildeter Persönlichkeiten geknüpft gewesen.

Noch ungünstiger steht es mit dem *geistigen* Vorwärtsschreiten, wenn der Widerstreit der Meinungen eine gewisse Grenze überschritten hat, wenn nicht allein mit dem Rüstzeug festen wissenschaftlichen Besitzes im offenen Kampfe gestritten wird, sondern wenn man hüben und drüben uneinnehmbare Bollwerke errichtet aus allem dem, was in der langen Zeit unserer geistigen Entwickelung durch Schule, Haus, Kirche und tausend andere Kanäle als Tradition, innere Überzeugung, Glaube in unserem Gemüte sich niedergeschlagen hat. Ein ruhiger, stetiger Fortschritt ist überall nur denkbar, wo die eine der dissentierenden Parteien für die klaren Gründe der anderen noch wirkliches Verständnis hat, wo sie diesen Gründen sich beugt und nun, unter Aufgabe ihres Widerstandes, freie Bahn gewährt oder gar thätig mithilft am Ausbau der neuen Ideen. Wo aber, wie es uns die heutige menschliche Gesellschaft zeigt, die Gegensätze auf politischem, religiösem und sozialem Gebiet bis zu solcher Schärfe sich entwickelt haben, daß jede Verständigung ausgeschlossen erscheint, da muß auch die Hoffnung auf ungehemmte Weiterentwickelung des geistigen Lebens der Völker zu Grabe getragen werden. Im unfruchtbaren, vergeblichen Ringen werden die besten Kräfte verbraucht, und jeder neue Gedanke trifft sofort auf eine solche Phalanx von Gegnern aus den verschiedensten Lagern, daß seine Umsetzung in Thaten zur reinen Unmöglichkeit wird.

Erwägungen solcher Art sind es, die jedem Freunde eines ruhigen geistigen Fortschreitens den Gedanken an die *Einheitsschule* für alle gebildeten Stände als dem zu erstrebenden Ideal unserer Jugenderziehung nahe legen müßten. Könnte man doch hoffen, daß durch gleiche allgemeine, auch den modernen Anschauungen Rechnung tragende Vorbildung aller Führenden der Nation die jetzt zur Unerträglichkeit gesteigerten Gegensätze auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Thätigkeit gemildert würden. Ist aber ein solches Ideal, wie ohne weiteres zuzugeben, zur Zeit nicht

Digitized by Google

erreichbar, so dürfte doch eine Erörterung darüber nicht nutzlos sein, ob denn wenigstens für die zu wünschende Annäherung der verschiedenen Bildungswege gegenwärtig wirklich schon alles geschehen ist, was ohne Schädigung anderweitiger Interessen gethan werden könnte.

Zwei Hauptrichtungen sind es bekanntlich, welche seit längerer Zeit in der Erziehung der Jugend um den Vorrang streiten, die humanistische und die realistische. Auf der einen Seite ein konservatives Festhalten an den Bildungselementen vergangener Kulturepochen, ein in Jahrhunderten erprobtes, durch die Tradition geheiligtes Streben, den heranreifenden Jüngling vorzugsweise durch Einführung in den Geist der alten Kulturvölker, wie durch formale Schulung des Verstandes für die späteren Aufgaben des Lebens vorzubereiten; auf der anderen der Versuch, den praktischen Forderungen des modernen Lebens in höherem Maße gerecht zu werden und das Verständnis der Gegenwart weniger durch das Studium der antiken Welt, als durch das der mit und neben uns lebenden Kulturvölker anzubahnen. Beide Richtungen, das wird wohl niemand in Abrede stellen, haben ihre innere Berechtigung, und nur die Zeit kann entscheiden, welche von beiden — bei gleichmäßigen Rechten und Pflichten — dereinst den Sieg davon tragen wird. Jedenfalls ist es geboten, dem friedlichen Wettbewerb beider fürs erste freien Spielraum zu lassen.

Befremdender Weise steht nun diesem fundamentalen Gegensatz eines humanistischen und eines realistischen Bildungsideals nicht eine Zweiteilung, sondern eine Dreiteilung der höheren Schulgattungen gegenüber, indem die sogenannten „realen" Vollanstalten noch wieder in Realgymnasien und Oberrealschulen geschieden sind. Beiden Kategorieen ist nach den jüngsten Erlassen in Preußen das Universitätsstudium freigegeben, so daß in absehbarer Zeit die Mitglieder aller gebildeten Stände, mit Ausschluß der Theologen, aus drei verschiedenen Bildungsanstalten sich rekrutieren werden.

Gewiß darf man die nach langem Kampfe endlich erfolgte Anerkennung des realistischen Bildungsideals als eines dem humanistischen gleichwertigen mit Freuden begrüßen. Eine andere Frage aber ist es, ob der heute bestehenden Zweiteilung der Realanstalten wirklich so viel innere Berechtigung zukommt, daß dagegen die ernsten Schäden in den Hintergrund treten, welche aus einer verminderten Befähigung der führenden Kreise zu gegenseitigem Verständnis erwachsen müssen.

Wenden wir uns zunächst zum Realgymnasium. Der Hauptgegensatz desselben zum humanistischen Gymnasium dürfte ursprünglich darin gelegen haben, daß es mit vollem Bewußtsein den Versuch machen wollte, die für die formale Verstandesbildung zweifellos bedeutsame sprachliche Bildung in erster Linie durch das Studium der modernen Sprachen zu erreichen, während die alten Sprachen in dieser Hinsicht völlig in den Hintergrund traten. Nur dem Latein wurde, und zwar aus rein praktischen Gründen, ein immerhin bescheidenes Plätzchen eingeräumt. Ein solcher Versuch war nicht nur als streng logische Durchführung eines aufgestellten Prinzipes anzuerkennen, sondern er gewährte auch infolge der Minderung des zu bewältigenden sprachlichen Unterrichtsstoffes die Möglichkeit, moderne

Digitized by Google

Bildungselemente in höherem Maße, als dies auf dem humanistischen Gymnasium der Fall, zu berücksichtigen. Konnte doch neben den sogenannten exakten Naturwissenschaften selbst die Biologie, die Lehre vom Bau und Leben der organischen Welt, mit zwei Stunden wöchentlich bis zur Reifeprüfung bedacht werden. Leider läßt sich wohl kaum in Abrede stellen, daß die oben skizzierte Grundidee des Realgymnasiums im Laufe seiner Entwickelung mehr und mehr durch übermächtige Einflüsse verwischt ist. Ich sehe ab von dem Jahrzehnte lang geführten Kampfe um das Berechtigungswesen, der naturgemäß manche Schritte in der Ausgestaltung der Schule herbeiführte, die bei freier Entfaltung wohl schwerlich geschehen wären. Schon allein die Übermächtigkeit des durch den Besitz aller Rechte bevorzugten klassischen Gymnasiums und seiner zahlreichen Vertreter in den Kollegien, Kuratorien und Regierungen mußte dazu führen, daß neben den modernen Sprachen das Latein in immer steigendem Maße an Boden gewann, bis es jetzt an den sogenannten Reformschulen mit einer Anzahl von mindestens fünf bis sechs Stunden in allen Oberklassen figuriert oder wohl gar, wie jüngst von den württembergischen Realgymnasien berichtet wurde, einen noch weit erheblicheren Raum einnimmt als selbst an den preußischen Gymnasien. Es liegt auf der Hand, daß es sich hier, wie der Naturforscher sagen würde, um eine vollendete „Rückschlagbildung" handelt, um eine Rückkehr zu dem alten Prinzip, daß die formale sprachliche Bildung so ziemlich das wichtigste sei, was man dem ins Leben tretenden Jüngling mit auf den Weg geben könne, und daß diese sprachliche Bildung ohne gründliches Studium des Latein nicht zu erreichen sei. Ebenso selbstverständlich auch aber ist, daß diese gewaltige Summe von Zeit, welche das Latein neuerdings am Realgymnasium für sich beansprucht, nicht nur viele der wahrhaft realen Bildungsstoffe, wie Geographie, Erdgeschichte, die ganze Welt des Organischen, mit Einschluß der Kenntnis des eigenen Körpers, fast völlig in den Hintergrund gedrängt hat, sondern auch in Zukunft, bei der nun einmal auf ein bestimmtes Maß beschränkten Aufnahmefähigkeit des menschlichen Geistes, jede Weiterentwickelung dieser Schulgattung im modernen Sinne verhindern wird. Bei einer so schweren, schier zu Boden drückenden Rüstung von vier sprachlichen Hauptfächern muß jede nach dieser Richtung zielende Hoffnung aussichtslos erscheinen.

Daß eine solche Prognose für eine Schulgattung, welche dem Zeitgeiste Rechnung zu tragen bestimmt war, wenig Erfreuliches hat, liegt auf der Hand. Rückkehr zu dem ursprünglichen Grundgedanken, d. h. Zurückdrängen des Latein auf ein lediglich praktischen Zwecken dienendes Nebenfach, wird allein die drohende Gefahr der Verknöcherung abwenden können. Ist diese unerläßliche Umkehr erfolgt, dann, aber auch nur dann, erscheint die Hoffnung nicht unberechtigt, daß das Realgymnasium in erster Linie allen Anforderungen an eine moderne allgemeine Bildungsanstalt werde entsprechen können. Für eine weitgehende formale Bildung wäre durch drei sprachliche Hauptfächer — Deutsch, Französisch, Englisch —, sowie durch die Mathematik ausreichend gesorgt, während die durch etwa zwei bis drei wöchentliche Stunden zu vermittelnde elementare Kenntnis des

Digitized by Google

Lateinischen den Schüler befähigen würde, den Lateinbedarf seines späteren Berufs, sofern er nicht Philologe ist, zu decken. Geschichte, Physik, Chemie kommen schon jetzt ausreichend zur Geltung. Die durch Zurückdrängen des Latein gewonnenen Stunden aber gäben die Möglichkeit, nun auch der allgemeinen Erdkunde und Biologie, vielleicht sogar den Elementen der Philosophie und Gesellschaftslehre, oder wie sonst die Forderungen des modernen Zeitgeistes lauten mögen, ein bescheidenes Plätzchen einzuräumen.

Die Oberrealschule, so will es mir scheinen, ist von dem eben skizzierten Ideal einer allgemein bildenden, modernen Schule ungleich weiter entfernt als das Realgymnasium. Zwar ist es ihr durch völligen Ausschluß der klassischen Sprachen möglich gewesen, sich dem zwingenden, immer wieder nach formaler sprachlicher Bildung hindrängenden Einfluß des Gymnasiums mit etwas besserem Erfolge zu entziehen; dafür aber hat der Kampf um die Studienberechtigung, das Streben, auch auf gegnerischer Seite Anerkennung ihrer Leistungen zu erzwingen, vielleicht daneben der Gedanke an den zukünftigen Beruf ihrer fast ganz auf das Polytechnikum beschränkten Schüler, sie vielfach dazu geführt, gewisse Fächer mit einer Intensität und in einer Breite zu betreiben, die meines Erachtens nicht unerheblich über das Maß einer allgemeinen Bildung hinausgeht und dem Fachstudium nahe kommt. Vielleicht wird es nicht unangefochten bleiben, wenn ich gewisse Teile der Mathematik oder das physikalische Praktikum als solche über den Rahmen der allgemeinen Bildung hinausschießende Disziplinen betrachte; zweifellos aber kann man dies von der Chemie behaupten, welche trotz ihrer an sich einfachen Grundideen an vielen Oberrealschulen mit je drei Stunden in den Oberklassen bedacht ist, ganz abgesehen von einem propädeutischen Kursus in der Untersekunda und einem zwei- bis dreisemestrigen Praktikum in den Primen. Nehmen wir hinzu, daß das gänzliche Fehlen des Latein, mag man über dessen Bildungswert denken wie man will, für den zukünftigen Juristen, Mediziner, Naturforscher, Neuphilologen, Pharmazeuten usw. zum mindesten eine empfindliche Lücke bedeutet, da in der Wissenschaft diese Sprache noch heute bei tausendfältigen Gelegenheiten als unentbehrlich uns entgegentritt, so glaube ich die Ansicht verteidigen zu können, daß der Gedanke, auf dem Gebiete der Realanstalten die jetzt bestehende Zweiteilung eintreten zu lassen, ein wenig glücklicher war.

Die in der Einleitung ausgesprochene Anerkennung des Wertes der Arbeitsteilung wird mich vor dem Vorwurfe schützen, denselben verkannt zu haben; aber diese Arbeitsteilung sollte erst einsetzen, wo die Wahl des Berufes erfolgt und eine gründliche allgemeine Bildung auf allen Gebieten des menschlichen Wissens bereits erworben ist. An dieser Auffassung kann selbst der gegenwärtig bestehende Gegensatz von humanistischer und realistischer Bildung uns nicht irre machen; derselbe dürfte nicht sowohl als der Beginn einer immer weiter platzgreifenden und differenzierenden Arbeitsteilung zu betrachten sein, sondern lediglich als ein zur Zeit nicht zu vermeidender Notbehelf, den verschiedenen, nicht ausgleichbaren Auffassungen über das Ideal einer allgemeinen Bildung gerecht zu werden.

Die Oberrealschule hat — zunächst in Preußen — das Ziel ihrer

Digitized by Google

Bestrebungen erreicht. Sie hat damit aufgehört, eine verkappte Vorschule des Polytechnikums zu sein; sie soll Männer aller gelehrten Berufskreise vorbilden so gut wie ihre Schwesteranstalten; sie wird sich daher zunächst der wenn auch nur fakultativen Einführung des Lateinischen schwerlich entziehen können. Aber auch das Plus von Stunden, welches sie in einer Anzahl von Fächern vor dem Realgymnasium voraus hat, sollte sie ohne Zaudern als krankhafte Hypertrophieen beseitigen. Ich weiß sehr wohl, daß ich mit dieser Forderung nach verschiedenen Seiten auf Widerspruch stoße. In erster Linie werden mir alle diejenigen widerstreben, welche sich in den Gedanken hineingelebt, die Realanstalten bedürften, um eine der humanen wirklich gleichwertige Bildung zu bieten, gewissermaßen besonderer „Paradepferde", mit welchen sie den Glanz der klassischen Sprachen paralysieren könnten: der Gymnasial-Abiturient müsse es empfinden, daß sein Plus an Latein und Griechisch durch ein unendliches Minus in Mathematik, in den exakten Naturwissenschaften wie in den neueren Sprachen mehr als ausgeglichen werde. Ihnen zur Seite stehen zahlreiche Pädagogen, welche hervorheben, daß es nicht auf die Extensität der behandelten Fächer ankomme, welche der Schulbetrieb in sich aufgenommen, sondern allein auf die Intensität, daß es im Grunde genommen ziemlich gleichgiltig sei, welche Disziplinen gelehrt würden, wenn nur die ganze Behandlung des Stoffes nach Tiefe und Methodik dazu führe, daß der Schüler zum eigenen selbständigen Denken erzogen werde. Auch sie stehen folgerichtig auf dem Standpunkte, daß von einer zu weit gehenden Behandlung einzelner bevorzugter Disziplinen bei richtiger Methodik überall nicht die Rede sein könne.

Solchen und ähnlichen Argumenten gegenüber glaube ich immer von neuem wieder darauf hinweisen zu müssen, daß die Schule in erster Linie den allgemeinen Untergrund zu schaffen hat, auf dem dann die spätere Berufsbildung des Gelehrten, Technikers, Offiziers, Kaufmanns usw. sich aufbauen soll. Was das Verlangen nach realistischen Anstalten hervorgerufen, ist nicht sowohl die Wahrnehmung, daß der Abiturient des humanistischen Gymnasiums den Anforderungen des Mathematik- oder Physikprofessors auf der Hochschule nicht entsprochen habe, daß er unfähig sei, nun seinerseits ein hervorragender Mathematiker oder Physiker zu werden, sondern vielmehr die Thatsache, daß viele Dinge, welche für das moderne Kulturleben von höchster Wichtigkeit geworden, daß die Wissenschaften, welche der Hauptsache nach erst im Laufe des verflossenen Jahrhunderts sich entwickelten, wie Chemie, Biologie, Erdgeschichte usw., im Rahmen des Gymnasiums überhaupt keinen Platz gefunden hatten, und daß auch den durch die modernen Verkehrsverhältnisse vertausendfachten Beziehungen der Kulturvölker unter einander in keiner Weise Rechnung getragen war. Eines besonderen neuen „Clou's", um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, bedarf es also zur Rechtfertigung der Gleichstellung der Realanstalten mit dem Gymnasium ganz sicher nicht, sofern sie nur der ihnen gestellten Aufgabe, eine den modernen Forderungen entsprechende universelle Bildung zu vermitteln, wirklich gerecht werden. Noch weniger kann ich mich mit der Ansicht derjenigen befreunden, welche von dem

Digitized by Google

intensiven Betriebe einzelner bevorzugter Disziplinen alles Heil erwarten. Die formale Bildung in allen Ehren! Es soll auch keineswegs in Abrede gestellt werden, daß das richtige Denken und Schließen, auf einem Gebiete menschlichen Wissens erlernt und geübt, in nicht unbeträchtlichem Maße das Eindringen auch in andere Wissensgebiete erleichtert. Allein ich meine, daß man in dieser Richtung einerseits doch die verschiedenen Methoden des Denkens in den einzelnen Disziplinen erheblich unterschätzt, und daß z. B. der geschulteste Mathematiker trotz alledem ein recht ungeschickter Sprachforscher, Jurist oder Arzt sein kann, während man andererseits ganz übersehen hat, daß der Mensch in erster Linie ein soziales Geschöpf ist, bei dessen Wertbemessung es nicht allein darauf ankommt, was er selbst an spezialistischem Können zu leisten vermag, sondern wie er sich dem gesellschaftlichen Organismus einfügt, in welchem Maße er den gemeinsamen Aufgaben dieser Gesellschaft und den Leistungen ihrer einzelnen Glieder Verständnis entgegenbringt. Es scheint mir nicht angängig, immer und immer wieder das oft gehörte „multum non multa“ als Schlagwort für die Richtigkeit jener „Intensitäts-Schwärmerei“ ins Feld zu führen; ich glaube es richtiger zu interpretieren, wenn ich es als Warnung auffasse vor der in unseren Schulen leider noch so unendlich verbreiteten scholastischen Kleinigkeitskrämerei, wenn ich die Mahnung in ihm erblicke, in jeder Disziplin vor allem das in den Vordergrund zu stellen, was dauernden Gewinn verspricht und ein tieferes Verständnis der allgemeinen Gesichtspunkte herbeizuführen geeignet ist.

Mein „ceterum censeo“ bleibt daher, daß die Entwickelung, welche die Oberrealschulen teils schon genommen, teils weiter zu nehmen bestrebt sind, als eine gesunde nicht wohl erachtet werden kann. Sie müssen sich befreien vom fachwissenschaftlichen Übermaß und mehr als bisher allen modernen Bildungselementen Raum gewähren. Schon läßt sich die befremdende Thatsache feststellen, daß beispielsweise zwei der für unser Verständnis des Weltganzen wichtigsten Disziplinen, die Erdkunde und die Biologie, an vielen Oberrealschulen noch erheblich stiefmütterlicher bedacht sind als selbst an den Realgymnasien, ein sicheres Zeichen, wie sehr sie bereits der Grundidee, aus der sie entsprangen, entfremdet sind.

Dem humanistischen Bildungsideal, so möchte ich schließen, sollte nur ein einheitliches realistisches Bildungsideal gegenübergestellt werden, das, gleich jenem, für alle höheren Berufsklassen unseres Volkes eine umfassende allgemeine Bildung zu bieten vermöchte. Der Sieg dieses Gedankens würde die weitgehende Annäherung, wenn nicht gar die Verschmelzung der beiden sich jetzt fast feindlich gegenüberstehenden realistischen Anstalten unter Durchführung der im Vorstehenden angedeuteten Reformen zur Folge haben. Von dem so entstandenen „Realgymnasium der Zukunft“ aber dürften wir hoffen, daß es seiner Aufgabe, die modernen Bildungselemente in den Vordergrund zu stellen und zielbewußt auszunutzen, in vollem Umfange gerecht werden könnte.

Hamburg Professor Dr. K. Kraepelin
Direktor des Naturhistorischen Museums

Digitized by Google

Gedichte von Wilhelm von Scholz (Weimar)

Reigenspruch

Schreitet im Singtanz, bis all euer Leid
von euch herabsinkt wie ein schlechtes Kleid!
Ihr schreitet froh:
euch ward des Erdenseins beglückter Rausch
für kleinen Schmerz, ein nie bereuter Tausch —
ihr glaubt es so

und tanzt dahin, bis die ertauschte Lust
Schweigen und Schauern wird in eurer Brust;
fragt nicht: warum!
Wenn laut in uns der Mund der Erde singt,
so fühlen wir, er ist's, der uns verschlingt,
und werden stumm.

Spätsommer

Weit drüben, wo der Wald sich reckt,
wo sich in reifenden Äckern versteckt
eine sonnige Straße, kommt Wagenrollen,
das Wiederhall im Walde weckt.

Weiß steigt der Staub von der Straße auf
und weht in Gestalten den Weg zurück,
auf dem die Räder zur Ferne wollen.

Die Gestalten ziehen ein kurzes Stück,
bis sie hängen bleiben an Strauch und Dorn —

Staub sinkt verweht ins tiefe Korn.

Seelchen

Er ist kalt, der Schatten, der still und sicher wächst und alles Grauen der Erde in seine Kreise zu bannen scheint. Er ist der Herr der Dämmerung. Er herrscht und steigt und überflutet uns mit seinem Dunkel. In dieser Stunde gehöre ich meinem Schatten und ich weiß, daß ich vor ihm erlöschen muß.

Es schweigt das immerwährende Atemholen der Erde, der Pulsschlag des Lebens setzt aus, der Tag weicht der Nacht. — Es ist die Stunde der Schatten. Eine arme kleine Hand, ohne Sünden, voller Leiden, ein Kreuz, vor dem die Mutter kniet: das sterbende Licht weilt liebend auf den schmalen, gespreizten Fingern und läßt sie leuchten in all dem Dunkel. Eine tote Hand, die in dieser Stunde allein zu leben und reden scheint. Und ein brennender Blick liest in den Linien, aber jede Linie

Digitized by Google

ist ein Warum, eine Frage, für die es keine Antwort mehr giebt: „Werde ich schaffen, wecken, Leben geben dem Toten, den Steinen? Werde ich bauen und richten? Bis in die Wolken hinein will ich steigen mit meinen Werken. In den Himmel hinein will ich das Irdische tragen. Und Sterne will ich pflücken und sie den unbeschwingten Kleinen dort unten pflanzen, will ihnen zeigen, daß auch die himmlischen Rosen im Thale blühen. Giebt es eine Bestimmung? Und Mutter, wozu bin ich bestimmt?

Weit sind die Wege, die mit ihren Grenzen in die Ewigkeit hinüberreichen. Betrittst Du sie, so fällt das Thor hinter Dir, wie ein Amen über das, was war. Es giebt kein Zurück.

Durch das Thor huscht ein Seelchen. Es ist ganz klein und zart, ein Hauch in dieser Raumlosigkeit. Um die Schultern trägt es einen Mantel aus Spinngeweben, den es schaudernd mit beiden Händen über der Brust zusammenhält. Seine großen Augen sind weit geöffnet, sie starren ängstlich hinein in das Dunkel, das vor ihnen liegt.

Im Dunkeln wohnt der Wolf. Er ist schwarz und schleicht heran auf leisen Sohlen. Wir hören ihn nicht. Aber seine Augen, die er niemals schließt, sind rot.

Seelchen denkt an den Engel mit den strahlend weißen Flügeln, der so kühle Lippen hat und der der Mutter gleicht. Warum bist Du nicht bei mir, Mutter? Und es starrt und starrt hinein in die Nacht, denn er wird kommen, der Schwarze mit den roten Augen.

Das Thor ist geschlossen, und wer sagt Dir, daß die Gebete, die Thränen einer Mutter um Einlaß flehen? Seelchen fühlt nur, daß es allein ist, und es fürchtet sich vor dieser Einsamkeit, wie es sich nie vor den lebenden Schrecken der Nacht gefürchtet hat.

Scheu blickt es um sich. Wo ist der Engel mit den hundert sehenden Augen, im weißen Kleide?

Vor seinen Augen flimmert es. An ihm vorüber gleiten lautlose Wesen, die in eigenem Lichte leuchten. Alle tragen sie graue Spinnwebmäntel, aber keins gleicht dem anderen. Da sind große rote und blaue Lichter, die ein ganzes Stück des dunklen Weges in ihren Lichtkreis ziehen, schnelle, zuckende Lichter unter dem leichten Mantel, kleine Lichter, schwach verglimmende Lichter.

Dicht über der Erde schwebt ein glühender Punkt, ein fliegendes Leuchtkäferchen, das Seelchen fangen möchte. Begehrend streckt es seine Arme nach ihm aus und umschließt es mit seiner Hand. Aber das Licht gleitet ihm durch die Finger und verschwindet im fernen Dunkel.

Staunend sieht es ihm nach. Staunend sieht es an sich herunter. Unter dem Mantel leuchtet es hell, ein kleines Licht, eine tapfere Flamme. Da faltet es die Hände. Um seine Lippen legt sich ein stilles Lächeln, eine große Thräne fällt herab, und das ganze kleine Seelchen thut einen tiefen Atemzug.

Warum soll ich warten auf den weißen Engel, da ich selbst ein Licht bin mir und den anderen. Ich will wachsen und leuchten, daß die Menschen mich sehen, will ein Gruß sein ihrer Sehnsucht, die sie in die Nacht hinaussenden. Und Seelchen setzt mutig einen Fuß auf den Weg, den es nie betrat. Langsam und tastend, schneller und immer sicherer, bis es schließlich dahinschwebt, ein Segel auf der Welle, ein Vogel mit dem Winde — ein Stern im Weltall.

Digitized by Google

Du müde, schleppende Seele, schlage auf Deine schweren Lider und sieh, wie groß und klar Deine Brüder dort oben wandeln. Du alles fühlender, sehnsuchtszitternder Hauch, sieh die Flügel, die Dir gewachsen, trau den Schwingen, die Dir gegeben, und steig empor. Leben und leuchten sollst Du schon auf Erden mit ihnen dort oben.

Eine ungeahnte Seligkeit erfüllt Seelchen, wie es so dahinschwebt aus dem Dunkel hinaus, dem Lichte entgegen. Die fremden Gestalten, denen es auf seinem Wege begegnet, leuchten schwach, ihre Flamme verbleicht in dem werdenden Tag. Aber Seelchen achtet ihrer nicht.

Der schwarze Weg hat sich in einen Strom von Licht verwandelt. Ein Rauschen erfüllt den endlosen Raum, ein Singen und Danken, der Jubel des gesteigerten Lebens. Die schwere, drückende Luft gehört der Nacht, leicht ist die Luft auf dem Wege, der dem Tage zuführt.

Und am Ende der Bahn, deren Grenzen in die Ewigkeit hinüberreichen, steht der Engel, von dem die Mutter ihm gesagt. Licht ist sein Kleid mit den hundert sehenden Augen, weiß sind die bergenden Flügel, und rein sind die Arme, die er liebend geöffnet.

Die Augen aber gehören der Mutter.

Seelchen gleitet dahin auf dem goldenen Strahl. Seinen Spinnwebmantel versengt das große Feuer, die grauen Fäden fallen wie Asche an ihm herab. Das letzte, was es vom Staube an sich trug, ist ihm genommen. Keine Last, die es zur Erde zieht.

Und so steigt es aufwärts. Fliegt empor. Seine Flügel tragen es in die alles umfassenden Arme der Mutter Sonne hinein.

Es ist die Stunde der Dämmerung. Die Sonne muß sterben. Da leuchtet es plötzlich auf. Ein letzter Strahl drängt durch das Fenster und fällt auf eine Mutter, die ihr totes Kind in ihren Armen hält.

Über dem gesenkten Scheitel der Mutter spielt ein goldener Heiligenschein.

Altona — Anka Mann

Kultur und Bühne

Vor einiger Zeit, gelegentlich der Reichstagsdebatte über die Theaterzensur, nannte Herr v. Rheinbaben die Bühne wiederum einmal ein unentbehrliches Bildungsmittel. Schiller meinte freilich nur: „Der Zweck der Kunst sei der durch moralische Mittel erreichbare Zweck des Vergnügens, folglich des Glücks", denn Schiller faßte den Begriff Vergnügen tiefer, als es heutzutage zu geschehen pflegt. Und seit diesem Wort haben sich die gebildeten Leute angewöhnt, mit so einer angenehmen Selbstverständlichkeit von der vorwärts treibenden, veredelnden Kraft der dramatischen Kunst zu reden. Es lohnt sich aber recht wohl, diese Selbstverständlichkeit ein wenig zu bezweifeln und einige Betrachtungen über die Bühne und ihren Einfluß auf die fortschreitende Kultur anzustellen.

Die Dichter selbst haben die Bühnendichtung stets als etwas sehr Erhabenes darzustellen versucht. Selbstverständlich! Das hätten sie auch

Digitized by Google

gethan, wenn sie kein Recht dazu hätten. Eine kleine Minderheit des Publikums hat wohl ähnlich so empfunden, aber die breite Menge hat immer nur Vergnügen im heutigen Sinne gesucht, oder wie Schiller es nannte: Belustigung.

Herr P. Terentius Afer beklagt sich darüber, daß das Volk, von den Gladiatorenspielen kommend, mit so greulichem Lärm in das Theater eindrang, daß die Vorstellung seiner Hecyra gestört wurde, so bitter wie ein moderner Autor, in dessen Premiere Tingeltangelpublikum, den lieblichen Pflaumenwalzer johlend, eindringen würde.

Lessing bejammert den Erfolg der Nikolinischen Kinderpantomimen, die durch prächtige Ausstattung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ganz Deutschland entzückten.

Goethe konnte sich nicht des Gastspiels eines dressierten Hundes auf seiner Bühne erwehren.

Und heute? Ist heute ein Fortschritt sichtbar? Freilich sind die Theater gut besucht, am besten aber doch sicher, wenn sie der alten Forderung des Publikums nach platter Belustigung, Schaubegierde und Sucht nach dem Seltsamen Rechnung tragen. Die Theaterdirektoren sind Geschäftsleute, die Hoftheater werden natürlich ideal geleitet, aber — ebenso natürlich — ein gar zu großes Defizit möchten sie auch nicht haben. Die „vernünftigen" Bühnenschriftsteller haben gefunden, daß das Gros des Publikums nicht fähig ist, Rührseligkeit von Tragik, platten Spaß von feinem Witz zu unterscheiden, und ziehen Konsequenzen, die ihrem Geldbeutel sehr zuträglich sind. Wozu sich anstrengen? Eine hübsche Entkleidungsscene, prächtige Kostüme und ein paar Leutnants thun es ja auch. Anstatt tiefer Innerlichkeiten werden flache Äußerlichkeiten gebracht, anstatt großer, idealer Werte — kleine materielle Tendenzen. Es ist ja so schön bequem, soziale Vorgänge, die die breitesten Kreise bewegen, zum Vorwurf eines Dramas oder einer Komödie zu nehmen. Dann nur im wundervollen Biedermannston „außa mit die tiafen Tön'", und das Volk wird schon klatschen.

Die Zeitungskritik ist mit wenigen Ausnahmen vollkommen unfähig oder parteiisch. Mit dem großen Namen des Blattes bedeckt sich die mit großer Anmaßung gepaarte Unfähigkeit eines oberflächlich gebildeten Kritikschreibers.

Wenn nun auch die Kritik wenig Böses thut, so thut sie noch weniger Gutes und wenn etwas geschieht, um die sogenannte reine Kunst hervorzubringen, so geht das von jenen Männern aus, die die Bezeichnung „Schriftsteller" als Beleidigung empfinden, von den: Dichtern.

Es ist eine echte Tragik in diesen Leuten. Ihr Leben ist ein modernes Martyrium und nicht einmal für sie selbst ein angenehmes. Diese freilich sind fest davon überzeugt, daß die Kunst den Menschen veredele, daß sie fähig sei, zu helfen, zu fördern, zu bilden. Wohlverstanden: die Kunst, nicht das Theater allein. Die Bühne hat nur deshalb eine so große Bedeutung für sie, weil von ihr aus die umfangreichste und eindringlichste Massenwirkung erzielt werden kann. Die Dichter beklagen den Stand des

Digitized by Google

heutigen Theaters als Verfall. In ein paar der größten Städte Deutschlands findet man wohl an einigen Theatern ein künstlerisch wertvolles Ensemble und Repertoire, aber in welchem Prozentsatz verhält sich das zu den vielen Bühnen in der Provinz! Dort herrschen Benedix, Philippi und die Modeartikel. Die Klassiker werden häufig aufgeführt, aber wie! Eine Hamburger Bühne annoncierte vor einigen Jahren die Lockung: Karl Moor erscheint auf einem lebendigen Pferde auf der Bühne. Und sogar in Berlin kann man dergleichen erleben. In dieser Saison sah ich im Luisentheater die Räuber mit folgender Verbesserung: Franz, die Kanaille, erdrosselte sich nicht, sondern wurde lebend in den Hungerturm gesperrt, und Schweizer erschoß sich nicht, sondern ging Arm in Arm mit Kosinsky ab, um ein neues Leben zu beginnen, und aus dem armen Tagelöhner mit elf Kindern wurde in gerechter Würdigung moderner Verhältnisse ein armer Offizier.

Vielleicht haben jedoch die Dichter recht, der heutige Zustand ist nur vorübergehend und es kommt einmal die goldene Zeit, in der allgemein zehn Prozent Tantieme gezahlt und nur „Litterarisches" gespielt wird. O, über die goldene Zeit, wenn eine künstlerische Zensur alles Talmi: die sogenannten harmlosen Stücke verbietet, die eigentlich garnicht harmlos sind, denn sie verderben und verflachen den Geschmack des Volkes. Wäre aber das Volk glücklicher unter einer solchen künstlerischen Bevormundung? Wohl ebenso wenig wie unter der jetzigen staatlichen. Die Regierung hat ja auch ihre Sehnsucht nach einer goldenen Zeit des Theaters als Bildungsmittel. Und ihr Begriff von Bildung und Moral kann im Gegensatz zu der des Künstlers so leicht formuliert werden:

1. Bleibe deiner augenblicklichen Regierung treu — — unter allen Umständen.
2. Bleibe deinem staatlich angetrauten Weibe treu — — unter allen Umständen.

Und trotz der leichten Faßlichkeit wollen die unangenehmen Dichter diese Formulierung nicht gutheißen.

Was ist nun aber eigentlich Bildung? Im gewöhnlichen Sinne versteht man Schulerziehung darunter, also Einpauken von Formeln, Zahlen und Begriffen. Bitte nur an den Geschichtsunterricht zu denken. In diesem Sinne möchte der Staat die Bühne bildend wirken sehen. Bezeichnend ist, daß gerade Schullehrer, die Stücke schreiben, diese lehrmeisternde Form acceptieren und häufig mit großem Erfolg. Das sind eben unter den Mittelmäßigen die Begabten und unter den Begabten die Mittelmäßigen.

Nach einer gebräuchlichen Ansicht des Laien gruppieren sich jedoch um die Gestalt eines Dichters allerlei Symbole, wie Inspiration, Kuß der Muse, Nachruhm, am beliebtesten dargestellt auf Theatervorhängen in Form eines griechisch gekleideten Weibes, eine Gipsbüste belorbeerkränzend. Aus diesen Anschauungen entspringt auch das tiefsinnige Wort von dem Dichter, der hundert Jahre zu früh geboren wurde.

In etwas geklärterer Form stellt sich diese Ansicht wie folgt dar: Der mystische Einfluß eines Weltgeistes wird vorausgesetzt. Der Dichter ist nur die Zunge, durch die er seine neuesten Offenbarungen den Menschen

Digitized by Google

übermittelt, gewissermaßen seine Priester. Die Bildung, die die Kunst ausübt, ist direkter Ausfluß einer göttlichen Kraft. Der Dichter ist nur das Mittel. In edler Bescheidenheit versichern die Künstler nun, daß sie die äußersten Spitzen der Kultur seien, die weit voraus marschieren. Nach fünfzig Jahren etwa werden sie von den „Intellektuellen" erreicht und nach weiteren hundert Jahren von der großen Menge. Unterdessen sind sie aber schon wiederum so und so viel Kilometer voraus. Vide das Bild eines großen Keils.

Zugegeben, diese Behauptung sei richtig, so bliebe der Bildungswert der Bühne am fraglichsten. Die Spitze des Keils kann nur eine kleine Fläche berühren. Gerade weil jede neue Kunstoffenbarung nur auf eine kleine Anzahl Auserwählter Einfluß haben könnte, würden andere Zweige der Kunst diese Bildungsaufgabe leichter erfüllen können, so z. B. die Lyrik. Die Bühne muß mit der großen Menge rechnen, sie muß eine breite Wirkung ausüben, und da das Neue in der Kunst nur Wenige beeinflußt, so bleibt die Bühne für das Alte, Bewährte.

Nun aber die Frage: Hat nicht nur die Bühne, hat überhaupt die Kunst Einfluß auf die Entwickelung der Kultur? Weist sie wirklich die Wege in die Zukunft? Wenn es so wäre, so müßte stets auf die großen Künstler eine große Kulturperiode gefolgt sein. Es ist aber das Entgegengesetzte der Fall. Große Künstler standen, wenn nicht in der Mitte, so immer am Ausgange einer großen Kulturzeit. Die Erscheinung, daß viele Künstler erst nach ihrem Tode berühmt wurden, ist nur ein scheinbarer Widerspruch. Das Berühmtwerden ist häufig von vielen materiellen Gründen beeinflußt und wird Modesache. Die weit wichtigere Frage, ob Dichter nach hundert Jahren besser verstanden werden, oder von einer größeren Menge verstanden werden, kann schwerlich bejaht werden. Die wirklich Großen sind immer einsam gewesen und von wenigen ganz verstanden worden und werden auch nach Jahrhunderten keinen größeren Einfluß gewinnen.

Der Dichter kann nur das aussprechen, was schon latent in der Seele seiner Zeitgenossen lebendig ist. Hervorzaubern kann er nichts. Nur das schon Vorhandene in Worte kleiden. Das Aussprechen allein fördert aber nichts. Die geheime Wirkung auf die Kultur haben die verborgenen Kräfte so gut wie die offenen.

„Alles ist ein Spiel", sagt Wieland, „der Künstler spielt mit der Natur, der Philosoph mit Ideen und Hypothesen, der Dichter mit seiner Einbildungskraft, die Schöne mit unseren Herzen und die Könige, leider, mit unseren Köpfen."

Je höher nun die Kultur, um so feiner und geistreicher wird das Spiel sein.

In der Kunst wohnt keine treibende Kraft, die nicht auch in anderen Wesen sich befände. Die Kunst ist nur die Quintessenz der Kultur der jeweiligen Zeit. Sie ist nicht der Grund, auf der ein Haus errichtet wird, sondern die goldene, glänzende Kuppel, die das Gebäude krönt. Die Kunst ist nicht der befruchtende Regen, der die keimenden Pflanzen zum Leben

Digitized by Google

erweckt, sondern jener Bäume liebliche Frucht, deren Geschmack dem Menschen angenehm ist, und deren Kern, den Keim der Zukunft, sie für gewöhnlich als etwas Unbrauchbares verächtlich wegwerfen.

Zweierlei aber sollten wir nicht vergessen:

1. daß auch die Disteln Früchte tragen, und
2. daß es beinahe so aussieht, als wenn augenblicklich unsere Pflaumen noch recht grün sind.

Neuilly — Karl Friedrich Heitmann

Neues aus New York

Zu Wallstreet haben sich kürzlich Belmont und Gates in einen wütenden Shareskampf verbissen! Und kaum hatte Gates, als der bei weitem Geschicktere, gesiegt, so war es gar nicht Gates, sondern Mr. Pierpont Morgan. Dieser, trotzdem er wieder einmal auf Besuch in Europa reiste — ganz wie voriges Jahr während des Northern Pacifickrieges —, übernahm plötzlich alle die zusammengekauften Louisville- und Nashville-Aktien und somit die Kontrolle über die ganze Bahn. Allerdings hatte er in den Tagen jener großen Kursschwankungen jede Gemeinschaft mit Gates bündig dementiert und ebenso bündig wird nunmehr auch irgend eine Annexionspolitik seitens der Southern Railway Co. widerlegt. — Indessen diese ganze Komödie ist zu interessant, als daß dieselbe nicht auch für das europäische Publikum verewigt werden sollte.

Die Louisville- und Nashville-Bahn ist eine große, gut arrondierte Bahn, von Westen nach Süden gehend, von St. Louis nach Kentucky, andererseits nach Memphis und durch die Nashville-Linie bis New Orleans. Das Hauptnetz beträgt wohl über 1000 Meilen, das ganze System, die „operated lines", finde ich mit 5324 Meilen angegeben. Die Transporte sind sehr vorteilhaft, zum Teil Baumwolle. Seiner Zeit wurde auch die in süddeutschen Hochfinanzerinnerungen bekannte Henderson bridge angekauft, welche von Evansville über den Ohio nach Henderson führt. An Bonds, bei deren Emission die Seligmannschen Häuser, sowie die Berliner Handelsgesellschaft Pate standen, giebt es sechsprozentige und dreiprozentige. Die ersteren sind zum Teil per 1930 und unkündbar, zum Teil, soweit sie auch in Europa notieren, per 1921. Letztere entstanden aus der St. Louis-Division. Wenn man bedenkt, daß diese Sechsprozentigen im Jahre 1881 zu pari heraus kamen — (jetzt ca. 125) —, seitdem und noch für lange Zeit mit einer solchen hohen Zinsenlast den festen Dienst der Bahn beschweren, so wird man auch einmal unseren Rentnern zu amerikanischen Bonds gratulieren können. Die Dreiprozentigen laufen bis 1980, sie betrafen einen Umtausch, der wohl einem Kurse von ca. 37 entsprach und notieren heute ca. 74. Vorzugsaktien giebt es nicht. Dagegen betragen die gewöhnlichen Aktien 55 Mill. Dollars, welche vor wenigen Jahren noch 60 standen, inzwischen aber auf pari gingen, weil seit längerem regelmäßig 5 Prozent Dividende ausgeschüttet werden konnten.

Mittlerweile hatte aber die Company die Ausgabe von weiteren 5 Millionen Dollars beschlossen, und hieran knüpft sich, wenigstens äußerlich, jener neueste so

Digitized by Google

merkwürdige Kampf. Präsident des Aufsichtsrats ist der Inhaber der Firma Belmont, die seit Decennien die Rothschildschen Häuser in New York vertritt, also auch noch zu Zeiten, als die eingeborenen Cyklopen Hunderte von Millionen unmöglich zusammenballen konnten. Auch der jetzige Belmont gilt als der unbedingte Vertrauensmann Rothschilds, trotzdem dessen besondere Klugheit, sowie zunächst Wachsamkeit erst erwiesen werden soll. Wahrscheinlich glaubte nun Herr Belmont nicht recht an ein Behaupten des bisherigen Kurses und da er selbst bei der neuen Emission, die ja etwa zu pari stattzufinden hatte, sich die Stücke liefern konnte, so begann er zu 102 vor zu verkaufen. In diesem Augenblick erschien Mr. Gates, d. h. erst hinter den Coulissen und kaufte die Shares bis zum Kurse von 108. Jetzt verkaufte Herr Belmont das Doppelte, so immer weiter bis zu 110 und als wohl sein in blanco abgegebenes Quantum an 30 Millionen betrug, erwies sich der währenddessen mit der Firma Morgan ganz fremdthuende Gates noch immer als ein so starker Käufer, daß er, der Spekulant, um den Bankier Belmont einzuzwängen, Louisville und Nashville auch auf 160 setzen konnte. Inmitten dieses Schauspieles, als das Haus Belmont sich noch die Majorität zuschrieb, hatte übrigens Gates schon daran erinnert, daß jene neuen 5 Millionen Dollars vor dem 8. Mai nicht stimmfähig seien, also gewisse Invasionen nicht verhindern würden. Hierauf soll der also Besiegte vorgeschoben haben, daß er seine Leerverkäufe nicht für sich, sondern für Rechnung der Bahn selbst vorgenommen habe; gewiß ein beschämendes Eingeständnis, das doch noch anderswie zu belegen sein müßte, als durch bloße mündliche Versicherungen eines fixenden Bankiers. Jedenfalls fürchtete aber jetzt Mr. Gates die Unpopularität seines Gewaltaktes, da man in der Union immerhin zarter besaitet als früher nach dieser Richtung hin geworden ist. Er stellte sich also von nun an hinter Pierpont Morgan, der angeblich dabei nur einem Ersuchen jenes Faiseurs entsprach.

Damit erhält dann die Aktion allmählich ihr wahres Gesicht; umsomehr, als die Sieger sich mit der Kontrolle der Louisville- und Nashville-Bahn begnügten, anstatt zugleich Herrn Belmont einen furchtbaren Deckungskurs zu diktieren. Ja, der eben Genannte ist noch der Präsident der Company geblieben, freilich von Morgans Gnaden, denn dieser hat gerade durch seine Abwesenheit den schicklichen Vorwand, einstweilen noch Schonung zu üben. Vielleicht hat da auch Lord Rothschild zu Gunsten seines alten Geschäftsfreundes bei Morgan interveniert, welch letzterer dem Londoner Welthause gerade vorher einen alten Besitz von 10 Millonen Dollars Shares abgekauft hatte. Da Rothschild eine so wichtige Sache gewiß nicht ohne Belmont abgewickelt hat, so muß dieser Herr deswegen entweder eine total verstümmelte Kabelanfrage erhalten haben oder ohne jede Fährte gewesen sein, denn zu einem Privatvergnügen giebt es doch einen anderen Angelsport als den, 10 Millionen Dollars Aktien einer fremden Bahn aufzukaufen. Noch merkwürdiger bleibt es, wie Mr. Gates trotz all seiner Equilibristik schon von Anfang an so viele Posten in aller Stille zusammenkaufen konnte. Allerdings ließ sich aus den Büchern die Liste der großen Aktionäre einigermaßen feststellen, welche Posten von 1 Million und auch 3 Millionen haben, damit erklärt sich aber noch keineswegs der Schlafzustand des hier Überfallenen, welcher Gates als Gegner erst offen hervortreten sah, als die Majorität schon entscheidend verschoben worden war. Die eigentümliche Technik dieses ganzen Feldzugsplanes, — dessen Ausführung auf lauter kurze Fristen

Digitized by Google

abzielte, inkl. selbst des Ankaufes des Rothschildschen Aktienbesitzes, — müßte eigentlich von einem Kundigeren und einem New Yorker erklärt werden. Genug, es kam so ziemlich alles auf einen Tag zusammen.

Da man aber auch jenseits des Ozeans nicht mit Kanonen nach Spatzen schießt, so muß sich bei dem allen der große Pierpont etwas anderes vorgenommen haben, als bloß seinen Freund Gates eine fette Provision verdienen zu lassen und als wiederum seinen Freund Belmont bis aufs Weiße zur Ader zu lassen. Denn beide Finanzmänner, Morgan und Belmont, standen bisher, wie man auf gut Yankee'sch sagt, „on the best terms". Ein höchst charakteristischer Ausdruck, wonach die Feindschaft unter Geschäftsleuten etwas so Selbstverständliches wäre, daß die Zuneigung erst auf Vereinbarungen (terms) beruhen müßte. Morgan erklärt nun zwar nicht selbst, sondern läßt mehr durch die Southern Railway erklären, deren Präsident er nämlich ist, daß ihre Interessen sich mit denen der Louisville und Nashville keineswegs kreuzen. Außer der Southern Railway (nicht zu verwechseln mit der Southern Pacific) ließen sich noch zwei Reflektanten herausfinden, die von einer derartigen Verschmelzung erheblichen Nutzen hätten. Die Chicago Rock-Island- und die Illionois Centralbahn, und beide sind ebenfalls mit Morgan mehr oder weniger verquickt. Die Shares aller dieser drei Bahnen stehen zwischen 50 und 70 Prozent höher als die der Louisville und Nashville, was bei Zusammenlegungen schon in Betracht käme. Von der Southern Railway liegen auch viele Shares in Deutschland, nachdem England damit schon längst wegen der Richmond Terminal vorangegangen war.

„Too much out of the way" soll Herr Morgan des öfteren zurückkabeln, wenn man ihm neue große Transaktionen anbietet. Hier in diesem Falle scheint jener modernste Eroberer eher ein — Nahegefühl gehabt zu haben.

S. v. H.

Berichtigung

In dem Artikel „Unser Kohlensyndikat" von S. v. H., Heft 29, II heißt es S. 87, Z. 2 von unten Reedereifirma „Thyssen", statt „Haniel".

Die Redaktion

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Janssen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Litterarische Anzeigen

Die Zeit

Herausgeber **Friedrich Naumann.**

Die Zeit erscheint wöchentlich im Umfang des Lotsen.
Die Zeit kostet vierteljährlich durch Post und Buchhandel Mk. 3.—
Die Zeit ist in der Postzeitungsliste unter Nr. 8405 eingetragen.
Die Zeit bringt wöchentlich politische und volkswirtschaftliche, künstlerische, litterarische und feuilletonistische Artikel und Notizen.
Die Zeit schenkt den wichtigen Ereignissen der Woche ebenso lebhafte Aufmerksamkeit wie den tieferen Fragen der Gegenwart. Sie ist aktuell und gründlich, fesselnd und wissenschaftlich zugleich.
Die Zeit wird durchweg nach großen und einheitlichen, tiefen und eigenartigen Grundsätzen geleitet, sie ist kein Sprechsaalblatt, sondern ein Kampforgan, ein Wegebereiter neudeutscher Entwickelung.

Probenummern versendet jederzeit umsonst und portofrei

Der Verlag der „Zeit", Schöneberg bei Berlin.

Gustav Falke als Lyriker

Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier

Geb. M. 2.50, Brosch. M. 1.—

Ein prächtiges Buch! Eine Sammlung lyrischer Gedichte, wie sie unter den lebenden deutschen Schriftstellern wohl nur Detlev von Liliencron aufweisen kann. Eine Auswahl, die nicht für Feinschmecker allein zusammengestellt ist, sondern für das deutsche Volk, vor allem auch für die Frauen und Mädchen unseres Vaterlandes. Wir können das kleine Buch den Freunden deutscher Poesie nicht warm und herzlich genug empfehlen. (Hamb. Corr.)

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Totentanz von Karl Strecker

Buchschmuck von **Josef Sattler.** Preis 3 Mark.

Verlag **Aug. Harms, Hamburg, Grindelallee.**

Digitized by Google

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.

Peter Michel

Ein Roman von
Friedrich Huch.

Geh. 5 Mark.

Geschrieben ist diese Alltagsgeschichte ... und gesehen ist dieses stille deutsche Leben ... mit einer Tiefe der Beobachtung, einem Humor der Anschauung, mit einer gereiften Fähigkeit, die zarten und ergreifenden Untertöne des Seins kaum hörbar als eine süssschmerzliche Melodie durch die gleichgültigen Geschehnisse hindurchklingen zu lassen, mit einer kühlen und gedämpften Meisterschaft des Stils — kurz, mit dichterischen Gaben, die vereint dem Buche einen seltenen und kostbaren Zauber verleihen.

Ich muss gestehen, ich habe bei der Lektüre fast auf jeder Seite innegehalten und mit dem Gefühl intensiven Genusses gedacht: wie vorzüglich ist das gesehen, wie entzückend ist das gesagt. Peter Michel ist ein Buch, an welches man nach Wochen und Monaten noch immer mit der gleichen frischen Freude zurückdenkt.

(Gabriele Reuter im „Tag".)

Wir sehen in Peter Michel ein aussergewöhnliches Buch in mehr als einer Hinsicht. Von Humor ist das ganze Buch erfüllt, im letzten Drittel so stark, dass man, wenn man das Buch aus der Hand legt, es mit der Bezeichnung „humoristisch-satirischer Zeitroman" genügend charakterisiert glaubt. Doch nicht im Humor liegt für uns die wesentliche Bedeutung dieses Buches, wir erblicken sie vielmehr in der Tiefe, mit der seelische Vorgänge erfasst sind, mit dem Verstande erfasst und von dem Herzen wiedergegeben.

(Wilhelm Wintter in der „Nation".)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Einsamkeit.

Die Geschichte eines reinen Thoren. . . .

Von Richard Huldschiner.

Broschiert Mark 2.—, gebunden Mark 3.—.

„Einsamkeit" ist ein seltsam anziehendes, rührendes Buch. Heiße Empfindungen sprechen daraus hervor, süße Laute klagender Sehnsucht durchzittern es, und starke Fäden spinnen sich von der Seele des Einsamen zu den hohen Wundern der Gebirgsnatur.

(Breslauer Morgenzeitung.)

Wir folgen gern dem Fluge des Dichters, der die erhabene Schönheit der Alpenwelt besingt, der die Geheimnisse der Natur zu ergründen und den inneren Kontrast zwischen ihr und der Menschenseele zu offenbaren weiß. . . Das Buch ist wert, gelesen zu werden, denn Huldschiner ist ein Dichter.

(Hamburgischer Correspondent.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google

Verlag von Alfred Jansen, Hamburg

Versuche u. Ergebnisse der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg

Brosch. 2 M. Geb. 3 M.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen

Das natürliche Christentum.

Aphorismen von Stefan Rónay.

Geb. 1 M. 50 Pf.

Ich glaube, diese Aphorismen werden vor allem gebildete und vorurteilslose Katholiken anziehen, am meisten die, welche sich gegen die kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen spröde verhalten. Denn der Verfasser versteht es außerordentlich gut, diesen Dingen einen vernünftigen und einen christlichen Sinn abzugewinnen, vielleicht mehr als Protestanten ihm zugeben werden, die andererseits seine scharfen Urteile über katholische Mißbräuche gern unterschreiben werden. Sie finden aber in den ethischen und sozialen Aphorismen genug des Anziehenden. Man kann von solchen Aphorismen nicht verlangen, daß sie alle neu, geistreich und bei einer Länge von ein bis zwei Seiten scharf pointiert seien. Aber das muß man verlangen, daß sie dem Nachdenken, nicht einem augenblicklichen Einfall entsprungen seien, und daß der Nachdenkende nicht bloß andern nachgedacht, sondern selbständig gedacht hat. Das ist hier der Fall. (Blätter f. litt. Unterhaltung.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter) in Hamburg
Königlich schwedisch-norwegische Hofkunstanstalt
fertigt in ihrer Buch- und Steindruckerei
Aktien und Wertpapiere
Brief- und Siegelmarken
Merkantile Formulare
Geschäftspapiere aller Art
Strassenbahn- u.a. Billets
sowie alle einschlägigen Arbeiten in sorgfältigster Ausstattung

Firma 1870 gegründet.
Bei Baarzahlung höchster Rab. u. Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige
Längste Garantie.
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Fabrikate.
Fabrik:
Wilhelm Emmer
Berlin 500, Seydelstrasse
Preisliste, Musterbuch umsonst.
Allerhöchste Auszeichnung.

Familienheim für Erholungsbedürftige
Dr. Schwarz, Arzt
Bad Oldesloe Bahn Hamburg-Lübeck

„Victoria" feinster Naturbutter-Zwieback der Welt.
Trüller-Zwieback
Fürsten u. Könige führen ihn an ihrer Kaffeetafel. Gr. elegant lackierter Blechkasten mit 260 St. Mark 4.— franko ohne alle weiteren Unkosten.
Harry Trüller
Celle 45.
Grösste Zwiebackfabrik Europas. 12mal präm.

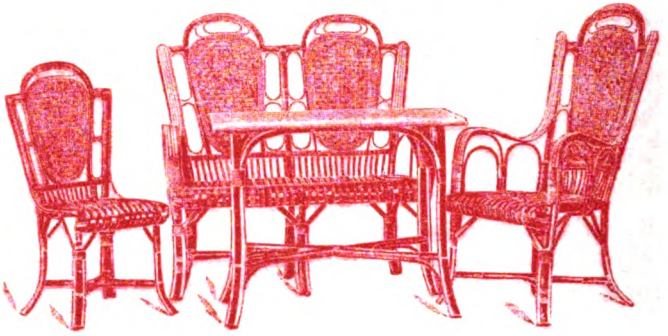
Dr. Ritschers Wasserheilanstalt
Lauterberg (Harz)
bedeutend erweitert und neu eingerichtet.
Prospekte vom Besitzer und Leiter **Dr. Otto Dettmar.**

Dr. Sommer's Pension und Erziehungs-Anstalt für **Blinde** und **Schwachsichtige** der besseren Stände
nimmt Kinder und Erwachsene beiderlei Geschlechts auf. Individuelle Behandlung, da Leiter selbst erblindet. Spaziergänge in der ländlichen und waldigen Umgegend. Mäßige Bedingungen. Erste Referenzen.
Prospekte stehen zur Verfügung.
Bergedorf bei Hamburg, Greves Garten 7.

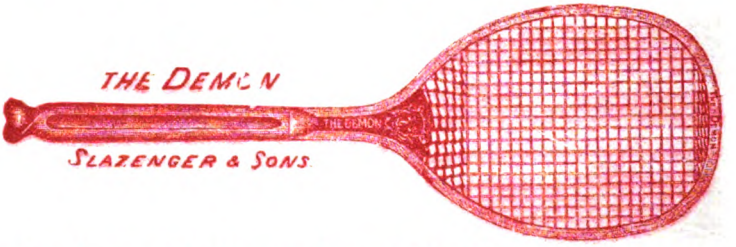
Digitized by Google

Garten- und Veranda-Möbel

in grosser Auswahl!



Lawn Tennis-Artikel.



Nur beste englische und amerikanische Fabrikate von Slazenger, Ayres, Spalding, Jefferies.

Croquet, Cricket, Polo, Golf, Hockey,

Football.

Kataloge gratis und franko.

R. BEINHAUER SÖHNE

Neuerwall 59 **HAMBURG** Neuerwall 59

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Die Verlagsbuchhandlung.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

II. Jahrgang 10. Mai 1902 Heft 32

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

		Seite
Über das Duell.	Oberlandesgerichtsrat Echte	151
Fidus.	Otto Grautoff	159
Kunst-Ausstellungen.	Karl Scheffler	163
Theodor Storms Jugendlyrik.	Dr. Hans Bethge	168
Gedichte von Camill Hoffmann		173
Gedichte von Maurice von Stern		174
Des Doktors Frau.	Frau von Doemming	175
Goldshares.	S. v. H.	178

Redaktion: Dr. S. Heckscher
Verlag: Alfred Janssen, Hamburg

Bezugspreis 3 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 30 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt Mk. 3.— für das Vierteljahr, Ausland Mk. 4.50.

Einzelne Hefte kosten 30 Pf.

Jeder Halbjahrsband wird geb. für Mk. 7.— geliefert.

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I, 388 oder 8074) — erforderlich.

Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.

Soeben erschien:

Ringendes Leben!

Dichtungen von

Felix von Fuchs-Nordhoff.

Brosch. 2 Mark. Geb. 3 Mark.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Einladung zum Abonnement

auf

Niedersachsen

Ill. Halbmonatsschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde, Sprache, Kunst und Litteratur Niedersachsens.

Redakteur für den hochdeutschen Teil: Herm. Heiberg, Schleswig,
Redakteur für den plattdeutschen Teil: Friedr. Freudenthal, Eintel.
Herausgeber und Verleger: Carl Schünemann, Bremen

Man abonniert beim Buchhändler oder bei der Post, Zeitungspreisliste No. 5556.

Preis vierteljährlich Mk. 1.50.

Zweck und Ziel der Zeitschrift ist die Pflege der Heimatliebe und der Heimatkunst. Charaktervoll, vornehm und künstlerisch in Wort und Bild, ist Niedersachsen bereits das Lieblingsorgan der Gebildeten aller Stände Nordwest-Deutschlands.
Carl Schünemann, Bremen.

Probe-Nummern überall hin gratis und franko. Auch die Buchhändler liefern Probe-Nummern.

Gicht

BAD SALZSCHLIRF, Bonifaciusbrunnen.

Rheumatismus, Steinleiden.

Prospekte, ein Heft Heilerfolge und Gebrauchsanweisung zur Trinkkur, welche, ohne das Bad zu besuchen und ohne Berufsstörung in der Heimat der Patienten, mit grossem Erfolg vorgenommen werden kann, werden kostenfrei versandt durch die Bade-Verwaltung.

Digitized by Google

DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift
· · · für deutsche Kultur · · ·

Redigiert von Dr. S. Heckscher

II. Jahrgang 10. Mai 1902 Heft 32

Der Nachdruck ganzer Beiträge ist verboten, genaue Quellenangabe bei jeder Entlehnung erforderlich

Über das Duell

Die erschütternden Duellaffairen, an denen die letzten Zeiten reich gewesen sind, rücken die oft erörterte Frage nach der „moralischen" Berechtigung oder Nichtberechtigung des Duells und nach dem Ausreichen oder Nichtausreichen unserer bezüglichen Strafbestimmungen oder ihrer Anwendung wieder in den Vordergrund allgemeinen Interesses. Diese Affairen sollten nun mit Nachdruck zu der Entscheidung führen, daß die moralische Berechtigung der Duelle verneint wird. Die Fälle Insterburg und Jena sind ein Hohn auf das Wort Civilisation, mit dem wir uns gern schmücken, und auch der Fall Springe vermag die moralische Berechtigung des Duells nicht darzuthun. — Wenn ein total Betrunkener — mag er auch günstigster, nicht einmal wahrscheinlicher, Annahme nach, nicht „in einem Zustande von Bewußtlosigkeit sich befunden haben, welcher die freie Willensbestimmung ausschließt" (§ 51 St.-G.-B.) — einen ihn unterstützenden, mit ihm nicht im geringsten verfeindeten Kameraden körperlich verletzt, so kann letzterer sich gar nicht dermaßen beleidigt fühlen, daß er mit ihm einen Waffenkampf führen muß der nach Art der Waffen sehr geeignet ist, den Tod eines oder beider Duellanten herbeizuführen. Es ist auch in dem Falle Insterburg ohne weiteres unglaubhaft, daß der von dem Betrunkenen Verletzte sich schwer beleidigt gefühlt hat. Grund des Duells war offenbar vielmehr nur der, daß die Ansichten der Standes- und Gesellschaftskreise, denen beide Gegner angehörten, eine Reinigung der angeblich schwer kompromittierten Ehre durch Blut erforderten, und daß der Fordernde wie der Geforderte diesen Ansichten nicht entgegentreten wollten, es um so weniger wollten, als die Gepflogenheiten ihres Standes ihnen Schmälerung ihres Ansehens und ihrer „Karriere", vielleicht sogar Zerstörung der letzteren drohten, wenn beide nicht das — ihnen ganz und gar nicht verhaßte — Dasein des anderen zu vernichten riskierten. Welch ein Verhältnis der beiden Wagschalen zu einander! In der einen Leben und unmittelbar bevorstehendes höchstes Glück dieses Lebens eines blühenden Mannes, zugleich das Lebens-

Digitized by Google

glück seiner Eltern, seiner Braut, zugleich Anspruch und Hoffnung seiner Mitmenschen und des Staates auf Lebensleistungen des Mannes, in der anderen eine fast besinnungslos — wenn nicht besinnungslos! — zugefügte, nicht bedeutende Verletzung, die abzubitten keine Unehre, sondern eine Selbstverständlichkeit für den Thäter gewesen wäre, deren Abbitte als Sühne entgegenzunehmen eine Zierde und ein Zeichen großer Auffassung für den Verletzten bedeutet hätte. Wenn eine Moral diese Wagschalen für gleichwiegend erachtet, so taugt die ganze Moral nichts, sie ist Unmoral und muß ausgerottet werden.

Nicht viel weniger tragisch liegt der Jenaer Fall. In früher Morgenstunde fallen von jungen Männern, die die Nacht ganz oder teilweise durchzecht haben, einige höhnische Bemerkungen, denen ein Schlag folgt. Dieser Schlag soll Blut und Leben fordern! Grauenhaft, diese Geringschätzung des Lebens anderer, gegenüber der Wertschätzung einer Rempelei. Und wenn auch hier noch die Duellanten die Notwendigkeit des möglichen Todes des Gegners für vorliegend gehalten hätten! Es ist aber nicht glaublich, daß sie so gedacht haben; hätte man in dem Momente, als sie sich mit den Waffen gegenüberstanden, in ihre Herzen sehen können, man würde solcher Frage Bejahung sicher nicht darin gefunden haben. Dennoch wählen sie eine Kampfesart, von der sie wissen, daß der Tod sehr leicht in ihrem Gefolge sein kann. Warum wählen sie so? Die Ehre verlangte es. Nein, die wirkliche Ehre verbot es, sie verbot dem Verletzten, ein Mehr an Sühne zu verlangen, als ihm an Ehre genommen war, und sie gebot dem Verletzer nicht, ein Mehr an Sühne zu gewähren, als seine That wert war, sie verbot es aber auch ihm geradezu, mit dem Gute seines Lebens zu spielen, auf das nicht er allein im moralischen Sinne Anrechte hatte. Vor allem aber verbot sie es ihm, auch noch das Leben des von ihm Verletzten zu gefährden.

Am erschütterndsten ist der Springer Fall. Hier ist — immer wie auch oben vorausgesetzt, daß richtig ist, was darüber gemeldet worden — die Beantwortung der Frage nach der moralischen Berechtigung des Duells schwerer. Will man sich auf den Standpunkt der christlichen Religion stellen, so ist die Antwort auch hier bedingungslos eine verneinende. Das alttestamentliche „Auge um Auge, Zahn um Zahn" hält nicht Stand vor dem fünften Gebot, und wenn dieses Gebotes Erfüllung nur dann für unerläßlich gehalten wird, wenn es leicht ist, ihm zu folgen, so hieße das, dieser Christ fände sich leicht mit den Geboten seiner Religion ab, deren Erfüllung er in täglichen Gebeten verspricht.

Daß das Gesetz das Duell verbietet, ist nicht immer und nicht ohne weiteres Beweis dafür, daß es unmoralisch ist, denn nicht immer ist es unmoralisch, gegen das Gesetz zu verstoßen, da dieses eine Fülle von Vorschriften hat und haben muß, welche der Aufrechterhaltung der Ordnung und des Friedens im Staate dienen, ohne mit der „Moral" irgend etwas zu thun zu haben. Wie stellt sich also der Springer Fall, abgesehen von Religion und Gesetz, zu der Frage nach seiner moralischen Berechtigung? Man wird diese Frage zuzulassen haben, sofern man sich nicht etwa auf den

Digitized by Google

Standpunkt stellen will, daß außer der Moral der christlichen Religion es überhaupt keine Moral gebe. Zunächst ist nun der Meinung nicht unrecht zu geben, wenn sie die in der Ehre der Gattin schwerst verletzte Ehre des Gatten nicht für minderwertig hält, gegen das Leben des Verführers gehalten. Diese beiden Wagschalen können für gleichwiegend gelten. Der Gatte kann begehren, daß der Verführer sein Leben hergebe für jenes hohe Gut, und dieser ist moralisch verpflichtet, sein Leben zu gewähren. Dies ist hier um so eher richtig, als nur ein Geringes fehlte, daß der Betrogene sich nach dem Gesetze ohne Einverständnis des Betrügers an diesem wenigstens irgendwie hätte vergreifen dürfen, dann nämlich, wenn er ihn bei der That ertappte. Der Begriff der Notwehr würde dann eine gewaltsame Verhinderung der Verletzung der Ehre des Gatten in irgend welchen Grenzen — es bleibt dahingestellt, in welchen — gestattet haben. — Ist aber nun weiter auch das unter der Lupe der Moral berechtigt, daß der Verführer nicht nur sein Leben dem Betrogenen darbietet, sondern selbst noch das Leben jenes gefährdet? Daß er sich, als Prämie seines Betruges, jenes Leben nehmen darf? Und ferner, ist es auf seiten des Betrogenen moralisch berechtigt, sein eigenes Leben dem Gegner noch zu dem Betruge hinzu zu offerieren, zu offerieren, obwohl Kinder und andere Berechtigte sich an dieses Leben hängten? Beide Fragen sind zu Ungunsten des Duells zu verneinen.

Die Verneinung ist schon mit dem Inhalte der Fragen gegeben: der Betrüger erweitert sein Unrecht, indem er die Möglichkeit schafft, daß er den Strafberechtigten tötet; daß er etwa „in die Luft zu schießen" sich vornimmt, muß außer Erörterung bleiben, denn mit der Absicht und ihrer Ausführung negiert er ja selbst das Duell, dann ist es kein „Duell" mehr, und der Umstand, daß Duellanten bisweilen so verfahren, spricht eminent gerade für die hiesige Auffassung, da er erkennen läßt, daß Duellanten selbst zurückschrecken vor der Möglichkeit, den Beleidigten („als Sühne!") noch zu töten. — Aber auch der Betrogene begeht ein Unrecht, denn einmal führt er den anderen in die Versuchung, so wie eben geschildert, sein Unrecht zu erweitern, und sodann schätzt er sein Interesse, seine Ehre, seine Rache höher ein, als er gegenüber dem ihn ans Leben fesselnden Pflichtenkreise dürfte. — Damit erscheint denn auch dies Duell auf beiden Seiten als eine Unmoralität, als eine solche zwar, welche bei dem Betrogenen eines tragischen Charakters und einer aus dem menschlichen Wesen resultierenden Erklärlichkeit, bei dem Betrüger eines sühneartigen Anstrichs nicht entbehrt.

Ist danach in diesen drei Fällen das Duell vom moralischen Standpunkte aus zu verurteilen, so ist in Ansehung der Verschiedenheit der drei Fälle, welche die beim Duell möglichen Komplikationen prinzipiell umfassen dürften und deren letzter gewiß geeignet ist, die Antwort schwer und zweifelhaft zu machen, so ist auch zu sagen, daß das Duell überhaupt verworfen werden muß. Nun erhebt sich vielfach und zwar mit einer gewissen Emphase und einer gegen die Duellgegner oft schlecht oder gar nicht verhehlten Geringschätzung das Wort „noblesse oblige" und „Moral hin,

Digitized by Google

Moral her, die beleidigte Ehre fordert von dem Ehrenmanne solche Sühne", „Nichtduell ist feige". Diese Sätze sind sämtlich ebenso wohlfeil und oberflächlich wie unberechtigt. Es ist nicht feige, sondern es gehört oft mehr Mut und meistens mehr Selbstbezwingung dazu, ein Duell zu unterlassen als es zu bestehen, denn schwerer als dem physischen Tode entgegenzusehen wird es vielfach gerade dem feinen Empfinden sein, fortan all die Mißachtung, all das Ausweichen der lieben Nächsten, all die gesellschaftliche und berufliche Zurücksetzung, das brütende innere Rachegefühl zu ertragen, die des ein Duell Weigernden oder nicht Provozierenden warten; der einsam, nur gestützt durch das Bewußtsein, nach innerster Überzeugung des Rechten gehandelt zu haben, seinen Weg gehen muß. Solche Männer sind meistens größere Helden als die manchmal auch ernsten Männer, meistens aber nur forschen Kerls, die sich duellieren und bei denen gar zu oft Furcht vor Blamage, vor Verlust von Stellung und Karriere den Grund ihres Thuns bilden, neben der Lockung, in vielen Kreisen zufolge des Duells mit einer Art Aureole umglänzt dazustehen. Und weiter „Moral hin, Moral her" etc. — das ist mittelalterlich, das ist Faustrecht. Die Prätension vorgeschrittener Civilisation verlangt Bezähmung solcher selbstschützerischen Neigungen. Daß sie in einem schwer Verletzten aufsteigen, ist erklärlich und mag dem Manne anstehen, daß er sie aber nicht niederzwingt, ist nicht Stärke, sondern Schwäche. Wir haben Gesetze, die für die Ordnung sorgen, und als ein solchen Gesetzen Unterworfener und sie in hunderten von Fällen für sich in Anspruch Nehmender soll auch der in seiner Ehre Verletzte dies thun. Demgegenüber hört man oft, „das Gesetz genüge nicht". Was daran richtig ist, darüber weiter unten, zunächst noch der Einwand „noblesse oblige". Er ist der schwächste, stützt sich auf „Tradition" und „Stand" und hat keine Begründung als die hochfahrender Selbstüberhebung, mangelnder Achtung vor Gesetz und Gerechtigkeit und unzureichender Durchbildung von Geist und Herz.

Daß sich bei Verwerfung des Duells zahlreiche Feiglinge hinter hochtönende Phrasen, unter dem Scheine vorstehend erörterter edler, selbstbewußter Motive verkriechen, ist zwar gewiß, kann aber die objektive Richtigkeit des Prinzips nicht beeinträchtigen und wird gemeiniglich auch erkannt und gewürdigt und bei gesetzlicher Sühne der betreffenden Fälle berücksichtigt werden.

Einer Mißdeutung ist noch vorzubeugen. Die gegebenen Deduktionen beziehen nur die Kämpfe auf Leben und Tod, nicht die studentischen und ihnen gleichstehenden Schlägermensuren, soweit sie sich in ihren „Bedingungen" in den üblichen, eine ernstliche Gefährdung der Duellanten selten mit sich bringenden Grenzen halten. Was bei ihnen etwa an Übermaß und frivoler Herbeiführung zu tadeln wäre, bleibe hier, weil das zu behandelnde Thema nicht deckend, außer Betracht. In einer Beziehung haben sie jedenfalls direkten Wert: sie stählen die Gewandtheit und den Wagemut der Jugend, sind gemeiniglich ein Ausfluß überschäumender Jünglingskraft und Jünglingsfreiheit und unterscheiden sich dadurch ganz essentiell von den hier verurteilten Duellen. Sie geben in letztgenannter Richtung sogar ein

Digitized by Google

erfrischendes Bild, und dies um so mehr, als sich heute, gegenüber einem auf der einen Seite stehenden unbändigen Selbständigkeitsdrange, einem Individualitäts-Erwachen auf der anderen, leise fort und fort schreitend, eine Neigung kundgiebt, welche die Ungebundenheit der Jugend, die den Menschen zur „Persönlichkeit" heranbildet, auf alle mögliche Weise einzudämmen, die jungen Männer auf Schritt und Tritt zu kontrollieren sucht — eine unendlich verkehrte, den erzieherisch sehr hohen Wert der Austobensjahre ebenso wie die Schädlichkeit jedes geistigen „Drills" gründlich und zum Nachteil des Einzelnen wie des Staats verkennende Neigung. Schablonen haben wir genug, wir wollen *Männer* haben, Männer mit eigener Art, eigenem Können, eigener Meinung, wohl dabei mit Ehrerbietung vor Erfahrung und abweichender Ansicht, aber auch mit Rückgrat und edlem Freimut. Und solches können auch die „Jugendspiele" der Schlägermensuren in mehr als sandkornmäßiger Weise fördern.

Und nun zurück und zu der wichtigen Frage: wie verhält sich unsere Gesetzgebung gegenüber dem berechtigten Verlangen, daß die verletzte Ehre stark und energisch geschützt werde? Letzteres muß der Fall sein, wenn man der oben vertretenen Ansicht Rückhalt und praktische Erfolge geben, wenn man nicht widerwillig einem Haupteinwande der Duellanten eine gewisse Berechtigung zuerkennen will. „Die gesetzliche Sühne ist in schweren Fällen zu kläglich." Und in der That, und leider fehlt es an dem starken, richtigen Schutze, sowohl bei den Strafen wegen Beleidigung wie bei denen wegen Duells, sowohl in materiellrechtlicher wie in prozessualer Beziehung, sowohl im Gesetze selbst wie oft in dessen Anwendung. Gegenüber den Strafen wegen Diebstahls, Sachbeschädigung, Hausfriedensbruch ist die Beleidigung im Strafgesetzbuche zu ungünstig geschützt. Sie wird im einfachen Falle (§ 185) nur mit Geldstrafe bis zu 600 Mk. oder mit Gefängnis bis zu einem Jahre, und wenn sie mittels einer Thätlichkeit begangen wird, mit Geldstrafe bis zu 1500 Mk. oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren geahndet. Auch die „üble Nachrede" (§ 186) untersteht nur der erstgenannten Strafandrohung und erst im Falle der „öffentlichen" Beleidigung der letzteren. Sogar der, welcher wider besseres Wissen üble Nachrede begeht, der hinterrücks dem anderen die Ehre abschneidet, wissend, daß er lügt, der die moralische und oft die physische Existenz des Nächsten vernichtet (welcher wohl die Wirkung des schleichenden Giftes spürt, im Benehmen seiner Mitmenschen, im Geschäfte, im öffentlichen Leben, überall, wohin er kommt, aber die Ursache nicht kennt), sogar dieser größte aller Schurken soll nur mit Gefängnis bis zu zwei Jahren, in gewissen Fällen bis zu fünf Jahren bestraft werden können. Solche Bestimmungen kongruieren nicht mit unseren übrigen Strafnormen und nicht mit dem Werte der Ehre. Im letzten Falle wäre hart und schroff auf Zuchthaus, bei „mildernden Umständen" auf Gefängnis, etwa nicht unter sechs Monaten, zu erkennen, in den anderen Fällen auf Geldstrafe mit sehr hohem Maximum oder auf Gefängnis bis zu fünf Jahren.

Dieser Mangel ist aber nicht der schlimmste. Die *Handhabung* des Gesetzes müßte eine strengere, namentlich aber eine die Besonderheit der

Digitized by Google

Fälle seiner unterscheidende sein. Daß damit nicht gemeint ist, jedes Geschimpfe halbwüchsiger Burschen, hysterisch-lügenhafter Mädchen, alter Marktweiber und in der Ehren-Wertschätzung lax gewordener oder stets lax gewesener Subjekte solle drakonisch bestraft werden (solche „Strafthaten" werden sogar oft durch viel zu hohe Strafen gewürdigt), bedarf kaum der Hervorhebung. Der Takt im konkreten Falle muß das Richtige treffen, die Gerechtigkeit muß nicht darin gefunden werden, alle Fälle gleich zu behandeln, sondern gleiche Fälle gleich zu behandeln, d. h., da es niemals zwei in jeder Beziehung gleiche Fälle giebt, alle Fälle verschieden, alle individuell zu behandeln. Dazu gehört aber, auf das subtilste alle Einzelheiten des Falles zu berücksichtigen: Motiv der That, Persönlichkeit des Thäters, Persönlichkeit des Verletzten (und zwar mehr die innere als die äußere beider), Ort, Zeit, spezielle Veranlassung der That, Erfolg derselben, d. h. äußere und innere Wirkungen für den Verletzten, sonstige Begleitumstände u. a. Die Theorie und noch mehr die Praxis des „Strafmaßes" ist eine der schwierigsten, noch ganz ungelösten, vielleicht in Ansehung der Subjektivität alles menschlichen Urteilens (trotz ernstesten Strebens nach Objektivität) nur bedingt lösbaren Probleme der Strafrechtswissenschaft.

Um über alle die erwähnten und andere Punkte distinkteste Aufklärung zu erhalten, ist schon das der Hauptverhandlung vorhergehende Strafverfahren sorgfältigst auszugestalten, und die Strafprozeßordnung bedarf mehrfacher Änderungen. Als für einen wirksamen prozessualen Schutz des Ehrverletzten bedeutsam mag auf wenige Momente kurz hingewiesen werden:

1. Falls die Staatsanwaltschaft die Verfolgung der That nicht übernimmt, müßte im sog. Privatklageverfahren (eine schon viel erörterte Frage) der Privatkläger (d. i. der Beleidigte) als Zeuge vernommen werden können, nach Ermessen des Gerichts eidlich. Es ist ein Unding, daß, wenn Zeugen der That nicht vorhanden, der Verletzte dadurch schutzlos wird, daß er Privatklage erheben muß, in deren Laufe er jetzt nicht Zeuge sein kann, während im „öffentlichen" Verfahren, welches die Staatsanwaltschaft betreibt, seine Vernehmung und Beeidigung erfolgen würde.
2. Das Verfahren müßte aufs äußerste beschleunigt werden. Nur schnelle Sühne der Beleidigung, darin haben die Duellfreunde recht, ist volle Sühne; ein rechtskräftiges Urteil nach einem Jahre hat abgeschwächte Wirkung: der Beleidigte hat so lange unter dem Drucke der nicht erfolgten Vergeltung gelitten, der Beleidiger hat inzwischen das, anfangs vielleicht gehegte, Gefühl des Unrechts verloren und die Mitmenschen das Interesse, die That hat derzeit ihre Wirkung geübt, die Sühne der That geht fast spurlos vorüber.
3. Auf Antrag des Verletzten müßte, auch in jetzt im Gesetze nicht vorgesehenen Fällen, die Öffentlichkeit der Verhandlung ausgeschlossen werden können.

Digitized by Google

4. Die Vollstreckung der Strafe müßte rasch und rücksichtslos erfolgen. Bei hohen Freiheitsstrafen ist eine sofort in der Verhandlung erfolgende Verhaftung des Thäters oft von einer dem Sühnezweck in sehr hohem Maße dienenden, auf den Thäter, den Verletzten und die Menge gleichmäßig großen, befriedigenden, niederdrückenden bezw. Respekt einflößenden Wirkung.
5. In allen Fällen müßte eine Publikation des Urteils, und zwar auch mit den „Entscheidungsgründen", erfolgen können.
6. Eine feine und geschickte Leitung der Verhandlungen müßte dahin wirken, daß der angeklagte Beleidiger nicht unter der Schutzdecke des Anklagezustandes „in Wahrnehmung berechtigter Interessen" (§ 193 St.-G.-B.) den Verletzten noch mit Schmutz bewirft. Hier ist es ungeheuer schwer, immer das Richtige zu treffen, denn dem Wunsche, dem Verletzten in jeder Richtung Sühne zu gewähren, steht die dringende Notwendigkeit gegenüber, daß der Angeklagte in seiner Verteidigung nicht unzulässig beschränkt wird. In erster Linie kommt es auf den Anstand des Beleidigers selbst an. Gar zu häufig artet die Verteidigung aus, es werden Dinge hineingezogen, die nichts mit Würdigung der Strafthat gemein haben, die das Bild derselben verwischen, die ernste Gerichtsverhandlung zu einer Schaustellung machen und oft auch wesentlich solche Zwecke verfolgen. Aber nicht nur der Angeklagte und sein Vertreter, auch das Gericht kann viel dazu thun, derartiges zu vermeiden. Das Gericht geht zu häufig lieber auf die unnötigsten Beweisanträge ein, als daß es riskiert, an einer der formalistischen Klippen der Strafprozeßordnung zu scheitern und eine Zurückverweisung der Sache zu erneuter Verhandlung seitens des Revisionsgerichts zu gewärtigen. Freilich gar zu sehr verdenken kann man es, zumal in sehr großen Sachen, dem Gerichte nicht, so zu verfahren, denn die erneute Verhandlung nach längerem Zeitablauf giebt ohne Zweifel weniger Sicherheit, daß ein richtiges Bild der That herauskommt, als die erste Verhandlung; außerdem erwachsen den Beteiligten nur neue Kosten und Beschwerlichkeiten. Wie dem aber auch sei, vielfach kann Unnötiges aus der Verhandlung ausgemerzt werden.

Diese Ausführungen geben nur einige wesentliche Momente, durch welche die Scheu des Beleidigten und gerade des Feinfühligsten, der Staatsbehörde die Vergeltung für Verletzung seiner Ehre anzuvertrauen, gehoben oder vermindert und die Garantie vermehrt wird, daß eine würdige und volle Sühne stattfinde. Ist das der Fall, so wird die Selbstrechtnahme schon mehr und mehr schwinden. Sie wird aber vielleicht auf ein Minimum reduziert werden, wenn der Duellant in den Strafen wegen Zweikampfes nicht mehr vor den Körperverletzern und Tötenden prinzipiell privilegiert wird.

Der Zweikampf ist im St.-G.-B. ein Delikt „für die Vornehmen."

Digitized by Google

Dieser Charakter muß ihm genommen werden. Was ist wohl am Falle Insterburg vornehm? Das Kind muß beim richtigen Namen genannt und behandelt werden, als Körperverletzung, Körperverletzung mit tötlichem Erfolge, Totschlag oder Mord. Die Paragraphen über Zweikampf müssen (Ausnahme s. unten) gestrichen werden. Die Besonderheiten des Falles eines Duells wird der gerechte Richter — und wir dürfen ohne Anmaßung von dem Gerechtigkeitssinne unserer Richter eine gute Meinung haben — auch ohne jene Paragraphen, unter Anwendung des weiten Strafrahmens, würdigen, und es können dabei alle Schattierungen des Duells, von dem frivolen Spiel mit Menschenleben bis zu der erklärlichen, wenn auch immer noch verwerflichen Selbsthülfe in ernsten Fällen, die angemessene Beurteilung durch Todesstrafe, Zuchthaus, Gefängnis, Geldstrafe, weit besser als jetzt, erfahren. Nur eins wäre empfehlenswert: im Falle des Mordes mildernde Umstände zuzulassen und bei deren Vorhandensein dem Richter die Befugnis, nicht die Pflicht, zu geben, auf Zuchthaus nicht unter 5 Jahren zu erkennen. Diese Zulassung wäre nicht nur in Berücksichtigung des Duells, sondern überhaupt empfehlenswert, denn nicht jeder Mörder verdient den Tod; dem richterlichen Ermessen gebührt so viel Spielraum wie nur möglich, erst dann läßt sich der Fülle der verschiedenen Gestaltungen der Straftaten gerecht werden. — Für die Berechtigung einer Festungshaft, die nur eine Konzession an die angebliche Noblesse der Duelle ist, fehlt jeder Platz, durch sie führt man die vorn verbotenen Duelle durch die Hinterthür mit einer Verbeugung gegen die Duellanten wieder ein, und wenn es heißt, dem Duell lägen oft edle Motive zu Grunde, so ist auf die früheren Ausführungen zu verweisen und ferner zu erwidern, daß solche Motive auch beim gewöhnlichen Morde und bei der Körperverletzung vorliegen können.

Bei Unterstellung des Zweikampfes unter das reguläre Strafsystem des St.-G.-B. würde nun allerdings die „Herausforderung zum Zweikampf" (§ 201 St.-G.-B.) wie das „unblutig" verlaufende Duell straflos ausgehen können, jedoch (abgesehen von § 49a St.-G.-B.) nur selten, denn meistens wird, bei letzteren wenigstens, ein „Versuch der Tötung" vorliegen, es ist das im Einzelfalle Thatfrage. Gleichwohl möchten in diesen Fällen aus kriminalpolitischen Gründen, zur noch mehreren Verhütung des Duells, die besonderen Bestrafungen der „Herausforderung" und des unblutigen Duells bestehen zu bleiben haben, mit der Modifikation, daß auch hier, anstatt Festung, die Gefängnisstrafe eingeführt würde.

Die Bestrafung der Kartellträger hätte sich als die von „Gehülfen" entsprechend dem Vorstehenden zu gestalten.

Wenn all dieses, was nach den Zwecken dieses Aufsatzes nur Andeutungen eines neu auszubauenden Systems geben soll, in der öffentlichen Moralansicht, in Legislatur und Judikatur berücksichtigt würde, dann wäre zu hoffen, daß es nicht mehr als anständig oder vornehm oder notwendig gälte, sich zu duellieren, daß der Beleidigte sich bezähmte in seinem Rachedurste, daß er wie die Gesamtheit das Vertrauen hätten, der Staat werde am besten und würdigsten strafen, daß dies Vertrauen sich als zutreffend

Digitized by Google

erwiese und daß so die grauenhaften, jeder ausgleichenden Gerechtigkeit hohn sprechenden, einer hochstehenden Kultur unwürdigen Resultate des Eigenschutzes, von ganz vereinzelten Ausbrüchen einer übermäßigen Leidenschaftlichkeit oder im Übermaß zertretenen Ehre abgesehen, schwänden, Resultate, die jetzt nur zu oft das Volk erregen und einen Teil von ihm in dem Ansturm gegen die Staatsordnung — nicht mit Unrecht — bestärken.

Celle. Oberlandesgerichtsrat Echte

Fidus

Wenn man von den besten und edelsten Künstlern des heutigen Deutschlands spricht, wird im allgemeinen der Name dessen nicht genannt werden, dem diese Betrachtung hier gewidmet sein soll. Obwohl Fidus jetzt schon seit einem Dezennium schöpferisch thätig ist, darf uns das vielleicht nicht einmal wunder nehmen, daß in keiner Kunstgeschichte sein Name zu finden ist; denn auf fast keiner Kunstausstellung, auf keinem Bildermarkt und in keiner Galerie begegnen wir seinen Werken. Wie sollen da die Kunsthistoriker und zünftigen Kunstkritiker ihn kennen und gar richtig und erschöpfend bewerten lernen? Und doch sind in den letzten Jahren in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften mehrfach Abhandlungen erschienen, die von seinem bisherigen Schaffen und seiner eigenartigen Stellung in unserer modernen Kunstentwickelung Zeugnis ablegen. Diese Aufsätze rühren nicht von Gelehrten her, sondern größtenteils von Schriftstellern, die eine Wahlverwandtschaft mit dem Künstler Fidus in sich entdeckten und in seinen Werken die sichtbar gewordene Sehnsucht nach einer neuen Kultur unter dem Zeichen der Schönheit erkannten, die Verkörperung der ringenden Menschenseele nach innerer Vollendung und edler Glückseligkeit. Diesen Wenigen, die ihn schätzen gelernt haben, bedeutete die Berührung mit seiner Kunst eine gewaltige, seelische Offenbarung; so wird es jedem ergehen, der sich in die Welt seiner Kunst hineinlebt. Und in jedem unter uns schlummert die potentielle Veranlagung, diese Welt der Schönheit zu begreifen, in sich aufzunehmen und ihre beseligende Wirkung an sich zu erfahren; es gilt nur diese Gaben zu wecken, sie jedem Menschen bewußt zu machen, damit wir alle zu Sonnenwanderern werden. Die Zahl der Künstler ist heute nicht allzu groß, die uns in ihren Schöpfungen ethische Werte vermitteln und die in jedem ihrer Werke ihre Weltanschauung wiederspiegeln. Wir haben zwar in Deutschland heute eine große Reihe bedeutender Maler, trefflicher Graphiker, bewundernswerter Zeichner und hochbegabter Plastiker; aber sind sie nicht meistens zu sehr Fachmenschen, die jeder für sich ein Gebiet bebauen, über dessen Grenzen sie nicht hinaus kommen? Keiner nimmt Rücksicht auf den andern, keiner denkt an ein Zusammenwirken aller zu Nutz und Frommen eines Gesamt-

Digitized by Google

kunstwerkes als dem Ausdruck unserer wilden Schönheitssehnsucht. Wir können heute keine gotischen Kirchen mehr bauen, denn das Empfinden, dem sie ihr Dasein verdanken, ist in uns gestorben; uns fehlt die fanatische Kraft des Christenglaubens. Und doch sind wir nicht ärmer geworden in unserem Gemütsleben, wenn auch die kirchlichen Vorstellungen unserer Väter uns Heutigen nichts weiter bedeuten, als tote und inhaltslose Schemen. Der Begriff der Liebe, den das Christentum erst für das Menschengeschlecht aus der Tierheit erlöste, ist im Laufe der Jahrhunderte durch die Erkenntnis so sehr gewachsen, daß die Liebe die Kraft gewann, uns über alle kleinliche Dogmatik emporzuheben zu einem höheren Dasein, in dem wir als den einzigen Gott die Schönheit verehren. Es ist unsere religiöse Begeisterung und unsere Gottesverehrung nicht schwächlicher und kleinlicher als die unserer Väter; wie eine wilde Lohe flammt unsere Sehnsucht zur Schönheit, und wir sinken anbetend vor ihr auf die Kniee. Die Empfindungen, aus denen Klinger seine gewaltige Radierung „An die Schönheit" schuf, haben frühere Generationen nicht gekannt; es sind neue Momente in der Geistesgeschichte der Menschheit. Die Sehnsucht unserer Zeit aber geht weiter darüber hinaus; sie verlangt nach Tempeln, in denen im Zusammenwirken von Architektur, Plastik und Malerei dieser Schönheitsreligion sichtbarer Ausdruck verliehen wird. Tempelkunst! Dieses Feldgeschrei erfüllt unsere Tage, und Fidus ist einer der Ersten, der diesem Zeitempfinden Gestaltung gegeben hat in seiner Kunst. Wir sind der Schopenhauerschen Sensationen satt und fühlen uns wieder stark und gesund, um fortdauernd an uns zu zweifeln. Positiver Optimismus, der Glaube an uns selbst und das Vertrauen auf unsere Kraft sollen uns lehren, uns die Erde zu erobern und uns auf Erden durch die Schönheit eine ästhetische Kultur zu schaffen. Aus diesen Empfindungen ist Fidus herausgewachsen; und nur von diesem Standpunkt können wir ihm gerecht werden. Wenn wir in der zeitgenössischen Litteratur nach geistigen Parallelen zu seiner Persönlichkeit suchen, so finden wir sie in den Kreisen, die sich in Berlin um die Gebrüder Hart, Bruno Wille und Wilhelm Bölsche sammeln, und die in München vornehmlich Lothar von Kunowski vertritt. Das ist aber nicht etwa so zu verstehen, als ob Fidus der Illustrator der Ideen jener Philosophen und Ästheten sei; er ist nicht mit den Klassizisten von Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts und nicht mit den Nazarenern vom Beginn des neunzehnten Jahrhunderts so nahe verwandt, wie es oft hervorgehoben wurde, denn seine Kunst ist nicht wie die der ersteren der Ausdruck rein archäologischer Erinnerungen, auch nicht wie die der letzteren der Ausdruck einer naiven Schwärmerei für mittelalterliche Mystik, er ist auch kein „litterarischer" Maler, sondern er offenbart uns in seinen Schöpfungen die glücklichsten und freiesten Triebe und die heiligsten, seelischen Empfindungen unserer Generation, die Sonnenwanderer-Sehnsucht unserer Zeit. Seine Kunst weist in die Zukunft und birgt gewaltige Entwickelungsmöglichkeiten in sich. Sie ist für uns das Erziehungsmittel, das jede hohe und wahrhaft große Kunst als einzigen Zweck in sich schließen muß; sie will uns zur Schönheit erziehen und uns lehren, die Kunst in das Leben zu tragen,

Digitized by Google

so daß die Kunst nicht mehr eine Sonntags- und Feiertagsangelegenheit für uns ist, sondern ein Alltagsbedürfnis; sie soll mit ihrem strahlenden Nimbus unser ganzes Dasein verklären. Eine neue Religion spricht aus dem Werke des Fidus; ihr Gott heißt Schönheit; lernen wir inbrünstig zu ihr beten!

Dieses Ja-Sagen zum Leben, dieses tapfere und mutige Hineinstürmen ins Leben thut uns not in einer Zeit der Maschinenkultur, die durch Negation und Kritik zerfressen ist und bisher im monumentalen Sinne unschöpferisch war. Es fehlen dem Künstler aber heute noch die Mittel und Aufträge, um seine Gaben frei entfesseln zu können; er muß, um den Lebensunterhalt zu verdienen, sich auf einem kleineren Gebiet bethätigen; es ist die Zeichnung und die Buchillustration.

Die Anfänge der Thätigkeit von Fidus für das Buchgewerbe liegen acht bis neun Jahre zurück. Seine ersten Schöpfungen waren hier die Kunstbeilagen zu der theosophischen Monatsschrift „Die Sphinx", die ziemlich allgemein bekannt sein dürften. Schon an diesen frühen Arbeiten ist vornehmlich zu rühmen, daß sie nicht in geistlose und fade Bilder übersetzten Text darstellen, sondern frei erfundene Paraphrasen und dadurch schon als Prototype zeichnerischer Erzählung hingestellt werden dürfen. Als 1896 die „Jugend" gegründet wurde, trat Fidus von Anbeginn an mit in die ersten Reihen ihrer Mitarbeiter und veröffentlichte hier im Laufe der Jahre zahlreiche Zeichnungen, von denen ich besonders das „Glück", den „Parzival", den „Pilger", „Schwüle", „Wasserrosen" und „Walpurgisopfer" hervorheben möchte. Daran reiht sich dann mannigfaltiger Buchschmuck; seine bedeutendsten Schöpfungen auf diesem Gebiet finden sich in Franz Evers, „Hohe Lieder", Henckell, „Gedichte", Wille, „Offenbarungen des Wachholderbaums", und Stucken, „Balladen". Ihnen schließen sich eine große Reihe kleinerer Vignetten, Plakate und Titelblätter an; von letzteren dürften als die schönsten diejenigen gelten zu den theosophischen Schriften von Franz Hartmann, „Karma" und „Jehosua" (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Von den größeren Arbeiten von Fidus seien hier genannt der Schwarzsilhouettenfries „Per aspera ad astra", den er in seinen jüngsten Jahren mit Dieffenbach zusammen entwarf; ein zweiter Schwarzsilhouettenfries „Frühlingsfestzug" in dem Restaurant zum „alten Jägersmann" in München, die Ausschmückung eines runden Turmzimmers mit gotischem Gewölbe in einer Villa in Schönstadt, wo sich für Fidus zum ersten Male eine Gelegenheit bot, praktische Versuche im Kleinen für einen monumentalen Tempelkunststil zu machen; endlich eine Anzahl von Gemälden, Landschaften und symbolischen Figurenkompositionen: der „Wolkenmann", „Schöpferschmerz", „Böcklinstandbild", „Die That" und andere mehr. Oft ist es das Weib, das Fidus darstellt; im Weibe sieht er den klarsten Spiegel seelischer und gemütvoller Empfindungen. Er schildert das Weib bald als die gütige Geberin, bald als die anmutige, keusche Fürsorgerin, dann wieder als den bösen Dämon des Mannes, der ihn zu Boden zerrt und unter die Füße tritt. „Des reifen Mannes Leben dreht sich um das Weib; aus diesem Spiel erwachsen Glück und Unglück, Reinheit und Verderbtheit." Fidus hat alle Phasen dieser Entwickelung in den

Digitized by Google

Bereich seiner Darstellung gezogen; oft läßt er seinen idealen Traum durchschimmern von einem edlen und klaren Kameradschaftsverhältnis zwischen Mann und Weib. In seiner „Mythe“ hat er ein nornenhaftes Mädchen dargestellt, das im Abenddämmern mit verklammerten Händen an einer Brüstung sitzt und mit überspannter Sehnsucht über die Schulter den Beschauer anblickt. Sie mutet uns an wie eine fremde Gestalt aus fernen, unbekannten Landen. Wir blicken ihr in die grauen Augen und finden in diesem wilden Ur-Menschenkinde, in dem wir den Gegensatz zu dem heutigen Kulturmenschen erblicken, dieselbe tiefe, inbrünstige Sehnsucht, die unser innerstes Fühlen durchglüht. Diesem Geschöpfe, das nichts von unserer jahrhundertlangen, intellektuellen Entwickelung weiß, müssen wir uns verwandt fühlen; in ihr erblicken wir unsere eigene seelische Wesenheit und erkennen ahnend die gewaltige Macht und unbegreifliche Einheit der Seelenwelt.

Es ist ja zu wünschen und zu hoffen, daß Fidus über kurz oder lang größere Aufgaben gestellt werden; immer aber wird ihm auch schon nach seinen jetzigen Leistungen der Ruhm bleiben, die moderne Buchkunst wesentlich gefördert zu haben. Fidus bedeutet in ihr eine starke, individuelle und echt und rein germanische Note. Sein Buchschmuck zeichnet sich durch Prägnanz und Klarheit im Ausdruck und durch das gewaltige seelische Leben seiner Zeichnungen aus. Auch als Zeichner tritt er technisch oppositionell dem Zeitgeist entgegen, indem er die Linie der Karikatur entreißt, sie vom nüchternen Beschreiben zu befreien sucht und sie dagegen musikalisch und melodiös verwertet. In seinen Zeichnungen giebt er mit den verständlichen Mitteln der Form Symbole des Geschehens; jede Linie ist Empfindungsträger, der die Begriffe andeutet; das gilt auch dann, wenn die Linie als Umrahmung oder als Hintergrund eines organischen Gebildes nicht an eine organische Form gebunden ist. Auf dem kleinsten Raum sind mit den schlichtesten Mitteln jedesmal starke, elementare Empfindungen der Menschenseele verlebendigt.

Überall finden wir in seinen Arbeiten ein kühnes, glühendes Temperament und eine wilde, urwüchsige Kraft; man wird oft versucht, Fidus mit Michelangelo zu vergleichen; es steckt in Fidus ein dem großen Florentiner verwandtes Empfinden. In seiner letzten Sonderausstellung bei Gurlitt in Berlin im Winter 1898 waren auch die ersten Entwürfe zu sehen zu einem großen Fries der Besamung, den Fidus als eine monumentale Dekoration in Farben für einen Tempel gedacht hat, gleichsam wie ein Hoheslied auf das Liebesleben in der Natur. Sein im Herbst bei Bruns in Minden erscheinendes Sammelwerk, mit Text von Wilhelm Spor, wird auch hiervon eine Probe geben; es wird wohl nicht geringes Aufsehen erregen und das Urteil über Fidus für künftighin ganz anders gestalten lehren. Man wird dort sehen, wie dieser Künstler, dessen identisches Material nach dem bisherigen Urteil allein die Linie ist, mit herben, mit kräftigen, leuchtenden und scharf, aber harmonisch kontrastierenden Farben umzugehen weiß, und wie er auch die Farbe als einen Ausdruck seelischer Affekte zu verwerten versteht.

Digitized by Google

Fidus steht im besten Mannesalter — er ist 1868 in Lübeck geboren —, er hat uns bisher in seiner Kunst Thaten geboten, die unser Vertrauen zu ihm geweckt haben. Er wird weiterschreiten auf seinem Wege und sich zu noch Größerem durchringen — sein Ziel ist der Traum jedes idealen Menschen. Fidus scheint berufen zu sein, uns diesen Traum zu erfüllen.

München Otto Grautoff

Kunst-Ausstellungen

Nur bedeutende Kunstwerke haften im Gedächtnis. Sie werden zum Erlebnis und erheben sich als Lebensmale an den Kreuzwegen der Erinnerung; gegen die unendlichen, täglich wechselnden Sinneseindrücke behaupten sie sich siegreich durch ihre symbolische Kraft, die, wie der Schlüssel einer Geheimschrift, Ordnung ins Gewirr der Vorstellungen bringt. Wer darum, mit redlichem Bemühen, dem Schaffen der Kunst gegenüber einen Standpunkt gefunden hat und für die Sprache der Temperamente empfänglich ist, wird durch das Spiel der Erinnerung in Besitz eines ziemlich sicheren Kriteriums gesetzt. Freilich: bevor man Kunstwerke an der ästhetischen Gedächtniskraft prüft, gilt es, die eigenen Instinkte zu schulen, damit sie richtig reagieren; die Stimmgabel muß zuerst nach dem Ton genau konstruiert werden, bevor der Ton wiederum nach ihren Schwingungen gemessen werden kann. Das vorausgesetzt, ist es sehr lehrreich, auf die Reflexe längst empfangener Eindrücke zu merken und die still fortwirkende Logik ästhetischer Sensationen intellektuell zu unterstützen. Bei solcher Selbstbespiegelung lernt man sowohl die wesentlichen Linien des Künstlerwollens, wie die der eigenen Erkenntnisform genauer kennen, und wie man sich in diesem geistigen Vorgange dem Schaffenden intensiv nähert, so findet man sich plötzlich auch inmitten der Probleme, die die gesamte Kunst bewegen, mit deren Lösung viele Fragende beschäftigt sind. Denn ein ernstes, uneitles Bemühen um die Wahrheit führt stets dahin, das Allgemeine zu empfinden. Was anfänglich nur Gefühl war, wird zu einer Disputation mit dem Geiste der Zeit, und der in solchem Prozeß erzogene Verstand erwirbt die Fähigkeit, kritische Entscheidungen zu treffen, die mehr als persönliche Geltung haben, weil ideale Lebensfragen des Volkes sich darin spiegeln. —

Ein Rückblick auf die vielen Kunstveranstaltungen der Wintersaison hat das traurige Ergebnis, daß nur wenige Werke aus der großen Menge ausgestellter Arbeiten bleibende Eindrücke hinterlassen haben. Aus dem Gedränge treten drei, vier Persönlichkeiten hervor; alles andere ist wie ein unterhaltendes Wandelpanorama vorübergezogen, ohne Spuren ins Gedächtnis zu graben. Welche Summe von Fleiß und Hoffnung war trotzdem in all dieser Kunstarbeit niedergelegt! Groß genug, um den Gang der Kultur zu verändern, wenn die umfassende, jetzt mit halben Kräften

Digitized by Google

spielende Thätigkeit organisiert und praktisch fruktifiziert werden könnte. So aber gleicht die im sozialen Milieu stetig anwachsende Schar der Künstler einer Kolonie von Nagetieren, die, mit beschaulichem Fleiß Gänge und Vorratskammern in einen Berg graben. Die tausendfache Minierarbeit unterhöhlt die feste Masse, und eines Tages treten Stürze ein, die das Thal bedrohen und die ahnungslosen Verderber zuerst vernichten.

Nicht einmal eine freundliche Stimmung weiß die Mittelmäßigkeit zu schaffen. Ein düsterer, verzweifelter oder unsäglich banaler Geist ist am Werke, eine Ratlosigkeit, die schließlich zur Natur flieht und — um von der Malerei zu reden — vor der Landschaft das Ach und Weh lyrisch ausstammelt. Nirgend eine freudige Note, als bei den niedersten Handwerkern der Kunst; und die Unlust nirgend zur Kraft, zur titanischen Verzweiflung gesteigert. Hier und da trifft man tüchtiges Können; doch wird man seiner nicht froh, weil es im Dienste der Temperamentlosigkeit steht. Die Flügel sind gebrochen, die noch in der Romantikerzeit so stolz der sinkenden Sonne entgegen rauschten; man spürt nicht mehr Wärme der Empfindung, aber ebensowenig eisige Kälte. Die laue, müde Temperatur der Mutlosigkeit brütet über den Ausstellungssälen, und wo ein starker Ton erklingt, ist es fast immer ein nach lautem Erfolg brünstiger Schrei der mit Künstlichkeiten operierenden Eitelkeit.

Ich muß die Programmbücher hervorkramen, um mich zu besinnen, was eigentlich an neuen Bildern zu sehen war; und auch dann noch muß ich mich äußerlicher Begleitumstände erinnern, damit das Gedächtnis einiges herausgiebt. Es ist aber der Tod eines Kunstwerks, wenn es spurlos vorübergehen kann. Nochmals: wie viel Fleiß und Können steckte trotzdem in vielen der Arbeiten. Ihr Los ist gewesen, vier Wochen müde von einem blasierten Publikum angesehen, zwischen Fisch und Braten mit zwanzig Wörtern besprochen und dann vergessen zu werden. Ein paar sind gekauft worden und hängen in gleichgültigen Gesellschaftsräumen; der Künstler aber richtet sich mit dem kargen Erlös von neuem ein Jahr ein und sucht nach einer artistischen Sensation, die ihm Erfolg bringen könnte. Selbst das rechte Hungern für die Überzeugung ist gegenstandslos geworden. Der moderne Maler thut eigentlich keinen Pinselstrich gegen sein Gewissen und würde in vielen Fällen sogar auf Wohlhabenheit verzichten, wenn sie nur durch das Opfer seiner sezessionistischen Überzeugungen zu erkaufen wäre. In die Gefahr des Kampfes gegen alle und damit in die des Hungerns kommt er aber gar nicht, weil dazu eine große Idee, ein heißes Temperament gehören, Dinge, die seiner bourgeoisen Beschaulichkeit allzu fern liegen. Die halbe, salonfähige, gesänftigte Wahrheit, die in der besseren Gesellschaft heute überall Eingang gefunden hat, gegen die nichts zu sagen ist, weil sie Produkt einer großen geistigen Revolution ist, führt auch den modernen Maler durchs Leben. Er gehört vielleicht zu einer Sezession, ist dem großen Troß um zwei Schritte voraus, darf sich weiser dünken als der Kollege vom Glaspalast: das ist für den vom großstädtischen Genußbedürfnis temperierten Ehrgeiz genug. Einen kleinen Namen, der hin und wieder in den Blättern genannt wird, eine gute Heirat, die des Daseins

Digitized by Google

Sorge dämpft, und ein Ideal, das durch seine wissenschaftlich gefärbte Zeittendenz stets rein erhalten werden kann: so wird die Lebenshöhe erreicht. Immerhin; was geht's uns an. Nur daß die Kunst, die Kultur mehr fordern als kühle Zuverlässigkeit. Die Probleme des Lebens, und also auch der Kunst, sind noch ebenso ungelöst, drängen noch gerade so ungestüm wie früher. Gewiß: Manet, Monet und Böcklin haben der Malerei gelebt. Aber sie haben neue Gebiete nur eben erschlossen, die, mit tausend Wundern, noch der Entdeckung harren. Die Jünger dieser Meister kauen nun endlos die Lehre wieder, verkleinern und trivialisieren die großen Ideen, und wir sehen das alte Schauspiel: die Revolutionäre werden, ohne es selbst zu merken, eine konservative reaktionäre Kaste.

Die Werke dreier Temperamente lösen sich lebendig aus dem Kunstnebel der Saison; sie haben sich fest der Empfindung eingegraben und zur Erkenntnis beigetragen. Grundverschieden unter sich, veranschaulichen sie sehr charakteristische Kräfte des Lebens unserer Zeit und stehen gegen einander wie geistvolle Kulturantithesen. Es bestätigt sich wieder, daß das absolute technische Können so wenig wie das intellektuelle Erkenntnisvermögen allein große Kunstwerke hervorbringt, sondern daß nur persönliches Temperament jenes Etwas produziert, wodurch dem Nachempfinden ein Geschautes wieder lebendig wird. Für den Kunstfreund hat die „objektive" Wahrheit wenig Interesse; immer ist es das Subjektive, die Art, wie sich die Wahrheit in einer großen Seele regenbogenfarbig bricht, was ergreift. Denn wer sich gerne mit Kunst beschäftigt, treibt psychologische Philosophie aus Sympathiegefühl. Er sucht die großen Wahrheiten nicht spekulativ, sondern mittels einer die ganze sichtbare Natur umfassenden Symbolik und lernt das große Rätsel am liebsten auf dem Wege über die Seelenkunde verstehen. So ist er nicht allein auf sich selbst angewiesen, nicht den Irrtümern der eigenen atavistisch beschränkten Anschauungsform unterworfen. Er sieht, wie eine Wahrheit sich in jeder Künstlerseele anders darstellt, so ihre unendliche Relativität offenbart und doch im Grunde unverändert bleibt. Auf dem Wege einer mit den wechselnden Erscheinungen des Kunstempfindens philosophierenden Ästhetik findet er, daß nur eine einzige geistige Wahrheit uns ganz zugänglich ist: die menschliche Seele. Die Kunst, die am kräftigsten im Sinne des immer genau determinierten Anschauungszwanges schafft, die der Wahrheit eine neue Seite abgewinnt, weil eine Persönlichkeit mit vollster Ehrlichkeit und Unbefangenheit individuelle Eindrücke registriert, muß darum dem Betrachtenden — das heißt: dem mehr oder minder Temperamentlosen und darum auf fremden Subjektivismus leider Angewiesenen — die wertvollste sein. Ihm wird so die Entdeckung, daß in der Seele, neben den tendenziös einseitigen Kräften des produktiven Triebes, das Vermögen wohnt, auf jeden Anruf einer anderen Seele zu reagieren, daß absolut alle Formen des Empfindens als leise tönende Möglichkeiten im Menschen leben und der ganze unendliche Urstoff, woraus die Natur nach den Gesetzen der Materie endliche Charaktere formt, im Individuum enthalten ist. Das zeigt dann der Selbstzucht Richtung und Ziel. Der Künstler, dessen Stärke in der einseitig

Digitized by Google

wirkenden Absicht seiner Begabung liegt, höre nur soweit auf die leisen Obertöne des Gefühls, wie er die artistischen Ideen und Absichten damit verstärken oder befruchten kann; der Unproduktive aber bändige im Gegenteil alles einseitig Triebhafte in sich, weil dieses zwecklos kostbare Energie vergeudet, und kräftige jenes Allgefühl. Aus dem weisen Verzicht, aus dieser stolzen Bescheidenheit, die sich durch fremde Seelen in ewigen Wahrheiten unterrichten läßt, wird eines Tages die Produktivität hervorgehen, wie der Tautropfen aus dem Nebel. Und sei es erst im Enkel.

Man erstaunt, so betrachtend, immer von neuem, wie poetisch groß und vielgestaltig die Wahrheit ist. Ludwig von Hofmanns dekoratives Bild lebt in meiner Erinnerung neben den Werken Vincent van Goghs und Renoirs. Die schärfsten Gegensätze, ohne feindlich zu sein, die erstaunlichsten Verschiedenheiten und doch verwandt. Bei Hofmann die aufatmende Freudigkeit, bei van Gogh der brutale Welttrotz, bei Renoir eine ästhetisch raffinierte, optimistische Resignation. Doch das klingt schon zu absolut. Denn in Hofmanns dithyrambisch schwärmende Leidenschaft mischt sich das Grauen; in van Goghs derber Unerbittlichkeit sind zärtliche Liebe für das Schöne und höchste Geschmackskultur keimkräftig enthalten; Renoir verbirgt unter femininer Eleganz alle großen männlichen Eigenschaften der Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe. Fertig und genial abgerundet ist keine der drei Persönlichkeiten; aber gerade weil sie alle inmitten eines unsichtbaren Entwickelungsweges stehen, wissen sie vom Ursprung und von den Zielen der modernen Kunst Wichtiges zu erzählen.

Renoir ordnet sich einer größeren Gruppe von Künstlern ein: den französischen Impressionisten. Er steht mit an der Spitze der Malerei, nicht durch sein revolutionäres Wollen, sondern durch die subtilen Fähigkeiten des Geschmackes, womit er der neuen Anschauungsform das Lehrhafte und Rücksichtslose zu nehmen, ihr Geschmeidigkeit zu geben weiß. Seine Kunst hat bei aller Freiheit gute Manieren, ist weltmännisch, ohne doch an Wahrheitsliebe einzubüßen. Das System wird von ihm wohnlich ausgebaut, er zeigt die überraschende Möglichkeit des Impressionismus, im Kolorismus eine stete Wiedergeburt zu erleben, und stellt der etwas brutalen Psychologie seiner Kunstgenossen eine vergeistigtere Weltanschauung entgegen. Neue Grundwahrheiten findet er dagegen nicht. In der impressionistischen Malerrepublik nimmt er die Stellung eines Aristokraten ein, der die in langer Familientradition erworbenen Eigenschaften, als bedeutender Diplomat, der Demokratie nutzbar macht. Ohne von der prinzipiellen Forderung nur ein Teilchen preiszugeben, redet er eine Sprache, die niemals die verbindlichen Formen des Weltverkehrs verletzt.

Darin ist er ein starker Gegensatz zu van Gogh. Das ist ein genialer, bäuerlich derber Revolutionär, der mit der Faust auf den Tisch schlägt und von seinen Ideen fanatisiert wird. Kompromisse giebt es für ihn nicht. Wie sich die Natur in seinem Auge spiegelt — und das geschieht so, als käme er direkt von einem fremden Planeten und sähe die Dinge der Erde immer zum ersten Male mit dem wilden Erstaunen des ratlos Überraschten —, so giebt er sie, ohne zu deuteln, wieder. Er tritt etwa

Digitized by Google

aus einer Enge ins Freie, und der jähe Eindruck der Farbenkomplexe schlägt ihm geradezu ins Gesicht; drei, vier Töne, in ihrem krassen, schreiend charakteristischen Gegensatz, steigen monumental vor ihm auf, verschlingen alles Detail und bedeuten zugleich eine Stimmung, ein Symbol der gefühllos glotzenden Natur. Vielleicht ist diese ursprünglich scheinende Impressionsfähigkeit ein Produkt des artistischen Kalkuls; das ändert nichts an der Sache, sondern stellt der sittlichen Energie des Malers, der sich so von aller Phrase befreien konnte, ein ehrendes Zeugnis aus. Nicht nur die Farbe leuchtet so heftig in den verkniffenen Augen des derben Gesichtes auf, sondern auch die Linie. Man denke an die ersten Takte des carnéval romain von Berlioz, in denen das Aufheulen der Volksmenge geschildert ist, und man hat ungefähr die Anschauungsart van Goghs. Vor den Bildern scheint es, als wären sie in einem Paroxismus von Energie in wenigen Minuten heruntergestrichen, als wären die Pinselstiele bei der gespannten Hast, den Eindruck festzuhalten, ehe er verflüchtete, zerbrochen, als hätte der Künstler mit Schreien und Fluchen die vorhandene Seelenstimmung autosuggestiv festgehalten. Vielleicht ist aber auch alles dies das Werk langsamer, kritisch wägender Mühe. Um so bewunderungswürdiger!

Die Bedeutung van Goghs für unsere Kunst besteht in der anregenden Kraft seiner Malerei. Er ist sowohl Ausroder, Urbarmacher, als auch Entdecker neuer Anschauungsformen. So kommen zum Beispiel die belgischen Nutzkünstler von ihm her, die die Konsequenzen aus dem ornamentalen Spiel seines Pinsels gezogen haben. Aus dem Extrakt dieser Arbeiten sind hundert dünnere Suppen gekocht worden. Der sanfte, liberale Kunstfreund mag seine Gemälde nicht im Zimmer haben; nur der Verehrer mutiger Konsequenz, wer Schöpfungsakte des eisernen Willens ästhetisch zu empfinden weiß, sehnt sich nach dem Besitz der Bilder, in denen immer neue Schönheiten und Reize zu entdecken bleiben, die in ihrer lapidaren Ausdrucksform mehr sagen als die subtilste Ausführlichkeit und aus denen der Schwung eines rasenden Temperamentes spricht. Im Schauen muß man vor dieser Malerei produktiv sein, um sie ganz zu verstehen.

Schließlich muß man's, mehr oder weniger, vor jedem Kunstwerke. Ja, der Wert einer Kunst besteht fast darin, in welchem Grade sie zur poetischen Erklärung ihrer Symbolik auffordert. Denn die Kunst des Naturalisten Renoir ist so gut symbolisch, wie der lyrische Idealismus Hofmanns; nur liegt der symbolische Gehalt dort nicht, wie hier, im Sujet, in der Absicht, sondern ist in der Anschauungsweise des Künstlers unbewußt enthalten. Lehrreich für diese Thatsache ist es, daß Werke, worin mehr absolutes Können ist, wie etwa die Leibls, in der Erinnerung gegen Hofmanns Bilder zurückstehen müssen. Nicht die an der Natur klebende peinliche Handwerkserkenntnis macht tiefen Eindruck, sondern die ornamental übersetzte philosophische Erkenntnis. An dem großen dekorativen Gemälde, das Hofmann diesen Winter zeigte, war sehr viel auszusetzen. Seine Akte und Gewandfiguren sind oft nur akademisch tüchtige Figurinen, man merkt die Komposition und vermißt die Fähigkeit — die Böcklin so groß macht —, alles Detail, der Grundstimmung des Bildgedankens entsprechend, formal

Digitized by Google

zu erfinden, die Phantasiewelt mit Geschöpfen zu bevölkern, wie sie organisch aus dem Märchenboden hervorgehen müssen. Der große Urgedanke spiegelt sich nicht durchaus in jeder kleinsten Einzelheit lebendig wieder, der Erfindungsgabe sind hier und da deutliche Grenzen gesetzt. Aber trotzdem schlug dieses Bild hundert andere und wurde zu einem freudigen, tiefgehenden Erlebnis.

Ein wahrhaft poetischer Gedanke in den Händen eines, der sein Handwerk versteht, kann gar nicht umgebracht werden. Er leuchtet in allen Farben, führt dem Künstler die Hand nach seinen besonderen Gesetzen und grüßt noch aus der Unvollkommenheit überzeugend heraus. Dieses aber macht die poetische Vorstellung im Bereich der bildenden Kunst so wertvoll: das echte Gefühl setzt sich in der Seele des Schaffenden physiologisch um, determiniert den Formen- und Farbensinn und bringt eine ganz sicher erkennbare Stiltype heraus. Darum darf man, wo ein persönlicher Stil nachgeahmt wird, ruhig schließen, daß der Nachahmer ebenfalls seine Empfindungen aus zweiter Hand hat. Wo heiße Temperamente schaffen, giebt es auch keinen subalternen Naturalismus. Renoir gelangte zur Stilisierung der Farbe im Rembrandt'schen Sinne, van Gogh faßte das Landschaftliche in ornamentalen Impressionen, und Hofmann drückt seine Lyrik durch starke dekorative Formationen aus.

Es ist nicht Raum, im einzelnen zu zeigen, wie weit es den drei Künstlern gelingt, ihren Empfindungen adäquate Ausdrucksformen zu finden. Auch von den Problemen moderner Kunst kann nicht ausführlich gesprochen werden. Von diesen dreien ausgehend, könnte man aber ein Buch über die Ästhetik der sozial bedingten Kunst schreiben, denn jeder von ihnen bezeichnet ein Stück unserer Kultur. Die Absicht war, zu zeigen, wie eine Kunst aussieht, die sich der Erinnerung eingräbt, und wie bedauerlich es ist, daß eine so ungeheure Fülle von Kraft und Können in jedem Jahre vergeudet wird. Wir stehen vor den großen Sommerausstellungen, und eine neue Hochflut von Kunst droht dem Beurteiler. Wahrscheinlich erwarten uns in der Sezession große Genüsse; aber man kann schon heute prophezeien, daß die Sensationen von Werken der Ausländer ausgehen werden. Denn dem Temperament, selbst unserer besseren Maler, fehlt die Beweglichkeit und Empfindungsleichtigkeit, Eigenschaften, die, nach Bismarcks Ausspruch dem Deutschen nur durch eine halbe Flasche Sekt zu suggerieren sind.

Friedenau — Karl Scheffler

Theodor Storms Jugendlyrik

Neulich fiel mir in einer Universitätsbibliothek ein Buch Verse in die Hand, das heute eine große Seltenheit ist und von manchem Bibliophilen begehrt wird. Das Buch erschien in Kiel im Jahre 1843, nennt sich „Liederbuch dreier Freunde", und auf dem Titelblatt stehen als Verfasser genannt: Theodor Mommsen, Theodor Storm und Tycho

Digitized by Google

Mommsen. Der erste ist mit einigen sechzig, sein Bruder mit nur dreizehn, Storm mit einundvierzig Gedichten vertreten.

Tycho Mommsen, der Philologe wurde und auf dessen Veranlassung später der lagernde Rest des Buches leider eingestampft wurde, so daß es sich jetzt nur noch in wenigen Händen befindet, Tycho ist ganz durch Heine und die Romantiker bestimmt. Theodor, dem man in den derzeitigen Kritiken die größte dichterische Kraft zusprach und eine Zukunft prophezeite, die er später auf einem ganz anderen Gebiet erlangen sollte, zeigt sich ungleich selbständiger und in der That von einer so verheißenden Begabung, daß es wunder nehmen muß, wenn er sich später den poetischen Bestrebungen ganz abgewendet hat. Er ist der an Tönen reichste von den dreien und kann den Studenten am wenigsten verleugnen. Er ist bald von der Poesie des Märchens befangen, bald seltsam nüchtern, der Romantik und allem Sentimentalen abhold. Die Zeit seiner Mondscheinschwärmereien liegt schon hinter ihm. Von Heine singt er:

Auch ich war von der Gemeinde
Und trug Dein Bandelier;
Einstmals da waren wir Freunde —
Bewahre mich Gott vor Dir!

Übrigens ein prächtiges Beispiel, wie schwer sich ein junges dichterisches Gemüt von Heine frei machen kann: dieser Poet sagt sich feierlich los von ihm und merkt gar nicht, wie sehr er, indem er es thut, in seinen Fesseln liegt. Der Ton der Strophe ist ja ganz heimisch.

Er, durch dessen Persönlichkeit das „Liederbuch" seinen eigentlichen litterarhistorischen Wert erhalten hat, ist Theodor Storm. Storms Name ist mit der deutschen Lyrik dieser Tage aufs engste verknüpft. Er, der so recht als ein Bindeglied zwischen den Alten und Jungen erscheint, bedeutet den Ausgangspunkt für eine sehr bedeutsame Strömung unserer heutigen Liederdichtung. Sein Landsmann Liliencron hat ihn am würdigsten und größten fortgesetzt; Jüngere schließen sich ihm an. Das wesentlichste Element dieser Strömung ist die Stimmung. Storm gebührt in höherem Grade als Geibel das Verdienst, dem heimischen Ton der Ironie und des Sarkasmus, der von so vielen kleinen Talenten bis zum Übelwerden nachgeahmt wurde, endgiltig ein Ziel gesetzt zu haben.

Der achtzehnjährige Storm hatte im Jahre 1835 die Gelehrtenschule seiner Vaterstadt Husum verlassen und war nach Lübeck aufs Gymnasium gegangen, wo er durch den ebenso seltsam dichtenden wie philosophierenden Ferdinand Röse, Geibels Freund, Heines Buch der Lieder kennen lernte, wo er Goethes Faust und Eichendorff las und erfuhr, daß Uhland kein mittelalterlicher Minnesänger sei, wofür er ihn (er kannte ihn nur dem Namen nach) bisher gehalten hatte.

Eichendorff und Heine waren es, die den nachhaltigsten Eindruck auf den jungen Storm machten. Sie wurden hier seine Leitsterne auf dem Wege der eigenen dichterischen Produktion und blieben es auch in Kiel, wohin er nach Absolvierung der Schule zum Studium der Jurisprudenz übersiedelte. Kiel gab ihm keine neue Anregung auf litterarischem Felde;

Digitized by Google

auch Berlin nicht, wo er sich einige Semester aufhielt, um schließlich nach Kiel zurückzukehren und sich für das Staatsexamen vorzubereiten. Hier, während des zweiten Aufenthaltes in Kiel, trat er nun mit den Gebrüdern Mommsen — besonders innig mit Theodor, mit dem er sein Zimmer teilte — in einen Freundschaftsverkehr, der das Liederbuch im Jahre 1843 zeitigen sollte. Noch vor Herausgabe des Werkchens fällt seine Bekanntschaft mit den Dichtungen Mörikes, dessen „Maler Nolten" er mit den Mommsen zu einer Zeit, wo sich Deutschland an der Rhetorik eines Herwegh und Dingelstedt ergötzte, in stillen, weihevollen Stunden gemeinsam las, dessen Lyrik mit ihrem sanften, heimatlichen Zauber und ihrer zarten Innigkeit ihn aufs nachdrücklichste berühren mußte, da sie seinem eigenen Empfinden so nahe verwandt war. Es ist deshalb auffallend, daß er sich als Schaffender von Mörike so wenig hat beeinflussen lassen: wir finden im „Liederbuch" eigentlich keinen Klang, der an den geliebten Schwaben gemahnen könnte. Die Beeinflussung durch Heine und Eichendorff dagegen ist unverkennbar. Besonders durch Heine, mit dem er in seiner späteren Zeit ja nicht das geringste mehr gemeinsam hat, zu dem der reife Storm geradezu den Gegenpol bildet, aber man nenne mir den deutschen, nachheinischen Poeten, der sich in seinen Jünglingsjahren dem Zauber des „Buches der Lieder" und einer Bestimmung durch dasselbe hätte verschließen können!

Das Gedicht „Herbstnachmittag" zeigt diese Einwirkung am deutlichsten. Stimmung, Metrum, Sprache, Reimweise, — alles ist Heine. Ich brauche nur die beiden Schlußstrophen herzusetzen und man wird es verstehen:

Und als ich wieder erwache,
Ist alles still und tot,
Und durch die Fensterscheiben
Schimmert das Abendrot.

Die Mädchen sitzen wieder
Am Tisch im stummen Verein
Und legen zur Seite die Nadeln
Vor dem blendenden Abendschein.

Dieser „Herbstnachmittag" ist eins der wenigen Gedichte des jungen Poeten, in dem sich nirgends auch nur eins seiner späteren, so charakteristischen Elemente auffinden läßt, und zu diesen wenigen gehört auch die noch leichter wiegende zweiteilige Romanze „Ritter und Dame", die, in vierfüßigen, ungereimten Trochäen geschrieben (Storm haßte diese später und brachte sie nie wieder zur Anwendung), ihr Vorbild ebenso wenig verkennen läßt und gleich dem „Herbstnachmittag" natürlich in das spätere Versbuch nicht aufgenommen wurde.

An Eichendorff gemahnen einige volkstümliche Klänge, besonders die beiden Fiedellieder, denen sich in späteren Jahren noch mehrere hinzugesellen. Diese Lieder sind nicht das glücklichste, was Storm gedichtet hat, aber sie zeigen immerhin in höherem Maße selbständige Elemente als die Verse im Heineton. Besonders das

„Musikanten wollen wandern",

Digitized by Google

mit seiner tiefen Reisesehnsucht, hat vermöge seiner knappen, echt stormischen Konzentration, wenn auch die Stimmung noch eichendorffisch ist, schon einen eigenen Klang.

Die Stimmung — ja, es ist merkwürdig: von einer echten, rechten Stormstimmung finden wir in den Jugendgedichten noch ganz unglaublich wenig. Das Verschwimmende, still Dämmernde mit seinem wehmütigen Glanz, das für Storms Dichtung ja so charakteristisch ist und sich gleich in den Anfängen seiner Prosadichtung (Immensee) zu einer geradezu krankhaften Höhe erhebt —: hier, in den Anfängen seiner Verspoesie, tritt es noch gänzlich in den Hintergrund. Nur in einem Gedicht, dem reifsten aus jener Zeit und manchem aus des Dichters Mannesjahren ebenbürtig, bricht es mit elementarer Gewalt und Ursprünglichkeit durch: in der „Dämmerstunde", die echt stormisch und nur stormisch ist von Anfang bis zu Ende, von einem so großen Stimmungsgehalt, daß sie viele Jüngere unverkennbar zur Nachdichtung angeregt hat. Ich habe manchen Aufguß darauf gelesen.

Nach einer spezifisch nordischen Stimmung suchen wir in dem Liederbuch vergebens. Kein Möwenschrei, kein nebelüberzogener Strand. Wir hören keine Immen durch die Erika summen, und nirgends rauschen die Wellen des Meeres in diese Verse hinein. Es ist seltsam: die Worte Meer und Heide, die in unserer Vorstellung von Storm heute ganz untrennbar sind: in den Jugendgedichten kommen sie noch gar nicht vor! Storm hat sich diese Motive für eine reifere Zeit aufgespart, sie uns dann aber auch in unerreichter Vollendung in Gold zu fassen gewußt. Er war einer von denen, die langsam, aber stetig reifen.

Ein anderes, was mit dem Ansteigen der Jahre bei dem Dichter zugleich im Absteigen begriffen war, sich wenigstens in seinem Schaffen immer weniger dokumentierte, der Humor, ist im „Liederbuch" schon auf das beste entwickelt. Und hier zeigt er sich auch schon ganz als er selbst: eine Einwirkung durch Mörike, die man hat konstatieren wollen, will mir nicht einleuchten. Mörikes Humor ist ungleich gewichtiger, ein Humor des behaglichen Mannes im Lehnstuhl und in wohldurchheizter Stube, wogegen doch Storm mit jugendlich glänzenden, kecken, mitunter verstohlenen Augen anlacht, ein lieber, neckischer Bursche:

Ich wand ein Sträußlein morgens früh,
Das ich der Liebsten schickte;
Nicht ließ ich sagen ihr von wem,
Und wer die Blumen pflückte.

Doch als ich abends kam zum Tanz
Und that verstohlen und sachte,
Da trug sie die Nelken am Busenlatz
Und schaute mich an und lachte.

Dieses Gedicht zeigt in hervorragender Weise zugleich das, was der Dichter immer als ein Urbeding der Schönheit anerkannt wissen wollte: Bewegung. Was geht in diesen acht Versen nicht alles vor. In und zwischen den Zeilen. Ein ganzer, süßer, harrender Liebestag blüht uns

Digitized by Google

daraus auf. Und dann die entzückende Schlußsituation von greifbarer Plastik und nicht zu übertreffender Prägnanz. Hier sehen wir schon den Dichter der Humoreske „Wenn die Äpfel reif sind". — An plastischen Situationen sind die Jugendverse überhaupt schon auffallend reich. Da ist das lebensprühende „Liebeslaunen", das später nicht gerade glücklich umgemodelt worden ist. Da ist das „Was fehlt Dir, Mutter?" mit der Eingangsstrophe:

In frischer Laube ruht ein blühend Weib,
Es glänzt das Laub, die vollen Zweige brechen;
Ein schöner Knabe schmiegt an ihren Leib,
Sie lacht und küßt und lehrt ihn Namen sprechen.

Da ist vor allem die „Dämmerstunde", still und gut wie das Bild eines vlämischen Meisters.

Daß das Gefühl der Sehnsucht in den Jugendversen schon eine große Rolle spielt, ist selbstverständlich. Wenn jeder Dichter eine Sehnsucht in sich trägt, so trug sie Storm in besonders starker Weise. Ein Sehnen liegt fast in allen seinen Gedichten, sei es ein Sehnen in die Welt, wie in den Fiedelliedern, ein Sehnen nach der Geliebten:

Doch schlägt mein Herz so laut, so laut für Dich,
Und Sehnsucht mißt die Räume der Sekunden, —

ein Sehnen in die Heimat:

Hinter den blauen Bergen im Norden
Ließ ihm die Heimat nicht Ruh, —

oder ein Sehnen in die Vergangenheit, neben dem Heimatsgefühl bei Storm am schärfsten ausgeprägt:

Liegt eine Zeit zurück in meinem Leben —
Wie die verlassene Heimat schaut sie aus —
Wohin im Heimweh die Gedanken streben.

An Motiven der Vergangenheit, die ja in den Novellen später immer wiederkehren, ist auch diese Jugenddichtung schon reich. Das „Was fehlt Dir, Mutter?" ist das ergreifendste der hierher gehörenden Stücke. Überhaupt stoßen wir in diesen Versen auf so manche Gestalten und Situationen, die uns aus des Dichters späteren Novellen schon wohlbekannt sind. Diese sind ja ohne seine Lyrik überhaupt nicht denkbar, sind aus ihr hervorgewachsen wie die Blüte aus dem Knospenkeim. „Das Harfenmädchen", „Der Weihnachtsabend", der wundervolle Vierzeiler, den man erlebt haben muß, um seine ganze Schönheit zu verstehen:

Und weißt Du, warum so trübe,
So schwer mir das Herz muß sein?
Du hast mich geküßt ohne Liebe, —
Das wolle Dir Gott verzeih'n! —

Das sind solche Stücke, bei denen sich unwillkürlich Scenen späterer Erzählungen vor unser Auge drängen. Man könnte Storms Lyrik sehr wohl eine novellistische, viele seiner Novellen lyrische nennen: beide Gattungen tragen jedenfalls bei ihm zugleich Elemente beider Gattungen unverkennbar an sich.

Digitized by Google

Aber genug. Wir sehen: unter diesen jungen Liedern befindet sich neben Überkommenem immerhin schon so viel mit eigener Physiognomie, daß es nicht schwer fällt, darin eine zukunftverheißende Persönlichkeit zu erkennen. — Storm, der eine Selbstkritik besaß, wie sie außer ihm vielleicht nur noch Uhland eigen war, hat von den Gedichten des „Liederbuches" etwa nur die Hälfte in seine eigentliche Versammlung, die äußerlich nie einen großen Umfang erreicht hat, innerlich von geradezu beispielloser Ausgeglichenheit ist, hinübergenommen. Als schönstes und würdigstes das mehrfach erwähnte „Dämmerstunde", das nur er uns schreiben konnte und das diesen Aufsatz beschließen mag:

Dämmerstunde

Im Nebenzimmer saßen ich und Du;
Der Abendschimmer fiel durch die Gardinen,
Die fleißigen Hände fügten sich der Ruh,
Von rotem Licht war Deine Stirn beschienen.

Wir schwiegen beid' — ich wußte mir kein Wort,
Das in der Stunde Zauber mochte taugen;
Nur nebenan die Alten schwatzten fort —
Du sahst mich an mit Deinen Märchenaugen.

Steglitz-Berlin Dr. Hans Bethge

Gedichte von Camill Hoffmann (Wien)

Das Lied von den Thoren

Die Nacht in den Vorstadtstraßen
Hat mich ein Lied gelehrt,
Traummüde Mädchen saßen
Und summten es so und vergaßen
Des Tages Wort und Wert.

Das Lied hat an den Thoren
Der Stadt keinen muntern Gang,
Es hat sich das Leid erkoren,
Es hat sich der Not verschworen
In seinem trutzigsten Klang.

Ich liebe das schicksalswahre,
Süßgrausame Schmerzenslied:
Das Glück der goldenen Haare,
Der Glanz der sorglosen Jahre
Ist allzu früh verblüht.

Die Mädchen mögen nicht weinen
Und halten zum Leben brav,
Doch zählt das Elend die Seinen,
Verdarb die Sehnsucht die einen,
Die andern verführt ein Graf.

Kein Mai bricht den Ring der Wände,
Der diese Trauer umgiebt,
Auch wenn er den Weg mal fände. —
Voll Demut küss' ich die Hände
Des Mädchens, das mich liebt.

Digitized by Google

Andacht

Die Nächte sind lau und hangen voll Blüten.
Die Säfte regen sich, schwellen und fließen, —
Nun möge Gott unsern Garten hüten
Und den Wald und das Feld, wo die Saaten sprießen.

Schon rüsten sich die ersten Gewitter,
Die Winde fiebern am fernen Gelände ...
Da lehn' ich am goldenen Gartengitter
Und breite aus meine betenden Hände. —

Gedichte von Maurice von Stern (St. Oswald)

Mondbild im Walde

Die Lichtung im Tannensaale
Schimmert im Mondenschein
Wie eine duftende Schale
Mit Wein.

Blasse Wildrosen senden
Zarte Wolken empor.
Schwebend, in heimlichen Händen,
Des Mondes Flor.

Brombeerdickicht und Steine,
Riedgras und Baum und Strauch:
Füllt wie von firnigem Weine
Ein Hauch.

Möchtest den Becher fassen,
Den dir die Nacht kredenzt,
Trinken und ihn nicht lassen,
Bis der Morgen glänzt!

Bis der gurrende Tauber
Die Sonne schaut
Und der goldene Zauber
Ergraut. —

Quellenschluchzen. Ein Neigen
Der Wipfel im Hauch der Nacht.
Und ein Schweigen, ein Schweigen
In blendender Mondespracht.

Mumienweizen

Schon manch Jahrtausend lag der goldne Weizen
Im Grab, von toten Königen bewacht.
Nun wogt er in den ersten Blütenreizen
Und grüßt das Licht nach langer, dunkler Nacht.
Fern von der Heimat nilgetränkter Krume
Des Nordens Sonne hat ihn auferweckt,
Zum Gottesgruß die deutsche Ackerblume
Mit ihren bunten Sternen ihn besteckt.

Nun wiegt sich, rauschend vom erwachten Leben,
Im Abendrot der dichte Halmenwald.
Mit goldnem Reif, im Königsmantel schweben
Im Traume sieht er eine Lichtgestalt.
Der Landmann blickt mit sinnendem Gemüte,
Ihm ist, als hätt' er ein Phantom erkannt:
Bestäubt von windgewehter Weizenblüte,
Stand Pharao und segnete das Land.

Digitized by Google

Mit den Schwalben

Zwei Schwälblein hatten sich bei mir gepaart. —
Als heimwärts sie im Herbst die Flügel schwangen,
Umkreisten sie die Jungen voller Bangen:
„Seid ihr auch flügge für die große Fahrt?“

Ich bin so müd! — Wie sich der Vogel schart,
In Zügen fort ins Sommerland zu ziehen,
So möcht' auch ich dem eignen Herbst entfliehen. —
„Bist du auch flügge für die große Fahrt?“

Des Doktors Frau

Blutsverwandtschaft vom polynesischen Standpunkt

„Oho!“, sagte Laagisiwa, die Witwe, warf ihr Haar über die Schultern zurück, hob den schweren gerippten Tappastock hoch in ihrer großen, kräftigen Hand und schlug mehrmals schnell hinter einander auf das rauhe Zeug. „Oho!“, sagte die dunkelhäutige Laagisiwa und blickte auf zu dem weißen Manne, „hältst Du mich für thöricht, weil ich eine Frau bin? Ich sage Dir, ich weiß Bescheid mit den Sitten der Papalagi (Weißen in der Südsee). In vielen Dingen seid Ihr weise, aber das sage ich Dir, der Du meiner Söhne Freund bist, in einigen Dingen sind die Menschen Deines Volkes, ja die Menschen aller weißen Völker wie die Tiere des Waldes, wie die wilde Ziege und das Schwein — ohne Vernunft und ohne Scham. Tah! Hat nicht Tui Fau, mein ältester Sohn, den die Weißen Bob nennen, sieben Jahre in Sini (Sidney) gelebt, als er von Neu-Guinea, wo er Taucher war, zurückkehrte? Er hat mir die Ohren voll geredet von den schlechten, schamlosen Gewohnheiten der Papalagi. Isa! Noch einmal sage ich es Dir: Eure Frauen haben nicht dasselbe Schamgefühl wie wir. Die Hitze der Leidenschaft zerstört selbst in Blutsverwandten die Keuschheit.“

„Womit sündigen sie denn, o Mutter?“

„Aué, das Leben ist kurz. Siehe, dies Stück Siapo* soll ein Hochzeitsgeschenk werden, und ich muß mich eilen; aber lege Flinte und Tasche zur Seite, wir wollen zusammen rauchen, und Du wirst Dich schämen, wenn ich Dir von der Sitte der Papalagi erzähle, wie sich Bruder und Schwester heiraten.“

„Nicht doch, Mutter“, sagte der Weiße, „nicht Bruder und Schwester, sondern Vetter und Cousine“.

„Isa!“,** und die wohlbeleibte Witwe spuckte verächtlich auf die Erde, „Redensarten, Redensarten! Es ist dasselbe. Was im Blut ist, ist auch in den Knochen. Sogar als wir noch Heiden waren, wiesen wir mit dem Finger auf den, der die Tochter von seines Vaters Bruder oder Schwester mit verliebten Blicken verfolgte —

---

* Das Tappazeug der Südsee, aus der Rinde des Maulbeerbaumes gefertigt

** Ausdruck der Verachtung.

Digitized by Google

und er mußte sein Leben lassen. Und ich selbst, die alte Laagisiwa, habe gesehen, wie ein Weißer durch diese Sünde in Schande gesunken ist."

„Erzähl' mir das", bat der Weiße.

* * *

Er war ein reicher foma'i (Doktor) und hierher gekommen, um fremde Länder zu sehen, und weil er des Lebens im Lande der Papalagi überdrüssig war. Er blieb bei uns, jagte mit den jungen Männern das Wildschwein und wurde stark und kühn, wie nur einer aus unserem Volke. Aber er war ruhelos, segelte wieder fort und kam dann auf einem kleinen Schiffe zurück, brachte Handelsvorräte mit, baute einen Lagerschuppen und ein schönes Haus zum Wohnen. Der Häuptling dieses Fleckens gab ihm aus Freundschaft ein Stück Land dort drüben bei dem Vai-ta-milo, und so wurde er noch angesehener. Sein Lagerhaus war voll schöner, wertvoller Waren, er hielt sich viele Diener, und zur Nachtzeit war sein Haus am allerbelebtesten, denn die jungen Männer und Frauen gingen zu ihm, sangen und tanzten dort, und er hatte viele Liebchen unter den jungen Mädchen.

Auch ich, die alte Laagisiwa, die ich jetzt so dick und langweilig bin, war darunter. Oh, das war ein freigebiger Mann! Wenn ein Mädchen nur mit den Augen blinzelte und auf ein Stück im Vorratshaus hinblickte, siehe, da hatte sie es schon und wenn es auch zwanzig Faden lang war, — und der Faden Kattun kostete damals einen Dollar. Deshalb liefen ihm alle Mädchen, selbst welche von weit her, in den Weg, damit er sie ja nicht übersähe. Und er war gegen alle gleich freigebig — darin war er weise.

* * *

Ein oder zwei Mal im Jahre brachten ihm die Schiffe Briefe. Dann zählte er die Stempel auf dem Papier und erzählte uns, daß sie von einer weißen Frau kämen, seiner Cousine, wie Ihr sie nennen würdet, — deren Bild an der Wand über seinem Tische hing. Sie lächelte uns immer an, und ihre Augen waren ganz wie seine Augen, und wenn er lächelte, waren die beiden so gleich, wie zwei Kinder derselben Mutter nur sein können. Als drei Jahre vergangen waren, brachte ihm ein Schiff wieder einen Brief, und viele von uns waren in der Nacht in seinem Hause, Männer und Frauen, um mit den Leuten von dem Schiff zu schwatzen. Als diese fortgegangen waren, um sich schlafen zu legen, rief er den Häuptling an und sprach:

„In zwei Tagen, o mein Freund, fahre ich wieder ab nach meiner Heimat, aber ich komme wieder, denn ich sehne mich danach, immer bei Euch zu bleiben. In sechs Monaten bin ich zurück. Aber eins habe ich Dir noch mitzuteilen. Ich werde eine weiße Frau mitbringen, eine Frau aus meiner Heimat, die ich seit manchem Jahre geliebt habe."

Tamaali'i der Häuptling, der meines Vaters Vater war und sehr, sehr alt, sagte: „Ich will sie halten wie meine Tochter und ich heiße sie willkommen!" Und viele von uns Mädchen sagten auch: „Sie soll uns willkommen sein!" — obgleich wir betrübt waren, einen so guten und freigebigen Liebhaber zu verlieren. Da rief der foma'i den alten Häuptling und zwei andere; sie gingen zusammen ins Lagerhaus, zündeten Lampen an, und ein Mann wurde in das Dorf geschickt, laut auszurufen: Kommt herbei, all Ihr Leute, und hört! Viele Hunderte kamen, und wir gingen zu ihm hinein und fanden den Boden ganz bedeckt mit einer Auswahl von den Dingen, die der weiße Mann besaß. Der Häuptling sprach:

Digitized by Google

„Sehet, mein Volk, dieser unser gute Freund geht in sein Land, um sich eine Frau von dort herzubringen. Weil nun viele der unverheirateten jungen Mädchen sagen werden: warum verläßt er uns? sind wir nicht ebenso hübsch anzusehen, wie die andere Frau? darum hat er all diese Geschenke auf den Fußboden gelegt und mir geboten, diese Worte zu sprechen: Um der Liebe willen, die er zu Euch hegt, die aber jetzt vergangen und vergessen sein muß, darf die Frau, die nun kommt, nichts wissen von mancherlei kleinen Angelegenheiten; so verlangt es die Sitte der Papalagi."

Und jedes Mädchen, das sich etwas wünschte, nahm, was ihr am besten gefiel, und der weiße Mann beschwor uns, nichts zu sagen, was die Frau, die nun kommen sollte, erzürnen könne. So reiste er ab.

* * *

Zum Willkommensfest schlachteten wir hundertundzehn fette Schweine. Ich schwöre es bei den Heiligen im Himmel — hundertundzehn Schweine. Und trotz alledem lächelte seine weiße Lilie nicht einmal, — auch nicht, als wir jungen Mädchen vor ihr tanzten und sangen, sondern sie klammerte sich fest an seinen Arm, und als wir näher kamen, sahen wir, es war die Frau auf dem Bilde — seine Schwester.

Einer nach dem andern von all denen, die zusammengekommen waren, ihn zu begrüßen, ging beschämt hinweg, beschämt, daß der foma'i so etwas thun konnte, seine eigene Schwester heiraten, und viele Frauen sagten ihr noch schlimmere Dinge nach. Das ganze Festmahl, die Schweine, die Yams, Taro und Fische, legten wir auf seine Schwelle, keiner sprach ein Wort, und beim Anbruch der Nacht war er ganz allein mit seinem Weibe, bis er zu dem alten Häuptling schickte und ihm mit bitteren Worten Vorwürfe über den kalten Empfang machte: „Warum empfangt Ihr mich so?"

* * *

Der alte Häuptling wies auf das Bild über dem Tische und sagte: „Ist es diese — die Dein Weib ist?

„Ja", sagte der Weiße.

„Fließt nicht dasselbe Blut in ihren wie in Deinen Adern?"

„Gewiß", antwortete er.

„So sollst Du in Deiner Schande allein leben", sprach der alte Mann und ging hinaus.

So lebten diese zwei viele Monate. Er fand wohl einige, die für ihn arbeiteten, und ein paar Mädchen, um seine Schwester, die er zu seinem Weibe gemacht hatte, zu pflegen, als sie ihr erstes Kind gebar. Am Tage, nachdem es geboren war, erzählte man flüsternd: „Es ist verflucht! Das Kind schreit nicht, es ist stumm!" Es lebte wohl eine Woche, aber es schrie nie, denn der Fluch dieser Sünde lastete auf ihm. Der weiße Mann pflegte seine Frau zärtlich und ging auf sechs Monate nach Fidschi und lebte dort mit ihr. Als sie zurückkamen, war es alles dasselbe — niemand mochte sein Haus betreten, und er fluchte uns und drohte, er würde aus Tokelau Männer herholen, für ihn zu arbeiten. Wir antworteten nichts. Im Laufe der Zeit wurde noch ein zweites Kind geboren, es war abschreckend anzusehen, und auch dieses Kind starb.

* * *

Digitized by Google

Unter uns war ein Mädchen, das Suni hieß, mit der die weiße Frau viel sprach, weil sie unsere Sprache lernen wollte, und als die weiße Frau ihr viele Geschenke gab, sprach Suni offen zu ihr und erzählte ihr von dem Gerede im Dorfe. Da weinte die weiße Frau bitterlich, stand auf und sprach lange mit ihrem Manne. Wie sie wieder zu Suni trat, sagte sie: „Vor drei Jahren sagte mir mein eigenes Herz, was Du mir jetzt gesagt hast; aber weil es bei meinem Volke so Sitte ist, heiratete ich diesen Mann, der der Sohn von meines Vaters Bruder ist. Nun aber werde ich von ihm fortgehen". Der Weiße kam dazu und schlug Suni mit seinem Stocke. Aber seine Schwester, die sein Weib war, verzehrte sich vor Scham, und als ein Schiff kam, gingen sie beide fort, und wir sahen die Frau nicht wieder. Zwei Jahre hörten wir nichts von unserem Weißen, bis er wiederkam und sagte, die weiße Frau sei tot. Und er nahm Suni zum Weibe, die ihm drei Kinder gebar, und dann gingen sie in irgend ein anderes Land — ich weiß nicht wohin.

* * *

Ich danke Dir viele Male, o Du Freund meiner Söhne. Vier meiner Kinder leben hier in diesem Dorfe, aber keiner von ihnen hat mich je gefragt, ob ich Appetit auf eine Pfeife Tabak hätte. Möge Gott stets mit Dir sein und Dich für diese Pfeife Tabak segnen!

Altona Frau von Doemming

Goldshares

Je stärker sich unser Börsenverkehr vom Januar und Februar als Galvanisierung, anstatt als Wiederbelebung, erweist, desto unmittelbarer droht auch die Gefahr, das deutsche Publikum nach auswärtigen Plätzen gravitieren zu sehen. In der That! Über zwei Monate wiegten wir uns allgemein in den Glauben, die tote Zeit habe einer Auferstehung Platz gemacht, denn die Wechselstuben hatten für ihre damals noch täglich sich mehrende Kundschaft Industrieaktien aller Art, große und kleine, zu kaufen. Und als es ganz leise zu raunen anhub von weiteren schlechten Berichten aus unseren Hütten- und Fabrikationswesen, war man von jenen neuen Kaufkräften so fasciniert, daß der Instinkt (!) der Börse bewundert wurde, der wirklichen Erholung unserer Industrie vorauszueilen. Wenn die Maus satt ist, ist das Mehl bitter; in diesem Sinne sind unsere Bankkreise wieder flau geworden, sobald sie schwierige Teile ihrer Effektenbestände in den Besitz des Publikums glücklich übergegangen sahen. Wußten sie es doch am besten, wie wenig auf einen so raschen Absatz zahlloser Papiere gerechnet werden konnte und wie nun diejenigen für lange Zeit belastet worden waren, die, fortgerissen von einer jungen, starken Strömung, gekauft und wiederum gekauft hatten. Ja, in jenen Bankkreisen wußte man noch mehr! All jene ungezählten Millionen wurden angeblich gar nicht aus den Taschen unserer Kapitalisten genommen, sondern sie erflossen zunächst aus unserer Industrie selbst. Diese hätte, um nur Beschäftigung zu haben, vom Auslande ungeheure Bestellungen zum Selbstkostenpreise, vielleicht noch etwas darunter, übernommen, und auf solche Weise sollen dann mehrere hundert Millionen frisch bei uns eingeflossen sein, welche für den Anfang unseren Banken und durch diese wieder dem Publikum, als sogenanntes billiges Geld, zu gute kamen. Wie dem

Digitized by Google

auch sein mag, seit einer Reihe von Wochen wächst wieder das Gras in unseren Börsen, man plaudert dort zumeist, anstatt Geschäfte zu machen. Orders giebt es kaum, und die Käufer vom Januar und Februar sind mit ihren dann wieder schwer abzusetzenden Papieren angefüllt wie eine boa constrictor, die zum leblosen Baumstamm wird.

Da aber unsere Kommissionsfirmen leben wollen und sie dies von deutschen Aktiengeschäften einmal wieder nicht können, so versuchen sie es, und jetzt nicht zum ersten Mal, mit ausländischen Transaktionen. In dieser Beziehung ist nun die Auswahl weniger groß als sicher! Australische Minen lassen sich selbst in der Londoner Stock-Exchange kaum anders als mit ständigem Mißtrauen handeln. Mit amerikanischen Eisenbahnwerten treiben Jahres- und Tagesgrößen, wie Morgan, ihren Maskenscherz, so daß hohe Kurse in New York keine Gesamtströmung mehr bedeuten, sondern einzelne Ringkämpfe einzelner Kapitalsriesen. Bleiben also nur Transvaalwerte, zu deren Gunsten zwei gewaltige Momente mitsprechen: die wachsende Aussicht auf Frieden und die Kraft des englischen Anlagemarktes! Eines ohne das andere, d. h. unseren eigenen Optimismus bezüglich der endlichen Pacifizierung Transvaals, ohne daß wir uns dabei mehr als bloß an England anzulehnen hätten, würde natürlich nicht genügen. Zu einer so großen Selbständigkeit können wohl einzelne deutsche Spekulanten gelangen, aber doch wohl niemals jene so viel gegliederte Kundschaft, die früher in Hütten- oder Elektricitätspapieren gehandelt hatte, um sich fortan wieder zu Minenwerten hinüberziehen zu lassen. So lange nun die bisherigen größeren Banken und Provinzbankiers diese Kauflustigen bei uns dirigieren, ist die Gefahr nicht groß, desto bedenklicher nehmen sich aber allmählich die Trübfischer aus, welche von der City aus die deutschen Privatleute mit Cirkularen und Inseraten aller Art an die Angel zu locken versuchen. Gegen solche Zwischenhändler und auch ihre inländischen Kumpane sollten die Handelskammern, Börsenvorstände etc. etc. aufs schärfste vorgehen, und diejenigen großen Blätter, welche redaktionell vor den betreffenden Schwindlern warnen, sollten nicht dabei auf die Empfehlungen in ihrem Inseratenteil verweisen, sondern die Annonce glatt ablehnen und — dennoch warnen. Bedeutende Stücke unseres Volksvermögens könnten sonst auf Nimmerwiedersehen über den Kanal wandern, da ja ohne Deposit nicht gearbeitet wird.

Damit soll natürlich die Thatsache keinen Augenblick geleugnet werden von dem an sich aussichtsvollen Stande des südafrikanischen Marktes, in dem seit neuerem auch Johannesburg und Kapstadt als potente Käufer Figur machen. Man darf nicht vergessen, daß Großkapitalisten, welche jetzt nach drüben gereist sind, um die Kriegszeiten zu billigen Erwerbungen zu benutzen, enttäuscht, besonders über die hohen Terrainpreise, sind und daher ebenfalls zu nach ihrer Meinung preiswürdigen Shares greifen. Mir werden Fälle genannt, wo Häuser in Johannisburg neuerdings zu 15 000 Pfd. verkauft werden konnten, die noch vor zehn Jahren 3000 Pfd. wert waren, inzwischen aber ziemlich regelmäßig hohe Mieten gebracht hatten. Die Engländer selbst, welche ihre Minen-Engagements an der Stock-Exchange reduzieren ließen, halten den eigenen Besitz fest, trotzdem sie noch gar nicht an einen sofortigen Frieden zu glauben scheinen. Vielmehr sind nach ihren Erfahrungen die Buren ebenso gute Geschäftsleute als sie tapfere Soldaten sind, dieselben werden daher möglichst zähe verhandeln, abbrechen, wieder verhandeln, um nicht zu wenige Vor-

Digitized by Google

teile für sich herauszuschlagen. Inzwischen beginnt aber im Monat Mai der Transvaalwinter, der dritte, seitdem die Buren im Felde stehen und wo sie nicht, wie im Sommer, das Futter für ihre Ponnies zur freien Verfügung haben. Auf diesen Winter, möge das nun hart und egoistisch aussehen, baut auch das britische Anlagekapital seine Hoffnungen, die, rein politisch, denen unseres Kontinents einigermaßen entgegengesetzt lauten. Die unbeteiligten Völker, bei aller Achtung für ihre Begeisterungsfähigkeiten, gleichen doch da in etwas allzu leidenschaftlichen Zuschauern, welche einem auftretenden Künstler immer da capo zurufen, ohne an dessen endliche Erschöpfung zu denken.

In England glaubt man übrigens bei Friedensschluß keineswegs nur an eine Steigerung der Goldshares, für die ja die großen Firmen angesichts der von ihnen vorbereiteten Millionengeschäfte gute Stimmung bringen müssen. Vielmehr wird alsdann auch für Consols, englische Bahnen, kurz, britische Papiere fast jeder Art eine Hausse vorausgesehen. Im gleichen Sinne scheint auch die französische Hochfinanz zu rechnen, und man darf durchaus nicht mit diesen ersten Häusern die Pariser Spieler vergleichen, die ja ab und zu ihren Markt recht unsicher machen. Hauptverkehr ist augenblicklich in Geduld, den Sub-Companies, Randmines, Modderfontein, Transvaal Consolidated etc. etc. In ein kritisches Licht werden jetzt ab und zu die Kurse der Deep levels gestellt, doch ist nicht zu vergessen, daß einige, wie z. B. Robinsons, nur wegen der jungen Aktien zurückgeblieben sind. Auf derartige Kurserscheinungen ist auch bei den eventuellen Kapitalsvermehrungen noch weiterer Minengesellschaften zu achten. Freilich wäre es besser, daß die Meetings diesmal nicht immer so glatt verliefen, wie es leider der Fall ist. Nicht einmal der Exploration Co. hatte man Vorwürfe darüber gemacht, daß sie ihr halbes Kapital in Pariser Tramways anlegte und demgemäß auch verputzte.

Die Geldverhältnisse sind, was die vierzehntägigen Prolongationen betrifft, wieder leichter geworden. Indessen bedeutet ein Satz von etwa 7 Prozent nicht allzu viel, sobald man bedenkt, daß in London die Shares auf Namen gestellt werden. Will dies aber ein Käufer seiner bloß vorübergehenden Spekulation wegen umgehen, so muß eben der Kommissionär das Papier auf seinen Namen schreiben lassen, und Stempel-, sowie Übertragungsgebühren machen ein Erkleckliches aus. Nehmen wir einmal Modderfontein, welche ca. 13 Pfd. notieren. Ein Käufer von einhundert solcher Shares hätte für die ebenerwähnten Unkosten an Mk. 135 zu zahlen. Dem Kommissionär wäre es natürlich unter solchen Umständen weit profitabler, seinen Kunden mindestens ein Vierteljahr in der Hand zu haben, aber man kann die Neigungen von Privatleuten nur schwer oder gar nicht verbessern.

Ich sehe die Zeit voraus, wo ein sehr bedeutender Teil unseres Publikums in Transvaalwerten engagiert ist, denn ein guter deutscher Mann mag zwar angeblich keinen Briten leiden, doch seine Goldshares kauft er gern. Vielleicht nehmen wir auch für unsere Hütten und Fabriken die Friedensaufträge, zwar widerwillig, aber doch an!

S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Janssen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Litterarische Anzeigen

Die Zeit

Nationalsoziale Wochenschrift. Herausgeber: Fr. Naumann.

Preis vierteljährlich Mk. 3.—

Inhalt von No. 31:

Politische Notizen: Ein Monopol auf Reichstagswahlkreise. — Ist die Sozialdemokratie großdeutsch? — Hebel oder Hemme? — Echt nationalliberal. — **Friedrich Naumann:** Politische Kämpfe in Belgien. — **Fr. Weinhausen:** Schutzheilige und Gewerkschaftspatrone. — **Lic. Traub:** Das religiöse Problem im Sozialismus. — **Paul Zschorlich:** Die Wahrheit über die Duse. **Paul Weiland:** Emile Zola. — Kunst. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Bodenreform.

Probenummern jederzeit umsonst vom Verlag

Berlin-Schöneberg.

Soeben erschien

YVETTE GUILBERT's

erster Roman

DER BRETTLKÖNIG

Geheftet 3 Mark 50 Pf., elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Die berühmte Brettldiva, die auf ihrer Tournee durch Deutschland überall sensationelle Erfolge erntete, giebt uns in ihrem ersten Roman ein fesselndes buntes Bild aus dem Leben der Brettlkünstler. **„Der Brettlkönig" ist einer der interessantesten Romane der letzten Jahre und nicht nur durch die Persönlichkeit der Verfasserin dazu geschaffen, einen großen Erfolg zu haben.**

In allen Buchhandlungen vorrätig.

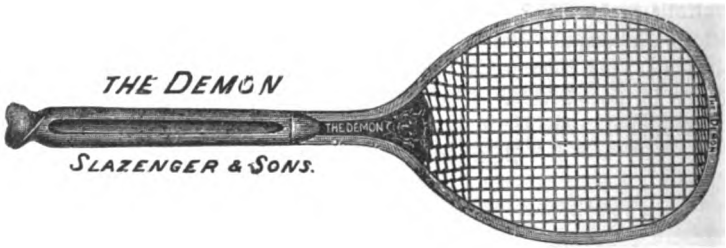
Verlag von Albert Langen in München-Lo.

Digitized by Google

Garten- und Veranda-Möbel

in grosser Auswahl!

Lawn Tennis-Artikel.



Nur beste englische und amerikanische Fabrikate von Slazenger, Ayres, Spalding, Jefferies.

Croquet, Cricket, Polo, Golf, Hockey,

Football.

Kataloge gratis und franko.

R. BEINHAUER SÖHNE

Neuerwall 59 HAMBURG Neuerwall 59

Digitized by Google

Verlag von GEORG REIMER in BERLIN W. 35

Die Nation

Wochenschrift für Politik
Volkswirtschaft
und Litteratur

Herausgegeben von
Dr. TH. BARTH.

Preis pro Quartal
Mark 3.75

Die Nation hat während ihres 18jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschliesslich Originalartikel aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Gelehrten, Politiker. Sie schliesst in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloss die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirtschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Litteratur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, satirische Glossen zur Zeitgeschichte und kurze Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die „NATION" als energische Vorkämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

Otto Speckters Vogelbuch
Mit Gedichten von Gustav Falke.
Gebunden 1 Mark.
Dies Werkchen wird vielleicht für Norddeutschland das empfehlenswerteste Kinderbilderbuch darstellen.
(Die Zeit, Berlin.)
Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Soeben erschien:
Hamerlings Werke.
Volks-Ausgabe in 4 Bänden.
Ausgewählt und herausgegeben von
Dr. Michael M. Rabenlechner.
Mit einem Geleitwort von
Peter Rosegger.
Zweite Auflage.
Inhalt: Ahasver in Rom. — Der König von Sion. — Homunkulus. — Amor und Psyche. — Germanenzug. — Danton und Robespierre. — Teut. — Venus im Exil. — Sinnen und Minnen. — Blätter im Winde. — Gedichte aus dem Nachlaß. — Ein Schwanenlied der Romantik. — Aspasia.
Preis in 4 eleganten Leinenbänden Mk. 20.—
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Firma 1870 gegründet.
Bei Baarzahlung höchster Rab. u. Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige
Längste Garantie.
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Fabrikate.
Fabrik:
Wilhelm Emmer
Berlin 500, Seydelstrasse
Preisliste, Musterbuch umsonst.
Allerhöchste Auszeichnung.

„Victoria" feinster Naturbutter-Zwieback der Welt.
Trüller-Zwieback
Fürsten u. Könige führen ihn an ihrer Kaffeetafel. Gr. elegant lackierter Blechkasten mit 260 St. Mark 4.— franko ohne alle weiteren Unkosten.
Harry Trüller
Celle 45.
Grösste Zwiebackfabrik Europas. 12mal präm.

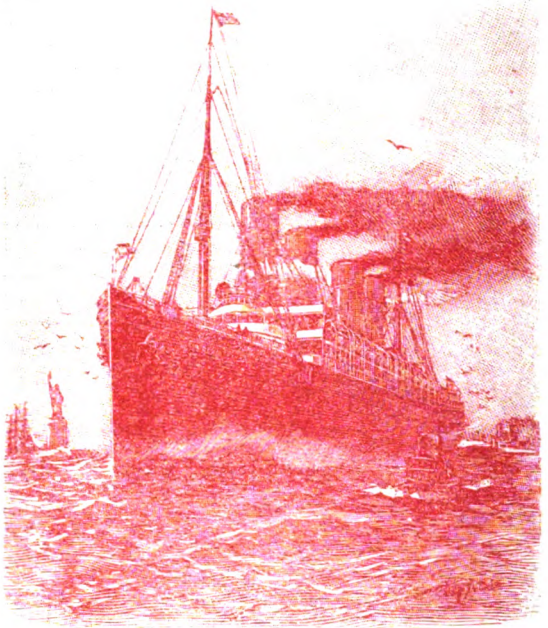
Familienheim für Erholungsbedürftige
Dr. Schwarz, Arzt
Bad Oldesloe — Bahn Hamburg-Lübeck

Dr. Ritschers Wasserheilanstalt
Lauterberg (Harz)
bedeutend erweitert und neu eingerichtet.
Prospekte vom
Besitzer und Leiter Dr. Otto Dettmar.

Digitized by Google

HAMBURG-AMERIKA LINIE

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst.



Hamburg-Newyork	Hamburg-Boston	Hamburg-Mexiko	Stettin-Newyork
Hamburg-Frankreich	Hamburg-Philadelphia	Hamburg-Canada	Newyork-Mittelmeer
Hamburg-Belgien	Hamburg-Galveston	Hamburg-Ostasien	Newyork-Ostasien
Hamburg-England	Hamburg-New-Orleans	Hamburg-Brasilien	Newyork-Westindien
Hamburg-Portland	Hamburg-Venezuela	Hamburg-La Plata	Orientfahrten
Hamburg-Baltimore	Hamburg-Westindien	Genua-La Plata	Nordlandfahrten

ferner mit den Dampfern der Deutschen Ostafrika-Linie: **Hamburg-Ostafrika.**

Hamburg-Newyork via Southampton und Cherbourg

Schnelldampferdienst.

Nähere Auskunft erteilt die

HAMBURG-AMERIKA LINIE, Abteilung Personenverkehr

Hamburg, Dovenfleth 18—21

sowie deren Vertreter.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Die Verlagsbuchhandlung.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. S. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

II. Jahrgang 17. Mai 1902 Heft 33

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

Seite

Psychiater oder Richter. Eine Umfrage 181

Der Spitz. Ein Märchen von Gustav Falke 198

Arnold Böcklins künstlerischer Nachlaß. Landrichter Gustav Schiefler 204

Noch einmal das Kohlen-Syndikat. S. v. H. 208

Redaktion: Dr. S. Heckscher
Verlag: Alfred Janssen, Hamburg

Bezugspreis 3 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt Mk. 3.— für das Vierteljahr, Ausland Mk. 4.50.

Einzelne Hefte kosten 30 Pf.

Jeder Halbjahrsband wird geb. für Mk. 7.— geliefert.

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I, 388 oder 8074) — erforderlich.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt:

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Georg Brandes-Kopenhagen — Oberl.-Ger.-Rat O. Brandis-Hamburg — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Breysig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — Prof. Cohr.-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Geheimrat Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien — Ilse Frapan-Zürich — Pastor G. Frenssen-Hemme — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Geffcken-Hamburg Paul Geisler-Posen — Leutnant Gentz-Gideon Dtsch.-Südw.-Afrika — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — Prof. Cornelius Gurlitt-Dresden — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Alfred Georg Hartmann-München — Prof. Hasbach-Kiel — Prof. Hensel-Heidelberg — W. Holzamer-Heppenheim — Graf von Hoensbroech-Gr. Lichterfelde — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Ellen Key-Wien — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Landgerichtsrat W. Kulemann-Braunschweig — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Prof. C. F. Lehmann — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Ed. Lorenz Meyer-Hamburg — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — Prof. Ad. Michaelis-Straßburg — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Börries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Emil Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Westerwede — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Karl Scheffler-Friedenau — Frl. Dr. Kaethe Schirmacher-Paris — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Weimar — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Prof. Ferd. Tönnies-Kiel — Prof. Georg Treu-Dresden — Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Eugen Wolff-Kiel Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.

Soeben erschien:

Ringendes Leben!

Dichtungen von

Felix von Fuchs-Nordhoff.

Brosch. 2. Mark. Geb. 3 Mark.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Gicht

BAD SALZSCHLIRF, Bonifaciusbrunnen.

Rheumatismus, Steinleiden.

Prospekte, ein Heft Heilerfolge und Gebrauchsanweisung zur Trinkkur, welche, ohne das Bad zu besuchen und ohne Berufsstörung in der Heimat der Patienten **mit grossem Erfolg** vorgenommen werden kann, werden kostenfrei versandt durch die *Bade-Verwaltung.*

Diesem Hefte liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Johannes Räde, Berlin,** bei, auf den wir unsere Leser aufmerksam machen.

Digitized by Google

DER LOTSE

Hamburgiſche Wochenſchrift
· · · für deutſche Kultur · · ·

Redigiert von Dr. S. Heckſcher

II. Jahrgang 17. Mai 1902 Heft 33

Der Nachdruck ganzer Beiträge iſt verboten, genaue Quellenangabe bei jeder Entlehnung erforderlich

Pſychiater oder Richter

Eine Umfrage

Am Ende des vergangenen Jahres hatte ich in einem kleinen Aufſatze die erſte Schwurgerichtsverhandlung gegen den Studenten Fiſcher in Gotha beſprochen. Abgeſehen von der viel und mit Recht getadelten Leitung der Verhandlung war es vor allem die offene Divergenz zwiſchen dem Gutachten des Pſychiaters und der Entſcheidung über die Schuldfrage, die zu Betrachtungen anregte.

Daß Pſychiater wie Richter, und nicht zuletzt eine fortſchreitende Strafrechtspflege ein lebhaftes Intereſſe daran haben, dieſen Widerſprüchen nach Möglichkeit vorzubeugen, wird kaum noch ernſthaft in Zweifel gezogen, wenn auch immer von neuem hier auf den Widerſtreit wiſſenſchaftlicher Meinungen, dort auf legislatoriſche Schwierigkeiten hingewieſen wird.

So glaubte ich denn, einen Reformvorſchlag in dem Satze formulieren zu dürfen:

„In allen Straffällen, wo die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten zweifelhaft iſt, müßte ein Kollegium von Pſychiatern die Frage der Zurechnungsfähigkeit entſcheiden, und ihre Entſcheidung müßte für den Spruch der Richter bindend ſein."

Eine freundliche Zuſchrift des Profeſſors Franz von Liszt, der mir damals, freilich ohne dieſen Reformvorſchlag beſonders zu berühren, mitteilte, daß der Artikel ihm ganz aus der Seele geſchrieben ſei, und die Anregung eines hervorragenden Pſychiaters gaben mir den Mut, die Frage zum Gegenſtande einer öffentlichen Diskuſſion zu machen.

Die Form der Umfrage gebietet mir, mich eines jeden Kommentars zu enthalten und mich auf den Dank zu beſchränken für die wertvollen, nicht zum geringen Teil weit über das Thema hinaus anregenden und aufklärenden Zuſchriften. Nur ſoviel glaube ich auch in der Rolle des Neutralen behaupten zu dürfen, daß durch dieſe Diskuſſion eine Frage aufs

Digitized by Google

neue in Fluß gebracht ist, die ihrer endgültigen Lösung noch harrt, deren Lösung aber für eine unserer Kulturentwickelung ebenbürtige Rechtspflege von eminenter Bedeutung ist.

Die Antworten, die mir auf meine Umfrage zugegangen sind, lasse ich in alphabetischer Anordnung folgen:

Sehr geehrter Herr!

Die von Ihnen angeregte Frage gehört zu den schwierigsten, welche hinsichtlich der Stellung des ärztlichen Sachverständigen in Fällen zweifelhaften Geisteszustandes zur Diskussion stehen. Ich halte den von Ihnen vorgeschlagenen Weg aus zwiefachem Grunde für ungangbar. Einmal würde er eine völlige Umwälzung des Rechtsverfahrens voraussetzen. Bislang ist der Sachverständige nur Beirat des Richters; er soll ihm kraft seiner wissenschaftlichen Kenntnisse und praktischen Erfahrungen die notwendigen Unterlagen zur Auffindung einer gerechten Beurteilung des Angeklagten ermöglichen. Auf Grund der von Ihnen vorgeschlagenen Änderung der gesetzlichen Bestimmungen rückt der Sachverständige gewissermaßen in die Stelle des Richters und entzieht diesem einen wesentlichen Teil seiner richterlichen Funktion, nämlich die freie Beweiswürdigung. Nach meiner Überzeugung würde dadurch ein unklarer, unhaltbarer Rechtszustand geschaffen werden, welcher sowohl die Thätigkeit des Sachverständigen, als auch des Richters in schwierigen Fällen geradezu lahmlegen kann.

Zweitens ist es zum mindesten fraglich, ob ein Kollegium von Psychiatern in den Straffällen, in denen die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten zweifelhaft erscheint, zu einem richtigeren Urteil gelangen wird als der einzelne verantwortliche Sachverständige. In all derartigen Fällen, in welchen die strittigen Grenzgebiete zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit in Frage kommen, werden auch in einem Kollegium von Sachverständigen sich widerstreitende Urteile geltend machen, da jeder Sachverständige in seiner Urteilsfindung von seiner prinzipiellen Stellung diesen Fragen gegenüber abhängig ist. Es liegt in der Schwierigkeit der Materie begründet, daß eine einheitliche Auffassung über die engere oder weitere Ausdehnung des Begriffs der Unzurechnungsfähigkeit kaum erreichbar ist. Es wird also im Einzelfalle von der Zusammensetzung dieses Kollegiums von Psychiatern abhängen, ob diese oder jene Beurteilung die Majorität erlangen wird. Mit diesem Auswege kann also die Thatsache nicht aus der Welt geschafft werden, daß ganz gleichartige Fälle von verschiedenen psychiatrischen Sachverständigen, in Ihrem Falle von einem Kollegium von Sachverständigen, eine ganz verschiedenartige Beurteilung erfahren. Es wird also auch auf dem von Ihnen vorgeschlagenen Wege die Schaffung einer allgemein gültigen Norm nicht erreicht werden. Ich halte es vielmehr für richtiger, wie dies auch bei der zweiten Verhandlung im Falle Fischer geschehen ist, mehrere Sachverständige vorzuladen und bei der Auswahl dieser Sachverständigen dafür Sorge zu tragen, daß in ihren Voten die verschiedenartigen wissenschaftlichen Richtungen zum Ausdruck gelangen.

Digitized by Google

Es ist dann dem Richter, beim Schwurgericht den Geschworenen, die Möglichkeit gegeben, ihr Urteil auf der breitesten Basis aufzubauen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Jena Professor Dr. Binswanger

Hochgeehrter Herr!

Sie haben in der von Ihnen redigierten Zeitschrift „Der Lotse" am 21. Dezember v. Js. im Anschluß an eine Besprechung des Falles Fischer die Frage aufgeworfen, ob nicht „in allen Straffällen, wo die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten zweifelhaft ist, ein Kollegium von Psychiatern die Frage der Zurechnungsfähigkeit entscheiden und ihre Entscheidung für den Spruch der Richter bindend sein müßte"; und Sie haben nunmehr die ehrenvolle Aufforderung an mich gerichtet, Ihnen meine Ansicht über diese Frage zur Veröffentlichung im „Lotsen" mitzuteilen.

I. Sie haben mit obigem eine Frage wieder aufgenommen, die früher viel und lebhaft, oft leidenschaftlich erörtert worden ist, die Frage, ob die Entscheidung über die Zurechnungsfähigkeit vor das ärztliche oder vor das richterliche Forum gehöre? Sie ist in der von Ihnen formulierten Fassung jetzt von der fast ausnahmslos herrschenden Meinung zu Gunsten der Richter entschieden, und zwar von den Medizinern mit nicht geringerer Entschiedenheit wie von den Juristen. Die Gründe sind zwingend. Denn die Zurechnungsfähigkeit ist ein juristisch-psychologischer Begriff, mit dessen Feststellung im einzelnen Fall daher die Medizin, speziell die Psychiatrie, an sich nichts zu thun hat. Zurechnungsfähigkeit bedeutet die Eigenschaft eines Menschen, wonach seine Handlungen ihm zur strafrechtlichen Schuld zugerechnet werden können, er also strafrechtlich für sie verantwortlich gemacht werden kann. Die Entscheidung aber über strafrechtliche Schuld und strafrechtliche Verantwortlichkeit bildet selbstverständlich die ausschließliche Domäne des Richters. Damit fällt ihm allein auch die Antwort auf die Frage zu, ob im einzelnen Fall die Zurechnungsfähigkeit des Thäters ausgeschlossen gewesen sei oder nicht. Und in der That kann er ja diese Frage in zahlreichen Fällen beantworten, ohne überhaupt einen Sachverständigen beiziehen zu müssen, in zahlreichen anderen Fällen, ohne wenigstens eines Psychiaters zu bedürfen. Ob der Thäter zurechnungsunfähig war infolge von Trunkenheit, von Schlaftrunkenheit, von hochgradigem Affekt, das wird der Richter meist für sich allein entscheiden können; ob er zurechnungsunfähig war infolge von jugendlichem Alter oder von Taubstummheit, das wird der Richter entscheiden, vielleicht nach Anhörung der Eltern, des Lehrers, des Geistlichen, des Taubstummenanstalts-Direktors; ein Psychiater wird hier überhaupt nicht zu Wort kommen. Aber auch da, wo der Richter sich veranlaßt sieht, vor seiner Entscheidung den Seelenarzt zu hören, nämlich da, wo die Existenz der Zurechnungsfähigkeit abhängt von der Vorfrage seelischer Gesundheit oder Krankheit des Thäters, wo pathologische Zustände als Gründe der Zurechnungsunfähigkeit eine Rolle spielen, kann unmöglich die Frage der Zurechnungs-

Digitized by Google

fähigkeit selbst in einer für den Richter bindenden Weise vom Psychiater zu beantworten sein. Denn damit würde das Urteil über Schuld und Strafbarkeit dem Richter aus der Hand genommen und in die Hand des Arztes gelegt, der Mediziner hätte zu entscheiden, was Rechtens ist, der Richter wäre zum Vollstrecker des vorausgegangenen medizinischen Ausspruches gemacht — eine unerträgliche Verwirrung der Kompetenzen!

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich, daß der Psychiater auch da, wo er bei Entscheidung über die Zurechnungsfähigkeit mitzureden berufen ist, nämlich da, wo es sich um eine die letztere alterierende psychische Erkrankung handelt, er doch immer nur über die letztere, nicht über die erstere zu befinden hat. Seine Kompetenz beschränkt sich auf das Naturobjekt, hier das physisch-psychisch-anthropologische Objekt, und erstreckt sich nicht auf das Rechtsobjekt, hier die Zurechnungsfähigkeit des Verbrechers. Seine Aufgabe besteht nur darin, dem Richter durch ein Gutachten über den Seelenzustand des Verbrechers das nötige Material zu liefern, damit der Richter über die Zurechnungsfähigkeit des Verbrechers entscheiden kann. Oder, um diesen Satz unserem geltenden deutschen Recht (§ 51 des Reichsstrafgesetzbuchs) anzupassen: der Psychiater hat nur darüber zu befinden, ob der Thäter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustande von Bewußtlosigkeit (besser: Bewußtseinsstörung, Bewußtseinstrübung) oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, damit dann der Richter auf Grund dieses Gutachtens darüber befinden kann, ob also der Thäter zur Zeit der That im Besitz seiner „freien Willensbestimmung" war, womit der citierte § 51 die Zurechnungsfähigkeit am besten charakterisieren zu können glaubte (Motive). Daß dies die allein richtige Verteilung der Aufgaben zwischen den Medizinern und den Juristen sei, darüber sind, wie schon erwähnt, beide Teile einig. Ich verzichte darauf, hier Aussprüche von Juristen als Belege beizubringen; denn diese könnten Ihnen als „Richter in eigener Sache" verdächtig erscheinen. Aber ich berufe mich auf die preußische wissenschaftliche Deputation für das Medizinalwesen, die bei den Vorberatungen zu unserem Strafgesetzbuch ausdrücklich erklärt hat, daß die Zurechnungsfähigkeit ein rechtlicher Begriff, kein Begriff der gerichtlichen Medizin sei, und daß daher die Frage, ob ein Mensch zurechnungsfähig sei oder nicht, nicht vom Arzte, sondern vom Richter oder den Geschworenen zu entscheiden sei. Auf diese Autorität hin hat man dann dem § 51 seine jetzige Fassung gegeben, durch welche, wie man hoffte, die gerichtsärztliche Aufgabe scharf dahin präcisiert wird, daß der Gerichtsarzt lediglich zu untersuchen hat, ob Krankheit vorhanden war oder nicht, während die Schlußfolgerung daraus, nach welcher die freie Willensbestimmung in Beziehung auf die Handlung ausgeschlossen oder vorhanden war, ausschließliche Aufgabe des Richters ist (Motive). Ich berufe mich ferner auf die hervorragendsten Lehrbücher der gerichtlichen Medizin und der Psychopathologie (insbesondere Casper-Liman und Krafft-Ebing). Sie vertreten übereinstimmend die Ansicht: „in der immer und überall in der gerichtlichen Medizin unwandelbar festzuhaltenden Erwägung, daß der Arzt sich ausschließlich nur mit den Naturobjekten für richterliche Zwecke zu befassen

Digitized by Google

habe, in Erwägung ferner, daß es sich beim Begriffe Zurechnungsfähigkeit um die Anwendbarkeit des Strafgesetzes, also um etwas ganz anderes als um ein Naturobjekt handelt", könne es „keinem Zweifel unterliegen, daß der Arzt in den betreffenden Fällen nur die wissenschaftlichen Materialien dem Richter zu liefern und diesem dann die Bestimmung über die Zurechnung zu überlassen habe". Sie ziehen daraus die Konsequenz, daß der Richter den medizinischen Sachverständigen überhaupt und von vornherein nicht nach Zurechnungsfähigkeit oder Willensfreiheit fragen sollte. Denn das seien „Begriffe, welche die Naturwissenschaft nicht kennt, und denen deshalb der Sachverständige als Laie oder mindestens als gewöhnlicher Bürger gegenüber steht"; „weder der metaphysische Begriff der Willensfreiheit, noch der juristische der Zurechnungsfähigkeit gehört in die Domäne der Medizin". Werde freilich der Sachverständige trotzdem danach gefragt, so sei der Arzt, der sich überall möglichst wörtlich an die Fragestellung des Richters zu halten habe, vollständig in seinem Recht, wenn er auf die gestellte Frage auch antworte; aber er gebe damit lediglich sein Dafürhalten dem entscheidenden Urteil des Richters preis.

II. Nun gebe ich gerne zu, daß mit vorstehendem das von Ihnen zu erneuter Diskussion gestellte Problem noch nicht erschöpft ist. Es wird sich weiter fragen, ob nicht wenigstens jene oben angedeuteten Vorfragen für die richterliche Entscheidung über die Zurechnungsfähigkeit in einer für den Richter bindenden Weise von Psychiatern beantwortet werden sollten? Nach unserem geltenden deutschen Recht (§ 260 der Reichsstrafprozeßordnung) ist auch diese Frage zu verneinen. Wir haben das System der freien richterlichen Beweiswürdigung adoptiert. Davon ausgehend, daß es sich nicht im voraus und durch abstrakte Regeln bestimmen läßt, unter welchen Voraussetzungen der Richter eine für sein Urteil wichtige Thatsache als bewiesen und wahr anzunehmen habe, sondern daß sich die Wahrheit nur nach der konkreten Sachlage im einzelnen Fall beurteilen und erkennen lasse, haben wir die sog. gesetzlichen Beweisregeln des früheren Rechtes beseitigt und dem Richter die Befugnis eingeräumt, über das Ergebnis der Beweisaufnahme in jedem einzelnen Fall nach seiner freien, aus dem Inbegriffe der Verhandlung geschöpften Überzeugung zu entscheiden. Es steht in der Wissenschaft fest und ist auch vom Reichsgericht anerkannt, daß dieser Grundsatz der freien richterlichen Beweiswürdigung auch den Beweis durch Sachverständige mit ergreift. Auch dem Sachverständigen-Gutachten steht der Richter frei gegenüber, so zwar, daß lediglich der Eindruck, den sein Inhalt auf seine Überzeugung macht, darüber entscheidet, ob er ihm beweisende Kraft beimessen will oder nicht. Liegen nun zureichende Gründe dafür vor, um bezüglich der Gutachten der medizinischen Sachverständigen über den Seelenzustand eines Angeklagten den Grundsatz der freien richterlichen Beweiswürdigung zu durchbrechen und zum früheren System der Bindung durch gesetzliche Beweisregeln zurückzukehren? Ich glaube auch diese Frage verneinen zu müssen.

Wollte man die gegenteilige Meinung, also die Bejahung der eben formulierten Frage, etwa mit Sätzen stützen, wie: der Richter, der sich

Digitized by Google

über das Gutachten des Experten hinwegsetze, prätendiere damit, die Sache besser zu verstehen wie der Sachverständige; er setze sich dadurch mit sich selbst in Widerspruch, da er doch durch die Zuziehung von Experten anerkannt habe, daß es sich um eine Frage handle, deren Beantwortung ihm fehlende Sachkenntnisse verlange u. dergl. m.: so leuchtet ein, daß diese Argumente zur Statuierung der bindenden Kraft des Sachverständigen-Gutachtens überhaupt führen müßten. Denn sie treffen auf alle Experten in ganz gleicher Weise zu, und was danach den Psychiatern gegenüber recht wäre, das wäre auch den Chemikern, Mechanikern, den Kunstverständigen, Schriftverständigen u. s. w. gegenüber billig. Solch allgemeine Bindung der Richter an die Sachverständigen-Gutachten wird man nicht verteidigen wollen. Das Gutachten über den Geisteszustand des Angeklagten hat nichts vor anderen Gutachten voraus, was gerade bezüglich seiner eine Ausnahme vom Grundsatz der freien richterlichen Beweiswürdigung erforderte oder rechtfertigte, weder einen höheren Grad von Wichtigkeit oder Schwierigkeit, noch auch einen größeren Anspruch auf Unfehlbarkeit, noch endlich ein geringeres Maß von Nachprüfbarkeit durch den Richter. Das Gutachten über den Geisteszustand hat mit allen anderen Gutachten das gemein, daß der Sachverständige aus einer Reihe von Thatsachen, Erscheinungen, Vorkommnissen und Handlungen, die er sammelt, zusammenstellt, beobachtet und prüft, gewisse Schlüsse zieht, die er dem Richter als sein Gutachten unterbreitet. Der Psychiater insbesondere gewinnt seine Ansicht über den Geisteszustand des Angeklagten aus dem Bild, welches er sich auf Grund der Akten, der Verhandlung, der Beobachtung in der Irrenanstalt (§ 81 der Strafprozeßordnung), auf Grund etwaiger Tagebücher, Briefe, Schriftstücke des Thäters und Dritter über die That und den Thäter, sein Verhalten vor und nach der That, sein Vorleben, seine Erziehung und seinen Charakter entworfen hat. Hier überall sind Irrtümer des Psychiaters möglich und für den Richter erkennbar. Es kann sich zeigen, daß der Akteninhalt falsch aufgefaßt, die sonstigen thatsächlichen Grundlagen des Gutachtens lückenhaft, die aus ihnen gezogenen Schlüsse nicht stichhaltig oder unbestimmt oder vielleicht gar widerspruchsvoll sind: es hieße doch, der Wahrheit geradezu ins Gesicht schlagen, wenn man den Richter trotzdem an das Gutachten binden wollte. Man hat nun zwar unterscheiden wollen zwischen der formellen Beurteilung des Gutachtens der Sachverständigen und der Prüfung des materiellen Inhaltes desselben, indem die erstere — die Beurteilung des Gutachtens nach seiner Klarheit, Vollständigkeit, Bestimmtheit, Widerspruchslosigkeit, Folgerichtigkeit — allerdings dem Richter zustehen solle, über den letzteren aber — über die innere wissenschaftliche Berechtigung, über den wissenschaftlichen Wert der gezogenen Schlüsse — dem Richter kein Urteil gestattet sei. Auf diesem Standpunkt steht im ganzen heute noch das österreichische Recht. Allein abgesehen davon, daß dieser Standpunkt dann natürlich jedem Sachverständigen-Beweis gegenüber festgehalten werden muß, ist die Grenze zwischen formeller Beurteilung und Prüfung des materiellen Inhaltes des Gutachtens eine so schwankende und fließende, daß es völlig

Digitized by Google

gerechtfertigt erscheint, wenn unser geltendes deutsches Recht diesen früher viel vertretenen Standpunkt aufgegeben hat. Erwägt man nun schließlich noch die bei gesetzlicher Bindung des Richters an das Gutachten fast unlösbaren Schwierigkeiten, die sich ergeben, wenn mehrere sich widersprechende Gutachten (in der nämlichen oder in verschiedenen Instanzen des Prozesses) einander gegenübertreten, so wird man sich gegen jede gesetzliche Fesselung der richterlichen Überzeugung gegenüber psychiatrischen Gutachten über den Geisteszustand erklären müssen. Zu unseren Richtern wird man das Vertrauen haben dürfen, daß sie auch ohne gesetzlichen Zwang sich nicht leichthin über ein wirklich überzeugendes Gutachten hinwegsetzen werden.

III. Konnte ich mich insoweit mit Ihrem Vorschlag nicht einverstanden erklären, so erscheint mir dagegen für eine Revision unserer Gesetzbestimmungen in hohem Grade beherzigenswert der von Ihnen angeregte Gedanke, daß der Richter in allen Straffällen, wo die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten auf Grund pathologischer Zustände zweifelhaft wird, gezwungen sein soll, das Gutachten von Psychiatern einzuholen. Die Motive zu unserer Reichsstrafprozeßordnung folgern aus dem Grundsatz der freien Beweiswürdigung, daß es ganz im Ermessen des Richters stehe, ob er Sachverständige vernehmen wolle oder nicht. Das deutsche Reichsgericht hat diese Auffassung schon wiederholt als richtig anerkannt. In der Theorie sind die Ansichten geteilt. Während die herrschende Meinung die Auffassung der Motive und des Reichsgerichts vertritt, ist von anderer Seite ausgeführt worden, die freie Beweiswürdigung bedeute nur, daß, nachdem Beweiserhebung stattgefunden hat, der Richter die Frage, inwieweit er überzeugt worden ist, nach seiner freien Überzeugung zu entscheiden habe, dagegen nicht, daß die Frage, wann das Gutachten eines Sachverständigen einzuholen sei, von dem subjektiven Meinen des Richters abhängen solle. Aus dem § 118 des Gerichtsverfassungsgesetzes ergebe sich als Wille des Gesetzes, daß der Richter in der Zuziehung von Sachverständigen lieber etwas zu viel als zu wenig thun solle; und speziell in unserer Frage habe das Gesetz durch § 81 der Strafprozeßordnung der Erwartung Ausdruck verliehen, daß bei Zweifeln über die geistige Gesundheit des Beschuldigten eine Begutachtung durch Sachverständige eintreten werde. Es ist hier nicht der Ort, juristische Kontroversen zu entscheiden. Aber so viel steht fest, daß es in unserem geltenden Recht an einer unzweideutigen Bestimmung des Inhalts fehlt, daß der Richter bei Zweifeln über den geistigen Zustand des Angeklagten Sachverständige zuziehen müsse. Ein unbedingter Zwang zur Zuziehung Sachverständiger ist in unserem geltenden Recht nur für die Leichenöffnung (§ 87, 91 Strafprozeßordnung) statuiert. Er müßte unbedenklich auch für unseren Fall statuiert sein, wie dies im österreichischen Recht der Fall ist. Ist es denn etwa wichtiger, daß durch Zuziehung von Sachverständigen bei der Leichenöffnung der objektive Thatbestand eines Tötungsverbrechens festgestellt werde, als daß durch die gleiche Maßregel bei Fällen zweifelhafter geistiger Gesundheit die Unschuld des Angeklagten ans Tageslicht komme? Ein gesetzlicher Zwang zur Zuziehung von Sachverständigen in solchen Fällen ist um so nötiger, als bei

Digitized by Google

dem Mangel psychiatrischer Kenntnisse bei unseren Richtern vielfach die Einsicht in die Schwierigkeit der hier in Betracht kommenden Fragen und folgeweise in die Notwendigkeit der Anhörung von Experten gänzlich fehlt. Freilich auch die Fähigkeit richtiger Auffassung und Würdigung des abgegebenen Gutachtens. Und je entschiedener ich oben für die freie richterliche Beweiswürdigung auch gegenüber psychiatrischen Gutachten eingetreten bin, desto energischer muß ich die Forderung vertreten, daß unsere angehenden Juristen in weit größerem Maße als bisher mit eingehenden Kenntnissen in der gerichtlichen Medizin und speziell in der Psychiatrie ausgerüstet werden.

Hochachtungsvollst

München Professor Dr. Birkmeyer

Sehr geehrter Herr!

Die von Ihnen angeregte Frage ist keine medizinische, sondern eine juristisch-gesetzgeberische. Ich kann deshalb nur als Laie, gestützt auf die Erfahrungen in meiner forensischen Praxis, antworten:

Bisher fungierte der Psychiater wie jeder andere Sterbliche als Sachverständiger in der Rolle eines unmaßgeblichen Gehülfen des Richters, lediglich als ein Stück in der Beweisaufnahme, er sprach nicht Recht; jetzt soll er richten. D. h. es soll eine neue Art von Gericht eingeführt werden, ein „Psychiater-Gericht". Ich halte für gänzlich ausgeschlossen, daß man eine so radikale Änderung vornehmen wird, daß man Sachverständige zu Richtern macht, sehe auch keinen Grund dafür und halte die praktische Durchführung für unmöglich.

Ich glaube nicht, daß häufiger ein Unrecht dadurch geschieht, daß sich ein Gericht dem Gutachten der psychiatrischen Sachverständigen nicht anschließt, als dadurch, daß jemand infolge falscher Indicien unschuldig verurteilt wird. Das letztere ist selten, noch seltener das erstere. Beides wird sich mit Sicherheit nie vermeiden lassen. Dazu sind wir alle in unseren Leistungen als Menschen unvollkommen.

Ich sehe dabei ganz davon ab, wie weit die Meinungen auch der psychiatrischen Sachverständigen häufig auseinander gehen.

Und nun weiter die praktische Durchführung! Wo sollen die psychiatrischen Sachverständigen herkommen zu den Kollegien in all den Fällen, wo der Geisteszustand angezweifelt wird? Das geschieht ja fast immer! Die „Psychiater-Richter-Kollegien" müßten ja fast jeden Tag sitzen, würden schließlich mehr Richter als Psychiater sein, und, sit venia verbo, „verknöchern".

Ich will damit nicht gesagt haben, daß alles in bester Ordnung sei. Der Weg aber, der nach meiner Überzeugung allein zur Besserung führen kann, ist vorläufig nur der, daß bei der Ausbildung der Richter, die ja sehr viel lernen müssen, immer mehr Wert darauf gelegt wird, daß ihnen auch in der forensischen Psychiatrie eine genügende theoretische und namentlich auch praktische Ausbildung zu teil wird. Alsdann werden

Digitized by Google

die Fälle selten werden, wo im letzten Moment Hals über Kopf über die Frage der Zurechnungsfähigkeit in der Hauptverhandlung entschieden werden muß, es wird vielmehr immer mehr Regel werden, daß bereits in der Voruntersuchung diese Frage mit Ruhe, Objektivität und Gründlichkeit bereits geprüft und, wenn irgend möglich, erledigt wird.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Göttingen Professor Dr. A. Cramer

Sehr geehrter Herr Dr.!

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort." —

Auf keinem Gebiet hat sich der Fortschritt, den uns die Naturwissenschaften und die naturwissenschaftliche Methode gebracht haben, so wenig Geltung verschaffen können als in der Rechtswissenschaft. So kommt es, daß die Richter meist psychiatrische Gutachten weder würdigen, noch verstehen können. Der Psychiater beobachtet und untersucht den Angeklagten sechs Wochen lang und zieht seine Schlüsse auf Grund seiner langen Erfahrung. Er redet vor Gericht am Staatsanwalt vorbei, der in der Regel den Angeklagten selbst kaum kennt, seine eigene Psychologie, keine psychiatrischen Begriffe besitzt und den Menschen nur nach Gesetzesparagraphen beurteilt. Als Unparteiische entscheiden über krank oder schuldig diejenigen, die in der Regel absolut gar keinen Begriff von Geisteskrankheiten haben — die Geschworenen. Das ist am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts angewandte Wissenschaft und Gerechtigkeit. Die Staaten geben Millionen aus für die Förderung und Verbreitung der Wissenschaften, aber auf das Gebiet, das den Kulturzustand eines Volkes kennzeichnet — in die Rechtswissenschaft — kann die Psychiatrie, die aufs engste mit ihr zusammengehört, nicht eindringen, weil Gesetzgeber wie Gesetzesausleger sie einfach ignorieren.

Die Frage der Zurechnungsfähigkeit kann nach meiner Überzeugung nur von Psychiatern und nicht von Richtern entschieden werden; sie ist eine psychiatrische, keine juristische. Wenn eine Instanz die Verantwortung tragen muß, so kann dies eine psychiatrische so gut wie eine juristische. Der weitere Entscheid, was mit dem angeklagten Kranken zu geschehen hat, dürfte meist besser mit psychiatrischen als mit juristischen Erwägungen erfolgen.

Ein Fortschritt auf diesem Gebiete unseres Rechtslebens läßt sich nur durch gemeinsames Zusammenarbeiten von Juristen und Psychiatern erreichen. Es wäre daher anzustreben, daß Ihr Vorschlag, in Zweifelsfällen über die Zurechnungsfähigkeit ein Kollegium von Psychiatern entscheiden zu lassen, zum Heil der Menschheit Rechtskraft erhielte. Dieses Kollegium sollte dann auch entscheiden, wie und wie lange die menschliche Gesellschaft vor solchen gemeingefährlichen Individuen zu schützen sei. Dieses Procedere würde bald z. B. die ganze Anarchistenfrage lösen und die Polizeibehörden in ungeahnter

Digitized by Google

Weise entlasten. Viele Verbrecher würden als das erkannt, was sie sind — als krank, und dementsprechend behandelt. Außer dem Schutz der Gesellschaft erwüchse der Vorteil einer verminderten Nachkommenschaft. Verbrechercharaktere sind bekanntlich noch leichter vererbbar als Geisteskrankheiten. Aber wie weit sind wir noch von einer Prophylaxe der Verbrechen entfernt, trotzdem wir die wissenschaftlichen Thatsachen kennen!

In ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebener

Münsterlingen (Schweiz) Professor Dr. Frank

Wiesbaden, 11. April 1902

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Auf die von Ihnen gestellte Frage bin ich gern bereit, eine Antwort zu erteilen, die sich auf eine mehr als fünfundzwanzigjährige Thätigkeit als Sachverständiger stützt; ich würde auf das entschiedenste dagegen sein, daß in Fällen, wo die Zurechnungsfähigkeit eines Angeklagten zweifelhaft, ein Kollegium von Psychiatern über die Zurechnungsfähigkeit entscheiden solle. Ich würde mich noch bestimmter dagegen aussprechen, daß ein derartiges kollegiales Gutachten für das Gericht bindend sein solle.

Für durchaus nötig muß ich es aber bezeichnen, daß in Fällen, wo die Beurteilung der Zurechnungsfähigkeit irgendwie schwierig ist, und das ist sie öfter als von manchen Richtern und Behörden angenommen wird, als Sachverständige nur Ärzte zugezogen werden, die geeignete psychiatrische Ausbildung besitzen, aber nicht Ärzte, bei denen Sachverständnis unzutreffender Weise lediglich vorausgesetzt wird. Der sachverständige Arzt sollte aber auf alle Fälle nur der Berater des Richters sein, die Entscheidung muß dem letzteren verbleiben.

Eine Änderung dieses Verhältnisses würde ich als durchaus schädlich erachten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Straßburg Professor Dr. Fürstner

Sehr geehrter Herr! Erst nach meiner Rückkehr von einem Urlaube bin ich in der Lage, Ihre gefällige Anfrage zu beantworten.

Ich bin durchaus nicht der Ansicht, daß in allen den Straffällen, in denen die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten zweifelhaft erscheint, ein Kollegium von Psychiatern über die Zurechnungsfähigkeit, auch für das Gericht bindend, entscheiden müsse. Ich möchte in einem solchen Kollegium jedenfalls nicht mitwirken. Im übrigen hat Hoche in einem Aufsatze, den ich Ihrer Aufmerksamkeit empfehle (Neurol. Centralbl. 1902, Nr. 7) meine eigenen und gleichzeitig wohl die Ansichten aller maßgebenden deutschen Irrenärzte ausgesprochen, so daß ich mich eines näheren Eingehens auf die Sache überhoben halten darf.

Nur das eine hätte ich hinzuzusetzen, daß ich in meiner eigenen forensischen Erfahrung stets einer viel zu großen Neigung des Richters

Digitized by Google

begegnet bin, in zweifelhaften Fällen dem Sachverständigen die ganze Verantwortlichkeit aufzuladen. Ich begreife das; aber es ist doch wohl weder ganz richtig, noch für den Sachverständigen immer erfreulich.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Halle a. S. Professor Dr. E. Hitzig

Sehr geehrter Herr!

In Beantwortung Ihrer Anfrage erlaube ich mir, Sie auf einen im „Neurologischen Centralblatt", Nr. 7 vom 1. April d. J., erschienenen Aufsatz von Professor Hoche in Straßburg zu verweisen, dessen Ausführungen in Bezug auf die von Ihnen angeregte Frage ich mich in allen Punkten anschließe.

Hochachtungsvoll

Berlin Professor Dr. F. Jolly

Anmerkung. Der Aufsatz von Professor Dr. Hoche, auf den Professor Hitzig und Professor Jolly hinweisen, wendet sich mit Entschiedenheit dagegen, daß das Votum des Psychiaters gegenüber dem geltenden Recht eine Machtverstärkung erfahre.

Dr. S. H.

Sehr geehrter Herr!

Wenn ich, sehr gegen meine Neigung, in der von Ihnen berührten Frage das Wort ergreife, so geschieht es in erster Linie, um mich gegen eine Behandlung derselben durch das verfängliche Mittel der Umfrage überhaupt auszusprechen, sodann aber in der Besorgnis, daß die Anregung „eines der bekanntesten Irrenärzte Deutschlands" etwa doch hier und da Erfolg haben könnte. Zunächst widerspricht der Vorschlag, die Frage der Zurechnungsfähigkeit bindend für das Gericht durch Sachverständige entscheiden zu lassen, dem überall durchgeführten Grundsatze der freien Beweiswürdigung durch den Richter. Wollte man denselben durchbrechen, so würde damit ein ungemein gefährlicher Vorgang geschaffen, auf den sich alsbald auch alle möglichen anderen Sachverständigen, z. B. die Handschriftkundigen, berufen würden. In zahlreichen Fällen würde dadurch dem Richter das Amt der Rechtsprechung aus den Händen gewunden und in diejenigen gelegentlicher Hülfsarbeiter gelegt. Vollends unsere Geschworenengerichte müßten eine völlige Umgestaltung ihres Wesens erfahren. Ob das alles wirklich zum Vorteil der Rechtspflege sein würde, und ob nicht den Sachverständigen selbst bei der Vergrößerung der Tragweite ihrer Gutachten bange werden würde, bliebe abzuwarten. Ich persönlich habe das bestimmte Gefühl, daß die Sachverständigenurteile um so zuverlässiger sind, je geringer ihr Gewicht für das Schicksal des Angeklagten ist, und ich würde es äußerst unbehaglich empfinden, wenn meinem Ausspruche die richterliche Gewalt ohne weiteres folgen müßte. Dadurch würde eine Verantwortlichkeit in meinen Beruf hineingetragen, die demselben von Grund aus fremd ist.

Digitized by Google

Dazu kommt, daß unsere Wissenschaft noch unendlich weit davon entfernt ist, unfehlbar zu sein. Im Gegenteil wird es der Arbeit vieler Jahrzehnte noch bedürfen, bis wir uns auf unserem eigenen Boden einigermaßen sicher werden bewegen können. Noch weit schlimmer steht es mit den Gutachtern selbst. Es giebt vielleicht im Deutschen Reiche kaum mehr als einige Dutzend Irrenärzte, die auch nach dem heutigen Stande unseres Wissens allen Schwierigkeiten der Beurteilung Geisteskranker vor Gericht vollauf gewachsen sind. Aber auch da bewirkt die Verschiedenheit der klinischen Lehren noch so manche Meinungsabweichungen bei wissenschaftlich sonst auf gleicher Höhe stehenden Fachgenossen. Aus diesem Grunde wird auch die Aufstellung von Kollegien, abgesehen von ihrer thatsächlichen Undurchführbarkeit, keine Änderung bringen.

Darf man hoffen, daß diese Mißstände sich mit der Zeit bessern werden, so bleibt doch der Grundfehler der gerichtlichen Psychiatrie, die tiefe Unvereinbarkeit der richterlichen und der ärztlichen Anschauungen, immer bestehen. Der Irrenarzt ist gezwungen, vor Gericht Fragestellungen sich anzupassen, die in schroffstem Widerspruche mit seinen ärztlichen Auffassungen stehen und ganz fremde Gesichtspunkte in seinem Beobachtungsgebiete zur Geltung bringen. Er kann sich zur Not schlecht und recht mit dieser Sachlage abfinden, aber er muß es, wie ich glaube, unbedingt ablehnen, nun auch noch die Verantwortung für die weiteren Folgerungen zu übernehmen, welche der Richter kraft seines Amtes an seine Aussprüche knüpft. Würde man den Verbrecher wie den „Strafvollzug" überhaupt vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus betrachten, so würde für die krankhaften Persönlichkeiten vor Gericht die ärztliche Beurteilung maßgebenden Einfluß beanspruchen können. Dann würde aber auch die Tragweite der Sachverständigen-Gutachten, sehr zu ihrem Vorteil, nur eine verhältnismäßig geringe sein.

Heidelberg Professor Dr. Kraepelin

Sehr geehrter Herr!

Verzeihen Sie, wenn ich auf Ihre Frage nur flüchtig antworte, da ich auf der Reise bin.

Von dem Psychiater-Kollegium halte ich nichts. Alles Gute kommt durch Einzelne, nicht durch Kollegien zu stande. Diese sind gut, wenn der Einzelne Deckung braucht. Viel mehr leisten sie nicht. Dagegen möchte es sich empfehlen, daß dann, wenn verschiedene sachverständige Ärzte ein Gutachten abgeben sollen, sie miteinander beraten, ehe sie es thun.

Ich will noch einiges sagen, das mir wichtiger zu sein scheint. Der eigentliche Grund für die üblen Zustände liegt in den offiziellen Lügen. Nach der staatlichen Ordnung giebt es nur Vollärzte, d. h. der vom Staate geprüfte Arzt beherrscht alle Zweige der Medizin. Das ist eine Lüge. Es kann nie und nirgends einen Vollarzt geben, und je tüchtiger einer als Sachverständiger ist, um so weniger wird er Vollarzt sein. Jene Lüge aber hat die Wirkung, daß ex officio vor Gericht jedes Arztes Gutachten

Digitized by Google

Geltung erlangen kann, daß der Richter in jedem Arzte einen Sachverständigen für jede medizinische Frage sehen darf. Man hat der Not dadurch abhelfen wollen, daß man ein besonderes Examen für gerichtliche Sachverständige und beamtete Ärzte eingeführt hat. In Wirklichkeit hat man das Übel dadurch vergrößert. Jetzt gilt ein Mann für sachverständig, z. B. in psycho-pathologischen Fragen, weil er vor 30 Jahren über gerichtliche Medizin geprüft worden ist. Vielleicht versteht er von der Sache absolut nichts, viel weniger als ein junger Mann, der heute von einer guten Universität kommt: gleichgiltig, er ist patentiert.

Man soll nicht denken, daß Examina für alles helfen. Auch wenn alle Ärzte vor der Approbation in Psychiatrie geprüft werden (was durchaus wünschenswert ist), ist nicht viel gewonnen, denn es kommt nicht darauf an, daß einer früher einmal irgend etwas gewußt hat, sondern darauf, daß er persönliche Erfahrung hat und mitten in den Dingen steht, und darauf, daß er überhaupt der Mann danach ist, in psychologischen Dingen ein Urteil zu haben, wie es denn viele giebt, die ein für allemal unbrauchbar dazu sind. Bedenkt man, wie durchgängig der medizinische Unterricht auf ein roh-materialistisches Denken hinleitet, so wird man von einem halben Jahre in der psychiatrischen Klinik nicht zu viel erwarten.

Also, es müßte den Richtern ex officio gesagt werden: nicht jeder Arzt ist Sachverständiger, sondern einzig und allein der, der durch sein Thun bewiesen hat, daß er ein bestimmtes Gebiet der Medizin wirklich beherrscht.

In Wirklichkeit sind die Richter gewöhnlich klüger als die Vorschriften, d. h. sie sehen sich ihre Leute an und schenken dem Vertrauen, der klar und ehrlich spricht. Wenn Schwierigkeiten entstehen, so können beide Teile schuld haben, der Richter oder der Sachverständige. Natürlich sind nicht alle Richter so, wie man sie haben möchte, aber ich glaube, daß häufiger der Sachverständige schuld habe. Soll ich nach meiner eigenen Erfahrung urteilen, so habe ich mich fast nie über die Juristen zu beklagen gehabt, recht oft aber über die Kollegen.

In vorzüglicher Hochachtung

Zürich H. J. Möbius

Sehr geehrter Herr!

In Beantwortung Ihres geehrten Schreibens vom 9. d. Mts. teile ich Ihnen ergebenst mit, daß es meiner Ansicht nach gewiß richtig sein würde, wenn in den Fällen fraglicher Zurechnungsfähigkeit das Urteil der Sachverständigen ausschlaggebend und bindend für den Richter sein würde. Mit den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen aber läßt sich ohne weiteres eine Änderung nicht einführen, da nach den Bestimmungen der Strafprozeß-Ordnung der Sachverständige lediglich Beirat des Richters, das Gutachten des Sachverständigen nur das Material und die Unterlage für das richterliche Urteil vervollständigen soll.

Eine derartige Bestimmung, daß das Sachverständigenurteil unter

Digitized by Google

allen Umständen bindend für den Richter sein soll, wird nicht herbeizuführen sein, da es mit den jetzt geltenden Grundprinzipien der Rechtspflege im Widerspruch steht.

In vollkommener Hochachtung
ergebenst

Gehlsheim — Professor Dr. Schuchardt

Sehr geehrter Herr!

Ihre Zusendung habe ich erhalten. Meinen Dank. Auf Ihre Anfrage vom April c. beehre ich mich, Ihnen meine Ansicht über die Thätigkeit der Sachverständigen vor Gericht mitzuteilen.

Zunächst gebe ich zu, daß es für den Sachverständigen nicht gerade angenehm ist, wenn sich das Gericht seiner Ansicht nicht anschließt, sondern zu einem abweichenden Urteile kommt. So lange aber das Urteil in die Hände des Richters gelegt ist, und er dies nach eigenem Ermessen abzugeben hat, halte ich eine Änderung des bisherigen Modus für ausgeschlossen. Mit der Eigenart eines Geschworenengerichtes ist die bindende Kraft eines sachverständigen Gutachtens erst recht nicht vereinbar.

Von diesem Bedenken abgesehen, halte ich auch die Veranlassung zu der Rundfrage für nicht einwandfrei. Man kann über den Gothaer Fall sehr verschiedener Ansicht sein, und ihn zum Ausgangspunkte einer Bewegung de lege ferenda zu machen, wie es anscheinend geschieht, ist verkehrt.

Nicht zuletzt möchte ich meine Bedenken gegen die Einsetzung eines Kollegiums von Psychiatern richten. In wissenschaftlichen Dingen liegt die Entscheidung in der Regel doch erst bei einem Einzelnen, und das Urteil eines Kollegiums bedeutet nicht immer eine Verbesserung.

Dazu kommt, daß unter der Herrschaft des mündlichen Verfahrens das Gutachten vor Gericht vertreten und zwar unter Eid vertreten werden muß. Das kann doch nur von einem Einzelnen geschehen, und dieser Einzelne wird unter Umständen seine abweichende Ansicht vorzutragen haben, und es ja durchweg zweifelhafte Fälle sind, die zur Verhandlung kommen, da es immerhin denkbar ist, daß man in zweifelhaften Fällen sogar innerhalb eines Kollegiums verschiedener Meinung sein kann.

Ich bin daher nicht in der Lage, mich für den Vorschlag erklären zu können.

Bonn — Prof. Dr. Telman

Sehr geehrter Herr Dr.!

Das Urteil der Geschworenen in Gotha vom 4. Dezember 1901, durch welches der Student Fischer ohne Zubilligung mildernder Umstände des Totschlags für schuldig befunden wurde, ist der eingewendeten Revision zufolge aufgehoben und an das Schwurgericht zu Weimar verwiesen worden, welches den Angeklagten zwar auch des Totschlags für schuldig erklärte, ihm jedoch mildernde Umstände zugebilligt hat, so daß er vom Gerichte, statt wie vorher zu zehn Jahren Zuchthaus, nunmehr zu nur fünf Jahren Gefängnis verurteilt werden konnte.

Digitized by Google

Wenn hiernach auch eine erhebliche Milderung der über den Angeklagten verhängten Strafe erreicht ist, so werden damit doch die erheblichen Bedenken nicht beseitigt, welche bereits in Nr. 12 des II. Jahrgangs des „Lotsen" vom 21. Dezember 1901 hervorgehoben worden sind.

Auch das Schwurgericht Weimar hat sich über die Gutachten der hinsichtlich des Geisteszustandes des Angeklagten vernommenen Sachverständigen hinweggesetzt.

Es handelte sich dabei bekanntlich um die Frage, ob der Angeklagte die That in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder derartig krankhafter Störung der Geistesthätigkeit, daß dadurch seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war, begangen hat oder nicht, ob also die von dem erblich belasteten Menschen im Zustand tiefster Depression des Gemütes und im Eifersuchtswahnsinn begangene Handlung für eine strafbare im Sinne des § 51 St.-G.-B. erachtet werden kann.

Die Mangelhaftigkeit dieses veralteten Paragraphen gegenüber den positiven Fortschritten der medizinischen und philosophischen Wissenschaft, insbesondere der Psychiatrie, ist theoretisch und praktisch allgemein anerkannt, und die dringende Revisionsbedürftigkeit des Strafgesetzbuchs auch nach dieser Richtung ging aus den Gutachten der Sachverständigen deutlich hervor.

Jedenfalls äußerten sie sich zu der ihnen an der Hand dieses vorgelegten Frage dahin, daß der Angeklagte wohl mit Überlegung, aber ohne Vorsatz gehandelt habe, und daß er, wenn auch nicht völlig unzurechnungsfähig, so doch jedenfalls auch nicht völlig zurechnungsfähig gewesen sei.

Mindestens ergaben sich hiernach erhebliche Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten, und diese mußten ihm zu gute kommen (vergl. Entsch. des Reichsgerichts in Strafsachen, Bd. 21, S. 131), da es keinenfalls Sache des Gerichts ist, Mängel und Lücken des Gesetzes durch unmotivierte Schuldsprüche auszufüllen.

Sich hierüber näher zu verbreiten, soll nicht Gegenstand dieser kurzen Besprechung sein, vielmehr soll hier nur der in der oben citierten Nummer des „Lotsen" bereits angeregten Frage näher getreten werden, ob nicht das Gutachten der Ärzte eventuell eines Kollegiums von Psychiatern die Frage der Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten endgültig entscheiden, ihre Entscheidung also für das über die Schuldfrage erkennende Gericht bindend sein muß.

Diese Frage dürfte ohne weiteres zu bejahen sein, wie sich aus folgenden, an die derzeitigen prozessualen Bestimmungen anknüpfenden Erwägungen ergiebt:

Der Richter bedarf in zahlreichen Fällen, in denen er nicht auf Grund seiner allgemeinen Bildung, seiner praktischen Erfahrung oder seiner speziellen Sachkundigkeit (Handelskammern) entscheiden kann, zur Gewinnung eines Urteils in seiner Prüfung unterliegenden Haupt- und Nebenfragen der Unterstützung und Belehrung durch einwandsfreie, möglichst zuverlässige Sachverständige, die er gegebenenfalls unter Berücksichtigung sachlich motivierter Wünsche der Beteiligten auszuwählen und zu ernennen hat.

Digitized by Google

Diese sind seine Gehilfen bei der Urteilsfindung. Hieraus und aus dem Grundsatze der freien Beweiswürdigung ergiebt sich, daß der Richter an sich über den Sachverständigen steht und in Beurteilung und Verwertung ihrer Gutachten dergestalt freie Hand hat, daß er unter mehreren einander widersprechenden Gutachten das ihm zutreffend erscheinende aussuchen, eventuell einen Mittelweg zwischen ihnen einschlagen oder sich auch unter Angabe beachtlicher Gründe völlig über ein Gutachten hinwegsetzen kann.

Fälle solcher Art sind praktisch häufig.

Wenn z. B. in dem Rechtsstreit über das Eigentumsrecht an der Kieler Föhrde von mehreren juristischen Autoritäten einander widersprechende Rechtsgutachten erstattet sind, so kann sich das Gericht nach seiner wissenschaftlichen Überzeugung für das eine oder andere entscheiden.

Oder bei der Frage nach der Höhe eines entstandenen Schadens wird dieser von dem einen Sachverständigen unverhältnismäßig hoch, von einem anderen unverhältnismäßig niedrig bewertet. Dann wird das Gericht selten fehlgreifen, wenn es an der Hand allgemeiner Zweckmäßigkeits- oder Billigkeitsgründe die ungefähre Mitte zwischen beiden in runder Summe herausgreift.

Auch wird es sich z. B. über das Gutachten eines Schreibsachverständigen hinwegsetzen können, wenn ihm die von diesem gewonnenen Resultate bei eigener sorgfältiger Nachprüfung der zu vergleichenden Schriftstücke nicht hinlänglich sicher genug erscheinen. Endlich ist es auch denkbar, daß ihm ein Sachverständiger nicht zuverlässig und unbefangen genug oder allzu sehr und allzu einsam einer abnormen, noch nicht genügend nachgeprüften wissenschaftlichen Richtung huldigend erscheint.

All diesen Fällen ist gemeinsam, daß in ihnen der Richter auf Grund seiner allgemeinen Bildung und besonderen eigenen theoretischen oder praktischen Sachkunde eventuell im Wege der freien Beweiswürdigung sich ein selbständiges Urteil über die betreffenden gutachtlichen Fragen und deren sachverständige Begutachter ohne Überhebung zumuten kann.

Diese theoretisch gewiß zu billigende und festzuhaltende Stellung des Richters findet aber praktisch ihre Grenze in denjenigen Fällen, in welchen es sich um subtile Fragen aus Gebieten ihm völlig fernliegender Wissenschaften handelt, zu denen er also weder auf Grund seines gesunden Menschenverstandes, noch auf Grund seiner allgemeinen Bildung, seiner praktischen Erfahrung oder aus Billigkeits- und Zweckmäßigkeitsgründen eine begründete selbständige Stellung einnehmen kann.

Dies ist z. B. der Fall bei vielen technischen, naturwissenschaftlichen, chemischen, medizinischen Fragen. Wenn und soweit eine exakte Beantwortung derselben nach dem dermaligen allgemein oder vorwiegend anerkannten Standpunkt der betreffenden Wissenschaft möglich ist, wird sich der Richter bei dem ihm gewordenen sachverständigen Gutachten bescheiden und dasselbe ohne dilettantenhafte Kritik zur Grundlage seiner Entscheidung machen müssen, wobei es ihm natürlich freisteht, vor deren Abgabe ein Obergutachten einzuholen, hinsichtlich dessen aber das vorstehend Gesagte selbstverständlich erst recht gilt.

Digitized by Google

Eine der schwierigsten und verantwortungsvollsten Fragen, die an einen Richter herantreten kann und die in unserem nervösen, vielfach degenerierten Zeitalter thatsächlich besonders häufig an ihn herantritt, ist nun die Frage nach der Zurechnungsfähigkeit eines Menschen, der einer an sich schweren strafbaren Handlung beschuldigt und überführt ist. Der Richter kann diese Frage nicht aus eigener Kenntnis, etwa auf Grund des persönlichen Eindrucks, den der Angeklagte auf ihn gemacht hat, oder auf Grund der äußeren Thatausführung entscheiden, vielmehr bedarf er hierzu eines medizinischen Sachverständigen, der die oft schwer festzustellende Grenzlinie zwischen geistiger Gesundheit und krankhafter Störung der Geistesthätigkeit mit einiger Sicherheit zu ziehen vermag.

Das kann aber, abgesehen von den gröberen Fällen, nur ein erfahrener Psychiater nach hinreichender Untersuchung und Beobachtung des Angeklagten; nur ein solcher ist auch im stande, die häufig vorkommenden Fälle von Simulation mit einiger Sicherheit zu erkennen und auszuscheiden.

Denn die Psychiatrie ist zu einer Spezialwissenschaft der oft schwer zu erkennenden geistigen Erkrankungen, ihrer Ursachen und Folgeerscheinungen geworden, und sie allein kann eine Antwort darauf erteilen, ob die Geistesthätigkeit eines Menschen krankhaft gestört ist und ob durch diese Störung die freie Willensbestimmung des Thäters in Hinsicht auf die vorliegende That ausgeschlossen war.

Daß aber das Gericht an das zu einem positiven Schluß gelangende Gutachten eines Psychiaters gebunden sein, beim Vorliegen mehrerer einander widersprechender Gutachten aber ein Obergutachten einholen muß, welches dann für ihn bindend ist, bedarf nach dem Gesagten kaum weiterer Erörterung.

Der Richter kann sich nicht vermessen, in Fragen einer derartigen Spezialwissenschaft ein eigenes unwissenschaftliches Urteil zu haben, welches deren Grundsätze und Erfahrungssätze womöglich dem leidigen Strafzweck zu liebe ignoriert und sich über jene grundlos und falsch hinwegsetzt.

Es ist nun bereits hervorgehoben worden, daß die Grenze zwischen geistiger Zurechnungsfähigkeit und Unzurechnungsfähigkeit oft schwer zu ziehen ist, daß selbst Mediziner, die auf diesem Gebiete eine spezielle Erfahrung und Ausbildung nicht haben, in dieser Hinsicht irren, und daß selbst Spezialisten, Psychiater unter Umständen verschiedener Meinung sein können.

Dadurch wird leicht eine gewisse Abneigung selbständiger Richter, sich einem solchen Gutachten unterzuordnen, hervorgerufen, oder es macht sich die Beiziehung eines Obergutachtens oft unter für alle Beteiligten schmerzlich empfundener Vertagung von Verhandlungsterminen und unter endloser Verschleppung des ganzen Verfahrens notwendig.

Zur Vermeidung dessen und um in allen Fällen zu einer nach Menschenmöglichkeit gewissenhaften und richtigen Feststellung des Geisteszustandes eines Angeklagten, hinsichtlich dessen der Verdacht einer krankhaften Geistesstörung hervortritt, zu gelangen, würde es sich empfehlen, nach Analogie der auch auf anderen Gebieten bestehenden Sachverständigen-

Digitized by Google

kammern auf litterarischem, künstlerischem, gewerblichem Gebiete an dazu geeigneten Orten der Gerichtsbezirke ärztliche Sachverständigenkammern zu errichten, welche nach geeigneter Untersuchung und Beobachtung der betreffenden Angeklagten kollegiale, abschließende Gutachten über deren Geisteszustand zu erstatten haben, welche selbstverständlich für die Staatsanwaltschaften und Gerichte bindend sein müssen, weil diese sich darüber nicht hinwegsetzen können.

Durch Einrichtung einer solchen Sachverständigenkammer und durch rechtzeitige Einholung ihres Gutachtens würde, namentlich unter Berücksichtigung des in der oben citierten Reichsgerichtsentscheidung, Bd. 21, S. 131, ausgesprochenen Grundsatzes, daß auch nur Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten diesem zu gute kommen müssen, vor allem manche Anklage vermieden werden, auf Grund deren eine große und kostspielige Hauptverhandlung grundlos inscenieret werden muß, deren voraussehbar fruchtloser Verlauf zur Hebung des Rechtsgefühls und zur Stärkung des Vertrauens in die mit Handhabung der Strafrechtspflege berufenen Behörden doch nicht beizutragen geeignet ist.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Hamburg — Landrichter Dr. Wittich

Der Spitz

Märchen von Gustav Falke

Es war einmal ein mächtiger Zauberer, der allerlei Gestalt annahm und den Leuten Gutes oder Böses that, je nachdem sie es verdienten. Eines Tages kam er als ein alter Bettler, der sich mühsam an seinen Krücken hinschleppte, zu einer Frau, die weit und breit als sehr geizig bekannt war. Die Frau wies ihn kurz ab, schlug die Thür zu und ihr kleiner Hund biß ihn ins Bein. Die Tochter aber, die im Garten etwas Reseda für ihr Jungferkämmerlein brach, hatte das mit angesehen und empfand Mitleid mit dem Alten; sie reichte ihm über den Zaun weg von ihrem geringen Taschengelde einen blanken Groschen, schalt den noch immer kleffenden Hund und verjagte ihn. „Vergelt's Gott", sagte der Bettler, zog seinen Hut und humpelte davon.

Am nächsten Tage war das bissige Hündchen verschwunden: der Zauberer hatte es in eine Maus verwandelt, und des Nachbars Katze hatte sie gefressen. Die Frau aber und niemand ist je dahinter gekommen. Es war ein großes Jammern und Wehklagen um das Pinscherchen, denn die Frau war bei aller Hartherzigkeit gegen Menschen, die aus ihrem Geiz entsprang, eine große Tierfreundin. Gerne hätte sie ein Hündchen wieder gehabt, aber ihr Geiz ließ es nicht zu.

Digitized by Google

Da kam einmal ein alter Schäfer zu ihr, der bot ihr einen wunderhübschen, weißen Spitz für ein so Billiges an, daß es Verschwendung gewesen wäre, den Handel abzulehnen; so schlug sie ein, dingte noch ein paar Pfennige ab und hatte nun den schönsten Hund im ganzen Ort.

„Spitz" gewöhnte sich gleich ans Haus, war nicht gefräßig, wie sonst Hunde wohl sind, und hielt sich so sauber, als wäre er sich seiner leiblichen Vorzüge wohl bewußt und wollte nun auch etwas auf sich halten. Diese Tugenden, vor allem seine Mäßigkeit, erwarben ihm immer mehr das Herz seiner neuen Herrin und auch das der Tochter, gegen die er der zuvorkommendste und gefälligste Hund war, den man sich nur denken kann. Nur einen Fehler hatte er, er war gegen alles Fremde sehr unhöflich, bellte und biß und wollte durchaus, daß jedermann Respekt vor ihm hatte. Die Frau nannte das seine Wachsamkeit, die Leute aber sagten, er wäre ein ganz bösartiges Tier. Manche Klage lief ein. Hier hatte er einem Knaben das Höschen zerrissen, dort einem Mädchen die Schürze. Dem Lehrer hatte er ein Kalb über die Weide gehetzt, wobei es ein Bein brach und mehr als einem Hund hatte er das Hinken beigebracht. So kam er der Frau teurer zu stehen, als wenn sie für das doppelte Geld einen häßlicheren, aber frömmeren Hauswächter gekauft hätte.

Die Nachbarn verlangten, sie solle den Spitz an die Kette legen oder ihm einen Maulkorb vorthun. Aber die vielen Entschädigungen, die sie schon hatte zahlen müssen, hatten sie erbost und widerspenstig gemacht. Einen Maulkorb? Diese Tierquälerei! An die Kette? Welche Grausamkeit, ein Tier, das an Freiheit gewöhnt ist, an die Kette zu legen. Aber die Obrigkeit, die schon von Amts wegen nicht sehr für die Freiheit schwärmte, befahl es ihr, und da mußte sie nachgeben.

Nun waren aber böse Buben da, die der Frau gern einen Schabernack gespielt hätten. Die ketteten heimlich den Spitz los, und da gerade der Herr Pfarrer zu einer Kindtaufe vorüberging, schoß Spitz im Überschwang wiedererlangten Freiheitsgefühls auf den Mann Gottes los und zerriß ihm seinen neuen Chorrock. Das schlug dem Faß den Boden aus, und die Frau, von allen Seiten bedrängt, des ewigen Zahlens zuletzt doch überdrüssig, mußte sich entschließen, den Hund wegzugeben. Sie legte ihn schweren Herzens an die Leine, die Tochter mußte sie begleiten, und so sollte es zum Thor hinausgehen zum Schinder, der zugleich ein Asyl für obdachlose Hunde hatte.

Spitz betrug sich sehr ausgelassen unterwegs und bellte jeden Vorübergehenden an, so daß die Mutter ihre liebe Not hatte, ihn zu zügeln, und ihr endlich der Arm lahm wurde. „Führe du ihn jetzt", sagte sie zur Tochter.

Diese aber, jung und zart, hatte noch mehr Not, das ungebärdige Tier zu halten, und ihre kleine weiche Hand schmerzte sie bald von dem harten, scharfen Strickchen, das ihr die Finger zusammenschnürte. Als nun der Spitz plötzlich mit einem wütenden Gekläff auf einen jungen Menschen zufuhr, der an der anderen Seite der Straße eilig dahinging, fühlte sie mit einem leisen Schmerzens- und Schreckensruf die Leine ihrer Hand entgleiten und sah zu ihrem größeren Schrecken den Hund

Digitized by Google

wie eine abgeschossene Kugel über die Straße fegen und den jungen Menschen so heftig ins Bein schnappen, daß der mit einem Wehschrei ordentlich hinten ausschlug.

„Spitz! Spitz!", riefen Mutter und Tochter wie aus einem Munde und stürmten dem Übelthäter nach. Der aber hatte inzwischen schon ein Bübchen, das am Rinnstein spielte, umgerannt, war von irgend jemand mit einem kräftigen Fußtritt bedacht worden und flog nun seinerseits heulend und schutzsuchend zu seinen Gebieterinnen zurück.

Jener Jüngling aber wollte gerade in heftige Scheltworte ausbrechen, als sein Blick auf die beiden Frauen fiel. War es die hübsche Gestalt des jungen Mädchens, die ihn verstummen ließ? Er begnügte sich mit einem zornigen Blick auf den Hund und einen ebenso zornigen auf seine zerrissene Hose, die doch an allem ganz unschuldig war. Aber er war eben weiter gegangen, als ein alter, würdiger Herr ihn anhielt und heftig auf ihn einredete. Er dürfe sich das nicht gefallen lassen. Das wäre nicht das erste Unheil, das dieses bissige Tier angerichtet hätte, und die Besitzerin verdiene eine empfindliche Strafe, weil sie einen solchen Hund nicht längst unschädlich gemacht hätte. Der alte Herr sprach in so aufhetzenden Ausdrücken von dem Hunde und seiner Besitzerin, daß er den jungen Menschen wirklich bewog, umzukehren, die beiden Frauen zur Rede zu stellen und Entschädigung für das zerrissene Kleidungsstück zu verlangen. Das junge Mädchen war in tötlicher Verlegenheit, und die Mutter, von diesem letzten Mißgeschick mürbe gemacht und sich vor den herumstehenden Leuten schämend, sagte zu allem ja und bestellte den jungen Menschen auf den anderen Tag zu sich. Da fuhr aber der alte Herr, der niemand anders war als der alte Zauberer, bös darein. Den Leuten zu ihrem Schaden auch noch Mühe machen? Das wäre was! Sie solle gefälligst den jungen Herrn um seine Wohnung fragen und ihm in allem gerecht werden, sonst würde er, der „Vetter des Bürgermeisters", schon dafür sorgen, daß dieser Hundewirtschaft noch ein viel schrecklicheres Ende bereitet würde. Ganz eingeschüchtert, versprach die Frau alles, was man von ihr verlangte. Und die Tochter stand dabei und wurde zehnmal in einer Minute rot und weiß und wieder rot, so schämte sie sich. Zum Glück fuhr gerade ein Bäuerlein mit einem leeren Wagen zum Thor hinaus. Das erlaubte ihnen, mitsamt dem Spitz aufzusteigen, und so kamen sie glücklich ohne weitere Fährlichkeit bei dem Schinder an, wo sie sich ohne die Thränen von dem Spitz verabschiedeten, die sie sonst gewiß um ihn vergossen hätten.

Am anderen Tag weigerte sich die Mutter, zu dem Geschädigten zu gehen. Laß ihn zu uns kommen, wenn er was von uns will, sagte sie. Alles Zureden der Tochter half nichts. Als nun aber jener nicht kam, und der Tochter doch das Gewissen schlug und sie in ihrer kindlichen Unschuld auch mehr Furcht vor dem „Vetter des Bürgermeisters" hatte als die Mutter, faßte sich das gute Mädchen ein Herz, fragte sich zurecht und klopfte schüchtern bei dem jungen Menschen an. Eine helle Stimme rief herein, und zugleich wurde die Thür von innen geöffnet.

Da standen sich zwei junge, verlegene Menschenkinder gegenüber,

Digitized by Google

sahen sich mit großen Augen fragend an und gingen dann dienernd und knixend bis in die Mitte des Zimmers.

„Sie kommen des Hundes wegen, mein Fräulein?“ fragte der Jüngling.

„Ich komme der Hose wegen“, sagte das Mädchen verschämt.

„O bitte!“

Und da er weiter nichts sagte, sondern sie nur ansah, faßte sie sich ein Herz und fragte nach seinen Ansprüchen.

„Ach, es ist mir sehr peinlich“, sagte er.

„Bitte“, sagte sie, „das ist ganz auf unserer Seite. Meine Mutter würde Ihnen gerne eine noch sehr gut erhaltene Hose aus dem Nachlaß meines seligen Vaters anbieten.“

„Wie traurig“, unterbrach er sie. „Ihr Herr Vater ist schon tot?“

„Seit zehn Jahren.“

Er sah sie mitleidig an, als hätte sie diesen schweren Verlust erst gestern erlitten; und wieder entstand eine kleine Pause.

„Meine Mutter würde Ihnen die Hose sehr gerne geben“, sagte das Mädchen verschüchtert.

„Würde sie mir denn passen?“

„Ich glaube nicht. Mein Vater war nur halb so groß als Sie.“

„Ei!“ lachte er hell auf. „Wo soll ich da mit meinen langen Beinen bleiben?“

Sie lachte mit und sah ihn von unten bis oben an. Wie schlank und hübsch war er doch.

„Ja“, sagte sie, „wir müssen Sie aber doch entschädigen.“

„Und wenn ich nun verzichte, liebes Fräulein? Es ist mir schon ärgerlich genug.“

„Mutter meint, vielleicht ließe sich der Schaden auch ausbessern, flicken oder stopfen“, fuhr sie unbeirrt fort.

„Hm“, sagte er. „Ja.“ Und ein schalkhaftes Lächeln ging über sein Gesicht. „Warten Sie, ich werde Ihnen den Schaden zeigen.“

Er nahm die zerrissene Hose aus dem Schrank und sie besahen den Schaden, sie mit Kennermiene, er belustigt, mehr seine niedliche Besucherin ansehend als das Loch in der Hose.

„Das ist leicht gethan“, sagte sie.

„Um so besser. Da mach' ich's selbst.“

„Selbst machen?“ Sie lachte ihn hell aus.

Er holte ein paar Kleider aus dem Schrank und zeigte ihr seine Künste. Hier hatte er ein Löchlein fleißig, wenn auch etwas grob gestopft, dort einen Flicken ziemlich kunstgerecht aufgesetzt, und an der Weste ein paar Knöpfe selbst angenäht.

„Meine Güte!“ rief sie aus. „Da sind Sie wohl ein Schneider?“

„Das nun nicht. Aber man lernt mancherlei in der Fremde. Es ist gut, wenn man sich selbst helfen kann. Sehen Sie, hier ist mein Handwerkszeug.“

Er wies ein Kästchen vor, mit allen Nähutensilien wohl eingerichtet,

Digitized by Google

wie ihr eigenes. Aber alles sah sehr prächtig aus, und das Fingerhütchen war wohl von eitel Gold, so funkelte es. Da sie es bewunderte, nahm er es und setzte es ihr auf den Finger, um zu sehen, ob es ihr passe. Und da saß nun das Hütlein wie angegossen, da stand das Kästchen und dort auf dem Stuhl lag die zerrissene Hose.

„Nun könnt' ich's eigentlich gleich machen", sagte sie schelmisch, und ließ ihre braunen Augen zwischen dem Zeug und dem Kästchen hin und her gehen.

„Das wäre was!" rief der junge Herr. Und da er sich gern mit allen bissigen Hunden der Welt herumgeschlagen hätte, wenn er dafür auch nur ein Stündchen längeren Beisammenseins mit diesem lieblichen Wesen erkaufen könnte, so beeilte er sich, aus dem Scherz einen löblichen Ernst zu machen. Er rückte Stuhl und Tischchen zurecht und bat sie, ihm zu zeigen, wie man solchen Schaden noch zierlicher ausbessere als er es selbst im stande sei.

Da saß nun das holde Kind in der freundlichen, sonnenhellen Stube des unbekannten jungen Menschen, ließ die blanke Nadel auf und abfahren und heilte die Wunde, die der böse Spitz geschlagen hatte. Und der junge Mensch saß ihr gegenüber, die Hände übers Knie gefaltet, und hielt sie mehr mit seinem fröhlichen Geplauder auf, als daß er sie in der Arbeit förderte. Das war auch keineswegs seine Absicht. Im Gegenteil ärgerte er sich, daß er selbst alles so gut in der Reihe gehalten hatte, und nicht ein Wämslein im Schranke hing, das er ihr auch zum Ausbessern hätte reichen können. Wie sie so willig dasaß und denselben Spaß an der Sache zu nehmen schien wie er, hätte sie ihm gewiß alles geflickt und gestopft, als wäre sie seine liebe Schwester oder Hausfrau.

Aber einmal ist jedes Löchlein gestopft, jedes Stündlein hat seine letzte Minute, und die munterste Sonne sagt einmal gute Nacht.

Als nun das Mädchen über die Straße ging, stand der junge Mensch am Fenster hinter der Gardine und sah ihr solange nach, wie er nur noch ein Zipfelchen ihres Kleides sehen konnte. Dann nahm er die gestopfte Hose, betrachtete sie liebevoll und fuhr ein paar Mal wie liebkosend mit der Hand über das Werk der feinen Hand, die zum Abschied mit leisem Druck in der seinen gelegen hatte. Das wiederholte er noch ein paar Mal im Lauf des Abends und hing die Hose auch nicht früher wieder in den Schrank, als bis er sich müde aufs Bett legte, in Erwartung eines schönen Traumes. Am anderen Tage kaufte er die schönsten Rosen, steckte ein zierliches Billet da hinein und schickte diesen Strauß der holden Nähterin für ihr fleißiges und geschicktes Stopfwerk.

So kam die Tochter zu einem Prinzen. Denn nichts Geringeres war der junge Mensch. Er machte inkognito eine „Studienreise", wie er sagte, durch das Reich seines Vaters. Denn ein künftiger König müsse alles kennen, Land und Leute, hoch und gering, und könne erst wissen, wo seine Unterthanen der Schuh drücke, wenn er selbst einmal in diesem Schuh gesteckt und allerlei Handwerk kennen gelernt hätte. Nicht alle Könige haben so vortreffliche und verständige Prinzen, und das Mädchen konnte also von Glück sagen, daß es gerade auf diesen gestoßen war.

Digitized by Google

Das gab nun eine Verlobungsfeier, wie sie die Leute noch nicht gesehen hatten. Sie sperrten Mund und Nase auf und dachten, wie wird erst die Hochzeit sein, wenn jetzt schon der Wein in Strömen fließt und das ganze Haus in einen Duft von Kuchen und Braten gehüllt ist, daß man es eine halbe Stunde weit noch riechen kann. Es kam auch alles Volk zusammen, das sich nicht zu gut dafür hielt, und umlagerte Haus und Garten, viel Armut dabei und allerlei Bettelvolk. Jeder bekam, wenn er nur zuzulangen verstand, etwas vom Festschmaus ab, und war an diesem Tag nichts von dem Geiz der Frau zu spüren, ging es doch nicht aus ihrer Tasche. Unter den Leuten war auch der alte Schäfer, der ihr den bissigen Spitz verkauft hatte, und der Zufall wollte es, daß die Frau seiner ansichtig wurde. „Wäre heute nicht so ein Freudentag, ich würde Euch schelten", sagte sie. „Was habt Ihr mir für einen Spitz aufgeschwatzt."

„Ihr habt den Hund doch nicht weggegeben?" fragte der Schäfer.

„Freilich, nachdem er mir tausend Unheil angestiftet."

„Ihr wißt nicht, was Ihr an dem Hund für einen Schatz gehabt habt", entgegnete der Schäfer.

„Schatz?", rief die Frau, deren Geiz sich nicht gern etwas entgangen sein lassen wollte.

„Wenn ich Euch unter vier Augen sprechen kann, sollt Ihr es erfahren", sagte der Schäfer wichtig.

Da nahm sie ihn mit in den Garten, in die hinterste Laube, wo selten ein Mensch saß, und nur die Hühner die Bank beschmutzten. Sie war vorausgegangen, um ihn zu führen. Als sie sich nun nach ihm umwandte, erschrak sie. Aus dem Schäfer war jener alte Bettler geworden, den sie damals von ihrer Thür gewiesen hatte.

„Kennt Ihr mich?" fragte er und half ihrem Gedächtnis nach. Und dann sagte er ihr, was für Absichten er mit dem Spitz gehabt, wie er sie für ihren Geiz hätte strafen und ihre Tochter für ihr Mitleid und ihre Mildthätigkeit hätte belohnen wollen. Sie hätte ja auch Ungelegenheiten genug vom Spitz gehabt und ihre Tochter sei ja nun Prinzessin und würde einmal Königin werden. Aber sie solle nun nicht glauben, daß sie so bedingungslos an dem Glück der Tochter teilnehmen könne. Sie wisse nun, wer er sei, und wenn sie nicht von dieser Stunde ab ihren Geiz und ihre Hartherzigkeit ablege und gut und menschenfreundlich würde, und ihr Herz nicht nur an die Hunde hinge, so würde er sie zur Strafe in einen Mops verwandeln. Dann könne sie der Tochter oder deren Kammerfrau als Fußwärmer dienen und bekäme nur die Knochen von des Königs Tafel. Dann verwandelte er sich vor den Augen der erschreckten Frau in einen weißen Spitz, stürmte bellend durch den Garten und geradeswegs zwischen zwei Bettler, die sich auf der Straße um ein erbeutetes Gänseviertel balgten. Er fuhr dem einen, der zu Unrecht speisen wollte, ins Bein und entfloh, verfolgt von dessen Steinwürfen, während der andere, der sich's hatte Mühe kosten lassen, den Braten zu erwischen, im Schutz der Menge seinen Festanteil verzehrte.

Drinnen auf dem Sofa aber saßen Braut und Bräutigam und

Digitized by Google

tranken sich zu, und das neugebackene Prinzeßlein hatte zu dem Ring noch das goldene Fingerhütlein auf ihrem schlanken Finger glänzen. So hatte es der Herzallerliebste gewollt. „Dies Hütlein hat dich unter die Haube gebracht", sagte er, „wir wollen es in Ehren halten."

Und das thaten sie. Später, als sie Mann und Frau waren, bekam jedes ihrer Kinder, ob Knabe oder Mädchen, so ein goldenes Fingerhütchen zur Taufe. Jetzt sind sie schon lange tot, aber die Sitte hat sich lange erhalten. Noch heute wird im Schloß eine Kammer gezeigt, wo diese Fingerhütlein nebeneinander aufgeordnet sind. Es sollen ihrer neunhundertneunundneunzig sein. Schade, daß es nicht noch zum tausendsten gereicht hat.

Arnold Böcklins künstlerischer Nachlaß

Der Schwerpunkt der Ausstellung, in welcher bei Louis Bock & Sohn der sog. künstlerische Nachlaß Böcklins vorgeführt wird, liegt, so scheint mir, nicht in den großen Bildern, sondern in den Porträts.

Zwar ist der „Krieg" ein Werk von gewaltiger Kraft. Es kann sich in der Großartigkeit der Erfindung getrost allen Schöpfungen zur Seite stellen, welche ähnliche Themata behandeln; die Wucht der Bewegung und die Charakterisierung der Gäule, welche die Gestalten des Krieges, der Seuche und des Todes tragen, ist erschütternd. Wie stolz das Roß des Krieges die Hufe wirft, deren einer vom Blute des Schlachtfeldes rot gefärbt ist! Daneben das süchtige Ausgreifen des Tieres, auf welchem der fahle Leib der Pestilenz daherschwebt, und das fletschende Wiehern des schwarzen Kleppers des Todes.

Auch die Scene aus dem rasenden Roland hat sehr starke und echt Böcklinsche Eigenschaften. Ein derber Humor ist die Grundlage des Ganzen. Aus ihr hebt sich die Gestalt des tobsüchtigen Riesen mit einer beängstigenden Wirkung, die an die Empfindung nächtlichen Albdrückens gemahnt. Die ergötzlich klägliche Figur des durch die Luft geschleuderten Narren verstärkt diesen Eindruck in entschiedenster Weise.

Aber in beiden Werken herrscht ein grotesker Zug von Verzerrung, dem wir widerstreben, in den wir uns nicht — wenigstens jetzt noch nicht — hineinversetzen können. Möglich, daß wir uns später auch damit befreunden; — wie oft ist es schon so mit Böcklinschen Bildern ergangen. — Für wahrscheinlicher halte ich es, daß bereits die Schleier des herannahenden Todes über den letzten Jahren des Meisters geweht und seinem Schaffen die Wärme des Herzblutes genommen haben, die seine früheren Werke durchglühte.

Die übrigen Hervorbringungen der Böcklinschen Phantasie bringen gegenüber seinen bekannten Werken nicht eigentlich Neues. Die „Malerei

Digitized by Google

und Dichtung" reicht, wie mir scheint, nicht an die anderweit bekannte Darstellung desselben Gegenstandes heran, und auch die Venus Anadyomene, die beim Freiherrn von Heyl in Darmstadt den Fluten enttaucht, ist, meine ich, zarter und schaumgeborener geraten als die hiesige. Immerhin wäre vielerlei Gutes über die ausgestellten Werke zu sagen, aber es braucht ja nicht alles ausgesprochen zu werden. Indes auf zwei Dinge möchte ich hinzuweisen nicht unterlassen: auf die wundervolle Skizze zur Jagd der Diana, die sowohl in der Farbengebung wie in der Lebendigkeit der das Wild verfolgenden Gruppen himmelweit über dem ausgeführten Gemälde steht, und auf die entzückende Landschaft, welche das Auge hinter der Malerei und Dichtung rechts unten in der Ecke des Bildes entdeckt.

Böcklins Bildnismalerei ist bisher wenig gewürdigt. Wir Hamburger hätten Veranlassung, uns mit ihr näher zu befassen. Denn unter den fünf Gemälden des Meisters, welche die Kunsthalle besitzt, finden sich zwei seiner ausgezeichnetsten Bildnisse: das Selbstporträt mit dem Lorbeer und das Brustbild des Augusto Fratelli. Als drittes schlägt das thränenüberströmte Gesicht der Magdalena in dasselbe Gebiet: es sind die Züge einer sehr individuell gefaßten Persönlichkeit, welche dem Künstler dabei vorgeschwebt haben.

Böcklin selbst wollte vom Porträt nichts wissen. Er nannte es die elendeste aller Kunstgattungen, weil der Künstler dabei am meisten gebunden sei. Vielleicht sind seine Bildnisse gerade deswegen um so höher zu werten; denn man kann sich denken, daß er die Klippen, welche die Porträtkunst in seinen Augen hatte, zu vermeiden wußte; er beschränkte sich darauf, den Eindruck zu geben, den er von dem Darzustellenden hatte. Er gab nur das, was ihn daran interessierte. Er verzichtete auf ein Ergebnis, welches er als unmöglich erkannte: die Darstellung des Menschen in seiner Objektivität, und war in bewußter Weise völlig subjektiv.

Floerke berichtet, wenn Böcklin einmal eine schöne Frau habe malen müssen, so habe er sie aus dem Kopfe gemalt und nur das gegeben, was ihm von ihr im Gedächtnis geblieben sei. Er habe gemeint, das müsse dasjenige sein, was sie von tausend anderen schönen Frauen unterscheide.

Man kann sich denken, was dabei herauskam: ein Kunstwerk ersten Ranges, aber wohl nicht immer ein Bild, das die Bestellerin befriedigte. Jedenfalls aber etwas von großer Lebendigkeit und Ursprünglichkeit. Es ergaben sich zwei Möglichkeiten: entweder entstand die lebensprühende Wiedergabe einer Vision, zu welcher sich im Moment des Schaffens die Persönlichkeit vor den Augen des Künstlers verdichtete — oder eine Darstellung, bei welcher er in die Formen des Individuums allgemein gültige Züge hineinlegte und dadurch etwas Typisches hervorbrachte.

Für beide Kategorieen enthält die Ausstellung deutliche Belege: die beiden Bilder der Tochter Klara für die erste, das Porträt der Frau des Bildhauers Kopf für die zweite; schon der Name der Melancholie, welchen man diesem Porträt gegeben hat, ist ein Beweis dafür.

Es ist bezeichnend — und bei der Art, wie Böcklin dachte, selbstverständlich — daß er, mit wenigen Ausnahmen, nur sich selbst, seine Frau,

Digitized by Google

seine Familienangehörigen und solche Personen gemalt hat, die seinem Kreise nahe standen. Da waren seiner Art, die Sache anzufassen, keine Schranken gezogen. In den Selbstporträts ist er am größten. Jedes von ihnen wirkt wie ein Selbstbekenntnis aus einer abgeschlossenen Lebensperiode. Das Bildchen, welches unsere Ausstellung enthält, ist im Verhältnisse zu den späteren Tafeln noch sehr zahm. Es weist aber schon Züge auf, welche in dem Bildnis mit dem fiedelnden Tod verstärkt und vertieft wiederkehren: den in die Ferne gerichteten Blick und das von verhaltenem inneren Feuer glühende Auge.

Von den Bildnissen der Frau Böcklins ist das im Baseler Kunstverein befindliche wohl das bedeutendste. Die nicht mehr ganz junge Gestalt mit den dunkeln Augen und dem schwarzen Haar, in hellem Gewande, wie sie, von zwei Pilastern eingerahmt, vor dem blauen Hintergrunde steht, ist allen Böcklin-Freunden bekannt. An Liebenswürdigkeit der Auffassung wird es von dem jetzt ausgestellten Bildchen erreicht, wo nicht übertroffen. Das letztere bietet einen koloristischen Hochgenuß. Der ein wenig gesenkte Kopf, ganz im Profil gesehen, mit der zu weiblicher Fülle gereiften Muskulatur des Unterkinns, wird in seiner zarten Tönung wundervoll durch das dunkle Haar mit dem roten Netz und das gelblichweiße Tuch, welches über die Schultern gelegt ist, von dem hellen, lichten Hintergrunde abgehoben. Das Gesicht ist zu einer Art Typus sinnender, fürsorglicher, aber ihrer Kraft bewußter Mütterlichkeit herausgearbeitet, lieblich und ein wenig herb zugleich.

Es ist ein Ausdruck, wie er ähnlich, jedoch auf die direkte Beziehung zum Kinde gewandt, in der Skizze wiederkehrt, die als „Mutter und Kind" bezeichnet ist. Hier ist etwas sorgenvoll Schmerzliches hineingelegt, das aus dem verlorenen Blick des Auges und der Form des Mundes spricht. In ungesuchter und doch sehr rührender Weise findet es eine besondere Betonung in der liebkosenden Bewegung, mit welcher das Kind die Händchen an die Backe der Mutter legt.

Durchaus neu und überraschend hat auf mich das Bildnis der Tochter Klara aus dem Jahre 1873 gewirkt. Ein unendlicher Zauber jugendlicher Mädchenhaftigkeit ist darüber gegossen. Es ist schlecht erhalten, die Leinwand geknickt, hier und da beschädigt, zudem in einzelnen Partieen nicht über die Untermalung hinausgekommen. Aber wie spricht die Seele zu uns; das duftige Musselingewand, der linke, auf das Tischchen gestützte Arm, auf dessen Hand das noch halb kinderweiche Kinn ruht; die dunkeln Haare mit den rosa Bändern und Schleifen, und der grünliche Hintergrund der Wand: alles ist nur der Rahmen für die wundervollen, tiefen Augen, an denen man sich nicht satt sehen kann. Wenn man den Saal verläßt, dann blicken einem diese Augen nach, und abends beim Einschlafen oder auf dem Spaziergange in der Dämmerung sehe ich sie, aus dem Dunkel auftauchend, auf mich gerichtet, diese Augen, fragend, nach etwas Unbekanntem sich sehnend, und ein unsagbares Mitleid mit der Hülflosigkeit des Weibes keimt im Herzen auf.

Drei Jahre später ist das Brustbild desselben Mädchens entstanden.

Digitized by Google

Nun haben jene Augen viele Thränen vergossen; die Lider sind gerötet, ein entsagendes Leid liegt um den Mund, und eine grenzenlose, aber nicht verzweifelnde, sondern gehaltene Traurigkeit vergeistigt die Züge. Lorbeer- und Lonicerenzweige stehen schlank und gerade im Hintergrunde. Zwischen ihren Linien wächst der Kopf zu monumentaler Größe heraus, die Wirkung wird durch den viereckigen Ausschnitt des Mieders verstärkt. Das dunkle Rot dieses Mieders und die helleren Töne der Ärmel lassen die Farbe des Halses und Gesichtes um so blasser und zarter erscheinen.

Einen Höhepunkt in der Darstellung von Trauer der Seele hat Böcklin in dem Bildnis der Frau des Bildhauers Kopf erreicht. Die Augen sind thränenleer, aber ein unsäglicher Schmerz wacht in ihnen. Ein tiefer Zug seelischen Leidens ist um den Mund eingegraben, und doch sind es Lippen, aus deren Linienführung ein Anspruch auf Glück und Lebenslust hervorzuquellen scheint. Das Ergreifendste aber ist vom Künstler durch die Haltung des Körpers und die Bewegung des Kopfes erreicht. Man beachte die Haltung der Hand, die Wendung des Körpers, bei welcher der volle, stattliche Hals, wie er aus dem spitz zulaufenden Ausschnitt des dunkeln Kleides hervorwächst, zu kräftiger Wirkung kommt, und darüber die leichte, seitliche Neigung des Kopfes. Man würde die letztere vielleicht kaum bemerken, wären nicht in den beiden dunkeln Säulen des Hintergrundes senkrechte Linien als kontrollierender Gegensatz gegeben. Schick berichtet, Böcklin halte solche senkrechte Linien hinter einer Figur immer für vorteilhaft, da die geringste feinste Bewegung sprechend und bedeutungsvoll wirke, während sie zwischen bewegten Formen befangen oder gar steif aussehen würde. Durch die Farbe wird die Stimmung des Ganzen unterstützt. In dem Weiß des Gesichtes, ebenso wie in den dunkeln Tönen der Gewandung zeigen sich nur geringe Spuren von Rot; während der Hintergrund zwischen und neben den Säulen durch ein tiefes Blau ausgefüllt wird.

Zu den Porträts dürfen wir wohl auch das Bild rechnen, welches im Katalog die Bezeichnung Judith trägt. Ich denke, es ist das Bildnis der Wirtin oder eines Schenkmädchens in einer Osterie. Ich halte es für das beste Werk der Ausstellung. Unleugbar ist es von einer gewissen Brutalität. Das Gesicht hat etwas vom Tiger, wenn er unter halbgeschlossenen Lidern hervorblinzelt. Auf dem starken, hohen Hals sitzt ein verhältnismäßig kleiner Kopf; sie trägt ihn hoch erhoben und bringt, in hellem Sonnenlichte schreitend — man sieht die Bewegung der Beine, obwohl der Körper nur knapp bis zur Brust sichtbar wird — ein Tablett, auf welchem eine Flasche dunkelroten Weines mit zwei Gläsern steht. Es ist ein koloristisches Wunderwerk, fast nur mit rotbrauner Farbe auf lichtem himmelblauen Hintergrunde gemalt. Und welch ein Blau; es ist der Himmel Italiens, und auf der Gestalt liegt die Sonne Italiens, die nicht nur die beschienenen Farben in strahlendes Licht versetzt, sondern auch die Schatten des Körpers zu den durchsichtigsten Farben durchleuchtet. Man sieht das Blut unter der Haut pulsieren, in den zierlich gehaltenen Händen, welche von dem Tablett beschattet sind, liegt es wie schimmernde

Digitized by Google

Kohlenglut. Es ist eine Leistung, die nach jeder Richtung und im besten Sinne das Prädikat „stark" verdient.

Es bleibt noch das Porträt Gottfried Kellers übrig. Leider ist es zu unvollendet, um einen unbefangenen Genuß zu gewähren. Aber das fühlt man, es wäre etwas Vorzügliches geworden. Der Dichter sitzt vor einem Tisch, auf den er die Hand legt; ein Buch liegt vor ihm, und in einem Glase stehen Blumen. Floerke sagte zu Böcklin, als er das Bild sah: „Ja, man sieht doch nie Blumen bei ihm." „Macht nichts", erwiderte Böcklin: „dann sind das seine Gedichte."

Gustav Schiefler.

Noch einmal das Kohlen-Syndikat!

Selbst außerhalb der direkten Syndikatskreise sind höchst einflußreiche Faktoren aufgetreten, um nun mit aller Macht auf die Wiedererneuerung jenes so gewaltigen Verkaufsvereins hinzuwirken. Die Ursache ist klar! Damals, als es in allen Ecken und Winkeln unseres rheinisch-westfälischen Zechenwesens gegen eine streng zu gliedernde Vereinigung zu rumoren begann, waren es die Geldmächte in Berlin, die Großbanken, in deren Bureaus schließlich alle Gegeninteressen um des notwendigen Übels willen zum Schweigen gebracht wurden, und vielleicht wird es heute ebenfalls nicht anders. Nur bleibt es unwahrscheinlich, daß es diesmal wieder zahlreiche Zechen-Direktoren selbst sind, denen um ihre eigene Selbständigkeit bange wird und die deshalb hinter den Coulissen, oder gar öffentlich, gegen das Syndikat selbst arbeiten.

Jedenfalls muß die Lage, wie sie durch den Stand der gegenwärtigen Verhandlungen geschaffen ist, eine ernste sein, da man plötzlich vernehmen kann, daß die Mitglieder des Syndikates keineswegs noch in diesem Jahre Gewißheit haben müßten, sondern daß dies auch bis April, ja vielleicht bis Ende 1903 Zeit habe, weil ja erst 1905 die ganze Vereinigung ablaufe. Nur das letztere ist richtig, hingegen bezüglich der Vorbereitung, welcher die schwächeren Zechen für die äußersten Eventualitäten bedürfen, werden erst nachträglich spätere Fristen angeführt. Demnach zweifeln die Herren eben noch, in diesem Jahre, dessen fünften Monat wir doch erst haben, zu einer gütlichen Erneuerung zu kommen. Und dies, wo es sich doch eigentlich nur um drei Außenzechen, als die wichtigsten, handelt, um Rheinpreußen, sowie Neumühlen im Hanielschen Besitz und um Deutscher Kaiser im Thyssenschen Verfügungsrecht. Nimmt man die Schwierigkeiten noch genauer, so dreht sich eigentlich alles um den Hinzutritt von Deutscher Kaiser. Und merkwürdig genug, die Reeder- und Kohlenfirma Thyssen, welche hier zu entscheiden hat, steht sonst mit dem Syndikat gut, d. h. sie kauft von ihm; kann überhaupt von ihm kaufen. Indem aber der unbedingte Abbruch dann dieser Beziehungen bei der genannten Firma ganz gut getragen werden könnte, leuchtet die etwas unheimliche Thatsache hindurch, daß keineswegs allen Großinteressenten in Ruhrkohle die Freundschaft mit dem Syndikate Luft und Licht sein muß. In diesem Sinne ist es also noch nichts weniger als symptomatisch, daß die Außenzeche Neumühlen bereits

Digitized by Google

im Prinzip nachgegeben hat und, wie versichert wird, bisher ohne besondere Extrabedingungen. Warum soll aber das Haus Haniel sich die Umständlichkeit des Neinsagens machen, wo ja diesmal das Haus Thyssen die weit verwickeltere Stellung hat und ohne Beitritt von dessen Deutscher Kaiser die anderweitigen Zustimmungen ohnehin wieder rückgängig werden. Die Zustimmung der letzteren Gewerkschaft ist soeben von der schwierigen Bedingung abhängig gemacht worden, nicht für jeden weiteren Schacht, der abgetäuft wird, 120000 Tons Mehrbeteiligung wie bisher zu gewähren.

Eines ist freilich sicher: die großen Kohlenbaugesellschaften haben die widerstrebenden Zechen schon jetzt nicht mehr im Zweifel gelassen, daß sie bei Auflösung des Syndikates aufs rücksichtsloseste mit den Preisen schleudern würden, da sie nicht ganz allein die Lasten tragen wollten, ohne auch einen Ausgleich in der genau geordneten Regelung von Förderung und Verkauf zu haben. Thatsächlich scheint diese Drohung einzelweise Eindruck zu machen, nur daß es Nüchternen und Rechnern einstweilen noch unklar bleiben muß, welcher effektive Nutzen nun Unternehmen vom Range der Harpener, der Gelsenkirchener, der Hibernia etc. etc. gerade durch spottbillige Verkäufe zufließen sollte. Es muß aber in jener Drohung etwas wie ein berechtigter Kern stecken, da eben die Fachkreise daran zu glauben scheinen und deshalb auch an die Wiedererneuerung, d. h. an den Miteintritt der Outsiders, glauben. Da, wo ich jetzt unter den leitenden Männern die allerängstlichsten angetroffen habe — gegen Temperament giebt es kein Rezept —, wurde auch schlimmsten Falles nur eine Interimszeit als möglich angesehen. Denn alsbald würde es so schlimm kommen, daß aus dem Chaos sich erst recht der feste Punkt des Syndikates gebären müsse.

Nun wird hier aber keine Abhandlung über den theoretischen Wert oder Unwert der Kartelle und Ringe geschrieben, es ist also auch keineswegs gleichgiltig, ob die Folgen einer Auflösung wirklich so furchtbar sein würden, wie sie Erfahrene durchaus beteuern wollen. Indessen, wenn man bedenkt, wie die Löhne heute schon wegen des Niederganges der Konjunktur gedrückt sind, so darf wohl noch ein bei weitem düstereres Bild vorausgesehen werden, sobald eine einfache Preisschleuderei eintreten würde. Sind doch die Löhne der Grubenarbeiter zum Teil heute weit stärker gesunken als eigentlich bekannt geworden war, und erst ein nachträglicher Einblick in so manche Lohnbücher hat für Schicht und Lohn im März recht trübe Ziffern ergeben.

Übrigens ist es eine Thatsache, daß trotz der Einschränkung die besseren Sorten von Ruhrkohlen ausverkauft sind, weil eben nach ihnen jeder Mensch greift. Manche Gattungen muß man bei den Lieferungen mitnehmen, manche werden auch gegen Mk. 5.— Nutzen nicht so rasch wieder abgegeben. Deshalb ist es auch bei den neulich hier festgestellten Weiterungen zwischen dem Syndikat und den Berliner Elektrizitätswerken keineswegs unwesentlich, nach den Sorten zu fragen, welche dort gebraucht werden. Sind es solche, die im Ruhrbecken im Überflusse gefördert werden, oder die kostbarer sind? Wie man mir nachweist, geht nicht einmal die Elektrizitätsbranche mit ihrer Kohlenauswahl einheitlich vor. Einige Unternehmen gebrauchen Nr. 3 und 4, andere wieder 1 und 2. Außerdem seien die englischen Frachten so beispiellos billig gewesen, daß sie den Ruhrtransporten schon Konkurrenz machen konnten.

Digitized by Google

Bisher hat ja das Syndikat selbst in dieser merkwürdigen Angelegenheit noch nicht gesprochen, und nur die billigere Versorgung bei der Centrale in Barcelona gegenüber der ablehnenden Behandlung der Berliner Elektrizitätswerke läßt sich einigermaßen erklären. Jede deutsche oder auch europäische Ware nämlich muß sich, sobald sie im Weltmarkte erscheint, dem allgemeinen Wettbewerb anpassen. Dies ist so unbedingt richtig, daß sich dagegen die sattsam bekannte Phrase von der Berücksichtigung des Auslandes zum Nachteil des Inlandes recht unkaufmännisch ausnimmt. Andererseits hat das Syndikat vielleicht im Falle einer günstigeren Behandlung der Berliner Elektrizitätswerke für den Marktpreis selbst gefürchtet. Man bedenke nur die anderen großen Kunden für Ruhrkohle, vor allem die königlichen Anstalten in Spandau, deren Kesselanlagen auf die königlich preußische Saarkohle schlechterdings nicht eingerichtet sind. Sind aber diese festen Abnehmer in der Lage, billigere Preise bei anderen Konsumenten nachzuweisen, so wäre es wohl dem Syndikate unmöglich gewesen, seine alte Preishaltung zu wahren. Im allgemeinen wird der Kohlenbedarf für die elektrische Fabrikation überhaupt überschätzt. Es giebt da schon sehr renommierte Unternehmen, die mit 300 Doppelwaggons per Jahr auskommen. Ganz anders steht als Verbraucher dagegen unsere chemische Industrie da. So beziehen jährlich an Ruhrkohle: die Höchster Farbwerke, die Badische Anilin- und Sodafabrik, sowie die Chemische Fabrik Griesheim durchschnittlich 14 000 Doppelwaggons, und nur die erstgenannte hat nicht direkt mit dem Syndikate zu thun. Vielleicht ist da nur einmal der rechtzeitige Anschluß versäumt worden, indem die Verschiedenartigkeit des beanspruchten Heizmaterials so einfach in Essen selbst nicht gewährt wird.

Kommt der englische boom und mit ihm auch unsere industrielle Erholung, so setzt sich die Erneuerung des Syndikates jedenfalls rascher durch als inmitten eines weiteren trägen Ganges, wie ihn das deutsche Geschäft heute notgedrungen einhält.

S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Jansen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Litterarische Anzeigen

Die Zeit

Nationalsoziale Wochenschrift. Herausgeber: Fr. Naumann.

Preis vierteljährlich Mk. 3.—

Inhalt der No. 33:

Politische Notizen: Deutschland und Holland. — Ein Kaiserwort gegen die Alldeutschen? — Herr von Hammerstein. — **H. von Gerlach:** Über die Alkoholfrage. — **Paul Rohrbach:** Ein Besuch in Finnland II. — **Dr. Schacht:** Kartelle und Syndikate. — **Paul Schubring:** Max Klinger in der Berliner Sezession. — **Erich Schlaikjer:** Ein deutscher Erzähler. — **Henckell:** Der Polizeikommissar. — Kunst. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Bodenreform. — Büchertisch. — Briefkasten.

Probenummern jederzeit umsonst vom Verlag

Berlin-Schöneberg.

Soeben erschien

YVETTE GUILBERT's

erster Roman

DER BRETTLKÖNIG

Geheftet 3 Mark 50 Pf., elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Die berühmte Brettldiva, die auf ihrer Tournee durch Deutschland überall sensationelle Erfolge erntete, giebt uns in ihrem ersten Roman ein fesselndes buntes Bild aus dem Leben der Brettlkünstler. **„Der Brettlkönig" ist einer der interessantesten Romane der letzten Jahre und nicht nur durch die Persönlichkeit der Verfasserin dazu geschaffen, einen großen Erfolg zu haben.**

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag von Albert Langen in München-Lo.

Digitized by Google

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.

Soeben erscheint:

Der Kaiser, die neue Kultur und die deutschen Einzelstaaten

von **Gustav Schiefler.**

Brosch. 60 Pfennig.

Der Verfasser schildert die Zerrissenheit unseres heutigen Kulturlebens, die Stellung des Kaisers zu Kunst und Kultur, die Wirkung dieser Stellung und die Aufgaben, die den deutschen Einzelstaaten zufallen. Ihm kam es darauf an, einmal nachdrücklich — nicht mit starken Worten, sondern in klarlegender Darlegung — zu betonen, um was es sich bei der geistigen Bewegung unserer Tage im Grunde handelt.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.

Peter Michel

Ein Roman von **Friedrich Huch.**

Brosch. 4 Mark. — Geb. 5 Mark.

Heute können wir wieder auf einen neuen Erzähler hinweisen, der ein „Kerl" ist. — Sein Buch ist eine sehr eigenartige Leistung. Seinem feinsten Wesen nach ist es so etwas wie ein tragikomischer Gesang von dem Jugendfeuer, das schließlich nur einen Kochherd zum Brennen bringt. — — Huch ist kein Nachahmer, er erzählt mit völliger Unbefangenheit, einiger Burschikosität und außerordentlicher Knappheit darauf los. Er sieht fortwährend eine Fülle von Einzelzügen und betont mit großer Sicherheit die bezeichnenden. Er sieht überhaupt mit einer erquicklichen Selbstverständlichkeit die Gestalten auch von der „andern" Seite. Allen Respekt vor dieser Kunst, zu runden — sie giebt die bestmögliche Gewähr dafür, daß Friedrich Huch ein Lebenserfasser, nicht ein Romankonstrukteur ist.

(Ferd. Avenarius im Kunstwart.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google

Beilage des „Lotsen“
II. Jahrgang 17. Mai 1902 Heft 33

Fortsetzung zur Umfrage: Psychiater oder Richter*

Hochgeehrter Herr Dr. Heckscher!

Bei Rückkehr von einer langen Reise habe ich vor kurzem Ihre freundliche Zuschrift erhalten, ebenso die beiden Hefte, die mich lebhaft interessieren. Sollte eine Äußerung jetzt noch für Sie Wert haben, so bitte ich um Mitteilung. Sachlich habe ich gegen Ihren Vorschlag Bedenken und gehe vielmehr darauf aus, durch Verbesserung der Untersuchungsmethoden die Beweisführung in psychiatrischen Gerichtsfällen so zu gestalten, daß selbst bei völliger Freiheit des Gerichtes, sich nach seiner Überzeugung zu entscheiden, das Gutachten nicht übergangen werden kann. Eine Dogmatisierung der psychiatrischen Auffassung würde die Gerichtsverhandlung von vornherein überflüssig machen und eine öffentliche Diskussion ausschließen. Sie würde auch dazu führen, daß sich eine Art psychiatrisches Papsttum ausbildet, welches dem Fortschritt der methodischen Wissenschaft viel schädlicher wäre, als die gelegentliche Ignorierung eines richtigen Gutachtens. Daß unter dieser viele Angeklagte gelitten haben und leiden werden, ist sicher richtig und sehr bedauerlich, andererseits würde auch eine Dogmatisierung des psychiatrischen Urteils das Übel nicht sicher beseitigen, da auch von psychiatrischer Seite, wie die Geschichte unserer Wissenschaft lehrt, in manchen Fällen die Thatsache der Geistesstörung verkannt worden ist.

Ich sehe also in der Ausbildung exakter psychiatrischer Untersuchungs- und Beweismethoden auf die Dauer einen viel sichereren Schutz gegen solche Fehlurteile, als in einer vorzeitigen Dogmatisierung des psychiatrischen Urteiles.

In dem Falle, welcher den Ausgangspunkt Ihrer Äußerung bildet, habe ich bei dem Lesen der Gerichtsverhandlungen den Eindruck gewonnen, daß selbst unter der Annahme der Zurechnungsfähigkeit in Anbetracht der

* Infolge zu später Einsendung als Beilage gedruckt.

Digitized by Google

psychologischen Sachlage das Urteil ein sehr hartes ist und daß die Mißachtung der psychiatrischen Beweisführung ohne ersichtliche intellektuelle Gründe erfolgt ist.

Diese Meinung im einzelnen Falle, die bei Mangel eigener Beobachtung eben nur den Wert einer subjektiven Anschauung haben kann, ist jedoch nicht im stande, mich in der oben entwickelten Auffassung in prinzipieller Hinsicht zu beirren.

Sollten Sie in vorstehenden Bemerkungen eine genügende Beantwortung Ihrer Frage sehen, so stelle ich ergebenst anheim, dieselben abzudrucken. Jedenfalls kann Ihnen die Psychiatrie und die Kriminalistik nur dankbar dafür sein, daß Sie ein zweifellos zeitgemäßes Thema durch Ihre bestimmte Formulierung zur öffentlichen Diskussion gestellt haben.

Mit bestem Gruß

Ihr hochachtungsvoll ergebenster

Gießen — Professor Sommer

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Hedscher, Verlag von Alfred Janssen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.

Otto Speckters Vogelbuch
Mit Gedichten von Gustav Falke
Geb. 1 Mark

Otto Speckters Katzenbuch
Mit Gedichten von Gustav Falke
Brosch. 50 Pfennig.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Seiler-
Pianinos und Flügel
zeichnen sich aus durch vornehmen, gesangreichen Ton, leichte, elastische Spielart und unverwüstliche Haltbarkeit. 17 mal prämiiert. Moderne Ausstattung. Kataloge frei.
ED. SEILER, Pianofortefabrik, G. m. b. H.
Liegnitz 243.

Verlag von Alfred Jansen, Hamburg
Versuche u. Ergebnisse der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg
Brosch. 2 M. Geb. 3 M.
Zu beziehen durch die Buchhandlungen

Firma 1870 gegründet.
Bei Barzahlung höchster Rab. u. Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige
Längste Garantie.
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Fabrikate.
Fabrik:
Wilhelm Emmer
Berlin 500, Seydelstrasse
Preisliste, Musterbuch umsonst.
Allerhöchste Auszeichnung.

Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg
Königlich schwedisch-norwegische Hofkunstanstalt
fertigt in ihren Abteilungen für Lithographie und Steindruck
Künstler-Plakate
Ansichtskarten, Pläne
Etiketten, Landkarten
Adresskarten und Briefköpfe
und alle andere
lithographische Arbeiten in vornehmster Ausführung.

„Victoria" feinster Naturbutter-Zwieback der Welt.
Trüller Zwieback
Fürsten u. Könige führen ihn an ihrer Kaffeetafel. Gr. elegant lackierter Blechkasten mit 260 St. Mark 4.— franko ohne alle weiteren Unkosten.
Harry Trüller
Celle 45.
Grösste Zwiebackfabrik Europas. 12mal präm.

Familienheim für Erholungsbedürftige
Dr. Schwarz, Arzt
Bad Oldesloe Bahn Hamburg-Lübeck

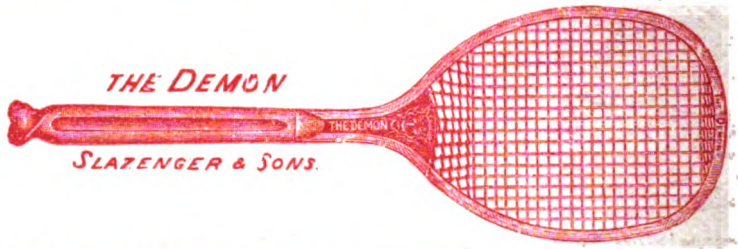
Dr. Ritschers Wasserheilanstalt
Lauterberg (Harz)
bedeutend erweitert und neu eingerichtet.
Prospekte vom Besitzer und Leiter Dr. Otto Dettmar.

Digitized by Google

Garten- und Veranda-Möbel

in grosser Auswahl!

Lawn Tennis-Artikel.



Nur beste englische und amerikanische Fabrikate von Slazenger, Ayres, Spalding, Jefferies.

Croquet, Cricket, Polo, Golf, Hockey,

Football.

Kataloge gratis und franko.

R. BEINHAUER SÖHNE

Neuerwall 59 HAMBURG Neuerwall 59

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Die Verlagsbuchhandlung.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

II. Jahrgang 24. Mai 1902 Heft 34

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

	Seite
Das Problem von Agrar- und Industriestaat in neuer Beleuchtung. Professor Georg Adler	211
Der physiologische Schwachsinn des Weibes. Dr. Johannes Müller	213
Henrici über Professor Lichtenberger. Eine Zuschrift	219
Verkehr und Verkehrswege zwischen Nordsee und Ostsee vom 13. bis 16. Jahrhundert. E. R. Daenell	221
Allegorie. Dr. Fritz Wolff	231
Menschenkinder. Antisthenes	235
Unsere Banken. S. v. H.	238

Redaktion: Dr. S. Heckscher
Verlag: Alfred Janssen, Hamburg

Bezugspreis 5 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 30 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt Mk. 3.— für das Vierteljahr, Ausland Mk. 4.50.

Einzelne Hefte kosten 30 Pf.

Jeder Halbjahrsband wird geb. für Mk. 7.— geliefert.

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I, 388 oder 8074) — erforderlich.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt:

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Georg Brandes-Kopenhagen — Oberl.-Ger.-Rat O. Brandis-Hamburg — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Breysig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — Prof. Cohn-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E. Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Geheimrat Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien — Ilse Frapan-Zürich — Pastor G. Frenssen-Hemme — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Geffcken-Hamburg — Paul Geisler-Posen — Leutnant Gentz-Gideon Dtsch.-Südw.-Afrika — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — Prof. Cornelius Gurlitt-Dresden — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Alfred Georg Hartmann-München — Prof. Hasbach-Kiel — Prof. Hensel-Heidelberg — W. Holzamer-Heppenheim — Graf von Hoensbroech-Gr. Lichterfelde — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Ellen Key-Wien — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Landgerichtsrat W. Kulemann-Braunschweig — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Prof. C. F. Lehmann — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Ed. Lorenz Meyer-Hamburg — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — Prof. Ad. Michaelis-Straßburg — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Börries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Emil Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Westerwede — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Karl Scheffler-Friedenau — Frl. Dr. Kaethe Schirmacher-Paris — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Weimar — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Frau Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Prof. Ferd. Tönnies-Kiel — Prof. Georg Treu-Dresden — Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Eugen Wolff-Kiel — Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Einbanddecke zum „Lotsen"

zum Preise von Mark 1.— für den Halbjahrsband

durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Frühere Quartale M. 3, einzelne Hefte 30 Pf.

Der I. Jahrgang ist in 2 Bänden geb. für M. 14.—

oder in 52 Heften für M. 12.— erhältlich

Gicht

BAD SALZSCHLIRF, Bonifaciusbrunnen.

Rheumatismus, Steinleiden.

Prospekte, ein Heft Heilerfolge und Gebrauchsanweisung zur Trinkkur, welche, ohne das Bad zu besuchen und ohne Berufsstörung in der Heimat der Patienten **mit grossem Erfolg** vorgenommen werden kann, werden kostenfrei versandt durch die *Bade-Verwaltung.*

Digitized by Google

DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift
· · · für deutsche Kultur · · ·

Redigiert von Dr. S. Heckscher

II. Jahrgang 24. Mai 1902 Heft 34

Der Nachdruck ganzer Beiträge ist verboten, genaue Quellenangabe bei jeder Entlehnung erforderlich

Das Problem von Agrar- und Industriestaat in neuer Beleuchtung

Vor wenigen Wochen ist Adolph Wagners Schrift über „Agrar- und Industriestaat" — zum ersten Male Herbst 1901 herausgegeben — in zweiter, „großenteils umgearbeiteter und stark vermehrter" Auflage erschienen.* In der Gegenwart, wo der Streit zwischen den Anhängern des Agrarstaates und denen des Industriestaates noch ungeschwächt fortdauert, kommt ein solches Buch, das — aus der Feder eines unserer berühmtesten Nationalökonomen stammend — durch tiefe Sachkenntnis über einen großen Teil des Streitobjektes wesentliche Aufklärung zu geben geeignet ist, gerade zur rechten Stunde: und so wollen wir hier aus dem reichen Inhalt des Buches einiges mitteilen, was sich auf das Prinzipielle, auf das, wenn ich so sagen darf, Weltgeschichtliche bezieht, das zu jener Frage geführt hat.

Adolph Wagner sieht als die treibenden Momente in der geschichtlichen Bewegung von der Sprengung der alten agrarischen Hauswirtschaft bis zur modernen Eingliederung der Volkswirtschaft in die Weltwirtschaft hauptsächlich zwei an: einmal die steigende Bevölkerung, wie sie sich aus den Geburtsüberschüssen ergiebt, zweitens die Entwickelung der Technik, besonders in der industriellen Produktion und im Verkehrswesen, aber auch in der landwirtschaftlichen Produktion. Die Bevölkerung hat sich seit 1815 stärker vermehrt, als jemals in einem gleich langen Zeitraum der Geschichte — im Deutschen Reiche z. B. von 24 Millionen Einwohnern im Jahre 1816 auf 56 Millionen im Jahre 1900, obwohl in dieser Zeit über sechs Millionen ausgewandert sind —, und es ist selbstverständlich,

* Adolph Wagner, „Agrar- und Industriestaat. Die Kehrseite des Industriestaates und die Rechtfertigung agrarischen Zollschutzes mit besonderer Rücksicht auf die Bevölkerungsfrage", Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Digitized by Google

daß ohne die neue Technik, die mehr Nahrungsmittel und andere materielle Bedarfsgüter zur Verfügung stellte, ein erheblicher Teil der heute lebenden Bevölkerung gar nicht in die Existenz getreten wäre. Wagner erkennt nun ohne weiteres an, daß diese in Wechselwirkung stehende starke Volksvermehrung und die Entwickelung vom Agrarstaat zum Industriestaat ihr Erfreuliches, Bedeutendes, ja, Großes habe, — aber er sieht darin auch viel Bedenkliches. Er glaubt, daß jene Entwickelung wohl in einer Hinsicht etwas „Naturgemäßes" habe, aber in ihrer neuesten Phase etwas sei, das zu rasch, zu maßlos vorgehe, daß ihre Rückwirkungen auf alle Seiten des gesamten Volkslebens vielfach bedenklich seien, und daß auch ihr Bestand, ihre Fortdauer, vollends ihr Vorwärtsgehen in gleicher Richtung und so rasch wie in jüngster Zeit nicht dauernd gesichert werden könne.

Die Frage nach Art und Maß der Arbeit — führt Wagner aus — hat nicht bloß mit dem ökonomischen Prinzip zu thun, sondern führt zu dem weiteren Problem: wie wirken Arbeitsart, Maß, Beruf auf die übrigen Lebensseiten der arbeitenden Persönlichkeit und dann schließlich auf das ganze Volksleben ein? „Das sind Fragen, an denen die Nationalökonomie, wenn sie wirklich eine Sozialökonomie und eine historische und ethische Wissenschaft werden soll, nicht vorbeigehen darf!" Speziell weist Wagner darauf hin, daß mit der Herausbildung der modernen Volkswirtschaft auch der Händlergeist immer einseitiger und rücksichtsloser sich entwickeln und mehr und mehr den ganzen Volksgeist infizieren müsse. „Händlergeist, Händlerauffassungen, Händlerinteressen beherrschten dann alles. Was uns das neueste England in seinem Burenkriege abschreckend genug zeigt, — ja, sind das denn nicht Symptome genug, die das Wesen des ‚Händlergeistes' eines ganzen, sonst so tüchtigen Volkes, wie des englischen, wie mit einem elektrischen Scheinwerfer scharf genug beleuchten?"

Am eingehendsten untersucht Wagner die Frage nach den wirtschaftlichen Voraussetzungen des industriestaatlichen Volkswirtschaftssystems in dessen moderner Gestaltung, d. h. in der Form des Massenimports gewöhnlicher agrarischer Nahrungsmittel und Rohstoffe aus dem Auslande und des Fabrikatenexports zur Deckung dafür nach dem Auslande. Die Voraussetzungen für die Dauer dieser Entwickelung sind erstens, daß das Ausland willens und fähig ist, uns die Agrarprodukte zu liefern; zweitens, daß der Bezug dieser Produkte genügend gesichert ist; und drittens, daß unsere Fabrikate im Auslande genügend gesicherten Absatz zu lohnenden Preisen finden. „Nur wenn und soweit — sagt Wagner — als diese drei Voraussetzungen sich zusammen erfüllen lassen, erscheint das charakterisierte Industriestaatssystem leistungsfähig und dauerhaft: sonst droht es den Dienst zu versagen und zusammenzubrechen, — von allen bedenklichen sonstigen Seiten und Folgen noch ganz abgesehen."

Wagner untersucht zunächst unseren und den englischen Bedarf an fremden Agrarprodukten und Rohstoffen, und er kommt zu dem Resultat, daß es beim Wachstum der Bevölkerung in allen Ländern, bei Mißernten, bei kriegerischen Komplikationen usw. recht wohl möglich ist, daß Deutschland und ebenso England vom Auslande im Stich gelassen werden. Weiter aber

Digitized by Google

kommt Wagner, bei Untersuchung der zweiten jener drei Voraussetzungen, zum Schluß: selbst wenn die Exportländer der Agrarprodukte stets die Fähigkeit hätten, unseren Bedarf befriedigend zu decken, so könnten sich doch in Kriegszeiten unsere Zufuhren möglicherweise absperren lassen.

Die genaueste Untersuchung widmet natürlich Wagner der Frage des Absatzes unserer Produkte, besonders unserer Fabrikate, im Auslande.

Hier weist Wagner darauf hin, daß auch die Agrarstaaten sich immer mehr zu Industriestaaten entwickeln, entweder von sich aus oder durch Übersiedelung von Kapital und Unternehmern aus den Industriestaaten, — und daß dadurch schließlich unser industrieller Export in Frage gestellt werden muß. Als Warnung für das Industriestaatssystem dient ein Blick auf den britischen Ausfuhrhandel, der — wie Wagner in einer ausgezeichneten und mit großer Sorgfalt durchgeführten statistischen Zusammenstellung nachweist — seit geraumer Zeit zum Stillstand gekommen, mindestens sich nicht weiter entwickelt hat. Ja, Wagner bringt viel Material dafür bei, daß die Auffassung von der beginnenden stärkeren Bedrängung der alten britischen Hauptindustrieen auf dem britischen Markte selbst nicht mehr bloß eine „Zukunfts-", sondern eine ernstliche „Gegenwartsfrage" sei. Genau die gleichen Mängel aber, die sich beim englischen Industriestaatssystem gezeigt haben, werden sich auch über kurz oder lang, wie Wagner meint, in der industriellen Entwickelung Deutschlands zeigen. —

Hat man die geist- und temperamentvolle, auf vielseitigstem Wissen basierende Schrift Wagners zu Ende gelesen, so sagt man sich: es war richtig, daß ein hervorragender Fachmann sich einmal daran machte, auf alle die Bedenklichkeiten der modernen Wirtschaftsentwickelung in eindringender Darstellung aufmerksam zu machen. Vieles davon muß auch der zugeben, der, wie der Verfasser dieser Zeilen, annimmt, daß wir es mit einer im wesentlichen notwendigen, unabwendbaren Entwickelung zu thun haben. Auf alle Fälle ist es seit dieser Schrift Adolph Wagners unmöglich, die Zukunft unserer industriellen Evolution rein optimistisch anzusehen.

Kiel — Professor Georg Adler

„Der physiologische Schwachsinn des Weibes"

Unter diesem Titel hat der geistvolle Leipziger Neurologe P. J. Möbius eine für Anhänger und Gegner der Frauenemancipation wichtige Schrift veröffentlicht. Der Verfasser ist ein Anhänger und ausgezeichneter Kenner Schopenhauers, und auch seine Auslassungen über die Frauenfrage sind durchaus vom Standpunkt des Schopenhauerianers aus geschrieben. Das ist sicher kein Nachteil. Gegenüber den nebelhaften und phantastischen Schwärmereien, welche heute die Behandlung der Frauenfrage beherrschen, ist es am Platze, auf das klare und scharfe Urteil des genialen Frankfurter Philosophen zurückzugreifen und damit die Diskussion endlich wieder auf den Boden der nüchternen Thatsachen zurückzuführen. Aber freilich darf

Digitized by Google

man Schopenhauers immer geistreichen, aber oft einseitigen Urteilen nicht blindlings folgen, und ich glaube, bei aller prinzipiellen Zustimmung, daß der Dienst, welchen Möbius der Sache der Vernunft geleistet hat, größer gewesen wäre, wenn er den Bogen nicht etwas überspannt hätte.

Indem der Verfasser den Begriff Schwachsinn zu definieren versucht, kommt er zu dem Schlusse: „Schwachsinn ist eine Relation und Schwachsinn schlechtweg kann nur bedeuten: im Vergleiche mit seinesgleichen". Man sieht, daß dadurch die Härte des Titels schon bedeutend gemildert wird. Es soll lediglich behauptet werden, daß das Weib geistig schwächer sei als der Mann. Zum Beweise werden anatomische Untersuchungen Rüdingers über das Gehirn angeführt.*)

Nebenbei gesagt, glaube ich nicht, daß diese Ergebnisse der Forschungen des verstorbenen Münchener Anatomen so unbekannt geblieben sind, wie Möbius meint. Ich persönlich habe das Glück gehabt, sie noch von Rüdinger selbst zu hören.

„Rüdinger hat an ausgetragenen Neugeborenen nachgewiesen, daß die ganze Windungsgruppe, welche die Sylvische Spalte umrahmt, beim Mädchen einfacher und mit weniger Krümmungen versehen ist als beim Knaben", daß „die Reilsche Insel des Knaben im Durchschnitt in allen ihren Durchmessern etwas größer, konvexer und stärker gefurcht ist als beim Mädchen." Er hat an Erwachsenen gezeigt, daß der weibliche Gyrus frontalis tertius einfacher und kleiner ist als der männliche, besonders jener Abschnitt, der unmittelbar an den Gyrus centralis angrenzt. Die Besichtigung der Tafeln ergiebt, daß die Unterschiede sehr beträchtliche sind. Rüdinger hat ferner gezeigt, daß an den weiblichen Gehirnen der ganze mediale Windungszug des Scheitellappens und die innere obere Übergangswindung in ihrer Entwicklung bedeutend zurückbleiben. Bei geistig niedrig stehenden Männern (z. B. einem Neger) fand er den weiblichen ähnliche Verhältnisse des Scheitellappens, während bei geistig hochstehenden Männern die mächtige Entwickelung des Scheitellappens ein ganz anderes Bild gewährte. Die allereinfachsten Verhältnisse fand Rüdinger bei einer bayrischen Frau; er spricht geradezu von „tierähnlichem Typus".

„Demnach", sagt Möbius, „ist also nachgewiesen, daß für das geistige Leben außerordentlich wichtige Gehirnteile, die Windungen des Stirn- und Schläfenlappens, beim Weibe schlechter entwickelt sind als beim Manne, und daß dieser Unterschied schon bei der Geburt besteht."

In dieser klaren und unwiderlegbaren Schlußfolgerung vermisse ich zu meinem Bedauern einen Hinweis, welcher die Unsinnigkeit der extremen Emancipationsbestrebungen noch schlagender bewiesen hätte. Ich meine Flechsigs Associationszentren. Hier ist die Grundlage für eine wirklich exakte naturwissenschaftliche Psychologie gelegt. Mit rein anatomischen Thatsachen wird man dem Widerstrebenden die thatsächlich bestehende in-

*) Ein Beitrag zur Anatomie des Sprachzentrums, Stuttgart 1882, und: Ein Beitrag zur Anatomie der Affenspalte und der Interparietalfurche beim Menschen, Bonn 1882.

Digitized by Google

tellektuelle Inferiorität des Weibes nie so schlagend beweisen können, als mit Methoden der physiologischen Psychologie. Der fortschreitenden Gehirnphysiologie allein wird es zukommen, die Frauenfrage in vernünftige Bahnen zu lenken, denn ihre Ergebnisse lassen sich nicht mit leeren Behauptungen hinweg disputieren.

Das sogenannte hintere große Associationszentrum Flechsigs, welches bei geistig hochstehenden Menschen fast die Hälfte des gesamten Großhirns ausmacht, bei geistig tieferstehenden erheblich kleiner gefunden wird, umfaßt eben die gesamten Scheitelwindungen (neben anderen Hirnteilen), von denen, wie wir erwähnt, Rüdinger nachwies, daß sie beim Neger und beim Weibe abnorm klein sind. Dagegen zeigen die Gehirne großer Gelehrten, wie des Chemikers Justus von Liebig, des Physiologen Döllinger, Kants, Gauß, ebenso großer Musiker, wie Bach und Beethoven, eine ganz enorme Entwickelung der Scheitelgegend.

Wer die geistige Inferiorität des Weibes bestreiten will, muß erst diese anatomischen und physiologischen Befunde widerlegen, und zwar mit anatomischen und physiologischen Methoden, nicht mit leerem Gerede.

Was Möbius sonst über das Weib sagt, ist im wesentlichen aus Schopenhauer bekannt. Mangel an eigenem Urteil, Suggestibilität, Unfähigkeit zur Selbstbeherrschung, Mangel an Rechtssinn, Bosheit hat auch schon dieser Philosoph in seinem Essay über die Weiber dem schwächeren Geschlechte vorgeworfen. Hier spielt die persönliche Stimmung und Erfahrung des Einzelnen wohl eine zu große Rolle, als daß man sich über den Grad jener Eigenschaften einigen könnte. Daß sie wirklich vorhanden sind, kann nur von solchen geleugnet werden, welchen Erfahrung und scharfe Beobachtungsgabe gänzlich mangeln. Ob eine höhere Erziehung das Weib in jenen Beziehungen zu bessern vermöge, ist schwer zu sagen. Einer ganz ungewöhnlich gescheiten und gebildeten Frau von reicher Lebenserfahrung wurde einer der ja leider nicht allzu seltenen Fälle erzählt, in denen ein unfähiger Kopf seinem berühmten Schwiegervater eine Berufung als Extraordinarius verdankte. Der betreffenden Dame fiel dabei gar nichts Arges auf; sie drückte lediglich ihre Freude darüber aus, daß Frau Geheimrat X. ihre Tochter wieder bei sich habe. Jedenfalls ist soviel sicher, daß die Weiber die treibenden Kräfte bei den meisten der so schädlichen Cliquen sind, wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß die Männer dieser Weiber die traurigste Rolle spielen. Übrigens scheint mir, daß die Analyse des weiblichen Charakters ziemlich nebensächlich ist, so lange man nicht unsinnigerweise der Frau unnatürliche Arbeitsgebiete, wie Medizin oder dergleichen, zuweist. Denn in dem natürlichen Wirkungskreise des Weibes, in der Familie, als Gattin und Mutter, werden, wenigstens bei den besseren Exemplaren des Geschlechts, die Fehler zu Vorzügen. Das Weib, welches alles mit Beziehung auf den Gatten oder die Kinder beurteilt, ist eben deshalb eine vorzügliche Gefährtin des Mannes, eine opferwillige und treue Pflegerin und Erzieherin ihrer Kinder.

Der Kernpunkt der gesamten Darlegungen von Möbius ist der Satz, daß die natürliche Bestimmung des Weibes ausschließlich die Mutterschaft

Digitized by Google

sei. Zu diesem Zwecke brauchte es allerdings nichts weiter, als „gesund und dumm" zu sein. Allein ich meine, daß die natürliche Aufgabe des Weibes doch etwas höher gewertet werden muß. Schopenhauer selbst führt gewichtige Gründe für die Theorie auf, daß im allgemeinen der Charakter vom Vater, der Intellekt von der Mutter geerbt werde. Da kann es denn doch nicht gleichgültig sein, ob eine Frau zu den Gescheiten oder zu den Dummen ihres Geschlechts gehört. Auch sucht der Mann nicht lediglich deshalb eine Frau, um mit ihr Kinder zu zeugen und seinen Haushalt gut versorgt zu sehen, sondern er will in ihr eine treue, verständnisvolle Gefährtin seines Lebens haben. Auch zu diesem Zwecke ist es notwendig, den Gesichtskreis des Weibes zu erweitern. Solange das Weib nicht durch Erziehung und Erfahrung Sinn und Verständnis für die höheren, geistigen Werte der Menschheit erhält, muß es gemein und für den vornehmer denkenden Mann widerlich erscheinen. Solche unvernünftig erzogenen Weiber — auch die sogenannten Damen gehören übrigens dazu — nehmen allerdings den Schein für das Sein; ihnen imponiert die äußere Stellung, der Rang des Mannes, da sie nur diesen erfassen können, während ihnen der innere Wert des Mannes, seine geistige Potenz völlig unverständlich bleibt; ebenso schätzen sie alles nach dem materiellen Erfolge; wieviele Mütter giebt es denn, welche die Jagd nach einem reichen, wenn auch dummen Schwiegersohn als gemein empfinden?

Endlich darf man die erzieherische Thätigkeit des Weibes nicht unterschätzen. Auch hierzu ist eine verständige Ausbildung ihrer geistigen Fähigkeiten unerläßlich. Der alte, oft grobe, aber immer gescheite Karl Ernst Bock hat schon vor vierzig Jahren das wahre Wort gesprochen: „Gebt uns bessere Mütter und wir werden bessere Menschen haben".

Um die Stellungnahme von Möbius richtig zu würdigen, ist es unerläßlich, sich zuerst leidenschaftlos und objektiv über die Ziele der Frauenemancipation zu verständigen. Die Anfänge der Frauenemancipation führen bekanntlich auf die große französische Revolution zurück; die logische Konsequenz der Proklamierung der „Menschenrechte" war die Forderung nach völliger Gleichstellung der Weiber mit den Männern. Beiden Aussprüchen liegt eine falsche Voraussetzung zu Grunde; in beiden Fällen ist lediglich der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen. Es giebt keine Menschenrechte. Alles Recht ist ja doch nicht etwa fertig vom Himmel heruntergefallen, es ist auch nicht willkürlich gemacht worden, sondern es ist einfach der Ausdruck thatsächlicher Verhältnisse, die in Formeln gebrachte Erfahrung darüber, in welcher Weise und inwieweit zweckmäßig die Interessen des Individuums den Interessen der Gattung (oder des Staates) unterzuordnen sind. Vom Standpunkt des Hasen verstößt man gegen die Hasenrechte, wenn man in ihm lediglich einen guten Braten sieht. Er wird trotzdem geschossen. Und wenn ein junges Menschenkind schon bei der Geburt um sein Lebensglück betrogen wird, weil es häßlich oder dumm oder krank auf die Welt kommt, so ist das unzweifelhaft auch eine Ungerechtigkeit des Schicksals, aber es nützt nichts, diese Ungerechtigkeit anzuklagen. Statt also in jedem Fall, wo uns etwas un-

Digitized by Google

gerecht oder verkehrt erscheint, von der Verletzung eines Rechtes zu sprechen (bei wem will man denn den Prozeß führen?), sollte man vielmehr zuerst untersuchen, ob es sich um Verkehrtheiten der menschlichen Willkür oder um Einrichtungen der Natur handelt. In ersterem Falle wird kein wahrhaft liberaler Mann zögern, an seinem Teil zur Besserung beizutragen. Im zweiten Falle dagegen muß sich unsere Thätigkeit vernünftigerweise lediglich darauf richten, die Härten des unerbittlichen Naturgesetzes zu mildern.

Wenden wir diese einfache Überlegung auf die Frauenfrage an. Die Mißstände, welche den Wunsch nach einer Verbesserung der Stellung des Weibes herbeiführten, sind eine Folge der wirtschaftlichen Entwickelung der Menschheit.

Solange der Ackerbau die Hauptthätigkeit war, und die Bedürfnisse des täglichen Lebens fast sämtlich noch im Hause hergestellt werden konnten, kam der Frau ein Teil an der Fürsorge für den Unterhalt der Familie zu. Das änderte sich mit der fortschreitenden Entwickelung der Industrie. Die Weiber der unteren Stände erlitten dadurch die geringste Benachteiligung. Sie suchten nunmehr ihren Erwerb einfach in den Fabriken. Daß auch mit Bezug auf die weibliche Fabrikarbeit Verbesserungen wünschenswert sind, braucht nicht gesagt zu werden. Aber die Notlage macht sich hier viel weniger geltend als in den mittleren Ständen. Hier ist die Frauenfrage thatsächlich eine Altjungfernfrage. Giebt man zu, daß der natürliche Beruf des Weibes der als Gattin und Mutter sei, so fragt es sich, inwieweit das Weib Anwartschaft auf Erfüllung dieses Berufes hat, und was sie beginnen soll, wenn er ihr versagt ist. Die unangenehmen Resultate der Statistik besagen, daß von 104 Weibern 4 unverheiratet bleiben müssen, weil im heiratsfähigen Alter für 104 Weiber nur 100 Männer vorhanden sind. Beiläufig will ich bemerken, daß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika auf 100 Männer nur 97 Weiber treffen. Das Weib ist also in Amerika ein viel mehr begehrtes, weil selteneres Objekt als in Deutschland. Darauf könnte man es zurückführen, daß man den Weibern in Amerika so viel Emancipationsunsinn gestattet. Was sollen nun die unverheiratet gebliebenen Weiber beginnen? In der guten alten Zeit blieb ihnen das Kloster als Zuflucht, und von diesem Gesichtspunkte aus müßte man diese jetzt verschwindende Institution milder beurteilen als gewöhnlich geschieht. Heutzutage ist die Zukunft lediger junger Weiber nur dann gesichert, wenn sie von ihren Renten leben können. Aber gerade im Beamten- und Offizierstand, der vor allem in Frage kommt, kann der Familienvater keine Reichtümer sammeln. Es muß also den Töchtern dieser Kategorieen die Möglichkeit zu selbständigem Erwerb gegeben werden. Soweit wird jeder vernünftige Mann Freund der Emancipation sein. Aber man muß verlangen, daß die dem Weibe zu eröffnenden Arbeitsgebiete seiner natürlichen Veranlagung entsprechen. Die Besorgung der einfacheren Schreibarbeiten im kaufmännischen Betriebe, im Bankwesen, eine Reihe von Stellen im Postwesen, als Telegraphistinnen und Telephonistinnen, der erzieherische Beruf, sei es als Gouvernante, sei

Digitized by Google

es als Lehrerin an niederen und höheren Mädchenschulen, die Krankenpflege, das alles neben dem Betrieb der sogenannten weiblichen Handarbeiten, wozu auch weibliche Malerei und dergleichen gehören, stehen dem Weibe offen. Es würde meines Erachtens gar nichts schaden, wenn eine Reihe dieser Sparten dem männlichen Geschlechte entrissen würden. Ein kräftiger Mann als Schreiber in einem Bureau sitzt eigentlich auf einem Faulenzerposten; er könnte viel wertvollere und manneswürdigere Arbeit leisten. So könnte eine genügende Menge von auskömmlichen Stellen für ledige Weiber geschaffen werden.

Was das Verlangen der Weiber nach höheren, sogenannten akademischen Berufen anlangt, so muß solchem Unsinn zweifellos energisch entgegengearbeitet werden. Nicht als ob das Streben nach einer feineren Ausbildung der weiblichen Intelligenz zu mißbilligen wäre. Im Gegenteil! Ich für meine Person bin des optimistischen Glaubens, daß Bildung edler macht. Ein Weib, welches das Leben und die Thaten unserer großen Männer einigermaßen zu würdigen gelernt hat, wird nicht wie ein Bleigewicht die freie Entwickelung ihres Mannes oder Sohnes hemmen. Sie wird ihre Erholung nicht in der „Schwatzbude", wie Möbius das Wort „Salon" übersetzt, in öden und geistlosen Gesellschaften oder gar auf Bällen suchen. Es scheint mir sehr wünschenswert, die jungen Mädchen in ihrer Bildung so weit zu fördern, daß es ihnen Genuß wird, nach gethaner Tagesarbeit Goethe zu lesen, anstatt eines leeren Romanes, in dem sie sich möglichst bald „kriegen". Aber das eigentliche Feld ihrer Thätigkeit soll das Haus bleiben, die Erziehung zur Gattin und Mutter das leitende Prinzip der Ausbildung sein. Es soll gar nicht bestritten werden, daß es eine, wenn auch kleine Anzahl von Weibern giebt, welche die Theorie irgend einer Wissenschaft ebensogut zu studieren vermögen, wie viele Männer. Man muß nur gleichzeitig hinzusetzen, daß die Männer, denen die geistig bestveranlagten Weiber eben noch gleichkommen, eigentlich auch nicht zu wissenschaftlicher Thätigkeit berufen sind. Es ist keine Übertreibung, daß die Hälfte aller Studenten zum Studieren nicht qualifiziert ist. Sie quälen sich ja durchs Examen, sie thun schlecht und recht — mehr schlecht als recht — ihre Pflicht als Amtsrichter oder Landarzt; aber der Wissenschaft bringen sie keine Förderung, weil ihnen, wie allen Weibern ohne Ausnahme, die Fähigkeit selbständigen Schaffens fehlt. Wenn die Weiber für irgend eine höhere Thätigkeit berufen wären, so müßte es die Kunst sein. „Denn das Naturell der Frauen ist so nah mit Kunst verwandt", sagt Goethe. Seit Jahrhunderten beschäftigen sich die Weiber mit Malerei und Musik, vielleicht mehr als die Männer. Angelika Kauffmann und Rosa Bonheur in allen Ehren — aber wo ist auch nur eine einzige große Malerin, eine einzige große Komponistin? Was haben die Weiber auf dem Gebiete der schönen Litteratur hervorgebracht, was nicht ohne Schaden hätte ungeschrieben bleiben können? Wir haben genug mittelmäßige Juristen und Ärzte, wozu künstlich auch noch mittelmäßige Juristinnen und Ärztinnen züchten? Die Folge würde doch offenbar — im glücklichsten Falle, wenn nämlich die betreffenden Weiber im Kampfe mit der männlichen Konkurrenz

Digitized by Google

nicht einfach zu Grunde gingen — die sein, daß noch weniger Männer heiraten könnten als jetzt, daß also die Altjungfernfrage nur verschärft würde.

Wie lächerlich insbesondere das Verlangen nach Teilnahme am ärztlichen Beruf ist, hat schon Nothnagel gezeigt. Von Schwächen des Geistes und Charakters gar nicht zu reden, die Ärztin treibe doch einmal im strengen Winter Landpraxis; sie gehe in Sturm und Regen, während sie menstruiert, stundenweit über Land! Oder soll nur die bequeme Praxis dem Weibe vorbehalten sein, während die unbequeme, wie der Kriegsdienst, dem Manne verbleibt? „Das Schlimmste an diesen Bestrebungen — darin hat Möbius ganz recht — ist, daß man die weise Arbeitsteilung der Natur beseitigen will, daß man es als ein Ideal betrachtet, aus einem Weib einen Mann mit einem Uterus zu machen." An sich könnte man das spaßhafte Experiment ja ruhig machen lassen, wenn nur die Schädigung der allgemeinen Interessen nicht zu groß wäre. Deshalb ist es im Prinzip zu begrüßen, wenn immer wieder auf den wahren Beruf des Weibes hingewiesen wird. „Kriegstüchtig will ich den Mann und gebärtüchtig das Weib", sagt Nietzsche.

Erlangen Dr. Johannes Müller

Henrici über Professor Lichtenberger

Eine Zuschrift

Sehr geehrte Redaktion!

Die Auseinandersetzungen zwischen Professor Dr. Henrici und Dr. E. Platzhoff im „Litterarischen Echo", Nr. 9 und 11, erinnern mich an eine Freundespflicht, der ich noch jetzt nachkommen möchte. Ich kann das abfällige Urteil, das Dr. Platzhoff über die Henricische Broschüre „Dreißig Jahre nachher" gefällt hat, in jedem Punkte unterschreiben; was ich ihr hinzuzusetzen habe, ist eine Zurückweisung der Angriffe Henricis gegen Professor Henri Lichtenberger in Nancy, der den Lesern des „Lotsen" durch seine vorzüglichen Abhandlungen über die Philosophie Friedrich Nietzsches wohlbekannt ist und unter deutschen Lesern sich durch sein umfangreiches Werk über „Richard Wagner als Dichter und Denker" (deutsch von mir bei C. Reißner, Dresden 1898) auch sonst viele Freunde gemacht hat. Daß er für letzteres Werk von der Académie des Inscriptions preisgekrönt worden ist, haben verschiedene Blätter als ein erfreuliches Zeichen der geistigen Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich lobend hervorgehoben. In der That ist Henri Lichtenberger, der jetzt an einem größeren Werke über deutsche Kultur und Kunst arbeitet und sich mit einer Quellenforschung über das Nibelungenlied (1891), sowie mit einer „Geschichte der deutschen Sprache" (1895) in die wissenschaftliche Litteratur eingeführt hat,

Digitized by Google

einer der feinsten Kenner und berufensten Interpreten deutscher Eigenart. Ich habe ihn in Bayreuth bei den Festspielen kennen gelernt und in Berlin, wo er Kunststudien halber sich aufhielt, wiedergesehen, und der Eindruck seiner persönlichen Distinguiertheit bestätigte mir von neuem, daß ich es mit einem ehrlich strebenden Manne zu thun hatte, der nichts sehnlicher wünscht, als gegenseitige Annäherung und Durchdringung der beiden großen Kulturen. Henrici sagt nun auf Seite 32 seiner Schrift mit deutlicher Beziehung auf Lichtenberger:

„Trotzdem könnte die Bekanntschaft mit unserer Sprache den Frieden fördern, wenn diejenigen, die sie lehren, dem Frieden dienen wollten. Aber ich fürchte, daß dies nicht der Fall ist. Unter den Lehrern des Deutschen giebt es unzweifelhaft Männer der Wissenschaft, Nationalfranzosen, die mit reinem Eifer danach gestrebt haben, unser Land und Volk kennen zu lernen und das, was sie gelernt haben, auch zu lehren. Aber die Mehrheit ist das nicht: diese bilden solche, denen man zutrauen kann, daß sie gegen den Frieden wirken, besonders Elsässer und Juden, oder solche, die beides sind . . ." — Und Seite 44 heißt es: „Mit Behagen liest der Franzose, was ihm Leute der Art vortragen, wie H. Lichtenberger, die gerade die beiden Eigenschaften haben, die sie zu einer solchen Vermittelung am wenigsten geeignet machen (vergl. oben, Seite 32)." —

Zunächst ist Henri Lichtenberger kein Jude! Ich gehe hierauf nur deshalb ein, weil die angebliche jüdische Herkunft Lichtenbergers bei Henrici ein Argument gegen die bona fides eines „vaterlandslosen Söldlings" ist! Lichtenbergers Onkel Frédéric war Theologe in Straßburg bis zum Jahre 1871. Da er sich an den Umschwung der Verhältnisse nicht gewöhnen konnte, siedelte er nach dem Kriege nach Paris über (obschon er kein „Nationalfranzose" war!), und hier wurde ein Lehrstuhl für protestantische Theologie eigens für ihn errichtet! Ein Onkel Henris ist heute noch Professor an der Sarbonne. Und da fabelt Henrici Seite 55 von „erfolgbedürftigen Dozenten, die aus ihrem dunklen Universitäts-Erdenwinkel gern nach dem strahlenden Mittelpunkt, nach Paris, gleiten möchten" und sich zu diesem Zwecke der unlautersten Hetzpraktiken gegen Deutschland bedienen! Welcher Art diese Praktiken sind, lehrt Henrici auf Seite 44: „Lichtenbergers Vorrede zur Nietzsche-Auswahl mag noch hingehen. Welche Zwecke aber verfolgt Lichtenberger, wenn er einem Volk, das die Wahrheit nicht ermitteln kann, Nietzsches Anschauung vorträgt, daß die Deutschen gar keine geistige Kultur haben und daß sie seit 1870 hoffnungslos in Barbarei versinken! Lichtenberger selbst kann doch dem Mann nicht glauben, der so wenig Beobachtungsgabe und Urteilskraft (sic!!) hatte, daß er alles Große in Deutschland, z. B. Goethe, für undeutsch (!) erklärte . . ." Das soll Lichtenberger so pur et simple in der „Revue de Paris", 1900, Seite 628—665, ausgeführt haben. Der Aufsatz ist, wie bekannt, im „Lotsen" in meiner Übersetzung veröffentlicht worden, und jedermann kann da die Sätze nachlesen: „Trotzdem wäre es ein gefährlicher und selbst lächerlicher Irrtum, wollten wir Nietzsches

Digitized by Google

Ausfälle gegen das heutige Deutschland allzu wörtlich nehmen und . . . dürfen wir uns über die wirkliche Bedeutung seiner Vorliebe für Frankreich keine Illusionen machen". Wo hat Henrici nun gelesen, daß Lichtenberger alles „glaubte", was dieser „Mann" (Nietzsche!) sagt? Im Gegenteil führt er dessen Aussprüche mit Vorsicht an und sagt dann am Schlusse: „Damit hätten wir Nietzsches Urteile über Frankreich und Deutschland ungefähr erschöpft. Es bleibt uns jetzt noch übrig, nicht sie zu erörtern, denn es ist zu augenscheinlich, daß dies zu unendlichen Streitigkeiten führen würde, sondern sie psychologisch zu interpretieren und zu prüfen, welchen Seelenzustand sie bei ihm voraussetzen . . ." Und weiter: „Die deutsche Seele scheint ihm zu hohem vorbestimmt (sic!). Er liebt an ihr jene ‚Skepsis der verwegenen Männlichkeit', welche . . . in Gestalt des großen Friedrich ihren ersten Einzug in Deutschland hielt . . . Ein . . . Volk, dessen Wille zur Macht noch so intakt ist, kann keinem unabwendbaren Verfall entgegengehen; das glaubt Nietzsche im Grunde selbst nicht. Wir können sicher sein: wenn Nietzsche als Franzose geboren wäre, so hätte er als solcher denselben Pessimismus bewiesen; wahrscheinlich hätte niemand den gegenwärtigen Zustand und die Zukunft Frankreichs in trostloserem Lichte gesehen. Er gehört zu denen, die ihre Vaterlandsliebe nicht durch Schmeicheleien bekunden, sondern dadurch, daß sie die Wahrheit sagen, auch wenn sie unangenehm ist" . . .

Und diesen Essay soll der Chauvinist in Paris mit „Behagen" lesen! Der Raum reicht nicht hin, um alle Verdächtigungen Henricis zu entwirren. Was von ihnen aber zu halten ist, davon geben schon die vorstehenden Beispiele ein hinreichendes Bild.

Ergebenst

Friedrich von Oppeln-Bronikowski

Verkehr und Verkehrswege zwischen Nordsee und Ostsee vom 13. bis 16. Jahrhundert

Die große Kolonisationsarbeit der Deutschen auf ehemals slavischem Boden hat im 12. und 13. Jahrhundert das heutige ostelbesche Deutschland nebst der Ostseeküste von Holstein bis zum Finnischen Busen dem Deutschtum gewonnen. Waren bisher nur Rhein und Weser deutsche Ströme, so wurden nun auch Elbe und Oder deutsch. Am Unterlauf und an den Mündungen der Weichsel und Düna machten sich die Deutschen seßhaft. Erst an der Narowa endete ihr Vordringen längs der Küste. Nicht eine politisch einheitliche Macht, sondern eine Anzahl selbständiger Herrschaften wuchs nach dem Vorbilde des zersplitterten Mutterlandes auf dem Neuland empor. Aber die Eroberung verband diese Gebiete mit dem niederdeutschen

Digitized by Google

Mutterlande zu einer wirtschaftlich-kommerziellen Einheit. Der gesamte Warenhandel zwischen der deutschen Küste und ihrem deutschen und nichtdeutschen Hinterlande einerseits, dem westlichen Auslande andererseits fiel den Bürgern der alten und neuen deutschen Städte in dem langen Tieflandsaume zwischen Rhein und Finnischem Busen zu. Eine Einigung dieser Zone erfolgte dadurch, daß ein immer belebter werdender Verkehrszug zwischen Osten und Westen sich Bahn brach. Die englischen, die flandrisch-niederländischen, später auch die französischen und spanisch-portugiesischen Küsten wurden durch ihn mit den Mündungen der östlichen Tieflandsströme, besonders den preußischen und livländischen Häfen, und durch den Finnischen Busen auch mit dem russischen Nowgorod am Ilmensee in Verbindung gesetzt. Seine Herstellung bedeutete die Begründung eines ganz neuen Handelssystems innerhalb dieses weiten Gebiets. Die Deutschen wurden zur vorherrschenden wirtschaftlichen Macht in Mittel- und für Osteuropa und erlangten dadurch auch für Westeuropa wesentlich gesteigerte wirtschaftliche Bedeutung.

Bisher war die Ostsee ein von Skandinaviern und Slaven beherrschtes Meer gewesen. Nur durch spärlichen Verkehr hatte sie zum Westen in Beziehung gestanden. Weit mehr war sie das Endgebiet byzantinischer und arabischer Handelseinflüsse gewesen. Nun wurde sie ein von den Deutschen wirtschaftlich und politisch beherrschtes Meer. Befördert wurde dieser völlige Umschwung in den Beziehungen einer großen Ländergruppe durch Vorgänge im Innern Rußlands und am Schwarzen Meere. Die alten Handelsstraßen, welche die Ostsee mit dem Schwarzen Meere und dem Orient verbunden hatten, wurden vernichtet durch die inneren Kriege Rußlands und die seit 1237 folgende Mongolenherrschaft. Gänzlich aber wurden byzantinischer und arabischer Handel aus der Nordrichtung abgelenkt durch die Italiener, die seit dem 13. Jahrhundert am Nord- und Südrande des Schwarzen Meeres Faktoreien errichteten.

Die Keimzelle der deutschen Handelsthätigkeit, welche Ostsee und Nordsee zu einer Einheit zusammenschloß, war die Genossenschaft deutscher Kaufleute in Wisby auf Gotland, dem alten Glanzpunkte des Ostseeverkehrs vor den Zeiten der lübischen Handelsherrschaft. Sie vertrat zum ersten Male die kommerziellen Gesamtinteressen der Deutschen in der Ostsee. Sie verdrängte den Verkehr der Skandinavier und der Russen, die vor der Zeit des deutschen Vordringens von Nowgorod nach Wisby und bis nach Schleswig einen nicht unbedeutenden Seeverkehr betrieben hatten. Sie drang nach Nowgorod selbst vor, dessen mächtige und selbständige Kaufmannschaft die Produkte des nordöstlichen Rußlands beherrschte. Sie gewann in Gestalt eines umplankten Kaufhofs mit Kirche dort einen festen Stützpunkt für einen zollfreien deutschen Handel mit dem russischen Osten. Sicherer freilich waren diejenigen Stützpunkte ihres östlichen Verkehrs, die feste deutsche Städte waren, nämlich alle größeren Häfen von der Oder ab, Stettin, Danzig, Elbing, Königsberg, Riga, Reval, u. a., und dazu eine Anzahl von Binnenstädten des Tieflandes, wie Frankfurt a. O., Thorn, Dorpat. Die Bürger dieser Städte wurden zu Vermittlern der Handelsbedürfnisse ihrer slavischen Hinterländer Polen, Litauen und Rußland, wobei die vorgeschobenen deutschen

Digitized by Google

Faktoreien in Pskow und Polocz, später auch in Kowno, eine bedeutende Rolle spielten.

Auch in der Nordsee machten sich die Deutschen zu Herren. Den alten Verkehr der Norweger mit England machten sie bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts tot. Einer Zunahme des englischen und niederländischen Seeverkehrs kamen sie durch den eigenen schnellen Aufschwung zuvor, wirkten dadurch zum mindesten verzögernd auf jene ein. Auch in der Nordsee brach die Wisbyer Genossenschaft dem deutschen Handel die Bahn.

Im Jahre 1252 gewann sie zum Centrallande des westeuropäischen Handelslebens, zu Flandern, wie etwas früher schon zu England, festgeregelte Beziehungen. Flandern war ein Land der Städtekultur und der Industrieen; vor allem blühte dort eine Tuchindustrie, von der direkt und indirekt die Mehrzahl der Bevölkerung lebte und im Verlaufe des 14. Jahrhunderts nur immer abhängiger wurde. Nach Flandern strömte der Verkehr der Südeuropäer über Land und seit 1318 auch auf dem Seewege um Spanien herum. Zum Verkehrsmittelpunkte Flanderns, zum größten Umschlagsplatze zwischen Nord- und Südeuropa, zwischen Niederdeutschen und Italienern, aber wurde Brügge. Ausschlaggebend für das Emporsteigen dieser Stadt wurde der Umstand, daß die Kaufleute der deutschen Genossenschaft zu Wisby diesen Ort zur dauernden Festsetzung erwählten. Der flandrischen Industrie und dem Handelsleben Brügges eröffnete der deutsche Handel nach Osten hin weite Absatzgebiete von wachsender Aufnahmefähigkeit. Es wuchs die industrielle Produktion Flanderns, und je begehrter einerseits die flandrischen und später auch brabanter Tuche im Ostseehandel wurden, um so unentbehrlicher andererseits wurden für die steigende industrielle Bevölkerung Flanderns die Getreidemassen der südbaltischen und livländischen Landschaften. Auch der südländische Verkehr fixierte sich der Hauptmasse nach in Brügge. Genuesen, Venetianer, Katalonier u. a. bildeten dort ihre landsmännisch begrenzten „Nationen". Über Brügge wurden Nowgorod und der Orient durch die deutschen und italienischen Kaufleute wieder im Austausch der beiderseitigen Produkte verknüpft.

Von den italienischen Faktoreien in Kaffa, Soldaja, Tana am Nordrande, Trapezunt am Südrande des Schwarzen Meeres, ferner in Konstantinopel, in Syrien, Cypern und Alexandria nahm der europäische Zweig des Welthandels durchs Mittelmeer überwiegend durch italienische Hände seinen Weg nach Brügge. Von dort wurde er durch Deutsche über Skandinavien und bis nach Nowgorod weiter verteilt. Von Nowgorod bewegte sich der Verkehrsstrom auf demselben Wege und durch dieselben Hände wieder zurück bis an die Pforten des Orients. Es waren ganz bestimmte Warenarten, die in beiden Richtungen gehandelt wurden. Im Norden und Osten begehrt waren die mannigfachen Erzeugnisse tropischer und subtropischer Herkunft. Zu ihnen gesellten sich in der europäischen Vermittlungszone und hernach in den Hansestädten eigene Produkte, meist des Gewerbfleißes verschiedenster Art. Norden und Osten boten dafür Produkte der Seefischerei, des Ackerbaues, der Waldwirtschaft und des Bergbaues, der Viehzucht und Jagd. Es begann in der nördlichen Hälfte Europas

Digitized by Google

ein Verkehr mit Massengütern, eine vollständige Wandlung gegen die frühere Zeit. Auf dem Umsatze dieser Waren zwischen Westeuropa einerseits, Nord- und Osteuropa andererseits, sowie auf der Verwertung der eigenen heimischen Erzeugnisse nach beiden Richtungen hin beruhten Überlegenheit und Wohlstand der Kaufleute und Städte Niederdeutschlands. Handelspolitische Maßnahmen zum Schutze des in ihren Händen konzentrierten west-östlichen Verkehrs und seiner Abzweigungen gegen das Eindringen fremder Konkurrenz wurden von der vereinigten Kaufmannschaft und, nach ihrem Aufgehen in der Hanse der deutschen Städte, von dieser mit umfassendem Nachdruck getroffen.

Die handelspolitische Führung der niederdeutschen Kaufmannschaft und hernach ihrer heimischen Städte, die sich etwa seit Mitte des 14. Jahrhunderts zur deutschen Hanse zusammenscharten, trat Lübeck an. Das schnelle, selbst im Zeitalter der mittelalterlichen Städtegründungen beispiellose Emporblühen Lübecks findet seine Erklärung in erster Linie in verkehrsgeographischen Grundlagen. Hier, wo die Ostsee sich am meisten dem linkselbeschen Deutschland nähert, hatte sich das vordringende Deutschtum Mitte des 12. Jahrhunderts den ersten deutschen Ostseehafen geschaffen. Hierher zunächst waren die wagemutigen Siedler und Kaufleute aus dem niedersächsisch-westfälischen Mutterlande geströmt. Von hier hatten lübische Schiffe — und dadurch blühte der Schiffahrtsbetrieb Lübecks alsbald zu überragender Vielseitigkeit und Leistungsfähigkeit auf — sie weitergeführt längs der Südküste der Ostsee oder über das fremde Meer zu den preußischen und livländischen Gestaden. Dabei knüpfte zugleich der lübische Handel die vielseitigsten Beziehungen im Ostseegebiete an, wie er andererseits durch die Herkunft seiner Träger von Anfang an eine Reihe von Beziehungen zu den westniederdeutschen Städten und ihrem Verkehrsgebiet in Westeuropa übernahm. Je leistungsfähiger sich das Ostseegebiet in wirtschaftlicher Hinsicht bald erwies, um so umfangreicher belebten sich vornehmlich der lübische Handel und in engem Anschlusse an ihn der hamburgische nach dem Westen. Glänzender und reichhaltiger wie in irgend einer anderen Hansestadt waren Markt und Warenlager in Lübeck. Diese Vorzüge haben der Stadt überragende Bedeutung verliehen noch bis ins 18. Jahrhundert, weit hinaus über die Tage ihrer Handelsherrschaft in Nordeuropa.

Bis ins 14. Jahrhundert führten die gesamten Straßen, die das Ostseegebiet in Beziehung zum übrigen Europa setzten, über Lübeck. Hierher führte die große Straße, die von Riga und der Düna aus über Danzig und Stettin der Küste folgte. Hierher kamen über Lüneburg von Erfurt—Nürnberg und von Hannover—Göttingen—Frankfurt a. M. die Straßen aus Süddeutschland zur Ostsee. Hier mündete, über Lüneburg und Hamburg ziehend, die uralte Straße durch Westniederdeutschland, die Brügge und Köln mit der Ostsee verband. Von hier führten die Seestraßen über das Ostseegebiet nach Danzig und Reval—Nowgorod, und anschließend an die Lübeck mit Hamburg verbindende holsteinische Landstraße von Hamburg aus nach dem Westen, nach Brügge und Südostengland, die Küsten-

Digitized by Google

schiffahrt. Bei solcher Gestaltung der Verkehrsrichtungen, die Lübeck zum wichtigsten Kreuzungspunkte der Haupthandelsstraßen Nordeuropas machten, wurde Lübeck schnell der natürliche Stapel und Vermittler zwischen dem Ostseegebiet und dem übrigen Europa. Die Landstraße zwischen Lübeck und Hamburg errang eine Alleinherrschaft im Verkehr zwischen Ost- und Nordsee. Genugsam wird die Wichtigkeit dieses Handelswegs durch die vielen Vereinbarungen erläutert, durch welche Lübeck und Hamburg Jahrhunderte lang den Verkehrsfrieden auf demselben zu sichern bezweckten. Hat doch die ältere hansische Forschung in einem dieser Bündnisse (1241) nicht ohne jeden inneren Grund den Anfang der Hanse gesehen.

Die Leistungsfähigkeit und den Umfang seines Handels suchte Lübeck noch zu erhöhen, indem es in den Jahren 1390—98 der holsteinischen Landstraße eine Wasserstraße an die Seite setzte, eine erste durchgehende Wasserverbindung zwischen Trave und Elbe über den Möllner See, den alten Stecknitzkanal. Ende Juli 1398 langten unter dem Jubel der Bevölkerung die ersten dreißig Kähne mit Salz und Kalk von Lüneburg her in Lübeck an. In erster Linie sollte dem Salze der reichen Lüneburger Saline ein billigerer Weg auf Lübeck eröffnet werden. Denn Salz war im Norden und Osten einer der begehrtesten Artikel, und die Salzspekulation im Osten eines der beliebtesten und je nachdem auch gewinnbringendsten Geschäfte. Allerdings gewann Lübeck im Handel mit dem Lüneburger Salze vermittelst der neuen Wasserstraße schnell ein Monopol und brachte dadurch Lüneburg in drückende Abhängigkeit von sich. Aber zugleich vernichtete es den alten großen Salzhandel Wismars. Vergeblich haben Lüneburg und Wismar in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts eine billigere Verbindung miteinander in Gestalt eines Kanals von Wismar zur Elbe projektiert, um sich von Lübeck zu befreien. Dem Zusammenbruche des Salzhandels in Wismar folgte bald der Rückgang anderer Handelszweige. Aber nicht den wismarer Handel beabsichtigte Lübeck lahmzulegen. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts begann das billige, aber auch gröbere westfranzösische Seesalz in wachsender Menge auf dem direkten Seewege durch den Sund eines der Hauptabsatzgebiete des lübischen Salzes, den livländisch-russisch-litauischen Osten, zu überfluten. Man nannte es im hansischen Verkehr nach einem lange bevorzugten Ausfuhrhafen südlich der Loire, Baie, Baiensalz. An diesem Handel war Lübeck zunächst nicht beteiligt, sondern überwiegend Livländer, Preußen und Niederländer. Durch den Bau des Stecknitzkanals suchte Lübeck ihn zu bekämpfen. Dennoch haben, freilich erst nach Jahrzehnten, Handel und Reederei Lübecks nicht umhin gekonnt, sich auch am Baiensalzgeschäft zu beteiligen, und dann bald einen beträchtlichen Teil desselben an sich gezogen.

Mit dem einen Kanalwege schien aber fünf Jahrzehnte später dem Verkehrsbedürfnisse nicht mehr genügt zu sein. Im Jahre 1448 regte Hamburg bei Lübeck den Bau einer Verbindung zwischen Alster und Beste, also zwischen Elbe und Trave an, wodurch direkt von Lübeck nach Hamburg und umgekehrt Güter auch zu Wasser geschafft werden sollten. Herzog Adolf von Holstein versprach dem Projekte möglichste Förderung. Der

Digitized by Google

Bau wurde in Angriff genommen. Es war die Besorgnis vor der wachsenden Konkurrenz einer anderen Straße, die zum Bau des Stecknitz- und noch vielmehr des Alster-Beste-Kanals trieb.

Denn die Straße, welche die centrale Stellung Lübecks erst bedrohte, dann erschütterte, schließlich beseitigte, war die direkte, durchgehende Schiffahrtsverbindung zwischen West- und Osteuropa durch den Sund um das Kap Skagen herum.

Das erste Eindringen fremder Seefahrer in die Ostsee stand im Zusammenhang mit Fang und Kauf, Zubereitung und Versendung des Herings, dessen Wanderscharen bis tief ins 16. Jahrhundert mit seltenen, kurzen Unterbrechungen jährlich im Spätsommer in oft endloser Menge den Sund bevorzugten. Von allen Seiten lockte dieser gewinnreiche Handelsartikel seit dem 13. Jahrhundert alljährlich vom August bis zum Oktober Händler an die Küsten des Sundes. Die Hauptanziehungskraft übten die beiden heute halb versandeten Orte Skanör und Falsterbo an der Südspitze der schwedischen Landschaft Schonen. Große Messen entwickelten sich dort im Anschlusse an das Zusammenströmen so vieler kaufkräftiger Elemente aus Niederdeutschland, den Niederlanden, England u. a. Erst durch die deutschen Kaufleute wurde der Hering zur europäischen Handelsware gemacht. Sie und unter ihnen die wendischen, d. h. die Angehörigen Lübecks und seiner östlichen Nachbarstädte, spielten in diesem ganzen Verkehr von Anfang an die Hauptrolle. Aber die Nichthansen begnügten sich auf die Länge nicht mit dem Warenumsatz auf den schonischen Messen. Schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts waren sie in dem nahen Stralsund häufige Gäste. Bald erschienen sie in immer wachsender Zahl auch in Preußen, wo um dieselbe Zeit Danzig als Stadt und Handelsplatz über die alten Hauptverkehrsplätze des Ordenslandes Thorn und Elbing hinauszuwachsen begann. Schon am Ausgange des 14. Jahrhunderts waren die schonischen Messen verödet und die Nichthansen zum größten Teil aus dem schonischen Geschäft verschwunden. Stark war diese Entwickelung allerdings gefördert worden durch den übermächtigen und zielbewußten Druck des deutschen Verkehrs. Hatten doch während der Jahre 1368 bis 1385 die wendischen Städte im Pfandbesitz von Skanör, Falsterbo, Malmö und Helsingborg an Stelle Dänemarks eine vollständige Herrschaft über diese militärisch wie kommerziell wichtigsten Punkte Schonens ausüben können.

Die selbständigen Verbindungen der westlichen Fremden mit dem hansischen Osten drohten dem großen Zwischenhandel und Reedereibetrieb der wendischen Städte, besonders Lübecks, Verderben. Ohne Erfolg betonte Lübeck das alte Herkommen, daß die Handelsstraße von West- nach Osteuropa über Hamburg und Lübeck führe. Noch im 14. Jahrhundert eröffnete es darum den Kampf gegen die Sundfahrt der Fremden. Auch die beiden Kanalbauten zwischen Elbe und Ostsee sind Symptome der Vorbereitungen Lübecks zu diesem Kampfe, in dem es sich um Behauptung oder Verdrängung der deutsch-lübischen Verkehrsbeherrschung und Handelsvermittlung zwischen Ost und West handelte.

Von bedeutendem Einflusse auf das Schicksal dieses Kampfes war

Digitized by Google

das Verhältnis von Hansen und Nichthansen, oder prägnanter von wendischen Städten und Holländern, von Lübeck und Amsterdam zu den nordischen Mächten, besonders zum sundbeherrschenden Dänemark. Bis zum Ausgange des 14. Jahrhunderts hatte der Handel der wendischen Städte, voran Lübecks, sich zum fast völligen Herrn des Außenhandels und der Volkswirtschaft der drei skandinavischen Völker gemacht. Mit ihrem wirtschaftlichen Einflusse Hand in Hand ging der politische und wurde gefördert und befestigt durch die innern Kriege der Skandinavier im 14. und 15. Jahrhundert. Jeder der kämpfenden Mächte schien die Hilfe, ja schon das Wohlwollen der Hansestädte, der stärksten Handels- und Seemacht in Nord- und Ostsee, von ausschlaggebender Bedeutung, und sie war es auch. Schritt für Schritt rückten die Hansen in der Beherrschung des Nordens vorwärts. Vergeblich, zu ihrem eigenen größten Schaden, haben Waldemar Atterdag und Erich der Pommer mit diplomatischen und kriegerischen Mitteln diese Fesseln zu zerreißen versucht. Jeden Kriegsfall mit Dänemark nutzten die wendischen Städte vermöge ihrer überlegenen Seemacht in der Weise aus, daß sie den Sund sperrten und den gesamten Handel zwangen, seinen Weg über Hamburg und Lübeck zu nehmen, sich hamburgischer und lübischer Vermittlung zu bedienen. Die östlichen und westlichen Hansegenossinnen entfremdeten sie sich dadurch und die Nichthansen drängten sie auf die Seite Dänemarks. Schon Erich der Pommer hatte sich in seinem großen Kriege mit den wendischen Städten seit 1426 der kriegerischen Hilfe holländischer Schiffe und der Versorgung seiner Reiche durch Holländer und Engländer zu erfreuen. Unter dem Rückhalte am dänischen Königtume begannen die gefährlichsten und rücksichtslosesten Konkurrenten der Hanse, die Holländer, im Verkehr nach dem Norden und durch den Sund nach der Ostsee weitere und gesicherte Fortschritte zu machen. Holländer, Engländer u. a. unterwarfen sich dem Sundzolle, durch dessen Einführung Erich der Pommer seit etwa 1423 den wachsenden Seeverkehr der Völker im Sunde der dänischen Krone tributpflichtig zu machen suchte. Nur die wendischen Städte erzwangen die Freiheit der Ihrigen von der Abgabe und behaupteten dadurch auch auf dieser Verkehrsstraße einen Vorzug vor ihren Konkurrenten.

Da drohte ihnen stärkere Gefahr, als nach dem Aussterben der Schauenburger Schleswig-Holstein den dänischen König Christian I. aus dem verwandten oldenburgischen Hause zum Nachfolger wählte. Die Ausbreitung der dänischen Herrschaft bis vor die Thore Hamburgs und Lübecks und über die holsteinische Landstraße bedrohte Bewegungs- und Handelsfreiheit beider Städte. Schnell machten sich die Ziele der dänischen Politik fühlbar. Die Fertigstellung des Alster-Beste-Kanals wurde verhindert. Die Zollfreiheit der hamburg-lübischen Landstraße freilich wagte die dänische Regierung nicht anzutasten. Dagegen bewilligte sie bereits seit 1461 den Kaufleuten holländischer Städte gegen bestimmte Zölle die Benutzung von Konkurrenzwegen durch das Herzogtum, von Husum auf Flensburg und Schleswig.

Gegenüber der anwachsenden Konkurrenz der Nichthansen im ostwestlichen Verkehr entwickelte Lübeck in Verbindung mit Hamburg seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts organisierte jährliche Fahrten der

Digitized by Google

hanſiſchen Handelsflotten auf den Strecken Lübeck—Livland—Nowgorod und Hamburg—Flandern—England. Namentlich die Hauptgüter des öſtlichen Exports, Wachs und Pelzwerk, und die des weſtlichen, Tuche u. a., ſollten lübiſche Stapelgüter bleiben. Die hanſiſchen Beſtimmungen über die Ausſchließung der Holländer aus dem ruſſiſchen und livländiſchen Verkehr wurden auf lübiſche Anregung wiederholt erneuert und zu verſchärfen geſucht. Die alte Gewohnheit der Hanſen, die Brügge zum Stapel ihres weſtlichen Verkehrs gemacht hatte, ſuchte Lübeck in Verabredungen mit Brügge zu einer bindenden Verpflichtung für alle Hanſen umzugeſtalten. Das war bedenklich, weil Brügge als Handelsmittelpunkt aus verſchiedenen Gründen ſeit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in unaufhaltſamen Niedergang zu Gunſten Antwerpens geriet, und weil der Verkehr überhaupt aus mittelalterlich gebundenern Formen größerer Beweglichkeit zuſtrebte. So rief denn der Monopolismus Lübecks bei den öſtlichen und weſtlichen Hanſegenoſſinnen, namentlich bei Köln, Breslau, Danzig und Riga, Gereiztheit und Auflehnung hervor. Auch bei ihnen ſtiegen Bedeutung und Wertſchätzung der holländiſchen Konkurrenz. Holländiſcher und engliſcher Handel hatte längſt ſchon ſich eingebürgert in Antwerpen. Auch der Verkehr weſtlicher und öſtlicher Hanſen und ſeit Ende des 15. Jahrhunderts der Oberdeutſchen und Südeuropäer nach Antwerpen belebte ſich. Ein Jahrzehnt ſpäter, ſeit dem Beginn der portugieſiſchen Indienfahrten, wurde Antwerpen vollends der Hauptumſchlagsplatz des Welthandels, da der von den Portugieſen monopoliſierte Gewürzhandel über Liſſabon ſich dorthin wandte. Und Antwerpen gewährte den Kaufleuten nahezu abſolute Handelsfreiheit in ſeinen Mauern. Während der hanſiſch-lübiſche Handel in Brügge die Litanei von ſeinen unverlierbaren Privilegien ſang, gewann aus dieſen Zuſammenhängen heraus der holländiſche den Vorſprung. Als jener ſich endlich entſchloß, aus dem verödeten Brügge ſein Kontor nach Antwerpen zu verlegen, und hier von 1564—68 den ſtolzeſten Rieſenbau einer hanſiſchen Niederlaſſung aufführte, da war ſeine Sonnenhöhe von Macht und Herrſchaft ſeit Jahrzehnten ſchon überſchritten, ja Antwerpen ſelbſt befand ſich als Weltmarkt bereits in ſchwerer Kriſis und ging ſeit der Plünderung durch die ſpaniſche Soldateska 1575 ſchnellem und völligem Ruin entgegen.

Recht eigentlich die Holländer ſind es geweſen, die allmählich den hanſiſchen Handel zurückgedrängt und an ſich gezogen haben. Sie waren gefährlicher und konkurrenzfähiger wie die Engländer, weil ſie nicht wie dieſe eine beſtimmte Verkehrsrichtung und beſtimmte Bedürfniſſe pflegten, ſondern in ſchlechthin allen Geſchäftszweigen ſich als Wettbewerber der Hanſen verſuchten. Hatten ſie in der Oſtſee Jahrzehnte lang das Ziel ihres Verkehrs an der Weichſelmündung geſehen, ſo begannen ſie dann auch im livländiſchen und ruſſiſchen Fernverkehr ihre immer leiſtungsfähiger werdende Reederei und kaufmänniſche Thätigkeit zur Verfügung zu ſtellen. Daheim aber entwickelten ſie, um das hanſiſche Monopol des Handels mit flandriſchen Tuchen zu bekämpfen, eine eigene Tuchinduſtrie und eine Reihe anderer Induſtrieen. Mit Geſchick dehnten ſie ihr Baienſalzgeſchäft im Oſten aus. Selbſt im Heringsgeſchäft wurden ſie Konkurrenten der Hanſe.

Digitized by Google

Denn seit Ende des 14. Jahrhunderts begannen sie vor den heimischen Küsten den eigenen Heringsfang ins große zu treiben und wußten vor allem die hansische Art der Einsalzung des Fisches in Tonnen nachzuahmen. Zugleich machten sie Antwerpen zum großen Stapel ihres Heringshandels. Selbst in den Hansestädten der Ostsee wurde der holländische Hering noch im 15. Jahrhundert Handelsware. Als vollends der Hering im 16. Jahrhundert den Sund mied und seinen ganzen Segen nach den schottischen und holländischen Küsten lenkte, da errang Holland in diesem Artikel ein ähnliches Monopol, wie es die Hanse bis zum 15. Jahrhundert besessen hatte. Teilnehmen aber konnte diese an dem Fange in der Nordsee damals nur mehr in sehr beschränktem Umfange.

Seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts war der holländische Einfluß in Dänemark in beständigem Wachsen. Besonders in König Christian II. fand er einen zielbewußten und klugen Förderer. Kopenhagen sollte zu einem den Ostseehandel beherrschenden Stapelplatz, also zum Konkurrenten Lübecks, gemacht werden. Der dänische Handelsstand sollte befreit werden von den Fesseln des hansischen Handels. Mit Rußland wurden Beziehungen angeknüpft, die ihre Spitze gegen die Hanse richteten. Aber Christian II. mußte vor seinen Gegnern im Lande, vor den Schweden und Hansestädten sein Reich räumen. Wie etwas Selbstverständliches suchte er in den Niederlanden Zuflucht und bei den Holländern nicht vergeblich Unterstützung. Noch einmal war die dem hansischen Handel drohende Gefahr abgewendet worden. Lübeck säumte nicht, aus der veränderten Lage im Norden die schärfsten Konsequenzen zu ziehen. Im September 1524 trat es durch seinen Bürgermeister Thomas von Wickede in Malmö friedestiftend zwischen die beiden neuen nordischen Herrscher, die Lübeck ihre Kronen zu danken hatten: Friedrich von Holstein in Dänemark und Gustav Wasa in Schweden. Abmachungen wurden getroffen, in denen beide sich gegen Lübeck verpflichten mußten, die Holländer an der Fahrt durch den Sund und am Besuche ihrer Reiche zu hindern. Friedrich von Dänemark aber gestand Hamburg und Lübeck die Ausführung des Vertrags von 1448 über den Bau eines Alster-Beste-Kanals zu. Mitte November 1529 begrüßte Hamburg die auf dem fertigen Kanal von Lübeck herüberkommenden ersten Frachtkähne. Lübeck schien dem Ziele seiner Arbeit nahe zu sein.

Aber der Druck der gegen Lübeck eingegangenen finanziellen und politischen Verpflichtungen, die den innersten Interessen der nordischen Völker und Staaten widerstritten, verhinderte einen langen Bestand dieser Vereinbarungen. Schneller und heftiger denn je regte sich bei Hansen und Skandinaviern die Furcht, „daß die Lübecker die Ostsee allein behalten und nur ihren eigenen Vorteil bedenken wollten". Schweden und Dänen setzten sich über das Verbot des Handels mit den Holländern und der holländischen Sundfahrt hinweg. Die endgiltige Entscheidung des langen Kampfes mit Skandinaviern und Holländern nahte für Lübeck heran. Denn die alte Herrin des west-östlichen Verkehrs ergab sich nicht in stille, duldende Überwindung durch veränderte Weltverhältnisse, nicht in den unvermeidlichen Untergang ihrer Größe, ehe sie die besten Kräfte zur Behauptung ihrer

Digitized by Google

Stellung geopfert hatte. Der Ausgang dieses Kampfes, der mit dem Namen des lübecker Volksführers Jürgen Wullenwever aufs engste verknüpft ist, war vernichtend für Lübecks Suprematie. Im Juni 1535 wurde eine lübische Flotte bei Swendborg auf Fünen durch die vereinigte der nordischen Mächte, die durch schleswig-holsteinische und sogar preußische Schiffe unterstützt wurde, aufgerieben. Vorbei war es fortan mit Lübecks Einfluß auf die skandinavischen Völker, vorbei mit seinen Plänen, den gesamten Außenhandel der Ostsee auf seinen Hafen zu konzentrieren und auf den Stapel in Brügge überzuleiten.

Die Niederlage Lübecks gab das Signal zur offenen Auflehnung der Hansen gegen den lübischen Monopolismus. Köln, Kampen, Bremen, Danzig, die livländischen Städte, selbst Hamburg traten ein für die freie Fahrt aller Neutralen nach und aus der Ostsee, für den ungebundenen Verkehr nach dem Westen. Die Ansprüche Lübecks unterlagen. Damit aber unterlag auch definitiv die alte Landstraße des nordeuropäischen Verkehrs zu Gunsten des Seewegs. In den skandinavischen Reichen entwickelte eine zielbewußte Gesetzgebung einen einheimischen Bürgerstand. Die maritime Begabung der Skandinavier begann wieder aufzuleben. In Elfsborg, der Vorläuferin und Nachbarin des heutigen Göteborg, schuf Gustav Wasa den Nordseehafen Schwedens, durch den er den schwedischen Verkehr mit Westeuropa unabhängig machen wollte von der dänischen Sundherrschaft. Dänemark aber säumte nun nicht mehr, den Rest von Bedeutung, der der holsteinischen Landstraße blieb, durch seine Zollpolitik zu vernichten. Schon seit 1546 begann der Alster-Beste-Kanal zu verfallen. Weder Lübeck noch Hamburg hielten mehr für nötig, ihn in stand zu halten. Zugleich unternahm Hamburg, verselbständigt durch seinen wachsenden Elbhandel und seine veränderten Beziehungen im Westen, als das Schicksal der holsteinischen Landstraße entschieden war, einen Frontwechsel seiner Handelspolitik, der die Lossagung von den althansischen Zielen bedeutete.

Noch hat Lübeck versucht, den östlichen Grundpfeiler seines Geschäfts, den Handel mit Rußland, festzuhalten. Als Nowgorod seit 1477 vom moskauer Zaren systematisch ruiniert wurde, da war der lübische Handel mit dem Osten angewiesen auf die livländischen Städte, und Beschränkungen durch diese ausgesetzt. So blieb es das Ziel der lübischen Politik, wieder einen direkten Zugang zu Rußland zu gewinnen. Als Zar Iwan IV. 1558 Narwa eroberte, wurde diese einzige russische Stadt an der Ostsee natürlich sogleich ein von allen Fremden, ganz besonders aber von den Lübeckern, lebhaft besuchter Handelsplatz. Ihr Verkehr mit den livländischen Städten verödete. Die Kämpfe der großen Ostseemächte Schweden, Polen und Rußland um den Besitz Livlands vernichteten ihn ganz. Und Schweden vernichtete auch den lübischen Handel mit Rußland, vollends seit es 1581 Narwa eroberte. Besser fuhren in allen diesen Kämpfen die anderen überseeischen Fremden, denn hinter ihnen standen mächtige Staaten, bereit, jede Verletzung ihrer Angehörigen zu strafen. Ihnen blieb es auch und ebenso den Hamburgern im ganzen unverwehrt, auf dem 1553 von Engländern wiederentdeckten Seewege ums Nordkap über Archangel direkten Verkehr

Digitized by Google

mit Rußland zu unterhalten, Lübeck hingegen und seinen Nachbarn nicht. Auf dänisches Gebot mußten sie von der Teilnahme an diesen Fahrten abstehen.

So konnte die lübisch-deutsche Betriebsamkeit an einen Vorrang im ost-westlichen Verkehr nicht mehr denken. Aber selbst ihre Konkurrenzfähigkeit verfiel Schritt für Schritt. Die althansische Fremden- und Absperrungspolitik brach zusammen. Unter dem Zwange der veränderten Verkehrsverhältnisse oder freiwillig um des Handelsvorteils willen wurde sie von den meisten Hansestädten aufgegeben. In Elbing, in Emden, Stade und in Hamburg dauernd seit 1611 setzte sich der englische Handel fest und dehnte seinen Einfluß ins deutsche und polnische Hinterland aus. Die Holländer rissen die wirtschaftliche Herrschaft über das Hinterland der Rheinmündungen und von Bremen aus über die Weser an sich. Der Eigenhandel der wichtigsten althansischen Flußhäfen wurde mehr und mehr zurückgedrängt durch Engländer und Holländer, der deutsche Kaufmann von ihnen herabgewürdigt zum Handlanger ihres eigenen beherrschenden Handels. Die deutsche Handelsthätigkeit mußte sich zurückziehen von den Meeren. Im gesamten Bereiche ihres Handelsgebietes gingen ihr die alten Privilegien im 16. Jahrhundert verloren. Nationen, nach innen und außen in langen Kämpfen geläutert und gefestigt, traten auf allen drei Seiten mit einer Fülle jugendfrischer Kräfte in die Weltgeschichte ein: Holländer, Engländer, Schweden und Russen, denen gegenüber die Machtmittel einer deutschen Stadt und selbst des Restes der Hansestädte nicht entfernt mehr ausgereicht hätten, eine selbständige Handelspolitik, geschweige denn eine Handelsvorherrschaft innerhalb ihres alten Verkehrsgebietes zu behaupten. Das Reich aber war nicht im stande, zu helfen. Als Antwerpen vernichtet wurde, zog sich der Weltverkehr in der Hauptsache nach Amsterdam. Der schlimmste Feind der Hanse trat die Herrschaft über den Welthandel an.

Es ist wie eine Ironie der geschichtlichen Entwickelung, daß noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Hamburg mit Lübeck verbindende Landstraße, die wichtigste Straße des mittelalterlichen Verkehrs in Nordeuropa, dank der dänischen Politik zu den schlechtesten Straßen Deutschlands gerechnet werden konnte.

Kiel E. R. Daenell

Allegorie

Die junge, waghalsige Kunstgeschichtsschreibung hat ihre großen Erfolge doch auch mit Verlusten zu bezahlen gehabt. Ohne ihr, die einmal so sein mußte, wie sie war, von ihrem Werte etwas zu nehmen, kann man sich das doch ruhig eingestehen. Ja es muß sich jetzt geradezu zeigen, wer ein bloßer Nachbeter geworden und wer ein selbständiger Kopf geblieben ist. Und die letzteren, allzuviele sind es ja nicht, sollen nicht versäumen, über den angerichteten Schaden, dem große Errungenschaften gegenüberstehen, einen Überblick zu gewinnen. Der größte indes ist die ganz ungeheuerliche Verwirrung aller aus uralter Tradition fließender Begriffe, denen sich noch keine Epoche der Kunstübung entziehen konnte, und

Digitized by Google

die man in blinder Wut niederhieb, um auch die letzten Verbindungen mit dem Gewesenen zu durchschneiden. Es war die große Drohnenschlacht, in der die alte Ästhetik umgebracht wurde, nachdem sie in ihrer damaligen Gestalt nutzlos geworden war.

Aber die wenigen besonnen Gebliebenen sollen sich jetzt zu einander finden. Waren wir bis heute Negierer und ein junges Geschlecht voller ungemessener Wünsche, so gilt es heute, Erbauer zu werden. Selbstbesinnung und Erkenntnis der Ernsten muß wieder zu erwerben suchen, was die damals so notwendigen Fanatiker lachend überrannt und fortgeworfen haben. Ihre Zeit ist vorbei, wir wollen der Sturmjahre als eines wilden, unvergeßlichen Festes der Jugend uns immer erinnern, aber waren jene notwendig als die Vorbereiter des Neuen in der Zerstörung des Alten, so sind wir im Besitz des Neuen abermals die Vorbereiter eines Kommenden. Und unsere Aufgabe ist nicht mehr das Umwühlen des Grundes, sondern die Bewahrung des mühsam gelegten Fundaments. So werden sich die aller Kunst angehörigen, umgefegten Begriffe der Tradition wieder aufrichten, wie die Halme nach dem Regen.

Gerade jetzt ist man auf die Allegorie besonders schlecht zu sprechen und da sie einmal wieder in den Vordergrund der Diskussion gerückt ist, möchte ich sie mir als Beispiel dafür herausgreifen, daß wir zu einer festen begrifflichen Bestimmung auch in der Kunst wieder kommen müssen. Das heißt, daß wir uns über momentane Polemik hinweg der Anerkennung ihrer Giltigkeit auch für uns nicht entziehen dürfen. Und ich thue es auf die Gefahr hin, von allen denen belächelt zu werden, die unter dem Schutze ihres Wortführers Muther wohl die Neuerer spielen konnten, aber sofort zurückbleiben, wenn es jetzt gilt, einen Schritt weiter zu gehen, über ihn hinaus. Sie waren immer nur möglich, da sie sich sagen konnten: „Siehe, die Parole von oben ist bei uns alle Tage, bis an der Welt Ende."

Auch die Allegorie muß in ihrem alten Wert für uns noch bestehen. Winkelmann ist heute ja zwar ein überwundener Standpunkt, für jeden Oberlehrer wenigstens, der mit den Plänen der trojanischen Siedelungen im Kopf mehr weiß, als Johann Joachim wußte. Aber für Nichtoberlehrer wird es von Interesse sein, näher zu sehen, was ihn so intensiv beschäftigte. Es ist ja freilich Mode, seine hohe Meinung von der Allegorie für seine Schwäche zu halten. Ich glaube vielmehr, daß dieser Kopf sich doch einiges dabei dachte, was nicht so ganz schlechtweg zu verachten ist.

Der Anlaß zu neuerlichem Ansturm auf die Allegorie war das Berliner Bismarckdenkmal von Begas. Und der Ärger über diesen neuen Beweis dafür, daß der Mann zwar ein dekoratives Talent in bestimmten Schranken, ganz und gar aber kein Former gigantischer Ideen ist, bringt die Beurteiler dahin, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Begas' doch längst bekannte Unfähigkeit einer transcendenten Aufgabe gegenüber, der von ihm produzierte höchst ärmliche Inhalt im gegebenen Einzelfall, wird mit der mißbrauchten Form im allgemeinen verwechselt.

Dem Zeitalter des konsequenten Realismus hält man die radikale Verwerfung des Allegorischen zu gute. Es mußte ihm ein Greuel sein, da

Digitized by Google

sein Programm die Rückkehr in die Welt des unmittelbar Evidenten, des einfach Sichtbaren war. Aber wir leben zehn, fünfzehn Jahre später, sind im gesicherten Besitz alles dessen, was jene zu erwerben hatten, und von uns müssen wir verlangen, daß wir jetzt eine Angliederung an die Tradition suchen. Das heute noch abzulehnen, wäre höchst kindisch und so verhängnisvoll, als wollte man ein Land länger als irgend nötig unter Kriegsrecht halten. Und die Angliederung geschieht nur, wenn man einsieht, daß auch die neue Kunst den ewigen Bahnen folgt, in die sie unmerklich hinübergeglitten ist, und daß die unendliche Wiedererneuerung aus zwei Phasen besteht, aus Zertrümmerung und Wiederaufbau. Bei ersterer können wir nicht stehen bleiben. Das neue Ziel, von den im Radikalismus Erstarrten freilich schon im vorhinein als neue Akademie denunziert, heißt: die neue Ästhetik. Vorläufig nur ein geheimes, aber unwiderstehliches Drängen zu ihr hin.

Ich brauche hier kein kunsthistorisches Geschütz aufzufahren. Denn jeder kann bei einem Gang durch die künstlerischen Kulturen selbst zu der Einsicht kommen, daß die immer wieder durchlaufene Bahn die ist vom Individuum zum Typus, daß sie hier heraustritt aus der Welt des bloß sinnlich Erkennbaren und die Kunst ins Gebiet des Transcendenten entläßt. Eine fest abgeschlossene Phase ist im Grunde immer nur die individualistische. Dafür sind die beiden kunstphilosophisch wertvollsten Epochen des Hellenentums und des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien der deutlichste Beweis. Da der Ausgang von der Natur, vom Einzelwesen in ihr, die Jugendzeit der Entwickelung bezeichnet, so ist sie die charaktervollste und einseitigste. Die griechischen Frühmeister des sechsten und die Jungen des beginnenden fünften Jahrhunderts, die Entdecker der Welt des malerisch Darstellbaren, Castagno, Paolo Uccello, Piero degli Franceschi, als Bildhauer Donatello, waren einzig auf die Elemente der Außenwelt gerichtet, und jedes einzelnen sich bemächtigen war ihr mit ausschließender Energie verfolgtes Ziel. Darum ist die Kunst solchen Neubeginnes wie jene uralten Melodieen, die unvordenkliche Geschlechter der Sonne entgegensangen. Sie kennen nur eine Stimme, die in grandiosem Chor Unzählige halten.

Und sie bleiben das Grundmotiv im folgenden. Immer klingen sie fort, denn sie sind der innere Halt der ganzen möglichen Entwickelung. Die neuentdeckte Mannigfaltigkeit der Dinge wird in der besonderen, neugefundenen Weise die Sprache der kommenden Generationen. Zugleich aber auch dem Zweck zum Mittel. Denn in das neugeschaffene Gefäß ergießt sich nun alles, was den Gesamtbesitz der Zeit ausmacht; nachdem das äußere Bild in allen Einzelheiten festgehalten und so die Form der Epoche fixiert ist, erfüllt sie sich mit dem ungeheuren Gehalt des Unwirklichen, nur transcendent Vorhandenen, den Ideen, dem Empfindungsleben, den Gefühlen des Zeitalters. So werden diese der eigentliche Mittelpunkt der künstlerischen Kultur am Ende der Bewegung vom Individuum zur Erscheinung an sich, zur Idee. Das Ding der Außenwelt ist nun Ausdruck der Innenwelt geworden, ein Siegel des Immateriellen.

Das ist die Geburt der Allegorie. Der Moment, da am Ende des

Digitized by Google

reinen Realismus das Reich des Geahnten sich aufthut, und da eine Zeit mit ihrem Höchsten und Tiefsten einzieht in die neue Kunstform, in einen jungen Stil.

Und damit giebt sich uns die Wertung der Allegorie. Ihre Daseinsberechtigung, ihr Wesen beruht darauf, daß sie in typischen Formen der Außenwelt den Ausdruck findet für Unsichtbares, für Unhörbares und Untastbares. Ihr Wert hängt von ihrer Form und ihrem Inhalt ab. — Heute kommt man um unter Allegorieen, die in einer längst fremd gewordenen Form vor uns treten. Es ist selbstverständlich, daß unmittelbares Einleuchten die erste Anforderung an jede Versinnbildlichung, also auch an die Allegorie ist. Wie das poetische Bild einer Vorstellungswelt entstammen muß, in die der Eingang offen steht, so muß auch sie ihren Ausdruck aus einer Sphäre holen, in die ihr zu folgen möglich ist. Darum müssen die gewählten Siegel verständlich, unter uns lebendig sein. Sie darf nicht nach Abgestorbenem greifen, das nur noch vom Hörensagen bekannt ist, obwohl es früher ein höchst prägnanter allegorischer Ausdruck gewesen sein mag. Und das ist der Fehler, den man heute mit dem Wesen des Allegorischen überhaupt verwechselt. Wir hängen heute hierin noch an der Tradition der zu Ende gegangenen romanischen Stilentwickelung und vor allem des Barock. Im letzten Grunde vermögen wir alle diese Gestalten nicht mehr zu empfinden, soweit sich ihnen unser historisches Interesse auch nähern mag. Und wir fühlen deutlich die Kälte einer Form, die für uns tot ist.

Dazu kommt dann das Zweite, daß auch der Inhalt unserer offiziellen Allegorieen uns fremd geworden ist. In der Sprache vergangener Zeit werden uns auch ihre Vorstellungen, Gefühle, Empfindungen aufoktroyiert. Immer wieder erscheinen sie, die altbacken pathetischen Justitien und Temperantien, Staatsgewalt, Geschichte, alle Mächte, Obrigkeiten und Fakultäten, Tugenden und Laster, die schon um 1700 zu unendlich wiederholten Klischees geworden waren.

Dagegen kehrt man sich. Das sind die gedankenlosen und leeren Posen; und alles Künstlerische ist heute nur zu ernst, sonst würde man darüber lachen. Aber man soll all diesen Schnickschnack, diese gemeißelten und gegossenen Redensarten, die so gräßlich klingen, und die uns so sehr ärgern, nicht zusammenwerfen mit der Kunstform der Allegorie überhaupt, nicht diese nach solchen Proben beurteilen. Die Allegorie ist ein alter Wanderer durch alle Kunst. An den größten Werken bildender Kunst, wie in der Form des geringsten Hausgeräts tritt sie auf. Und eine ungeheure Kurve steigt und fällt von den Meistern der griechischen Blüte bis zu Max Klinger.

Auch die Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts wird ihre Allegorie haben. Das Alte, nur noch Mitgeschleppte fällt ab. Dafür wird der ganze soziale und ethische, der rein menschliche Gehalt der Zeit mit allen seinen Verzweigungen und Verästelungen, die im letzten Drittel des verflossenen Jahrhunderts neugeschaffene Form füllen. Und wenn auch unsere Epoche den Neubeginn, das Lied von der Natur aus tausend wie aus einer Kehle sang, so werden sich um dieses Grundmotiv wieder der Ge-

Digitized by Google

danke, die Gefühle, Empfindungen des neuen Lebens schlingen und sich zu jener aus unzähligen Stimmen gefügten Harmonie vereinigen, in der Form und Inhalt einer Kultur zusammenklingen. Erst dann wird der Augenblick und der Meister da sein, denen die Kräfte ausreichen, um in bildender Kunst die Bismarckidee zu formen. In einer neuen Allegorie, die auch ihren alten, heute verlorenen Zusammenhang mit dem Architektonischen wiedergefunden haben wird.

Breslau Fritz Wolff

„Menschenkinder“*

Studien-Frauenköpfe mit scharfen Profilen, aber nicht bloß in Umrissen gezeichnet, sondern Porträts mit lebendigen, ausdrucksvollen Augen, die dich ansehen, als hättest du sie in deiner Jugend gekannt, als hättest du einmal das Verlangen getragen, das Rätsel zu lösen, das auf ihren Lippen lag, auf ihren Sphinxlippen, die auch, wenn sie schwiegen, vielsagend genug waren.

Das Meisterstück des Cyklus ist, nach meiner Empfindung, die letzte der „Novellen“ — sind es Novellen? Sie erinnern ein wenig an Storms frühere Epoche und ermangeln nicht der poetischen Reize, mit denen diese traumhaften Erzählungen von Anno dazumal geschmückt sind. Aber wie Storm mit Vorliebe sonderbare Männer, „die das erlösende Wort nicht finden“, so schildert Lou Salomé sonderbare Frauen, die sonderbarste aber in dem letzten Stücke „Zurück ans All“ — Irene. — Auch ist dies die zeitloseste der Erzählungen — wenn man absieht von einer Erwähnung des Fahrrades und der neuen Frau (die natürlich zusammengehören). Alle anderen sind bestimmter in ihrer Modernität . . . Denn Irene ist nicht eigentlich modern, zu sehr aus eigenem Holze geschnitzt, und könnte in jedem Zeitalter vorkommen: die ganz intellektuell gewordene Frau — ganz überlegen, kühl, erhaben, ohne Liebe, d. h. ohne alle individuelle, beschränkende, natürliche Liebe, aber doch erfüllt von der breiten Sympathie, die auch sonst der Denker hegt für das Wirkliche, das Lebendige, von jener Sympathie, die wesentlich theoretisch und beschaulich ist, ohne das geringste Verlangen, teilzunehmen an diesem Spiele, selber Leben zu geben und Leben zu empfangen . . . Ohne das geringste Verlangen — nein, mit Widerwillen gegen das Natürliche, Animalische, Allzuverwandte im Menschen, einem aristokratischen Ekel und einem Schamgefühl, das nicht mehr Gefühl ist, sondern bewußteste Ablehnung . . .

Eine Aristokratin ist sie, auch der Geburt nach, weit mehr aber Aristokratin des Gehirns, und zwar ohne beleidigende Züge, ohne Absichtliches, es ist ihre Natur, sie kann nichts dafür und ist weit davon entfernt, sich irgendwie zu verleugnen. Sie hat sich die Landwirtschaft auf dem Gute ihres Oheims, eines vergnügten alten Herrn, der sie vor zehn Jahren

* Novellencyklus von Lou Andreas-Salomé. Stuttgart, 1899. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Digitized by Google

zu heiraten begehrte, als Gegenstand ihrer emsigen Thätigkeit erkoren; Pflanzen und Tiere pflegt sie mit Verstand und Hingebung: dem neugeborenen Füllen hilft sie auf die Beine, das Kalb, das von der Mutter entwöhnt werden soll, „bärmt" sie mit eigener Hand — „ich habe mit meiner Hand das Muttereuter nachgeahmt und es saugen lassen", entgegnete Irene und hob die milchbenetzte rechte Hand, indem sie ihr eine seltsame Form gab, „man muß sich dazu nur möglichst die Nägel herunterschneiden, natürlich". Berühmte, büschelförmig wachsende Haselnüsse erzielt sie durch Enten-Dung und forscht den geheimen Beziehungen und Zusammenhängen nach, die in der Natur obwalten — zwischen Dünger und Pflanzenwuchs. Sie ist kein Freund von Brutanstalten, „weil die Küchlein in der dritten Generation ihre nützlichsten Instinkte einbüßen". An weltfremdem „Idealismus" leidet sie also nicht. „Sie versteht es eben besser, man muß ihr aber freie Hand lassen, oder was es nun sein mag: ihr gelingt alles", seufzt der Greis, der arg unter ihrem Pantoffel steht und ihren Ernst gar nicht ausstehen kann. „Und nun beachte einmal das Gesinde: niemand mag sie leiden, aber nicht nur gehorchen ihr alle, sondern sie haben auch festen Glauben an ihre Anordnungen." Diese Worte sind an die andere Nichte adressiert, die viel besser zu ihm paßt, aber leider nur als Hausbesuch auf dem Gute weilt. Und wie schön, wie stark ist der Kontrast gezeichnet und entfaltet.

„Ella", ganz das natürliche Weib, ein Mädchen, frisch und vergnügt, hat soviel Verstand, wie sie braucht, und Lebenslust im Überfluß, bis oben voll vom Gedanken an den Verlobten und ans — ach! noch ferne Heiraten. Und da muß sie doch eine „Freundin" haben — sich auszusprechen, ihr Herz auszuschütten — und wer wäre ihr näher als die gleichaltrige, stolze Cousine, für die sie schon in ihrer Kinderzeit eine Schwärmerei hatte, die mit Ehrfurcht vermischt war . . . Irene, die, als sie beide ganz kleine Mädchen waren, die mit Puppen gespielt, manchmal wie ein altes Weiblein aussah — „auch diese Traurigkeit im Blick . . . besaß sie damals schon . . . jene große, stille, sich selber unfaßbare Kindertraurigkeit, die gleich einer riesigen, nachtdunkeln Wand hinter mancher kleinen Menschenseele steht und ihr das strahlende Leben verschattet". Und nun erlebe die Leserin mit, was die liebe Ella erlebt, als sie die Anverwandte näher kennen lernt. Sie fällt aus einem Erstaunen, einem Entsetzen in das andere. Sie versteht die Einsame, Bedeutende wirklich gar nicht. Mit energischer Meisterschaft enthüllt uns die Dichterin deren Wesen. Die Kluft zwischen den beiden „Menschenkindern" thut sich am weitesten auf in der Scene, die den Gipfel der Charakteristik und damit der ganzen Erzählung bildet. Ein Mädchen aus dem Gutsgesinde „mit einem roten Kopftuch, das tief über die Augen herüberstand" — die Sache spielt in Ostpreußen — „und einem Bündel in der Hand, stand auf der Schwelle und hielt sich am Thürgriff fest, in einer Art von verlegener Ratlosigkeit". Sie wird von Irene sachlich abgefertigt. Aber sie hat noch etwas auf dem Herzen . . . sie will noch einen Versuch machen, Erbarmen zu finden in ihrer Lage . . . die Anwesenheit einer Dritten ermutigt sie dazu . . . ach, sie braucht nicht

Digitized by Google

zu reden, ihre Erscheinung sagt genug, zumal unter Frauen. „Ella schaute mit mitleiderfüllten Augen auf ihre unbeholfene, unförmliche Gestalt, die das große, geflickte Umschlagetuch nicht zu verbergen vermochte und die in dieser Lage zu peinlicher Wirkung kam." Irene aber ist hart. Das Mädchen war gekommen, ihr Dienstbuch zu holen. Sie ist entlassen. Sie wirft sich der Herrin zu Füßen. Diese stößt sie mit Abscheu von sich. Und nun Ella — Als das Mädchen gegangen, wagt sie schüchtern zu fragen: „Was hat sie denn verbrochen?" Nun ja, sie kann es begreifen; die Unsittlichkeit — aber man muß doch diese armen Personen nicht mit unserem Maßstabe messen. — Eine Herrin, die selber Kinder unter dem Herzen getragen, würde vielleicht milder urteilen. Aber was muß sie hören! Nicht um die Moral der Leute regt Irene sich auf . . . „Nicht um die Moral?! Ja, aber dann — weshalb denn die ganze Entrüstung jetzt — —" Und Irenes schreckliche Antwort: „„Mein Gott! Aus Ekel!! Was liegt daran, ob es tausendmal legitimiert geschieht! Am Fall von Maleine kann ich einfach den Ekel zeigen, den ich tausendmal hinunterwürgen muß. Aber mit Frau von X. oder Y. ist es genau so ekelhaft. Ich ertrag's nun einmal nicht, dies — dies —"" ihr Gesicht verzerrte sich — „„ein Mörder, der tötet, ist mir noch lieber, als dies — dies verfluchte, schmutzige Leben-machen —"" „Sie brach ab, setzte sich hin und deckte die Hände vor die Augen . . ." Und nun erhebt sich der tiefe, unheilbare Widerspruch der beiden Frauennaturen auf seine volle Höhe. Ella ist ganz Empörung: sie empfindet die Insulte wider den Mutterberuf als eine persönliche Beleidigung. „Ja, eine maßlose Kränkung!" rief Ella ganz außer sich, und ihre blauen Augen flammten und blitzten so, daß ihre einfache, freundliche Erscheinung fast etwas von unwillkürlichem Pathos bekam: „es kränkt mich, weil ich diesem Weibe immer noch näher stehe als dir! Es kränkt mich, weil das, was du so furchtbar beschimpftest, auch mein — ja, mein höchster und heiligster Lebenstraum ist, verstehst du mich? Weil, wer Schande darauf wirft, auch Schande auf mich wirft, so wahr ich Braut bin, so wahr ich einst Mutter zu werden hoffe". — Und Irene ist vollkommen klar darüber, wie unnatürlich, wie weltenfern — wie greisenhaft ihre eigene Ansicht oder vielmehr ihre Art des Empfindens ist. Sehr schön, wie nun ihre Selbsterkenntnis den Streit dämpft, wie groß nun ihr Denkercharakter sich darstellt. Eine Weile dauert die peinliche Situation, die beiden haben sich, wie es scheint, nichts mehr zu sagen, die Laute der Singvögel schlagen an ihr Ohr, der Zweig des Birnbaumes klopft an die Fensterscheibe. „Da, nach einer langen, beklemmenden Stille, atmete Irene tief auf und sagte mit ihrer verschleierten Stimme: „„Ja, du bist ein Mensch, den sich das Leben zu seiner innigen Freude erkoren hat. Du hast Kraft und Herz und den Mut der Liebe in dir. So wie du, jung und unverdorben, sollten alle sein."" — — Ich verrate nicht, wie die einfache Fabel sich weiter entwickelt, wohl aber, daß sie mit Klarheit und Sicherheit durchgeführt ist, ja, daß der Ausgang noch vielen Stoff zum Nachdenken, zur Betrachtung liefert. Die Kunstform der Novelle verlangt eine gewisse glückliche Mischung von psychologischer Lust und Fähig-

Digitized by Google

keit des Beobachtens mit poetischer Kraft der Gestaltung. Unsere besten Novellisten: Heyse, Storm, Keller, Frau von Ebner-Eschenbach, zeichnen eben dadurch sich aus. Auch Frau Lou vereinigt in sich diese schönen Gaben. Von den übrigen Stücken des Cyklus hebe ich besonders hervor: „Eine Nacht", „Ein Wiedersehen", „Inkognito" — weil sie eben, nächst dem hier besprochenen, am besten die besondere Art der Verfasserin reflektieren.

Antisthenes

Unsere Banken

An dieser Stelle ist kürzlich die Notwendigkeit dargelegt worden, unsere Bank-Direktoren mit Männern aus der Technik gleichsam frisch aufzufüllen. Ausdrücklich wurde dabei hinzugefügt, daß es sich hierbei nicht etwa um das Veraltetsein unserer Finanzkräfte handle, sondern um die immer mehr wachsenden Interessen unserer Industrie. Das erste Groß-Institut, welches in diesem Sinne jetzt verfährt, ist die Berliner Handels-Gesellschaft. In ihre Direktion tritt nunmehr ein Mann, der bisher in unserem größten Elektricitäts-Unternehmen seine Fähigkeiten Jahre hindurch bewährt hatte, und der fortan in der Handels-Gesellschaft an Stelle eines alten und äußerst tüchtigen juristischen (!) Direktors funktionieren wird. Damit ist vielleicht der Anfang zu einer neuen Art von Bank-Politik gemacht, deren Weiter-Entwickelung sich in diesem Augenblick noch nicht übersehen läßt. Denn zu allen solchen Verschiebungen gehört keineswegs einfach die betreffende technische Persönlichkeit, und die ja auch nur aus befreundeten Kreisen genommen werden kann, sondern zunächst die Abgängigkeit einer der bisherigen Direktoren. Denn weder sind die Zeiten so günstig, daß unsere Banken ihre so teuer bezahlten Vorstände einfach vermehren, noch stehen die betreffenden Persönlichkeiten einander so schroff gegenüber, daß die eine der anderen ruhig sagen könnte: es wäre für sie Zeit, einer anders gearteten Kraft Platz zu machen. Solche einschneidenden Neu-Einrichtungen lassen sich immer nur von der Gelegenheit geben, und eine solche ist keineswegs immer bei der Hand. Immerhin ist es möglich, daß jener eine technische Direktor bald Nachahmung findet, da ja nicht allein die Menschen, sondern auch die Fachkreise sich sehr oft herdenmäßig bewegen. Inwiefern aber hierdurch eine promptere Bedienung, wenn man sie so nennen darf, unserer Industrie aufkommen wird, läßt sich eher mit der entgegengesetzten Ansicht beantworten. Ist doch ein großer Teil unserer leitenden Techniker in den letzten Jahren so pessimistisch geworden, daß es wohl anzunehmen ist, die Banken würden von nun an mehr — abratende Elemente in ihrem Schoße bergen. Im ganzen hängt doch jede einzelne Fabrik weit mehr von der Tüchtigkeit des einzelnen Direktors ab, als solches im Publikum angenommen wird. Der Laie und Aktionär kommt fast niemals aus einer Allgemein-Beurteilung heraus, d. h. aus einem bloßen Abwägen des Aufschwunges oder des Niederganges, während wiederum der Erfahrenere und Näherstehende auch die leitenden Persönlichkeiten bei den von ihm finanzierten Unternehmen als entscheidend ansieht.

Was die Aussichten unserer Banken für das laufende Jahr betrifft, so sind wir bereits in der dritten Maiwoche. Eine hübsche Anzahl von Monaten ist also bei einem unnatürlich niedrigen Geldstand so trostlos im Zinsen-Erträgnis verlaufen,

Digitized by Google

daß man darauf neugierig sein kann, wie dieser Ausfall ab Juni wieder eingeholt werden könnte. Gesetzt, unsere Banken benutzten wirklich das eine Prozent Unterschied, um welches kriegsmäßig der Londoner Privat-Diskonto über dem Berliner steht, wieviel wäre schon bei 2¾ Prozent gewonnen? Hoch müssen nur unsere Großindustrieen gegenwärtig noch ihre Bankschulden bezahlen, aber erstens bedeutet diese abnorme Höhe der Verzinsung auch ein gewisses Risiko, und ferner würden unsere Banken weit lieber, anstatt so kostspielige Berechnungen zu machen, ihr Geld zu sich zurückfließen sehen. Bleibt es doch immerhin möglich, daß außer bei der Diskonto-Gesellschaft in keiner Bilanz irgend einer anderen Großbank die als Zinsen verbuchten Gewinne wirklich ganz ungemischt als solche gelten dürften. Es kommen da so viele verwickelte Geschäfte, besonders in Amerika und Transvaal in Betracht, daß hierfür die alte gewohnheitsmäßige Beurteilung nicht mehr ausreicht. Noch unklarer dürfte es mit den als unter Provisionen verbuchten Gewinnen werden. Haben doch die reinen Aufträge derartig abgenommen, daß man von dem reellen Kundengeschäft der früheren Zeiten nur noch recht erkünstelt reden könnte. Dagegen werden viele Direktoren nicht ermangeln, auch die Provisionen, welche sie für die Führung von Syndikaten zu erhalten haben, über dasselbe Konto gehen zu lassen. Nun scheint zwar neuerdings in unseren Banken-Kabinetten eine Neigung vorzuherrschen, bei sehr großen Transaktionen auf die Provisionen seitens der Syndikatsmitglieder zu verzichten, um sich anstatt dessen einen sehr großen Anteil am Konsortialgewinn auszubedingen. Allein man darf doch neugierig sein, in welcher Form alsdann solche Eingänge verbucht werden.

Am besten dürfte es wohl diesmal mit den Effektenbeständen aussehen, welche, soweit Industrie-Papiere in Betracht kommen, außerordentlich stark gesäubert werden konnten. Dies natürlich zu Lasten des Publikums, dessen Kauflust im ersten Quartal die Großen zwar nicht aufgereizt, aber doch weise benutzt hatten, um sich in einer von ihnen selbst kaum erwarteten Weise zu entlasten. Mißlich dürften nur sehr schwere Kreditbeziehungen zu gewissen allzu ausgedehnten und deshalb in Überdisposition befindlichen Industrieen sein. Die Obligationen von Ausland-Unternehmen, welche auf diesem Wege Eigentum der Bank geworden sind oder werden sollen, brauchen aber vorläufig noch nicht ausgegeben zu sein, und man findet daher vielleicht große Summen als gedeckte Debitoren aufgeführt, die im Grunde genommen nur eine Vermehrung der Effekten vorstellen. Die neuen Renten, welche unsere ersten Konsortien übernommen haben, mag es deutsche oder fremde Staatspapiere betreffen, mögen wohl bis Ende des Jahres schon ausverkauft sein. Das wäre dann vielleicht nicht die erste Abwickelung solcher Übernahmsgeschäfte, sondern nach mehrfachem Zurückkaufen vielleicht die zweite oder dritte, bis dann endlich alle diese Papiere glücklich plaziert sind. Merkwürdigerweise scheint aber unser so abnorm niedriger Geldsatz die deutsche Hochfinanz noch bei weitem nicht zu einer starken Initiative für Renten zweiten Ranges zu beseelen. Ist es doch z. B. ganz offenbar, daß Länder wie Bulgarien, Serbien und selbst das mit unseren Berliner Banken so eng liierte Rumänien schon seit Monaten ihr Glück an unserem Markte vergebens versucht haben, um schließlich sich auf die Franzosen ganz allein angewiesen zu sehen. Von solchen Balkanwerten dürften daher die Effekten-Bestände unserer Banken auch nach vielen Monaten nicht allzuviel aufweisen.

Die Summe der Accepte, sonst eine beständige Sorge unserer vorsichtigen

Digitized by Google

Finanzleute, wird sich an manchen Stellen verkleinert haben, besonders nachdem verschiedene einst sehr rührige Institute nach dieser Richtung hin sich in die Kontrolle von größeren Banken begeben haben, gerade um in Bezug auf eine wieder angesehenere Accept-Adresse die nötige Anlehnung zu finden. Bekanntlich sind wir noch immer nicht, wie die Engländer, zu der soliden Buchungsart gekommen, die Liabilities unserer Banken auch auf die Indossemente der Wechsel auszudehnen. Würden wir überhaupt auf eine genaue Prüfung der Passiven unserer umfangreichen Bilanzen kommen, vielleicht auch von Industrie-Gesellschaften, so müßte einmal die Frage, ob gewisse große Garantieen einfach unaufgeführt bleiben könnten, gründlich erörtert werden. Seitdem wir in einer Epoche voll aufsteigender Unternehmungslust eine ganze Reihe von Trust-Gesellschaften bald geschaffen, bald wieder liquidiert haben, sind schwerwiegende Beziehungen entstanden, die bisher nicht einmal rein theoretisch bezüglich eines genauen Buchungssystems gelöst sind.

Die allerwichtigsten Umstände für unser gesamtes Bankwesen, also auch für unsere mittleren Institute, betreffen aber unbedingt die nächsten Zeiten, nach Beendigung des Transvaalkrieges. Wie es noch kaum jemals einen Friedensanbruch gegeben hat, der nicht mit größter Schnellkraft einen Aufschwung improvisierte, so dürfte dies wohl auch jetzt der Fall werden. Und dies umso mehr, als wir zum Rückhalt einer solchen Aufswärtsbewegung ein wahres Märchenland haben, dessen Gold- und Diamantenschätze mit den bisher ausgebeuteten Terrains alles eher als erschöpft sind. Inmitten einer recht unproduktiven Tageskritik kann nicht oft genug auf diese überaus glänzenden Aussichten in Südafrika hingewiesen werden und nicht etwa, damit das deutsche Publikum planlos Gold- oder Bodenaktien kaufe, sondern damit unsere Industrieen ihren Blick von einer so gewaltigen Gelegenheit nicht abirren lassen. Jenes Shakespearesche: Bereitschaft ist alles! wird auch für diejenige Epoche vorbedeutend sein, welche mit der Pazificierung Transvaals neu anhebt. Und wenn unsere Banken nach diesen fernen Ländern hin sich vielleicht etwas mehr engagieren sollten, als es einer zu ängstlichen Beurteilung angemessen erscheinen mag, so soll man nicht vergessen, daß eben der außerordentliche Moment Außerordentliches verlangt. Alles das, was wir in Südafrika vor Jahren durch eine gewisse uns noch anhaftende Engherzigkeit versäumt haben, ist unmöglich mehr nachzuverdienen, aber ein hübsches Stück von den uns damals entgangenen Geschäften könnten wir nachträglich einholen, sobald nur im Drang der ersten Friedensphase die Engländer ohne unsere Hilfskräfte nicht auskommen. Man kann daher vielleicht auch ruhig sagen, daß die Bilanzen der deutschen Großbanken, wenn es nicht schon 1902 ist, so doch dann sicher 1903 entweder ihre stillen oder ihre klargelegten Gewinne zum großen Teil in Transvaal gemacht haben. Hier liegt unsere nächste Zukunft, nicht in dem Amerika mit seinen Trusts, die bei aller sachlichen Berechtigung vielleicht eines Tages aus finanziellen Gründen umfallen, während Herr Pierpont Morgan seinen erstaunten Mitbürgern alsdann erst zeigt, wie wenig sein eigener Geldbeutel bei jenen Riesen-Transaktionen beteiligt war. Diese letztgenannte Persönlichkeit wächst ja von Tag zu Tag mehr in den Himmel hinein, insofern, als sogar die ernstesten Tagesblätter von seiner Thätigkeit nicht allein als einer genialen, sondern auch als einer gemeinnützigen fabulieren. Europa hat jedenfalls von diesem nordatlantischen Edelsinn sehr wenig Gutes zu erwarten! S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Janssen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Nr. 34 **Anzeiger des Lotsen** II. Jahrgang

Litterarische Anzeigen

Die Zeit

Nationalsoziale Wochenschrift. Herausgeber: Fr. Naumann.
Preis vierteljährlich Mk. 3.—

Inhalt der No. 34:

Politische Notizen: Der Kaiser gegen die Alldeutschen. — Rosa Luxemburg. — Deutschland und Holland. — Agrarreformen in Rußland. — **H. von Gerlach:** Die Wahlen in Frankreich. — **Robert Wilbrandt:** Ein Werk über die Frauenfrage. — **Lina Haas:** Die Kellnerinnenfrage. — **Paul Rohrbach:** Erdkunde und Volksbildung. — **Friedrich Naumann:** Schlaikjers sozialer Pastor auf der Bühne. — **Otto Grautoff:** München als Kunststadt. — Kunst. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Kommunale Politik. — Bodenreform. — Büchertisch. — Briefkasten.

Probenummern jederzeit umsonst vom Verlag
Berlin-Schöneberg.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit

von **Graf von Hoensbroech.**

Zweiter Band (gr. 8. XXI und 621 S.)

„Die ultramontane Moral."

Preis Mk. 12.—, geb. Mk. 14.—

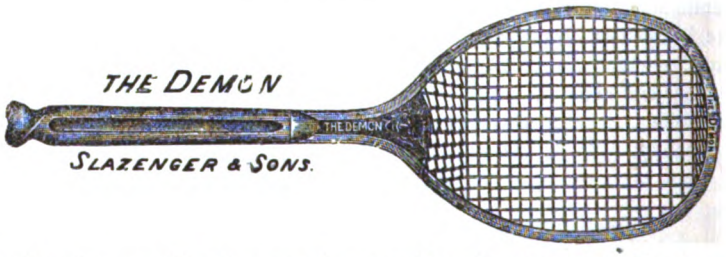
Dieser zweite Band behandelt die ultramontane Moral. Er zerfällt in drei „Bücher"; das erste Buch enthält als Maßstab für jede Moral „die christliche Sittlichkeit"; das zweite, als Gegensatz dazu, „die ultramontane Moral", und das dritte: „die Beurteilung der ultramontanen Moral". Das „zweite Buch", 532 Seiten umfassend, bietet eine erschöpfende, quellenmäßige Darstellung der sozial wie kulturell gleich wichtigen und einflußreichen Moral der katholischen Kirche, wie sie sich, unter der Obhut des Papsttums, allmählich entwickelt hat, und seit Jahrhunderten in Übung ist. Eigene Abschnitte über den Zölibat, die Frauenverachtung innerhalb der katholischen Theologie, die Pastoralmedizin, das Bürgerliche Gesetzbuch und die Moraltheologie, die vor römischen Kongregationen geführten Eheprozesse, sind wertvolle praktische Ergänzungen zu den vorhergehenden theoretischen Ausführungen. Besonders hervorzuheben ist der Abschnitt über die Beichte, deren ungeheuerer Einfluß, als Mittel- und Zielpunkt für die gesamte katholische Moral, eingehend dargelegt wird. Ein sehr ausführliches Sachregister erleichtert die Verwertung des in dem Bande aufgehäuften Quellenstoffes. Für Alle, die zu einer gründlichen Kenntnis des Ultramontanismus gelangen wollen, ist dieser Band als Nachschlagewerk und Fundgrube geradezu unentbehrlich.

Digitized by Google

Garten- und Veranda-Möbel

in grosser Auswahl!

Lawn Tennis-Artikel.



Nur beste englische und amerikanische Fabrikate von Slazenger, Ayres, Spalding, Jefferies.

Croquet, Cricket, Polo, Golf, Hockey,

Football.

Kataloge gratis und franko.

R. BEINHAUER SÖHNE

Neuerwall 59 **HAMBURG** Neuerwall 59

Digitized by Google

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Ringendes Leben

Dichtungen

von

Felix von Fuchs-Nordhoff.

Geb. 3 Mark.

Der Kaiser, die neue Kultur und die deutschen Einzelstaaten

von **Gustav Schiefler.**

Brosch. 60 Pfennig.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Hamerlings Werke.

Volks-Ausgabe in 4 Bänden.

Ausgewählt und herausgegeben von

Dr. Michael M. Rabenlechner.

Mit einem Geleitwort von

Peter Rosegger.

Zweite Auflage.

Inhalt: Ahasver in Rom. — Der König von Sion. — Homunkulus. — Amor und Psyche. — Germanenzug. — Danton und Robespierre. — Teut. — Venus im Exil. — Sinnen und Minnen. — Blätter im Winde. — Gedichte aus dem Nachlaß. — Ein Schwanenlied der Romantik. — Aspasia.

Preis in 4 eleganten Leinenbänden Mk. 20.—

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Firma 1870 gegründet.

Bei Barzahlung höchster Rab. u. Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.

Erstklassige

Längste Garantie.

Emmer-Pianinos

Flügel — Harmoniums.

Fabrikate.

Fabrik:

Wilhelm Emmer

Berlin 500, Seydelstrasse

Preisliste, Musterbuch umsonst.

Allerhöchste Auszeichnung.

„Victoria" feinster Naturbutter-Zwieback der Welt.

Trüller Zwieback

Fürsten u. Könige führen ihn an ihrer Kaffeetafel. Gr. elegant lackierter Blechkasten mit 260 St. Mark 4.— franko ohne alle weiteren Unkosten.

Harry Trüller

Celle 45.

Grösste Zwiebackfabrik Europas. 12mal präm.

Familienheim für Erholungsbedürftige

Dr. Schwarz, Arzt

Bad Oldesloe. **Bahn Hamburg-Lübeck.**

Dr. Ritschers Wasserheilanstalt

Lauterberg (Harz)

bedeutend erweitert und neu eingerichtet.

Prospekte vom Besitzer und Leiter **Dr. Otto Dettmar.**

Digitized by Google

HAMBURG-AMERIKA LINIE

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst.

Hamburg-Newyork	Hamburg-Boston	Hamburg-Mexiko	Stettin-Newyork
Hamburg-Frankreich	Hamburg-Philadelphia	Hamburg-Canada	Newyork-Mittelmeer
Hamburg-Belgien	Hamburg-Galveston	Hamburg-Ostasien	Newyork-Ostasien
Hamburg-England	Hamburg-New-Orleans	Hamburg-Brasilien	Newyork-Westindien
Hamburg-Portland	Hamburg-Venezuela	Hamburg-La Plata	Orientfahrten
Hamburg-Baltimore	Hamburg-Westindien	Genua-La Plata	Nordlandfahrten

ferner mit den Dampfern der Deutschen Ostafrika-Linie: Hamburg-Ostafrika.

Hamburg-Newyork via Southampton und Cherbourg

Schnelldampferdienst.

Nähere Auskunft erteilt die

HAMBURG-AMERIKA LINIE, Abteilung Personenverkehr

Hamburg, Dovenfleth 18—21

sowie deren Vertreter.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Die Verlagsbuchhandlung.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

II. Jahrgang 31. Mai 1902 Heft 35

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

	Seite
Die Aufhebung des Diktaturparagraphen. Professor Heinrich Schneegans	241
Annette von Droste. Karl Hans Strobl	246
Cecil Rhodes, die Anglophoben und die deutschen Stipendiaten. Professor G. Wendt	250
Laboremus. Lange	255
Das Maß in unseren Konzert-Programmen. Georg Brandt	260
Zur Umfrage: Richter oder Psychiater. Medizinalrat Dr. G. Näcke	264
Industrie-Fragen. S. v. H	265

Redaktion: Dr. S. Heckscher
Verlag: Alfred Janssen, Hamburg

Bezugspreis 3 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 30 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt Mk. 3.— für das Vierteljahr, Ausland Mk. 4.50.

Einzelne Hefte kosten 30 Pf.

Jeder Halbjahrsband wird geb. für Mk. 7.— geliefert.

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I, 388 oder 8074) — erforderlich.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt:

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Georg Brandes-Kopenhagen — Oberl.-Ger.-Rat O. Brandis-Hamburg — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Breysig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — Prof. Cohn-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Geheimrat Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien — Ilse Frapan-Zürich — Pastor G. Frenssen-Hemme — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Gaffken-Hamburg Paul Geisler-Posen — Leutnant Gentz-Gibeon Dtsch.-Südw.-Afrika — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — Prof. Cornelius Gurlitt-Dresden — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Alfred Georg Hartmann-München — Prof. Hasbach-Kiel — Prof. Hensel-Heidelberg — W. Holzamer-Heppenheim — Graf von Hoensbroech-Gr. Lichterfelde — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Ellen Key-Wien — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Landgerichtsrat W. Kulemann-Braunschweig — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Prof. C. F. Lehmann — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Ed. Lorenz Meyer-Hamburg — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — Prof. Ad. Michaelis-Straßburg — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Börries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Emil Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Westerwede — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Karl Scheffler-Friedenau — Frl. Dr. Kaethe Schirmacher-Paris — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Weimar — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Prof. Ferd. Tönnies-Eutin — Prof. Georg Treu-Dresden — Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Eugen Wolff-Kiel — Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Ein neuer Inhalt in alter Form!

Im Mittelpunkt des politischen Interesses

steht:

Was ist national?

von

Prof. Dr. Kirchhoff, Halle a. S.

Preis 80 Pfg.

Kein Gebildeter darf das Heftchen ungelesen lassen!

Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.

Silicin

BAD SALZSCHLIRF, Bonifaciusbrunnen.

Rheumatismus, Steinleiden.

Prospekte, ein Heft Heilerfolge und Gebrauchsanweisung zur Trinkkur, welche, ohne das Bad zu besuchen und ohne Berufsstörung in der Heimat der Patienten **mit grossem Erfolg** vorgenommen werden kann, werden kostenfrei versandt durch die ***Bade-Verwaltung.***

Digitized by Google

DER LOTSE

Hamburgiſche Wochenſchrift
· · · für deutſche Kultur · · ·

Redigiert von Dr. S. Heckſcher

II. Jahrgang 31. Mai 1902 Heft 35

Der Nachdruck ganzer Beiträge iſt verboten, genaue Quellenangabe bei jeder Entlehnung erforderlich

Die Aufhebung des Diktaturparagraphen

Vor mir liegt eine Anſichtspoſtkarte, die mir ein guter Freund aus dem Elſaß eben zugeſchickt hat. Sie iſt betitelt „Zur Erinnerung an die Aufhebung des Diktaturparagraphen“ und giebt ein anſchauliches Bild des Eindrucks, welchen die Nachricht des hochbedeutſamen Ereigniſſes in Elſaß-Lothringen hervorgerufen hat. In der Mitte liegt, tot auf dem Boden ausgeſtreckt, ein gewaltiger, angeketteter Schloßhund, mit mächtigem Halsband, an dem ein Täfelchen mit der Nummer § 10 angebracht iſt, unter ihm ſind ein paar zerknitterte Zeitungen zu ſehen. Rings um den Hund hat ſich eine große Menſchenmenge verſammelt. Die meiſten ſprechen ihre Freude über den Tod des böſen Hundes aus: „Hurra! der Pummer is tot!“ ruft frohlockend ein kleiner Junge aus. Und ein katholiſcher Pfarrer zeigt einem biederen Bäuerlein den toten Hund und ſagt ihm: das war ein böſes Tier, ein ſehr böſes Tier! Und der Bauer zupft ſich am Kinn und antwortet, indem er ängſtlich auf das Tier hinblickt: Jo, jo, Herr Pfarrer! Eine elſäſſiſche Bäuerin, die aber auf der anderen Seite neben einer Lothringerin das blutige Schauſpiel betrachtet, iſt voller Freude und ruft aus: Jetz' hirot' ich e' Schwob (jetzt heirate ich einen Deutſchen!). Ein Sozialdemokrat, der neben dem Tiere kniet, traut freilich dem Frieden nicht ſo recht, er faßt den Hund am Ohr und ſpricht: „Is der Keib auch wirklich tot?“ Nicht überall ruft aber die Nachricht dieſelben Gefühle hervor. Ein junger Gigerl, der mit ſeiner Geliebten des Weges vorbeikommt, ſtarrt, das Monocle im Auge, erſtaunt auf den Leichnam und weiß offenbar nicht, worum es ſich handelt, denn als ſie ihn fragt: „Qu'est ce que ça?“, antwortet er verlegen: „Je ne sais pas“. Ein bebrillter Mann, die Feder hinter dem Ohr, das Symbol der Oppoſitionspreſſe, ſtürzt aber ärgerlich davon und ſtößt den Seufzer aus: „Schad', daß das Vieh tot iſt!“ Zwei halbwüchſige Burſchen ziehen johlend der Grenze entgegen, die durch einen Grenzpfahl bezeichnet iſt. Der eine ſchreit nach

Digitized by Google

Frankreich hinüber: „Le chien est mort!“, der andere will in den Ruf ausbrechen: „Vive la Fr...“, als ein Schutzmann ihn am Kragen faßt, mit den Worten: „So weit sind wir noch nich!“ Wer hat aber das Ungetüm totgeschlagen? Das ist die Frage, welche einen Mann und eine Frau beschäftigt, die zu einem feinen Herren hinaufblicken, der in Frack und Cylinder, stolz erhobenen Hauptes, mit verschränkten Armen, die Augen sebstgefällig zugekniffen, einen Knüppel unter dem Arm, unbeweglich dasteht. Sie fragen ihn: „Han ihr's endlich gepackt? Han ihr des arm Tierle tot geschlan'n?“ Er aber, auf dessen schwarzen Hosen die Aufschrift „Landesausschuß“ zu lesen ist, antwortet nicht, sondern schweigt weiter. Im Hintergrunde, jenseits der französischen Grenze, kratzt sich ein französischer Grenzwächter verlegen am Ohr, indem er zu sich spricht: „Mais quoi alors?“

Diese Karikatur wiegt eine ganze Abhandlung auf. Bevor wir sie im einzelnen erläutern, wollen wir uns aber zuerst vergegenwärtigen, was der Diktaturparagraph eigentlich war.

Der Diktaturparagraph ist der § 10 des Gesetzes vom 30. Dezember 1871, betreffend die Einrichtung der Verwaltung in Elsaß-Lothringen. Er lautete: „Bei Gefahr für die öffentliche Sicherheit ist der Oberpräsident (später der Statthalter) ermächtigt, alle Maßregeln ungesäumt zu treffen, welche er zur Abwendung der Gefahr für erforderlich erachtet. Er ist insbesondere befugt, innerhalb des der Gefahr ausgesetzten Bezirks diejenigen Gewalten auszuüben, welche der § 9 des Gesetzes vom 9. August 1849 der Militärbehörde für den Fall des Belagerungszustandes zuweist. Von den erlassenen Verfügungen ist dem Reichskanzler ohne Verzug Anzeige zu machen. Zu polizeilichen Zwecken, insbesondere auch zur Ausführung der vorbezeichneten Maßnahme, ist der Oberpräsident resp. der Statthalter berechtigt, die in Elsaß-Lothringen stehenden Truppen zu requirieren.“

Der § 9 des angezogenen französischen Gesetzes vom 9. August 1849 über den Belagerungszustand (Bulletin des lois, Série X, No. 1511) lautet:

„Die Militärbehörde hat das Recht: 1. Haussuchungen bei Tag und Nacht vorzunehmen. 2. Personen, welche schon gerichtlich bestraft sind oder ihren Wohnsitz nicht in den vom Belagerungszustande betroffenen Orten haben, zu entfernen. 3. Die Ablieferung von Waffen und Schießbedarf anzubefehlen und die Aufsuchung und Wegnahme vorzunehmen. 4. Veröffentlichungen und Versammlungen zu verbieten, welche nach ihrem Ermessen geeignet sind, Unordnung hervorzubringen und zu erhalten.“

Der Wortlaut des ominösen Paragraphen zeigt, daß dem Statthalter dadurch ganz außerordentliche Befugnisse eingeräumt waren. Der Ausdruck „bei Gefahr für die öffentliche Sicherheit“ ist recht dehnbar, und so wäre es je nach der Person des Statthalters möglich gewesen, das Gesetz in ganz verschiedener Weise aufzufassen. Darin lag gewiß eine große Gefahr. Von dem Diktaturparagraphen ist zu früheren Zeiten im Reichsland Gebrauch gemacht worden; es sind Personen ausgewiesen, Versammlungen

Digitized by Google

verboten, Preßvergehen bestraft worden. Doch brauchte bei der friedliebenden Haltung der Bevölkerung das Gesetz in seiner ganzen Härte niemals angewendet zu werden. Auch ist seit dem Jahre 1897 der Paragraph überhaupt niemals mehr in Anwendung gekommen. Daher kannten die, welche die Zeitungen nicht lasen, die Existenz des Diktaturparagraphen gar nicht. Sie werden, wie der Gigerl auf unserem Bild auf Fragen über das Wesen des verschiedenen Ungetüms, mit einem aufrichtigen „Je ne sais pas“ geantwortet haben.

Wer die elsässischen Verhältnisse kennt, mußte sich auch sagen, daß so drakonische Maßregeln ganz unnötig waren. Wenn die Elsaß-Lothringer auch zum großen Teile noch nicht von Herzen Deutsche sind, so sind sie doch keine Revolutionäre und Rebellen. Auch wollen sie nicht wieder Franzosen werden, jedenfalls nicht um den Preis eines Krieges. Auflehnung gegen die Staatsgewalt war bei ihnen nicht zu befürchten. Das Schreien in den Zeitungen braucht eine starke Regierung nicht zu scheuen und kann übrigens, wenn es zu toll wird, auf Grund des Preßgesetzes Ausschreitungen bestrafen, ohne einen besonderen Diktaturparagraphen nötig zu haben. So war der Diktaturparagraph eigentlich ganz überflüssig. Die Regierung sah das auch sehr wohl ein. Sie wollte an dem Paragraphen auch nur aus vorbeugenden Rücksichten festhalten. In diesem Sinne äußerte sich auch der Reichskanzler Fürst Hohenlohe in der Reichstagssitzung vom 21. Februar 1900, „als der Diktaturparagraph zur Sprache kam“. Er sagte:

„Im wesentlichen ist jene gesetzliche Bestimmung nur eine Warnungstafel oder — besser gesagt — eine Fahne, die wir aufpflanzen gegenüber der französischen Gesinnung, soweit sie noch vorhanden ist. Ich erkenne gern an, daß die Bevölkerung des Reichslandes deutsch gesinnt und loyal ist. Es kann aber nicht geleugnet werden, daß eine Minderheit noch antideutsche Gesinnung hegt. Die alten Beziehungen haben Wurzeln hinterlassen, die hie und da wieder neue Reiser hervortreiben. Ich will damit dieser Minderheit keinen Vorwurf machen; ich erwähne nur Thatsächliches.“

An anderer Stelle führte er aus, daß natürlich die außerordentlichen Befugnisse des Statthalters nur für außerordentliche Zustände gälten. Da aber die hie und da auftretende antideutsche Gesinnung bei dem Charakter der Bevölkerung wohl kaum solche außerordentliche Zustände herbeizuführen drohte, mußte es der Regierung auch klar sein, daß es klüger sei, diese Fahne wieder einzuziehen. Alle Erklärungen der Regierung darüber klangen auch immer etwas gezwungen. Die Gründe für die Beibehaltung des Paragraphen waren an den Haaren herbeigezogen. Jeder, der sie las, mußte den Eindruck haben, daß die Regierung eigentlich selbst von der Nutzlosigkeit der Maßregel überzeugt war. Ja, sie mußte selbst einsehen, daß der Paragraph doch nur den Gegnern Waffen in die Hände spielte. War es doch ein Leichtes, nur durch Mitteilung des Wortlautes des Gesetzes bei unwissenden Leuten das fürchterlichste Gruseln zu erregen. So hat es sich denn die ultramontane Presse nicht entgehen lassen, wie der Priester auf obigem Bilde dem Bäuerlein, immer und immer wieder vor-

Digitized by Google

zuschwindeln, daß sie unter der Tyrannei eines „bösen, sehr bösen Tieres“ schmachteten. Das hindert natürlich nicht, daß sie jetzt im Grunde die Aufhebung des Diktaturparagraphen sehr bedauern werden. „Schade, daß das Tier tot ist“, werden sie unter sich sagen, wie der Mann, der in unserer Karikatur die Oppositionspresse versinnbildlicht. Und sie werden das Volk glauben machen, daß die Aufhebung eigentlich nur illusorisch sei. Hat doch der von Pfarrer Delsor und Hauß redigierte, ultramontane „Elsässische Volksbote“ bereits verkündigt, es werde an die Stelle des Diktaturparagraphen etwas anderes gesetzt werden. Das Mißtrauen, welches sich in der oben citierten Äußerung des Sozialdemokraten kundgiebt, wird sich also ganz gewiß auch in der klerikalen Presse breit machen. Die Herren sind eben unverbesserlich. Auch wird man sich nicht wundern dürfen, wenn hie und da von mißvergnügten Elementen versucht wird, die Gelegenheit zu benutzen, um ihren antideutschen Gesinnungen lauten Ausdruck zu geben. Doch wird es ihnen ergehen, wie den Burschen, welche auf dem Bilde Vive la Fr...! zu rufen versuchen. Die Polizei wird ihnen schon zu verstehen geben: „So weit sind wir noch nich!“ Die gewöhnlichen Gesetze genügen vollständig, um etwaige kleine Excesse prompt zu unterdrücken. Es ist aber zu hoffen, daß die polizeilichen Behörden und Beamten nunmehr nicht etwa aus Furcht davor doppelte Strenge anwenden, um die öffentliche Ordnung zu schützen. Ganz mit Recht sagten die „Münchener Neuesten Nachrichten“ in einer aus Straßburg datierten Korrespondenz über die Aufhebung des Diktaturparagraphen am 13. Mai: „Sache des Leiters unserer inneren Politik wird es sein, dafür zu sorgen, daß alles sorgfältig vermieden wird, was trotz der besten Absicht der Polizeiorgane von der Bevölkerung als unnötige Schikane empfunden wird, sonst könnte das von Bismarck einmal in engerem Kreise gesprochene Wort wahr werden, daß eine ungeschickte Polizei in einer Woche mehr verderben könne, als ein geschickter Minister in einem Monat wieder gut macht“.

Von den deutschfreundlichen Kreisen im Elsaß ist die Aufhebung des Diktaturparagraphen allenthalben mit der größten Freude aufgenommen worden. Wünschen doch die Deutschgesinnten nichts Sehnlicheres, als den unwürdigen Ausnahmezuständen zu entwachsen, die sie von den anderen deutschen Bundesstaaten noch trennen. Sie sind dem Kaiser für seinen hochherzigen Entschluß außerordentlich dankbar. Es wird an ihnen sein, diese Dankbarkeit auch durch die That zu beweisen. Haben sie im Reichsland nicht mehr unter Ausnahmezuständen zu leiden, so haben sie auch die Verpflichtung, sich ganz wie Deutsche zu benehmen. Dann wird es auch nicht ausbleiben, daß der zweite, nicht minder heiße Wunsch der Deutschgesinnten, aus dem Reichsland einen vollständig gleichberechtigten Bundesstaat zu machen, erfüllt wird. Diese Wünsche nach Gleichberechtigung finden in dem Ausspruch der Bäuerin auf der Karikatur ihren drastischen Ausdruck: „Jetz' hirot' ich e' Schwob!“

Aber, wem verdankt man die hocherfreuliche Maßregel? Die Blicke wenden sich nach der Vertretung des Landes, nach dem Landesausschuß. Hat er durch sein fortgesetztes Drängen die Regierung dazu veranlaßt?

Digitized by Google

Hat er vielleicht indirekt dazu verholfen, indem er dem Kaiser die Mittel für den Wiederaufbau der Hohkönigsburg bewilligt hat, und hat der Kaiser, um dafür zu danken, gerade deshalb seinen Erlaß von der Hohkönigsburg datiert? Auf obigem Bilde schweigt der den Landesausschuß symbolisierende Herr. Und es ist auf diese Frage bis jetzt eine ganz befriedigende Antwort nicht zu geben. Jedenfalls scheint aber der Staatssekretär von Köller auch seine Hand dabei im Spiele gehabt zu haben. Es ist jedenfalls sehr beachtenswert, daß der Statthalter und der frühere Staatssekretär von Puttkamer trotz mancher Versuche nicht in der Lage gewesen sind, den Kaiser von der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Aufhebung des Paragraphen zu überzeugen. Kaum ist aber der Staatssekretär von Köller, der bekanntlich beim Kaiser persona gratissima ist, im Amte, so fällt die Ausnahmebestimmung. Seinerzeit ist Herr von Köller fast von der gesammten Elsässer Presse mit unverhohlenem Mißtrauen empfangen worden; ja, man kann wohl sagen, daß er eine der bestgehaßten Persönlichkeiten in Elsaß-Lothringen war, als er im September des vorigen Jahres sein Amt antrat. Es ist sehr erfreulich, zu sehen, daß er es in der kurzen Zeit seiner Amtsführung verstanden hat, diese Abneigung zu verscheuchen. Wird sich im Elsaß die Meinung verbreiten, daß er der eigentliche Urheber der glücklichen Maßregel ist, so kann es noch dazu kommen, daß er einer der populärsten Staatsmänner Elsaß-Lothringens wird.

Was sagt aber Frankreich dazu? „Mais quoi alors?“ ruft der Grenzwächter auf unserer Karikatur aus und kratzt sich verlegen am Ohr. — Die widersprechendsten Gefühle werden sich wohl in den Herzen der Franzosen kundgeben. Die einen — doch sie werden wohl in der Minderheit bleiben — werden sich aufrichtig freuen, daß für ihre ehemaligen Landsleute eine freiere Zeit angebrochen ist. Die meisten dagegen werden sich doch ärgern, daß die Verhältnisse sich so gefestigt haben, daß die Regierung es nicht mehr für nötig hält, besondere Ausnahmeregeln anzuwenden. Galt es doch früher zu den feststehenden Axiomen französischer Politik, daß Elsaß-Lothringen möglichst unglücklich sein müßte, damit es für Deutschland ein Venetien werde, das ihm keine Rast und Ruhe gönne. Und jetzt sollte es schon so germanisiert sein, daß die „gestrengen Preußen“ es so regieren können, wie irgend ein anderes deutsches Land? Mais quoi alors? Dann ist es aus mit der Revanche, für immer!

Wenn diese Ansicht in unserem Nachbarlande die maßgebende werden würde, und wenn die Aufhebung des Diktaturparagraphen dazu verhelfen könnte, so wäre es gewiß die erfreulichste Konsequenz der hochherzigen Handlung des Kaisers. Denn wir wünschen nichts Sehnlicheres, als mit Frankreich in Frieden zu leben.

Würzburg Professor Heinrich Schneegans

Digitized by Google

Annette von Droste

Von Karl Hans Strobl

Ich weiß nicht, wer die Entwickelung der Kunst einmal durch eine Spirale graphisch darstellen zu können glaubte. Der Vergleich trifft nur teilweise das Richtige. Er betont wohl die scheinbare Kreisbewegung in dieser Entwickelung, diese Kreisbewegung, die doch ein Größerwerden, ein Weiterwachsen ist. Aber er scheint mir zu wenig auf die Zeiten des Ausbaues, der Sammlung, der Stillstände und Rückblicke bedacht, er ist mir zu geometrisch, zu wenig lebendig für den lebendigen Organismus der Kunst. Ich denke vielmehr an jenen seltsamen Sonderling unter den Tintenfischen, den Nautilus. Von einer kleinen Zelle aus wächst das Tier und baut rastlos an seiner Schale. Und Gehäuse neben Gehäuse läßt es so in den verschiedenen Phasen seines Lebens entstehen, jene schimmernden Schalen, die nur nach außen als Glattes und Ganzes erscheinen, im Innern aber in eine Vielheit von Kammern zerfallen. Aber durch alle diese Kammern aus den verschiedenen Altern des Tieres geht ein einziger lebendiger Faden bis zu jener ersten Zelle. Die Kammern sind längst tot und unbewohnt, aber der lebende Faden verbindet den Ausgangspunkt noch immer mit dem neuen Gemach, an dem das Tier gerade baut. Und es mag sein, daß das Tier in den Zeiten des Neubaues und Ausbaues seines verbindenden Fadens vergißt, aber es wird sich seiner mit der Vollendung der neuen Kammer gewiß wieder bewußt werden, wie wir uns sanftere, zartere, ältere Eindrücke wieder zurückrufen, wenn die Leidenschaft des Augenblicks vorüber ist.

Die Kunst sinnt gerade von einem solchen Neubau. Nun hat sie sich der Verbindung mit ihren Vergangenheiten wieder entsonnen, und eine freudige Pietät ist an der Arbeit, auch zu zeigen, wie das Neue ward und wie es aus dem Alten werden mußte.

Diese freudige Pietät hat uns auch eine Dichterpersönlichkeit wieder neu zugeführt, die mehr als irgend eine andere uns einen Einblick in den geheimnisvollen lebenden Leib der Kunst thun läßt. Wilhelm von Scholz hat bei Eugen Diederichs, Leipzig, eine Auswahl aus den Gedichten der Annette von Droste erscheinen lassen, die uns ein Bild von ihrer Persönlichkeit und Bedeutung machen sollen. Es ist seltsam, daß der Wunsch der Dichterin, als sie in den vierziger Jahren mit ihren ersten Werken hervortrat, jener resignierte und stolze Wunsch: „Ich mag und will jetzt nicht berühmt werden, aber nach fünfzig Jahren möchte ich gelesen werden“ — so vollständig in Erfüllung ging. Wie, wenn sie und ihr Werk durch fünfzig Jahre versunken gewesen und nun wie durch einen Zauber wieder aufgetaucht wäre, nicht als bleiches Gerippe, wie es die Litteraturgeschichte ausgräbt, sondern als lebendes, warmes, bewegtes Wesen, wie es nur die nachfühlende Liebe des Künstlers und Verstehers wieder erwecken kann. Wilhelm von Scholz findet den Grund für diese Neubelebung in jener wesensgleichen Auffassung, die die Kunst unserer Tage mit der der Annette von Droste verbindet — in dem stimmungs-

Digitized by Google

gewaltigen Impressionismus beider. Aber der Impressionismus ist eine Technik, höchstenfalls eine Kunstauffassung. Der Grund für die tiefe Verwandtschaft liegt noch hinter diesem mehr äußerlichen Moment. Die neue Romantik unserer Tage ist eine Sucherin, eine Ringerin, die auf dem festen Boden der Wissenschaft steht und die Arme sehnend in den Himmel streckt, aus dem sie sich ihren Gott, den neuen Gott unserer Zeit herunter holen möchte. Es ist nicht belanglos, daß Annette von Droste mit Verständnis und Eifer das Studium der Naturwissenschaften betrieb — ihr Gedicht „Die Mergelgrube" giebt davon Zeugnis — und daß auch sie Gott suchte und mit ihm in heißer Verzweiflung rang. Der Gott, den sie ihre Jugendeingebung kennen lernte, war der Gott des Zornes, der Opfergott der Hebräer, und sie wollte einen Gott der Liebe, an den sie sich mit allen Fasern ihres Liebe begehrenden und Liebe entbehrenden Herzens klammern konnte. Darum rang sie mit ihm in den brünstigen und schwülen Nächten ihrer Qual. Eine feine, überfeine Beobachterin der Natur, wie Annette, mußte auf die ungeheure Kluft zwischen dem Gott des Alls und dem Gott des Dogmas aufmerksam werden. Sie zweifelte und verzweifelte. Ihre endliche Ergebung ist die Ermattung des fruchtlosen Kampfes, und es klingt nach all diesen schmerzhaften Zerrissenheiten wie tiefe Erbitterung aus den Versen:

„Dennoch, Seele, fasse Mut!
Magst du nimmer gleich ergründen,
Wie du kannst Vergebung finden:
Gott ist über alles gut!"

(Am Feste der Heiligen drei Könige.)

Ist das nicht derselbe Ton ins Weibliche, familienhaft Gebundene übertragen, wie er aus Arno Holz' grandiosem Lyrikon spricht:

„Um eine rote, glühende Eisensäule bis in den Himmel,
mit spitzen Glasscherben und Schermessern gespickt,
werde ich an unsichtbaren Ketten langsam rauf und runter gedreht.

Langsam, ruckweis und gründlich.
Ich stöhne, ächze, gurgle, brülle: Hosianna —"

Man bewundere daraufhin den traurigen Mut ultramontaner Ignoranz, Annette von Droste als eine der Ihren zu erklären. In ihrem „geistlichen Jahr" stehen die Gedichte nebeneinander wie Kreuze auf einem Friedhof. Indes über einem Grab von Hoffnungen auf ein Erkennen, von Wünschen auf ein Höher- und Tiefersteigen. Auf diesem Friedhof geht sie nun still umher, und es ist, wie sie es in dem Gedicht „Meine Toten" aus deren Gräbern thut:

„Ich fasse eures Kreuzes Stab
Und beuge meine Stirn hinab
Zu eurem Gräserhauch, dem stillen:
Zumeist geliebt, zuerst gegrüßt,
Laßt lauter, wie der Äther fließt,
Mir Wahrheit in die Seele quellen".

In dieser Versunkenheit entdeckt sie nun das, was sie aufrichtet. Im

Digitized by Google

ſtillen Gräſerhauch erkennt ſie die Wahrheit: die unendliche Verſchiedenheit des Alls, die Größe des Kleinſten und die Schönheit des Häßlichſten. Es iſt, als ob ſie ihr Geſicht nah, ganz nah an den Boden gedrückt hätte und nun das heimlichſte Leben der Tiere und Pflanzen, die zarteſten Farben- und Lichtſchwingungen zu belauſchen gelernt hätte. Mit ihrer unendlichen, umfaſſenden Liebe zu den kleinen Dingen dringt ſie immer tiefer in den Sinn alles Seins ein und verlernt es — wenigſtens ſo lange ſie in dieſem Banne ſteht —, nach dem Grunde des Werdens zu fragen, vielleicht in der unbewußten Erkenntnis, daß Sinn des Seins und Grund des Werdens in ihren letzten Tiefen eins ſind. Mit leiſer, feiner, ſorgſamer Frauenhand ſpricht ſie liebkoſend über die Dinge, und willig ſagt ihr jedes ſein Geheimnis. So ſetzt ſie ſorgſam, wie mit der mühſamen Manier alter Moſaikmaler, Ton neben Ton und Farbe neben Farbe. Es iſt jene Art der Kunſtauffaſſung, wie ſie in unſeren Tagen ihren Gipfelpunkt in der „anderen Kunſt", in den Werken Segantinis erreichte. Strich neben Strich und Klecks neben Klecks, jede Farbe in ihre prismatiſchen Beſtandteile zerlegt und im Ganzen doch ein Abbild des Lebens in all ſeiner plaſtiſchen Bedeutſamkeit, und nicht nur ein Abbild, ſondern ein Sinnbild. So iſt mir die Kunſt Annettens in ihren Naturſchilderungen. Man höre:

„Die Luft hat ſchlafen ſich gelegt,
Behaglich in das Moos geſtreckt;
Kein Riſpeln, das die Kräuter regt,
Kein Seufzer, der die Halme weckt.
Nur eine Wolke träumt mitunter
Am blaſſen Horizont hinunter,
Dort, wo das Tannicht überm Wall
Die dunkeln Kandelaber ſtreckt.
Da, horch, ein Ruf, ein ferner Schall:
‚Hallo, hoho!' ſo lang gezogen.
Man meint, die Klänge ſchlagen Wogen
Im Ginſterfeld, und wieder dort:
‚Hallo! hoho!' — am Dickicht fort
Ein zögernd Echo — alles ſtill!
Man hört der Fliege Angſtgeſchrill
Im Mattennetz, den Fall der Beere,
Und dann wie zieh'nder Kranichheere
Kling, klang; von ihrer luft'gen Fähre,
Wie fernen Unkenruf: Kling! klang!
Ein Läuten das Gewäld' entlang —"

(„Die Jagd".)

Das iſt ein typiſches Beiſpiel für Annettens Kunſt. Eine Reihe von Einzelbeobachtungen, von feinen, allerfeinſten kleinen Entdeckungen in einem kleinen Kreis, wie das wundervoll plaſtiſche Bild von den dunkeln Kandelabern des Tannichts über dem Wall, von den Klängen, die im Ginſterfeld Wogen ſchlagen. Ein überfeines Funktionieren aller Sinne, das ſie das Angſtgeſchrill der Fliege und den Fall der Beere vernehmen läßt. Und eine Beſeelung der Natur ohnegleichen: die Luft, die ſich ins Moos ſchlafen legt, die Wolke, die den Horizont hinunterträumt. Aus dieſen Elementen baut ſich Annettens Naturbeobachtung auf. Ins Großartig-

Digitized by Google

Unheimlich-Prächtige wächst ihre Kunst aber, wenn sie Bilder aus ihrer Heimat Westfalen schildert. Die stille Haide, das glucksende Moor, der verträumte Bruch, das Hünengrab — alles wird unter ihren Schöpferhänden rund und lebendig. Und mit diesen Bildern aus einer ernsteren und einsameren Natur wächst auch ihre Naturbeseelung ins Phantastische und Dämonische: „Der Haidemann", „Der Knabe im Moor" sind Gedichte, die in ihrer Suggestionskraft einzigartig sind. Dem flüchtigen Leser freilich wird so manches Kantige und scheinbar Unausgeglichene gerade an diesen Haidebildern auffallen. Aber das tiefere Versenken erkennt, daß kein Wort unbedachtsam gesetzt ist, daß jede Silbe lautmalend und bedeutsam an ihrem Platz steht, um die Stimmung zu verstärken. In den düsteren Haidebildern mit ihren gespenstischen Nebeln und Spukgestalten ist es, als ob nochmals jenes böse Prinzip, das sich für den Glauben der Dichterin unbewußt zugleich in ihrem Gott barg, vor sie treten und auch in der Natur, in ihrem geliebten Ersatz für ihren so gefürchteten Gott, Macht über sie erlangen wollte. Aber glücklich spielt jede dieser Überwältigungen immer wieder in eine Rettung, durch die Natur selbst oder durch menschliche Wesen hinüber, so daß das Gefühl der Vertrautheit, der Bodenständigkeit, der Rückkehr zu sich selbst immer wieder gewonnen wird.

Ihre an der Natur geübte Beobachtungs- und Gestaltungskraft überträgt Annette dann auch auf die seelischen Probleme ihres eigenen Ich und die ihrer nächsten Umgebung. Der Mut ihrer Vivisektionen an der eigenen Psyche erscheint vollständig aus ihrer eigenen Kraft gequollen. In der Dichtung vor ihr war dieses fortwährende Belauern sublimster Regungen, dieses nervöse Reagieren auf leiseste Eindrücke so gut wie unbekannt, die Schaffenden ihrer Tage sahen entweder alles durch die farbige Brille der Tendenz oder hatten nur jenes schrille Lachen Heines über den tiefen Abgrund zwischen sich und der Welt — und zu der Dichtung unserer Zeit waren noch weite Wege ohne Brücken, ja selbst ohne Ahnungen. In den wenigen Gedichten, die ihre Liebe zu dem jungen Dichter Levin Schücking behandeln, diese mütterliche, entsagende Liebe, in den Gedichten wie „Das Spiegelbild", „Durchwachte Nacht", zeigen sich alle diese Tiefen und Schönheiten in ihrer Kunst.

So eigenartig und einzig die Rhythmen und Gedanken Annettens pulsieren, sobald es sich um Dinge der Nähe handelt, so konventionell und flächenhaft werden die Anschauungen der Dichterin, wenn es das Erfassen von Zeitströmungen gilt, von Dingen, bei denen es sich um Höhenpunkte und Übersichten handelt. Der beständige Aufenthalt auf dem Lande, auf dem Familienstammsitz Hülshoff, auf dem Witwensitz ihrer Mutter, Rüschhaus, bei ihrem Schwager Laßberg in der Schweiz und später auf der Meersburg, immer nur im engsten Kreis der Verwandten und Freunde, haben sie von ihrer Zeit nicht viel mehr als das verworrene Rauschen einer fernen Flut vernehmen lassen.

Auch in ihren Balladen, diesen seltsamsten, schroffsten Gebilden ihrer Phantasie, finden wir das jedesmalige Zeitkolorit nicht gezeichnet, sondern nur angedeutet. Mit sorgsamer Liebe ist dagegen das Lokalkolorit heraus-

Digitized by Google

gearbeitet. Der möglichst vollkommene Ausdruck der jedesmaligen Stimmung ist das Ziel der Dichtung. Der Stimmung jenes ernsten, traurigen und harten Landes Westfalen, durch das die halb historischen, halb phantastischen Gestalten ihrer Balladen schweben. So bringt uns auch in diesen Schöpfungen die Dichterin nur ihr eigenes reiches, immer bewegtes Ich zum Ausdruck.

Die Auswahl ihrer Gedichte, wie sie Wilhelm von Scholz veranstaltet, zeigt von feinstem Verständnis für die Eigenart Annettens. Die Ausstattung des Verlages Diederichs mit dem Buchschmuck von Robert Engels erhebt das Buch auch schon äußerlich zu einem formvollendeten Kunstwerk.

Wir Modernen erkennen aus dem Werk Annettens, daß dieselben Fragen, die unsere gründlichsten und abgründlichsten Geister bewegen, auch die tiefsten und reichsten der Geschlechter vor uns beschäftigten. Und daß den vorhandenen Keimen nur Entwickelungsmöglichkeiten, diesen Kräften nur die Auslösungen fehlten. Wieviel ähnlicher wäre Annette von Droste unserer Zeit vielleicht noch geworden, wenn ihr eine starke und flammende erfüllte Liebe, eine Berührung mit dem Strome der Zeit beschieden gewesen wäre?

Cecil Rhodes, die Anglophoben und die deutschen Stipendiaten

Bis heute ist der Wortlaut der unserem Kaiser gemachten Schenkung des Herrn Rhodes noch nicht veröffentlicht, auch wohl dem Kaiser selbst nicht bekannt. Aber da die allgemeinen Bestimmungen des Testamentes im Wortlaut vorliegen, so braucht man auf die Einzelheiten betreffs Deutschlands nicht zu warten; es scheint mir die höchste Zeit, daß man dazu Stellung nimmt, ehe von höchster Stelle eine formelle Annahme erfolgt und dann unwiderruflich ist. Wir würden diese Annahme des Geschenkes nicht aus politischen, sondern lediglich aus Gründen beklagen, die in der Sache selbst liegen.

Auch der Napoleon Afrikas, der vielfache Millionär Rhodes, hat die Erfahrung gemacht, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Jahrelang verwandelte sich ihm alles in Gold. Der König von Rhodesia fing seine humanistische Ausbildung in Oxford an; aber bald mußte er sie abbrechen. Die Ärzte schickten den kranken Jüngling nach dem südafrikanischen Nizza; und hier brachte es der willensstarke Mann in wenigen Jahrzehnten zu hohen Ehren und ungeheurem Reichtum. Rhodes war das Geld nur Mittel zum Zweck. In der Kapstadt lernte er das Herrschen; er gründete sich ein eigenes Reich; aber sein Ehrgeiz ging weiter. Immer klarer arbeitete er den Gedanken heraus, dem Britischen Reich eine neue Grundlage zu geben, ihm in dem letzten noch nicht verteilten Erdteil die ausschlaggebende Stellung zu sichern. Kapland im Süden, die Nilländer im Norden. Warum

Digitized by Google

nicht auch das, was dazwischen lag? Schon waren die Anfänge sichtbar; da erliegt er der Krankheit und ward auf den einsamen Matoppo-Hügeln begraben, er

> Who, confident of gold,
> A leaner on the statesman's arts
> And the unmartial conquests of the marts,
> Died with the sound of battle round him rolled.

Das Testament spricht die Absicht aus, das Weltreich mit dem Sauerteig des Idealismus zu durchsetzen. Rhodes sah die germanische Rasse als die dauernde Kulturträgerin an; er erkannte den Wert des Deutschtums, er hatte persönlich die Bedeutung seines kaiserlichen Repräsentanten schätzen gelernt. Aber die eigentliche Herrschaft sollte der angelsächsischen Rasse zufallen. Das teutonische Rassenbewußtsein dachte er zu stärken und das stimmungsvolle Oxford zur ville-lumière des neuen Weltreiches zu machen. Nach Oxford sollen je dreißig Söhne aus den britischen Kolonieen pilgern wie nach einer heiligen Stadt, dorthin soll unser Kaiser alljährlich fünfzehn Studenten schicken, und jenen wie diesen ist ein wahrhaft fürstliches Gehalt ausgeworfen.

In Alt- wie Neu-England sind solche Schenkungen nichts Neues. In Amerika stellen Milliardäre ihre nicht immer sauer oder sauber erworbenen Millionen mit Vorliebe in den Dienst der Volksbildung, und Carnegie erleichtert seinen schottischen Landsleuten das akademische Studium so, wie die Mittel auch des reichsten Staates es nicht ermöglichen würden. Aber die Idee, Ausländer in dieser Weise zu beglücken, ist neu.

Und es scheint in der That, als wenn wir Deutschen nur in Form eines Nachtrages zum Testament berücksichtigt sind. Die persönliche Verehrung für den Kaiser mag die Veranlassung gewesen sein. Aber die Idee ist darum nicht weniger absurd. War es napoleonischer Größenwahn oder der kindliche Unverstand des Emporkömmlings, zu glauben, daß er mit dieser Stiftung gegen den Amerikanismus und den Krämergeist ein Gegengewicht gefunden habe?

Der Grundsatz „Non olet" ist ja längst in den internationalen Katechismus aufgenommen; von diesem Standpunkte aus könnten auch wir unseren Studenten die Bewerbung um die 250 Pfund Sterling empfehlen. Aber sollen Deutsche die Livree des englischen Parvenu tragen?

Es sind nicht die Gründe der Alldeutschen, welche mich bestimmen, vor der Annahme zu warnen. Ginge es nach ihnen, so müßte der Kaiser dem Vollblutengländer den ganzen Bettel ins Gesicht schleudern und sich derartige Aufdringlichkeiten ein für allemal verbitten. Sonst werden unsere Überpatrioten, welche augenblicklich in Anglophobie machen, wieder entrüstet sein und ein gewaltiges Strohfeuer entfachen.

Wie Joe Chamberlain, würde der tote Rhodes anathematisiert werden. Wir Deutschen fürchten Gott und verachten John Bull, wir lassen uns nicht kaufen, am wenigsten von einem Briten, von einem Landsmann und Gesinnungsgenossen des verhaßten Ministers! Was kann auch das Schreien und Schimpfen schaden! Weder „sein eigener Kanzler", noch der das Gehalt

Digitized by Google

beziehende „Handlanger" denkt daran, Pangermanikus den Gefallen zu thun und Alldeutschland unter die Waffen zu rufen, weil ein paar Professoren oder Advokaten den gebildeten Pöbel zu frenetischem Beifall fortreißen.

Zu dem Haß, welchen diese Herren predigen, ist doch recht wenig Veranlassung. Hat man denn 1870/71 in England alles geglaubt, was die französische Presse sich über die deutschen Soldaten zusammengelogen; hat auch nur eine anständige Zeitung solchen Mangel an Kritik verraten, wie eine große Zahl angesehener deutscher Organe, die blindlings glaubten, was ihnen aus weiß Gott welcher trüben Quelle gedrahtet oder geschrieben wurde? Das ist doch zu einem wesentlichen Teile unverbürgtes Material, und doch mußte es herhalten, um gegen die englische Armee, ja gegen die englische Nation die schwerwiegendsten Vorwürfe zu schleudern. Miß Hobhouse mit ihren Berichten über die Konzentrationslager, und Campbell-Bannermanns „methods of cruelty": geben die Engländer nicht selbst die Beweise? A la guerre comme à la guerre. Sonst wären die Friedensapostel ohne Beschäftigung! Man vergißt, mit welchem Freimut in politisch freien Ländern öffentliche Skandale — übertrieben werden, man vergißt, daß der Führer der Opposition ein berufsmäßiger Hetzer ist und der Regierung etwas am Zeuge flicken muß: aber auf solche Kritiken hin im Auslande zu einer summarischen Verurteilung des englischen Volkes und seiner Kriegführung zu gelangen und Chamberlain, wenn er sich seiner Haut wehrt, als gemeinen Lügner hinzustellen, der am Kriege interessiert sei, das ist Chauvinismus vom reinsten Wasser.

Der Krieg ist vom Zaune gebrochen; aber zum Kriege gekommen wäre es auch ohne Chamberlain und ohne Rhodes. Sein Fehler war es, daß England mit unzureichenden Mitteln anfing; dieser Fehler war mehr als ein Fehler, er war ein Verbrechen, das sich schrecklich rächt. Aber konnte oder kann England jetzt zurück? Würden wir zurückgehen?

Selbst wenn es der Opposition gelänge, die Seele des Kabinetts zu beseitigen und das Kabinett selbst, die Nation würde ein anderes Kabinett ans Ruder bringen, das zunächst den Krieg zu Ende zu führen hätte, und in diesem Kabinett würde Chamberlain auch das Haupt sein. Darüber haben die Nachwahlen keinen Zweifel gelassen.

Wenn seine Landsleute ihn für intakt halten, in ihm einen echten und rechten Mehrer des Reiches sehen und den zielbewußten Apostel von „Greater Britain": wer giebt uns das Recht, England zu schulmeistern?

Die armen Buren! Sicherlich! Wer kann ihnen seine Achtung, seine Bewunderung versagen? — Die armen Polen! Wenn wir der Polenwirtschaft ein Ende bereiteten, so darf England auch der Burenwirtschaft ein Ende zu machen suchen. Diese kann doch nicht vor dem kapitalhungrigen Albion bestehen, und schließlich ist und bleibt England ein wichtigerer Kulturträger als eine oder zwei Bauernrepubliken, die das Glück oder Unglück haben, ein ungeheures Kapital zu bergen.

Wußte der Erblasser nicht, wie in Deutschland die Stimmung gegen die Firma Rhodes-Chamberlain war? Unzweifelhaft, aber er kannte auch die persönliche Auffassung des Kaisers; ihm vermachte er das Geld über

Digitized by Google

die Köpfe der entrüsteten Deutschen hinweg, ihm ganz persönlich; und der Kaiser hatte zwar das Telegramm an Krüger geschickt, aber er hatte Roberts ausgezeichnet, Krüger nicht empfangen; der Kaiser mag über Chamberlain und Genossen noch so schlecht denken, aber er hat sich wohl gehütet, mit der Form der englisch-afrikanischen Politik auch diese selbst zu verurteilen und den bestehenden Riß zu vertiefen und dadurch ernstere Verwickelungen vorzubereiten.

Der Kaiser könnte die Schenkung annehmen, ohne sich oder uns etwas zu vergeben; es wäre eben auch von seiner Seite ein rein persönlicher Akt.

Und trotzdem würden wir mit den Alldeutschen es aufs tiefste beklagen, wenn die Annahme erfolgte. Denn wir haben mit der herrschenden Erbitterung gegen England zu rechnen; mag sie noch so grundlos sein, sie ist vorhanden. So lange die beiden Nationen — glücklicherweise nur mit Gänsekielen und scharf geschliffenen Redeschwertern — auf einander losschlagen, empfiehlt es sich, auf das Geschenk zu verzichten.

Die deutschen Stipendiaten würden in Oxford mit einem Stigma behaftet sein; ihr Aufenthalt in Oxford setzt sie der Gefahr aus, zur Zielscheibe von unliebsamen Angriffen der verschiedensten, vielleicht handgreiflicher Art zu dienen. Sollen sie etwa den Schläger ziehen, „aufbrummen", revocieren und deprecieren lassen, vielleicht einen Privatkursus im Boxen nehmen, um John Bull mit seinen eigenen Waffen zu schlagen? Daran denkt sicherlich kein deutscher Student von der Art, wie sie nach Oxford gehen würden. Sie werden sehr zurückhaltend und bescheiden sein, zweifellos. Aber sie werden ebenso zweifellos keinen Anschluß, kein Entgegenkommen, überhaupt nichts von dem finden, weswegen sie gerade nach dem neuen Mekka pilgern sollen. Alma mater wird ein verschleiertes Bild sein, und sie können den Schleier nicht lüften. Das Charakteristische in der Erziehung englischer „gentlemen" werden sie ahnen, aber nicht erproben. Die Bodleyana wird ihnen geöffnet werden, die geringe Zahl öffentlicher Vorlesungen in unserem Sinne können sie besuchen. Aber in der eigentlichen Universität, den Colleges, werden sie im günstigsten Falle sehr ungern gesehene Gäste sein.

Vielleicht finden sie für all die Zurücksetzung einen Trost in den 5000 Mark p. a. Aber gerade die Höhe dieser Summe hat eine weitere bedenkliche Seite. Wäre sie geringer, so würde der mangelnde Respekt vielleicht der Anerkennung weichen, welche sich unsere Studenten durch ihren Fleiß und ihre Haltung erringen könnten. Kaum ist drüben der Spott über die „poor German princelings" verstummt, welche reiche englische Prinzessinnen von Blut freiten, und siehe, da kommen, so denken die Kommilitonen, fünfzehn arme Schlucker, die Englands Roastbeef lockt, und für die Buol, der Schweizer Wirt, regelmäßige Sendungen von „Lager" beziehen muß. Da werden die „undergrads" ja bald, statt des Cricket bat und des Ruders, Bierseidel und Rapier kennen lernen; und die Schmisse werden die „Dutch" oder „Double-Dutch" auch wohl nicht aus Transvaal bezogen haben. Doch wir brauchen den eingeborenen Musensöhnen keine Bosheiten zu suggerieren. Unsere guten, vielleicht unsere besten

Digitized by Google

Studiosi, ob älter oder jünger, werden sich als Geduldete vorkommen, auf die man mit Fingern zeigt. Und eine Wirkung, die auch nicht zu unterschätzen, wäre, daß auch den Nicht-Stipendiaten der Aufenthalt auf der alma mater unmöglich gemacht würde; man kann doch nicht annehmen, daß sie statt „cap and gown" ein Abzeichen tragen werden, welches ihre Unabhängigkeit von den Rhodesschen Silberlingen erkennen läßt.

Indessen angenommen, sie begnügten sich mit der offiziellen Protektion durch die akademischen Behörden, die sicherlich und leicht zu erreichen wäre: ist denn der Aufenthalt in Oxford, ist das Studium an einer englischen Universität überhaupt das Risiko wert, in diesen fünfzehn Vertretern unsere Nation auf Jahre hinaus der Gefahr einer tiefen Mißachtung auszusetzen! Glaubt man bei uns wirklich, daß die englischen Kommilitonen die Achtung, welche sie den englischen Inhabern von Scholarships und Exhibitions entgegenbringen, auf die Ausländer ausdehnen werden, welche ihre Würdigkeit nur bei uns nachgewiesen haben? Mögen wir daheim sie für die Allerwürdigsten halten, Oxford und Cambridge erkennen kaum die Zeugnisse der anderen englischen, noch die ihrer kolonialen Hochschulen an: das Anrecht auf Respekt wird drüben nicht durch die Anerkennung im Auslande, selbst im Lande der Dichter und Denker, erworben, sondern lediglich durch das innerhalb der englischen Sphäre Geleistete. Selbst ein Max Müller würde mit dem Versuch scheitern, über solchen Stipendiaten die schützende Hand zu halten.

Sieht man nun von der Bodleyana und einzelnen bedeutenden Gelehrten ab, so bleibt unseren Alumnen keine Fakultät, die bedeutend genug wäre, Oxford zum Ziel unserer Scholaren werden zu lassen, wie Oxford es in früheren Zeiten gewesen ist. Auf fast allen Gebieten des Wissens ist der — wenn auch nicht immer ausgesprochene — Refrain der englischen Universitätslehrer: das und das studiert man am besten in Deutschland. Ich will die einzelnen Fakultäten nicht durchgehen. Die wohl dem Wunsche eines weltverlassenen Landpastors entsprungene Meinung, daß die fünfzehn Stipendien für arme Theologen bestimmt seien, ist doch gar zu kindlich. Die englische Theologie erhebt selbst nicht den Anspruch auf universelle Bedeutung; wenn aber überhaupt, dann wird sie wie alle Wissenschaft in den Colleges gepflegt. Keble College lehrt das lauterste Staatskirchentum mit seiner Hinneigung zu Rom, das College für Dissenters hat noch keinen Theologen aufzuweisen, der einem Harnack die Schuhriemen zu lösen unternehmen dürfte.

Man vergesse nicht, daß englische Studenten unseren Primanern entsprechen, und daß die Mehrzahl, besonders der Oxforder Jünglinge, sich mit der Erreichung dessen begnügt, was wir im Abiturientenexamen etwa „notdürftig bestanden" nennen würden. Der Verkehr mit den wirklichen Gelehrten aber ist ausgeschlossen, erst recht aber auch die Möglichkeit, den durch schulmäßige Kenntnisse oder wissenschaftlichen Sinn nicht gedrückten Kommilitonen zu imponieren, vielleicht gar deutsche Gründlichkeit und Wissensdrang über den Kanal zu tragen, falls dieses die versteckte Absicht des Millionärs gewesen sein sollte.

Digitized by Google

Wenn aber keine Theologen, dann doch Neuphilologen! — Erst recht nicht! Denn was die in England lernen sollen, ist nicht Wissenschaft oder wissenschaftliche Methode; die sollen nicht nur die lebende Sprache kennen lernen, sondern auch englische Verhältnisse, sie sollen sich gerade das aneignen, was ihnen die Ausrüstung mit dem großen Wechsel unmöglich macht.

Skandinavien, England, Frankreich und Amerika schicken seit einer Reihe von Jahren Studenten und Lehrer zu uns mit staatlichen oder privaten Stipendien; sie sind uns willkommen, wenn sie auch mit ihrem Hospiti-Eifer oft lästig geworden sind. Auch in Deutschland hat man angefangen, staatliche und städtische Reisestipendien für England und Frankreich einzurichten. Aber daß wir mit englischem Gelde in England studieren sollen: der Gedanke ist verwünscht gescheit! Und wenn dennoch unser Reichsoberhaupt sich zur Annahme des Danaergeschenkes entschlösse, würden unsere Finanzminister nicht einen neuen Vorwand haben, die immer lauter werdenden Forderungen der Neuphilologen durch den Hinweis auf Cecil Rhodes zu parieren?

Und wie wird die Situation sein, wenn der Kaiser sagt: „very much obliged, indeed, but I think I had better not"? Gründe brauchen ja nicht angegeben zu werden, aber man würde es drüben schon verstehen, und das selbstbewußte Albion würde in der denkbar deutlichsten Form den Beweis erhalten, daß wir unsere Würde auch in kleinen Dingen zu wahren wissen und daß wir nicht gesonnen sind, der englischen Wissenschaft jahraus, jahrein durch fünfzehn Wissensdurstige zu huldigen.

Genug. Die Schenkung ist, ziffernmäßig betrachtet, riesig; sie ist unglaublich „pover", wenn man die Motive der Schenkung betrachtet; sie kann im günstigsten Falle für fünfzehn Individuen angenehm und nützlich sein. Was man sich sonst davon verspricht, ist absurd; was aber an moralischem Minus für uns daraus entspringen kann, ist, von jedem Standpunkt aus betrachtet, sehr bedenklich.

Hamburg — Professor G. Wendt

Laboremus

Drama in 3 Akten von Björnstjerne Björnson

Der Titel des Schauspieles wird gewiß viele irreleiten: Laboremus klingt wie eine lange Fanfare. Ein soziales Drama hätte man wohl mit größtem Recht erwarten können, eine Hymne auf die Segnungen der Arbeit, ein Sammelsignal zu wirksamem öffentlichen Leben unter der Fahne des Fortschrittes. Aber nichts von alledem. Es ist eine dramatische Phantasie über das Thema Liebe und Glück — und die Fragen, die behandelt werden, sind von rein psychologischer, moralischer und ästhetischer Art.

Der erste Akt ist ein vollendetes Meisterwerk: nie zuvor hat Björnson einen schöneren, dramatischeren Auftritt geschrieben. Obwohl der ganze Akt nur aus einer einzigen Unterhaltung zwischen zwei Personen besteht, enthält er — wohl nur

Digitized by Google

durch eine leise zitternde Unruhe an seiner Oberfläche — alle die Keime zu Konflikten, die sich später entwickeln sollen. Höher ist die Kunst des Dialogs wohl noch niemals in der Litteratur gediehen.

Lydia, die große Sünderin, begegnet hier zum ersten Mal nach der Hochzeitsnacht dem Manne, der, indem er sich mit ihr verheiratete, sie hochgehoben und gerettet und ihr Frieden geschenkt hat. Sie kehrt von ihrem Morgenspaziergang in der fremden Stadt heim, mit einem Hauch der frischen Luft, bewegt, demütig, mit ihren warmen Augen.

Wie glücklich sie ist! Mit einer Stimme, die die Glückseligkeit dämpft, erzählt sie von ihrer schönen Wanderung, von alledem, was sie gesehen und gefühlt hat — und jeden Augenblick betauen sich ihre Augen. Dann steht sie still. — sie kann fast nicht mehr sprechen. Sie muß hin zu ihm, der still, wehmütig-zärtlich dasitzt und sie mit seinem Blicke verfolgt. Dann folgen Wellen von Liebe und Dankbarkeit und banger Zärtlichkeit, während er ihr lächelnd über das Haar streicht. Und eine unaufhaltsame Bewegung: wieder fort von ihm — und sie streckt die Arme in die Luft aus, stumm vor Verwunderung. Und da sind Versicherungen und Versprechungen und Fragen, die er bekräftigen soll, und Wiederholungen von tausend Plänen und Wünschen. Und mitten in alledem: „Als Kind spielte ich Versteck in einem Thal im Walde. Ich bildete mir ein, daß ich es kenne und es besäße. Die Sonne und ich. Das Thal schenke ich Dir! Nein, setz Dich hin! Ja, Du sollst Dich wieder hinsetzen!“ — Und abermals ist sie weit weg in Phantasieen über Musik — und dann plötzlich: „Ich las neulich von einem Rosenbusch, der zu einem Kranken ins Fenster hineinsah. Freilich bist Du nicht krank, und ich bin wahrlich kein Rosenbusch — — So sollst Du mich haben — — Aber Du bist müde und still? Weshalb?“

Und dann in schnellen, scheuen Sätzen, — in Sätzen, die in Angst zittern und einander gleichsam mit aufgerissenen Augen anstarren — in Sätzen, die nur aus Rufen bestehen und schließlich zu Starrheit und fürchterlichem Schweigen werden: die Angst des alten Mannes vor dem Traum von seiner getöteten Gattin, Lydias aufgescheuchte Gewissensbisse, beider hastige Flucht und der Trotz gegen die Erinnerungen — schließlich der Zusammensturz: der hoffnungslose Schiffbruch ihres Friedens, ihres Glückes. Nichts ist gesagt, und nichts wird gesagt — aber mit schaudernder Angst ahnt der Leser alles, versteht er alles, sieht er alles voraus, was kommen soll.

Welch ein wunderbares Meisterwerk, dieser Akt! Ein tiefer Liebreiz, eine unbeschreibliche, stimmungsbewegte Schönheit ruht hier über Lydias Gestalt — und das bekümmerte Antlitz des alten Ehemannes tritt in demselben leuchtenden Grundriß vor. Der ganze Auftritt hat das Gepräge der großen und freien Anschaulichkeit, wie sie nur die größten Dichter in ihren glücklichsten Momenten zu geben vermögen.

Im zweiten Akt ist die poetische Anschaulichkeit geringer: die Ideen des Stückes fangen an, sich zu rühren. Wisby erhält jetzt durch eine Unterhaltung mit seinem Freund Dr. Kamm völlige Klarheit über die Natur seiner Frau und ihr Leben, ehe er sie kennen lernte: ihre rücksichtslosen Verführungskünste den Männern gegenüber, ihr abenteuerliches Leben mit ihren Liebhabern und namentlich ihr großes Verbrechen: mit ihrer Musik, mit ihren Augen, mit ihrem Willen tötete sie seine kranke Frau, um selber deren Platz einnehmen zu können. Während er von

Digitized by Google

all diesem betäubt dasteht, kommt Lydia herzu, und sie treibt ihn jetzt zum Wahnsinn mit der Anklage: Du versprachst mir, daß wir das Leben von neuem beginnen wollten, und gleich am ersten Morgen nach der Hochzeit brachst Du Dein Versprechen, indem Du von der Vergangenheit sprachst. Du verkennst mich. Du sollst gehen. Er geht, und Lydia trifft mit ihrem Liebhaber zusammen.

Man fragt unwillkürlich: Wie kann so etwas geschehen? Wie kann Wisby hier vollständig aus dem Konflikt heraustreten, während er nach wie vor mit Lydia zusammenwohnt und ihr Verhältnis zu ihm durchaus nicht geklärt hat? Und wie ist es möglich, daß Lydia auf so freie und intime Weise mit dem Liebhaber verkehren kann, wenn der Gatte in dem Zimmer nebenan im Hotel wohnt?

Aber dergleichen ist Naturalismus und insofern nebensächlich. Die Hauptsache ist, daß der Dichter den Gatten nicht mehr nötig hat: das Stück gehört von nun Lydia und Langfred.

In ihrer ersten Liebesbegegnung ist alles Unruhe und Sehnsucht. Er hat ein Rondo komponiert, das sie spielt, gemeinsam aber wollen sie eine Oper ausarbeiten: „Undine". Was aber ist die Undine? Für ihn ist es nur etwas Unbestimmtes, Bloßes — ein Verlangen nach höheren Regionen. Es ist das Meer: das Meer, das ans Land drängt, die Unruhe, die das Feste umgiebt. „Wie schwermütig muß nicht das Meer in der Unendlichkeit aussehen! Welch eine Sehnsucht! Das Land kann es nicht erschüttern, den Himmel kann es nicht erreichen! —" Oder es ist die Musik selber: „die Musik, die das Leben umgiebt, wie das Meer das Land. Das, was auf Abenteuer davon ausgeht. Das, was sich nicht halten läßt. Nicht einholen läßt. Aber auch niemals Ruhe findet". So ist die Undine: „Sie streckt die Hände zum Himmel empor nach mehr. Spiegelt den Himmel, hat ihn aber nicht. Sie umschlingt und flieht zugleich. Sie verlangt und weicht". Das ist die Undine.

Wo aber ist sie? Wer ist sie?

Lydia weiß es: sie ist die Undine. Aber voller Angst fragt sie ihn: „Bin ich denn nichts weiter? Liebst Du mich nur in Deiner Musik? Bin ich ein Operntext für Dich? Ein Inspirationsthema?" — „Und wenn dem so wäre?" antwortet er verwundert. „Aber ich — ich liebe Dich!" ruft sie aus. Er versteht es, er fühlt wie sie. Aber seine Liebe tötet seine Arbeit: „Wenn ich fern von Dir bin, löst sich alles in Sehnsucht nach Dir auf. Und wenn ich bei Dir bin" — sie schlingt die Arme um seinen Hals: „Ihr Künstler, Maler mit Euren Zeichnungen und Farben, Ihr Bildhauer mit Euren Linien und Formen, Ihr Musiker mit Eurem Klang und Euren Tönen — das alles ist ja nur Garderobe! Ein Teil von uns selber — d. h., wenn wir es anhaben! Und wir selber, Du? Wir selber?" Er küßt sie, und sie zieht ihn mit sich.

Diese Auseinandersetzung ist ja — vom psychologischen Standpunkt aus — ewige Wahrheit. Im Konflikt zwischen der Liebe und der Kunst werden die Männer immer hauptsächlich zur Kunst hinneigen, die Frauen zur Liebe. Ibsen hat in „Wenn wir Tote erwachen" die Frage gerade so weit geführt, weiter kommt er aber nicht: abstrakt und phantastisch, wie er ist, hebt er bei diesem Punkt sein Thema zu einer Art übernatürlicher Apotheose empor, in der sich seine Gestalten freilich gerade halten, in Übereinstimmung mit ihrer Natur, wo aber auf der anderen Seite das Problem ins Blaue hinein fortgewirbelt wird. Björnson hingegen, der mit beiden Beinen auf der Erde steht, führt das Problem unverzagt weiter: für ihn ist die Leidenschaft nicht viel mehr als Ästhetik, und als solche

Digitized by Google

unwirkliche Phantasterei, von der man sich zu befreien bemüht sein soll. Ibsen ist die menschliche Natur heilig und unantastbar, wenn sie in der Poesie behandelt werden soll; für Björnson hat sie an und für sich gar keinen Wert: erst wenn sie von seinen moralischen Ideen abgeschliffen und gestärkt ist, erhält sie wahren Wert. Und dies soll nun in dem Schlusse des Stückes geschehen.

Vom künstlerischen Standpunkt aus hat auch dieser Akt große Schönheiten. Der junge Langfred kann steht lebendig und frisch vor mir in seiner unruhigen Sehnsucht, und Lydia hat viel von ihrer Anmut und ihrem Leben bewahrt. Leugnen läßt es sich ja aber nicht, daß ihr abstraktes Ideen-Skelett jetzt schärfer hervorguckt als früher — und durch die Diktion selber, wie geistvoll, wie frisch und bewegt sie auch ist, mehr dazu dienen muß, die Idee des Stückes von verschiedenen Seiten zu beleuchten, als daß sie den Konflikt auf entscheidende Weise weiterführt.

Der dritte Akt ist in dramatischer Hinsicht weit vollkommener. Hier wird das moralische Element des Dramas eingeführt: die norwegische Amerikanerin Borgny, Wisbys Tochter aus der Ehe mit seiner getöteten Gattin. Durch ihre Erzählung von Lydias Unthaten verleiht sie Langfreds Undinen-Phantasieen den Untergrund von Wirklichkeit, der ihnen bisher gefehlt hat. Sie schweben jetzt nicht mehr in der Luft als unbestimmte Sehnsucht, zusammengebraut aus Liebesahnungen und ästhetischen Träumereien — sie zerteilen sich jetzt wie der Nebel vor der Sonne in die beiden großen unvereinbaren Gegensätze, die das Leben beherrschen: in Gut und Böse, Moral und Natur. Um die Undine sammeln sich jetzt in seiner Phantasie der finstere, wild leidenschaftliche Geisterchor der Natur, um ihr Opfer der weisen, starken Mächte der moralischen Welt. Sie kämpfen eine Weile, schließlich stürzt sich die Undine und ihre ganze Welt unter Donner und Brausen zurück ins Meer, wohin sie gehört.

Erst so, erst indem sie die moralischen Werte der Wirklichkeit in sich aufnehmen, gewinnen Poesie und Kunst ihre volle Ausdehnung, lehrt Björnson hier sie schon so oft früher. Er selber fühlt mit Langfred — und seine eigene Dichtung hätte ohnedem ganz sicher nicht die Größe, den Reichtum und die Tiefe erreicht, die sie hat. Andere Dichter dahingegen scheinen ebenso mächtige Werke entfaltet zu haben, obwohl ihre Inspirationen einen ganz andern Ursprung haben. Aber auf alle Fälle: daß Björnson es so empfindet, das fühlen alle.

Nun aber die arme Undine?

Als Langfred Lydia von seiner neuen Auffassung seines Musikstoffes erzählt, begreift sie sofort, daß sie selber schuld an der Veränderung trägt: sie ist wieder die Undine. Langfred ahnt dies ja nicht — er nimmt nur Anstoß an ihrer unwillkürlichen Selbstverteidigung. Was hat sie nur gethan, fragt sie: sie will ja nur aufwärts! Sie strebte nach einer höheren Lebensform. Sie glaubte sie zu erreichen, indem sie die Seele eines Mannes gewann und durch den Teil an dem Leben gewann. Aber sie erreicht es nur durch ein Verbrechen! antwortet Langfred. Sie bricht die höhere Weltenordnung, in die sie hinauf will. Das geht aber nicht: sie muß ins Meer geworfen werden.

Was nützt es, daß Lydia ihre Leidenschaft mit ihrer ganzen brennenden Verzweiflung verteidigt, was nützen ihre Versicherungen, daß sie nur so gehandelt hat, damit ihre Seele erlöst werden könne — was nützen ihre Versprechungen, daß sie ihre Schuld durch ihre unendliche Liebe zu ihm sühnen will? Langfred steht nun

Digitized by Google

schon abgeklärt da als der siegesstrahlende Lanzenträger der moralischen Welt. Das alles ist Traum, antwortet er. Die Wirklichkeit ist, daß Du einer andern Welt angehörst als ich, der dunklen, kalten, ungewissen, verbrecherischen Welt der Natur. Wir Menschen aber wollen reine Luft in den Stuben haben und Wärme — und Frieden. Und schließlich — ich kann mein Gefühl nicht verleugnen.

Diesem letzten Argument weicht die Undine — „mit einem herzzerreißenden Schrei" — und als im selben Augenblick Borgny „als Tochter ihrer Mutter" erscheint, steht ihr Verbrechen leuchtend vor ihr und sie entflieht vernichtet.

Die arme Lydia! Jetzt wird sie vom Dichter verdammt und wieder in die Wildnis hinaus getrieben — nur weil sie ihrer Natur folgte — und obwohl sie sie höher heben wollte. Sie scheint ein besseres Los verdient zu haben.

Aus zwei Gründen.

Zuerst aus einem ästhetischen. Sie ist so schön, so warm, so lebhaft, so menschlich. Björnsons poetische Genialität hat hier — wie so oft zuvor — seinen moralischen Absichten einen Streich gespielt: Lydia ist — gegen den Willen des Dichters — die sympathischste Figur des Stückes geworden, weil sie die poetischste ist. Um sie sammelt sich das unwillkürliche Mitgefühl des Lesers — Langfred wird kalt und grausam in seiner Gerechtigkeit neben ihr. Aber das war ja nicht die Absicht der Dichtung. Ihre Kunst hat ihre Moral besiegt.

Aber da ist ja auch ein logischer Grund, daß man ihr Schicksal ungerecht findet. Björnson hat kaum darüber nachgedacht, ob ihre Sünde für Langfreds Musik notwendig sei. Hätte sie ihr Verbrechen nicht begangen, so wäre seine Kunst auch den moralischen Elementen nicht zugänglich geworden, die nach der eigenen Lehre des Dichters die einzigen sind, die der Kunst Wert verleihen. Wie aber kann er es da verdammen, oder nur ungeschehen wünschen?

Der Grund zu der Inkonsequenz liegt darin, daß Björnson — sowie alle die theoretischen Vorkämpfer der Poesie — die Wirklichkeit mit der Poesie verquicken. Das aber sind und werden immer zweierlei Dinge bleiben, die nur die eine Verbindung miteinander haben, daß die Poesie die Wirklichkeit verklärt. Das Leben hat seine Gesetze, die Kunst hat die ihren. Was das Leben verbietet, kann die Kunst nicht entgelten. Die Aufgabe der Kunst besteht darin, daß sie seine Finsternis beleuchtet und sein Licht durchdringt — und zwar einzig und allein darin.

Bei Björnson personifiziert die Undine diese Verquickung von Leben und Poesie in einer Gestalt. Als Mensch hat sie sich versündigt, folglich sollte sie konsequent auch in der Poesie verdammt werden. Aber als Poesie wird sie nicht verurteilt — im Gegenteil: erst dadurch erhält sie die rechte Tiefe und Bedeutung.

So wirkt auch hier die Poesie des Dramas seiner theoretischen Lehre entgegen. Die menschliche Natur entfaltet sich hier nach den eigenen Gesetzen des Lebens in ihrer ganzen Schönheit und Häßlichkeit, angespornt von dem Dichter Björnson — und die moralische Zwangsjacke, der Pädagoge Björnson, legt sie an, sprengt sie durch eigene Kraft.

Laboremus ist ein tiefes, reiches, gedankenerweckendes Werk, herrlich in seiner Form und so jung und stark in seinem Gefühl, daß es zuweilen mit dem Dichter durchgeht. Björnsons Kampf gegen die Natur im Menschen wird ihm nie gelingen, weil er in sich selber die Ursprünglichkeit und die Fülle der Natur trägt.

Sven Lange

Digitized by Google

Das Maß in unseren Konzert-Programmen

Den Konzert-Programmen hat schon öfter die betrachtende Aufmerksamkeit gegolten. Hier und da ist gezeigt worden, wie seltsam die Mischung des Gebotenen in so manchem guten Konzerte ausschaut, wie das schüchternste Verlangen nach einer gewissen Einheitlichkeit des Eindrucks durch die Verschiedenartigkeit des Einzelnen unbefriedigt und enttäuscht bleibt.

Aber eine andere Unschönheit, auffallend und störend wie jene, entstellt die Erscheinung vieler selbst von unseren besten Konzerten: zu viel wird in ihnen geboten, Überfüllung ist ihr unschönes Kennzeichen. — Kein Zweifel an der Herrlichkeit und Wertigkeit jedes Einzelnen, das da gebracht wird, aber das Maß, das Maßhalten fehlt dem Ganzen. Daß das für nichts Äußerliches gelte, weil es etwas Äußeres betrifft; es kann zu sehr Innerlichem werden! — Wie, sollten gute Dirigenten und ausübende Künstler — denn nur von guten Konzerten rede ich — nicht mit richtigem Takte wissen, wo sie die Grenzpfähle an ihr Programm zu setzen haben, wieviel sie bieten sollen und dürfen? Nun, Dirigent und Künstler sind an diesem Übel sicherlich am allerwenigsten schuld; bewußt oder unbewußt, und gewiß fast immer unbewußt, richten sie sich nach ihrem Publikum und nach dem konventionellen Brauch, der nun einmal ein mächtiger Herrscher auf Erden ist. Und dieser Brauch, die Tradition, fordert eine gewisse Fülle und Menge der Darbietungen — eine Überfülle und Unmenge. „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen", das ist wohl der Grundsatz, der die langen Konzert-Programme hat fordern und erstehen lassen. Ein schlechter Grundsatz! Im besondern so ziemlich der schlechteste, der in der Gestaltung eines Konzert-Programmes kann befolgt werden. Einem Kunstbanausen von Theaterdirektor hat Goethe den Satz in den Mund gelegt, und wirklich, es ist ein herrlicher Satz für Kunstbanausen.

Nicht leicht wird der Eindruck des Allzuvielen in unseren Konzert-Programmen, wie er aus der Erfahrung des Konzertsaales gewonnen wurde, mehr befestigt und stärker wieder wachgerufen, als wenn man einmal eine größere Anzahl von Programmen durchsieht und beachtet. Von vielen Programmen selbstgehörter und auch anderer Konzerte habe ich eine kleine Anzahl hierhergestellt; es wird bald zu erkennen sein, daß diese nicht Ausnahmen darstellen, sondern Typen; man könnte ihre Zahl beliebig vermehren. — Ein großes Konzert in einer Provinzialhauptstadt mit regem Musikleben weist folgendes Programm auf:

I.	Chor mit Sopransolo a. d. Deutsch-Requiem .	Brahms.
II.	Arie für Baß aus „Paulus"	Mendelssohn.
III.	Cavatine für Tenor aus „Paulus"	Mendelssohn.
IV.	Arie für Alt aus der Matthäus-Passion mit Violin-Solo	J. S. Bach.
V.	Vorspiel zu „Tristan und Isolde"	R. Wagner.

Fünf größere, und wahrlich, edle und tiefe musikalische Gaben! Nun

Digitized by Google

könnte wohl der Hörer volle Befriedigung und Erfüllung gefunden haben, und das Konzert sollte am Ende sein. Aber nein, es kommt noch etwas, nichts Geringeres als Beethovens neunte Symphonie. — Alle Wetter! — Ich fürchte sehr, daß da mancher selbst musikalisch stark Geschulte übermüdet und abgespannt den Saal verlassen hat; daß die Weihe der Freude aus dem letzten Satze nicht mehr seinen müden Sinn hat erfreuen und weihen können, sondern ein unterdrücktes Gähnen, das um Mund und Kinn sich krampft, die Sehnsucht nach dem Bette verriet. Die arme neunte Symphonie, die so um ihre Wirkung kam, das arme Publikum, das so um die neunte Symphonie gebracht ward!

Ein anderes Konzert in derselben Stadt, unter Mitwirkung dreier Berliner Künstler, bringt folgendes: zwei Trios (Geige, Cello, Klavier), eins von Beethoven, das andere von Scharwenka; außerdem noch drei kürzere Cello-Soli, vier kleinere Klavier- und zwei Geige-Piecen. — Zu viel, zu viel! Aber auch manches unserer ersten Konzerte an den musikalischen Mittelpunkten zeigt den Mangel der Überfülle. An einem Beethoven-Abend der Königlichen Kapelle im Berliner Opernhaus kommt zur Ausführung:

1. Ouverture „Egmont".
2. VIII. Symphonie.

---

3. Arie: „Ah perfido!"
4. Ouverture „Leonore" 3.
5. VII. Symphonie.

Es ist möglich, daß einige dauernd geschulte musikalische Fachleute solchem Programm bis zum Schluß mit offener, verlangender Seele folgen können; vielleicht, vielleicht auch nicht. Nimmermehr aber kann das der gut musikalische Zuhörer, der empfindend und empfänglich ist, ohne gerade Fachmann zu sein, und auf diesen — übrigens kleinen — Teil des Publikums müssen die Ausübenden Bezug nehmen als auf einen zuverlässigen und im besten Sinne maßgebenden Anzeiger und Weiser. Ja, was will und soll denn ein Konzert? Will es eine Speisekarte von Gerichten sein, von denen ich einige essen, andere ablehnen kann, eine Folge von Darbietungen, von denen ich einigen mit allen Sinnen lauschen, anderen vor Ermüdung nur halb und flach zuhören oder sie ganz verschlafen soll? Oder soll das Konzert nicht vielmehr während seiner ganzen Dauer den Hörer in dem Bannkreis erhobener und erhabener Stimmung erhalten und ihn auf dem Punkte entlassen, wo seine Seele am stärksten oder überhaupt noch in jenen Schwingungen schwingt, die alle echte Kunst in uns hervorruft! Dann kann es aber die ellenlangen Programme nicht geben, denn so lange hält keine seelische Erhebung an. — Es ist eine so naive Vorstellung, zu glauben, daß künstlerische Genüsse, aneinander gereiht, sich wie Zahlen addieren; die Grenze ist sehr bald erreicht, von der ab sie sich subtrahieren. Die Dinge der Kunst sind eben kein Rechenexempel.

Noch möchte ich als Beispiel des Übermaßes ein Programm der musikalischen Akademie von einem Münchener Odeon-Konzert anführen:

Digitized by Google

1. Sinfonie G-dur . . . . . Haydn.
2. Konzert für Violoncello . . . Saint-Saëns.
3. Suite für Orchester Peer-Gynt. Grieg.
4. Vier Gesänge . . . . . Grieg.
5. Zwei Stücke für Violoncello
   a) Sonate . . . . . Boccherini.
   b) Konzert-Etude . . . . . Popper.
6. Ouverture „Leonore" 1. . . Beethoven.

Man bewerte hierbei nur, daß die ersten drei Piecen des Programmes größere mehrsätzige Werke sind, die Peer-Gynt-Suite noch obendrein nach der direkten Angabe des Programmes damals daselbst zum ersten Male gebracht wurde.

Ohne die geringste Mühe könnte man die Beispiele überladener Programme nach Belieben häufen; sie bieten sich massenhaft und ohne Suchen dar.

Nur noch für's Streichquartett möchte ich auf das Maß der Darbietungen eingehen; hier ist, glaube ich, das Exempel am reinsten zu lösen. Unsere großen ausübenden Meister des Streichquartetts haben die schöne und vornehme Gewohnheit, den ganzen Konzertabend unter das Zeichen dieser Kunstgattung zu stellen: man kommt denn auch nicht leicht aus einem anderen Konzerte mit einem so einheitlichen, harmonischen Eindruck nach Hause, wie von dem Streichquartett-Abend. Nicht ganz so glücklich steht es aber hie und da auch bei diesen Konzerten um das schöne Maß des Gebotenen. Zwar so grobe Maßüberschreitungen, wie die früher angeführten, kommen hier nicht vor; eine obere Grenze hat sich herausgebildet: mehr als drei Quartette werden nirgends zu Gehör gebracht; — allerdings auch nicht weniger, die Dreiheit ist hier Typus. Aber diese Dreiheit kann ebensowohl ein edles, wie ein überhäuftes Maß sein; das ist von der Natur der Quartette abhängig, von ihrer größeren oder geringeren Ausdehnung, von ihrer schwereren oder leichteren Faßlichkeit. Gerade bis an die Grenze des Maßvollen, aber doch nicht über sie hinaus, scheint mir da zum Beispiel ein Programm des Münchener Walter-Quartetts zu gehen, mit folgenden Darbietungen:

v. Dittersdorf . . Quartett in A-dur
Beethoven . . . „ „ Es-dur
Haydn . . . . „ „ G-dur

Hier haben wir ein großes Beethoven-Quartett, aber die beiden anderen sind von der leichter faßlicheren Natur, wie sie auch rein äußerlich viel kürzer sind. — Doch ein Joachim-Quartett-Abend in der Berliner Sing-Akademie brachte drei Beethoven-Quartette: A-dur, F-Moll, Cis-Moll; die beiden letzteren gehören zu den sogenannten „großen", den umfangreichen und im Verständnis des Gehalts durchaus schwierigen. Man verzeihe meiner armen Seele, die — wie nur eine — in Bewunderung zu diesen Meistern des Quartettspiels aufschaut, wenn ich glaube, daß da zu viel gebracht ward, daß die Zuhörer mit zwei Quartetts dieses Kalibers hätten sehr zufrieden sein müssen, daß ein drittes künstlerisch vom Übel war.

Digitized by Google

Sehr schön und geradezu vorbildlich löst das folgende Programm der Herren Kruse, Markees, Müller, Dechert die Schwierigkeit, mit der traditionellen Dreiheit in den Grenzen eines edlen Maßes zu bleiben. Sie spielten:

I. Cis-moll-Quartett . . . . . Beethoven.
II. Variationen aus dem Kaiser Franz-Quartett. Haydn.
Serenade . . . . . Haydn.
III. A-moll-Quartett . . . . . Schumann.

Das Anfangs-, wie das Endquartett sind umfangreiche, schwierige Werke; noch ein drittes, und sei es auch leichtes Quartett hätte ein deutliches Übermaß geschaffen; und so war es durchaus richtig, nur noch zwei kürzere, leichte Einzelsätze zu bringen; vielleicht hätte es sogar schon einer gethan. — Wir haben gar nicht wenig solcher einzelner Quartettsätze, die sehr wohl für sich allein, außerhalb ihres Zusammenhanges, gehört werden können; das sind namentlich manche Andante-Sätze, ich denke z. B. neben den eben genannten Variationen und der Serenade an das prachtvolle Thema con Variazioni aus dem Beethovenschen A-dur-Quartett, oder an Schuberts Variationen „Tod und Mädchen"; Quartett D-Moll. Zwei Vollquartette mittlerer Schwere und ein solcher Einzelsatz, das wäre wohl ein rechtes Maß der Darbietungen.

Für eine weise Ökonomie des Gebotenen ist es übrigens auch nicht gleichgiltig, wie man die gewählten Werke, in unserem Falle die Quartette, anordnet: in welcher Reihenfolge man spielt. Ich gedenke eines Konzerts des böhmischen Streichquartetts, dessen Eindruck mir als besonders harmonisch im Gedächtnis geblieben ist. Gespielt wurde:

Beethoven . . . . . F-dur, Op. 59.
Dvorak . . . . . Es-dur.
Haydn . . . . . Lerchenquartett.

Diesen vollbefriedigenden Eindruck hervorzurufen, waren herrlichster Vortrag und eine edle Auswahl des Gespielten vereint; ganz sicher mitbeteiligt aber an solchem Erfolge war die künstlerische Ökonomie dieses Programmes. Zwar sind es drei volle Quartette, ein großes, ein mittleres, ein kleines; aber hier ist es vor allem die Anordnung, die der Ermüdung der Aufnahmefähigkeit erfolgreich vorbaut: dem noch völlig unermüdeten Sinn wird — in richtiger Würdigung — das schwere Beethoven-Werk angeboten. Dann ist, mit Dvorak, eine ganz andere Bahn eingeschlagen: die ausgesprochen nationale Musik eines fremden Volkes. Diese Abwechslung spannt den Hörer auf's neue kräftig an; zuletzt kommt der Haydn: das Lerchenquartett nimmt die schon ermüdete Seele auf seine herrlichen, leichten Flügel und trägt sie freundlich in das Land ewig heiterer Schönheit. — Eins glaube ich aus der Wirkung jenes Böhmen-Konzertes schließen zu können: die häufige Anschauung, ein Haydn-Quartett am Ende müßte gegen den Beethoven oder Schubert oder Schumann vor ihm sichtlich abfallen, ist eitel Legende. Man suche nur aus Haydns neunundachtzig Streichquartetten die fünfzehn oder zwanzig besten heraus; die werden nach jedem

Digitized by Google

anderen großen Quartett mit Ehren bestehen; man hat dann den Vorteil, an den Schluß des Konzerts, der gesunkenen Aufnahmefähigkeit entsprechend, ein leichtes und doch wunderschönes Werk zu stellen.

Mit welchen Mitteln nun jeweils das Ziel erreicht wird, ob durch Beschränkung der Zahl der Piecen, durch Auswahl kürzerer, durch künstlerisch verständige Reihenfolge: jeder, der ein Musikprogramm aufstellt, muß auf ein edles Maß halten, daß der Kunst Hoheit und Macht nicht in der Überfülle ertränkt wird. Mancher Programm-Ordner sage sich dann selbst, was Hamlet den Schauspielern rät:

„Geht mit Euerm Barte zum Barbier".

Posen Georg Brandt

Zur Umfrage: Richter oder Psychiater*

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ich habe mit großem Interesse Ihren Fall von Gotha gelesen und trete Ihnen in fast allen Punkten bei. Bezüglich Ihrer aufgeworfenen Frage, mit der ich mich auch speziell seiner Zeit beschäftigt habe und die ich demnächst vielleicht wieder aufnehmen werde, sei Ihnen kurz folgendes mitgeteilt.

A priori wäre es wünschenswert, daß in jeder Klagesache, auch bei Bagatellen, der Angeklagte auf seine Zurechnungsfähigkeit hin geprüft werde, um so schon hier einer Menge von Ungerechtigkeiten vorzubeugen. Es ist ja klar, daß auch das kleinste Delikt irgendwie krankhaft motiviert sein etc. und so eine ungerechte Strafe verhängt werden kann. Da ein solches Verfahren aber viel zu kostspielig wäre und die Zahl der Sachverständigen eine zu geringe, so ist dieser Weg unbeschreitbar. Wir müssen daher nun verlangen, daß der Richter überall da, wo auch nur der geringste Zweifel an der geistigen Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten entsteht, sofort eine Expertise eintreten läßt. Das setzt freilich voraus, daß der Richter soweit psychologisch, psychiatrisch und kriminalanthropologisch vorgebildet sei, daß er schon leise Zweifel in sich aufkeimen läßt, wo der gewöhnliche Richter noch durchaus blind ist für die realen Verhältnisse. Diese absolut nötige Vorbildung der Richter wird leider aber noch lange ein pium desiderium sein und bleiben! Auf alle Fälle soll jedoch überall da, wo eine größere Strafe bevorsteht, von Staats wegen eine Expertise stattfinden. Da nun Experte und Experte ein Unterschied ist, so sollen die Psychiater des Landes dem Ministerium alljährlich eine Zahl passender Experten vorschlagen, die auf eine Liste kommen, aus der dann der Richter wählen kann. Ein Unsinn ist es, wenn er seinen guten Menschenverstand höher als das Wissen der Experten anschlägt. Er soll sich bemühen, in den dar-

* Vergleiche Heft 33.

Digitized by Google

gelegten Thatbestand einzudringen; wo es ihm aber kraft mangelnder Kenntnisse nicht möglich ist, so hat er nur ruhig dem Gutachten der Experten beizutreten, eventuell noch einen und mehrere in gleicher Sache abzuhören. Diese Grenzfälle werden übrigens um so seltener werden, je mehr psychologisch und psychiatrisch der Richter vorgebildet ist. Natürlich hat auch der Kläger das Recht, einen Experten zu verlangen. Wo nun Experte gegen Experte steht — in den schwarzen Grenzfällen geistiger Gesundheit und Krankheit ist dies ja nur zu leicht möglich und durchaus kein Vorwurf —, da hat man ein Obergutachten von einem Medizinalkollegium (erstattet hier nur von einem einzigen Psychiater, dem die anderen Mitglieder des Kollegs meist ohne weiteres beitreten) oder ein solches von mehreren hervorragenden Psychiatern zu verlangen. Letzteren Weg halte ich für den richtigeren, da im allgemeinen vier Gehirne tüchtiger Ärzte wahrscheinlich eher das Richtige treffen werden als ein einziges. Sollte in einer Sache aber ja sogar Parteileidenschaft und Politik mit hereinzuspielen drohen, so wäre auch die Abhörung einer und mehrerer ausländischer, also völlig neutraler, Kapazitäten zu veranlassen. Freilich ist dieser ganze Weg lang und sehr kostspielig, daher nur für wenige Fälle anwendbar. Für die meisten Fälle wird ein tüchtiger Sachverständiger völlig genügen.

Hochachtungsvoll

Hubertusburg Medizinalrat Dr. G. Näcke

Industrie-Fragen

Über die Frage unserer industriellen Erholung gehen jetzt die Meinungen auseinander, d. h. es giebt heute Besucher und Besichtiger unserer wichtigsten Hüttensowie Fabrikations-Bezirke, welche auf den äußeren Anschein hin zu urteilen belieben und sich bei der gegenwärtigen, immerhin größeren Lebhaftigkeit des Stillstandes vom vorigen Jahre erinnern. Leicht ist das Anstellen solcher Vergleiche für das Laienauge keineswegs, denn wenn in großen Etablissements in irgend einer Abteilung so wenige Arbeiter thätig sind, wie dies in normalen Zeiten nur nach Feierabend der Fall zu sein pflegt, so ist dies doch nur von solchen Leuten zu übersehen, deren Gang durch zahlreiche Fabriken eben auch bei normalen Konjunkturen stattfindet. Ebenso kann ja der Fernstehende unmöglich wissen, mit welchen Opfern eine plötzliche Belebung der Fabrikation, respektive das Zurückgewinnen eines gewissen Beschäftigungsgrades, bezahlt wird. Um schlechte Preise durch eine vergrößerte Herstellung oder Erzeugung auch nur einigermaßen auszugleichen, bedarf es nicht allein einer veränderten Geschäftspolitik, sondern vor allem auch der günstigen Gelegenheit. Es müssen sich doch große Käufer erst eingefunden haben, welche selbst nur zu billigen Bedingungen sehr große Warenmengen abzunehmen gedenken. Diese Beispiele von äußerlich irreführenden Bildern ließen sich noch recht zahlreich durchführen, um zu beweisen, in welcher verkehrten Situation sich jetzt die verschiedensten Berichterstatter befinden. Da werden von Redakteuren und Journa-

Digitized by Google

listen einfach Reisen in Industriebezirke gemacht, wie man mit ähnlicher Sicherheit Korrespondenten nur zu Kriminalprozessen, d. h. zu in ihrer Art greifbaren Thatsachen, entsendet. Im Handel und Gewerbe aber herrscht noch, ganz abgesehen von den inneren Vorbedingungen einer gedeihlichen Wiederentwickelung, zugleich eine derartige Vielseitigkeit, daß überhaupt von einem einzigen Standpunkte aus kaum anders als ein oberflächliches Urteil abgegeben werden kann.

Wer unsere Tagespresse genau verfolgt, wird deren regelmäßige Berichterstattung fast ganz und gar auf die Märkte für Kohle, Roheisen und Roheisenfabrikate inkl. Maschinen gelenkt sehen, ohne daß dabei an die ebenbürtige Hälfte der deutschen Industrie, an die Textilbranche, gedacht wird. Beide Gebiete laufen durchaus nicht immer hinsichtlich des up und down parallel. Allein da das Aktienwesen, wenigstens dasjenige des Kurszettels, in überwiegender Weise vom Eisen handelt, so glaubt man schon das Wohl und Wehe des deutschen Geschäftsganges mit der ersteren Hälfte abkonterfeit zu haben. Thatsache ist, daß aber auch unsere Eisenmärkte durchaus keine einheitliche Physiognomie haben, so daß die Grundunwissenheit fast aller Tagesberichte in dem Umstande liegt, von den großen Unternehmen auf die kleinen zu schließen. Die schmale Reihe nämlich der sehr ausgedehnten Gesellschaften könnte bei der Größe ihrer Barmittel und der Protektion durch ihre Bank-Institute ein leidliches Aussehen wiedergewonnen haben, während es der großen Menge dieser Fabrikations-Unternehmen noch schlecht geht. Solches scheint auch jetzt noch der Fall zu sein, und es muß daher immer wieder darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Lage dieser Interessengebiete nicht von den wenigen großen Werken, sondern von der Masse der kleineren gekennzeichnet, ja entschieden wird. Es wäre sehr ergötzlich, den Fahrten, richtiger den Irrfahrten, aller möglichen Korrespondenten nachzugehen, die natürlich weder Zeit noch Lust haben, sich in das Netz von Nebenbahnen zu verstricken, anstatt an der Hauptstraße zu bleiben und von dort aus nur die durch die Börse bekannten Punkte zu berühren. Der übliche Lokal-Korrespondent ist dort gewöhnlich ein kleiner Bankier, der mit seinen Kuxen steigt und sinkt und der wohl Gelegenheit hat, seinen Besuch nicht allein mit einem Raisonnement zu bewirten, sondern denselben auch zu irgend einem Werkdirektor zu führen, der gerade eine freie Stunde übrig hat. Daraus setzen sich dann Urteile zusammen, die gedruckt den maßgebenderen Direktoren ganz plausibel erscheinen mögen, jedoch von der eigentlichen Industriewelt mit Befremden gelesen zu werden pflegen.

Man brauchte bei diesem Scheine des eigentlichen Wesens der Industrie gar nicht so lange zu verweilen, wenn nicht jetzt in der öffentlichen Kritik immer wieder rosigen Anschauungen begegnet würde, die durchaus ehrlich gemeint, aber darum doch recht ungründlich sind. Thatsache ist, daß unsere Industrie nichts weniger als bereits erholt ist, und dies sogar im Vergleich zu dem langsam überwundenen Stillstand des Vorjahres. Thatsache ist ferner, daß eine ganze Anzahl von Kartellen und Verkaufs-Vereinigungen nicht mehr zu halten sind, und daß einer unserer wichtigsten Konsumenten von Rohstoffen, die Elektrotechnik, eine Krise von einstweilen noch unabsehbarem Ende durchmacht. Bis zu dem Momente, wo die elektrischen Vollbahnen bei uns auch nur auf einer einzigen großen Schienenstrecke zur Anwendung kommen, ist eine starke Wendung zum Besseren kaum in Aussicht zu nehmen, und es bleibt sicher, daß sich alle Welt die Zahl der Jahre bis zu diesem

Digitized by Google

Umschwung geringer gedacht hat, als es jetzt unabweisbar gewordene Umstände lehren. Nicht einmal die größere Lebhaftigkeit der Fabrikation hat eine maßgebende Bedeutung, da die Konkurrenz womöglich noch schärfer geworden ist, bei dem Wegfall gerade verschiedener ehemals recht bedeutender Fabriken. Zwar wird noch immer die Abhängigkeit unseres Eisenmarktes von der amerikanischen Industrie bei uns hervorgehoben, aber die Ursache hierfür ist nicht recht zu ersehen. Die Hüttenleute der Union siegen oder unterliegen jetzt gar nicht mehr im Zeichen des allgemeinen Bedarfes, sondern unter der Fahne eines kühnen, groß angelegten Bankiers, der vielleicht nicht selbst, aber doch seine Trusts abenteuernd enden sehen dürfte. Mit dieser veränderten und total schwankend gewordenen Grundlage der Eisengewerbe drüben ist unsere Marktlage keinen Augenblick zu vermengen, und selbst der äußerste Fall, die Amerikaner als Verschleuderer ihrer Fabrikate an Europa zu sehen, könnte nur ganz vorübergehend auf uns zurückwirken.

Auch die größere Nachfrage nach Kohle wird leicht als ein günstiges Zeichen unseres Wiederaufschwunges ausgelegt, allein nur die guten Sorten zeigen sich begehrt, weil eben heute jedermann nach der besseren Kohle greift, also nach einer Seite ein Übergewicht auf Kosten der anderen entsteht. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß dieser äußerst charakteristische Zug, der ja auch beim Hausbrand und zwar bis in die kleinen Kreise hinein, hervortritt, keineswegs mit den Preisherabsetzungen zusammenhängt. Indessen wird die betreffende Bevorzugung nur noch lebhafter werden für den Fall, daß man die besseren Sorten relativ so billig bekommt, wie sonst die minderwertigen. Die Lage des Ruhrkohlenmarktes als den bestimmten Ausdruck unserer industriellen Konjunktur anzusehen, ist zwar verlockend, aber falsch, besonders so lange ein mächtiges Syndikat vorhanden ist, das auch ein und zwei Jahre hindurch sich über jede Veränderung unserer Geschäfts-Konjunktur hinwegsetzen kann.

Gleichsam zusammengekoppelt erscheint unsere Industrie in ihren wichtigen Teilen nur mit einem fremden Faktor, und dies ist, wie schon wiederholt hervorgehoben, Transvaal. Das ist der einzige Punkt, von dem auch für uns ein Stoß nach oben möglich ist. Es mag ja nicht übertrieben solide aussehen, daß die Industrie eines großen Landes, also nicht etwa der belgischen, die ja stets für die Fremde arbeiten muß, vom Auslande Luft und Nahrung zu empfangen hat, aber wie überlegene Minister zu Konfliktzeiten das Gold da nehmen, wo sie es finden, so nimmt der überlegene Industrielle auch die — Arbeit, wo er sie findet. Im ganzen bleibt es ja verwundernswert genug, wie bei all den Entlassungen von Arbeitern und auch von Technikern ein eigentlicher Notstand in Deutschland noch nicht eingetreten ist, ja, wie nicht einmal das Vertauschen der höher zu bezahlenden geschulten Hände gegen sogenanntes Proletariat nicht allzu drückend bemerkbar wurde. Immerhin wird es hohe Zeit, daß unsere Betriebe und vor allem auch gewaltig vergrößerten Betriebe einen guten Teil ihrer alten Beschäftigung zurückerhalten. Die Goldindustrie von Südafrika kann dies natürlich allein nicht zuwege bringen, aber sobald die Engländer uns nur einen Teil ihrer neuen Aufträge geben müssen, ganz gleich, ob sie dies mit Liebe oder mit Widerstreben thun, wird schon die Phantasie unserer Großverbraucher, d. h. der Händler, nachkommen. Und es wird wieder bestellt werden, aus Sorge, später weder Aufträge abgenommen zu sehen, noch die gegenwärtig verhältnismäßig niedrigeren Preise dabei nicht einhalten

Digitized by Google

zu können. Der Großkonsument ist allenthalben nicht ein zufällig bedeutendes Werk, das als Massenabnehmer auftritt, sondern diejenige geschäftliche Persönlichkeit, welche eine Unzahl von Aufträgen insofern in sich vereinigt, als man mit ihr wegen der Ware und des Kredites dazu gerne verhandelt. Die Einbildungskraft der Händler ist es, welche heute unserer Industrie fehlt und beim ersten Wiederhervortreten die günstig veränderte Lage anzeigen wird. Ob dies sehr bald geschieht, läßt sich aus den Depeschen über die Verhandlungen in Pretoria noch immer nicht unzweifelhaft ersehen. Allein bis zur englischen Königskrönung ist noch eine längere Frist und es ist möglich, daß bis dahin Vereinbarungen zustande kommen, die wenigstens für einen großen Teil der Buren so viel wie deren Waffenniederlegung bedeuten. Auf diese Weise kann es kommen, daß die Krönung eines englischen Königs zum ersten Male für die deutsche Industrie den neuen Anbruch einer besseren Konjunktur vielleicht bedeutet. Denn es ist bekannt, welchen Wert die Briten darauf legen, jenes Fest zugleich als eine Art Friedensfeier zu begehen. Und sie selbst sind wohl am besten in der Lage, sich durch etwas Nachgiebigkeit das Vertrauen jenes kleinen Heldenvolkes wenigstens einigermaßen zu sichern.

S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Janssen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg

Digitized by Google

Litterarische Anzeigen

Die Zeit

Nationalsoziale Wochenschrift. Herausgeber: Fr. Naumann.
Preis vierteljährlich Mk. 3.—

Inhalt der No. 35:

Politische Notizen: Die Polenfrage. — Die reichsländische Kaiserrede. — Loubet in Rußland. — **Martin Wenck:** Der evangelisch-soziale Kongreß. — **Richard Charmatz:** Österreich-Ungarns auswärtige Politik. — **Carl Fechner:** Der Chemnitzer Lehrertag. — **F. Weinhausen:** Gewerkschaftstagungen. — **Paul Zschorlich:** Berliner Gast- und Festspiele. — **Paul Rohrbach:** Ein Feind unserer Kultur. — Kunst. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Bodenreform. — Büchertisch. — Briefkasten.

Probenummern jederzeit umsonst vom Verlag
Berlin-Schöneberg.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Neuigkeiten Frühjahr 1902.

Putzi. Märchenkomödie in 5 Akten von **Gustav Falke.** Einbandzeichnung von **Arthur Siebelist.** Brosch. Mk. 1.50. Geb. Mk. 2.50.

Fegefeuer. Ein Roman aus den Bergen von **Richard Huldschiner.** Einbandzeichnung von **Arthur Siebelist.** Brosch. Mk. 3.—. Geb. Mk. 4.—.

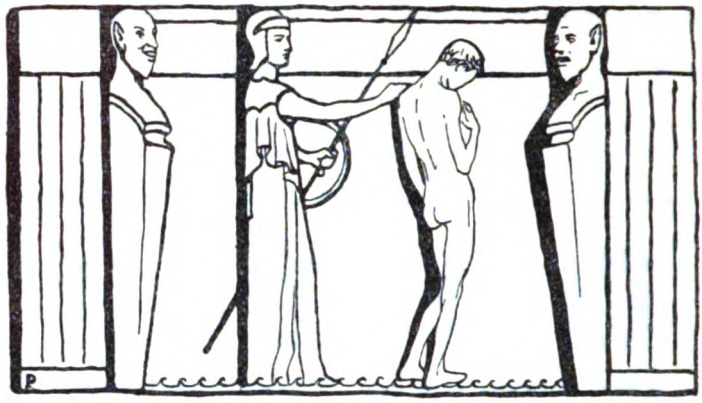
Ringendes Leben. Dichtungen von **Felix von Fuchs-Nordhoff.** Brosch. Mk. 2.—. Geb. Mk. 3.—.

Der Kaiser, die neue Kultur und die deutschen Einzelstaaten.

Von **Gustav Schiefler.** Brosch. 60 Pfennig.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google



PETER MICHEL.

Ein Roman von **Friedrich Huch.**

Brosch. Mk. 4.—. Geb. Mk. 5.—.

Ferd. Avenarius im „Kunstwart“: Heute können wir wieder auf einen neuen Erzähler hinweisen, der ein „Kerl“ ist.

Paul Remer in der „Woche“: **Peter Michel** ist der erste wahrhaft humoristische Roman, den die junge Litteratur uns beschert.

Der „Osten“: In diesem Roman hat das Deutschtum typischen Ausdruck gefunden, ohne Beschönigung, echt, einfach und treu.

Gabriele Reuter im „Tag“: **Peter Michel** ist ein Buch, an welches man nach Wochen und Monaten noch immer mit der gleichen frischen Freude zurückdenkt.

EINSAMKEIT.

Die Geschichte eines reinen Thoren von **Richard Huldschiner.**

Brosch. Mk. 2.—. Geb. Mk. 3.—.

Einsamkeit ist ein seltsam anziehendes, rührendes Buch. Heiße Empfindungen brechen daraus hervor, süße Laute klagender Sehnsucht durchzittern es, und starke Fäden spinnen sich von der Seele des Einsamen zu den hohen Wundern der Gebirgsnatur.

(Breslauer Morgenzeitung).

SCHICKSALE.

Novellen von **Wilhelm Poeck.**

Brosch. Mk. 2.—. Geb. Mk. 3.—.

Ein neuer Name. Aber der ihn trägt, schreitet fest. **Poeck** versteht es wirklich, ein Schicksal in den Rahmen einer kurzen Novelle zu bannen. Vom Geiste Storms hat **Poeck** manchen Hauch verspürt. (Breslauer Morgenzeitung).

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google

Aufruf.

Um die Freiheit aller Weltanschauung grundsätzlich bemüht, hat der Berliner „Giordano Bruno-Bund für einheitliche Weltanschauung" diesen Aufruf verfaßt und eine Reihe von Forschern, Schriftstellern, Künstlern und Verlegern zur Mitunterzeichnung eingeladen.

Im Verlage von Eugen Diederichs in Leipzig erscheinen Leo Tolstojs sämtliche Werke, herausgegeben von Raphael Loewenfeld. Ein Bändchen ist betitelt „Der Sinn des Lebens" und enthält unter anderem auch die „Antwort an den Synod", die Tolstoj auf seine Exkommunikation aus der griechischen Kirche folgen ließ. Geschmäht und angeschuldigt, er habe „in der Verblendung seines hoffärtigen Geistes sich frech erhoben gegen den Herrn und seinen Christ", setzt Tolstoj auseinander, welche Lehren und Gebräuche der griechischen Kirche er in der That für verwerflich halte. Nun hat ein deutscher Leser (ein katholischer Justizrat) diese Schrift bei einer Leipziger Staatsanwaltschaft denunziert, worauf sie von der Behörde konfisziert wurde. Die Beschlagnahme wurde zwar vom Leipziger Amtsgericht nicht bestätigt, indessen vom dortigen Landgericht anerkannt. Überdies ruft nun eine Anklage wegen „Gotteslästerung" und „Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen" Herausgeber und Verleger vor den Richter.

Wir halten es für unsere Pflicht, die öffentliche Kritik auf diesen Fall hinzulenken. Mag man über die Richtigkeit der Gedanken Tolstojs verschieden urteilen, so ist doch der heilige Ernst seines religiösen und sittlichen Suchens über jeden Zweifel erhaben. Wer aus tiefer Überzeugung erklärt, er sehe „allen Sinn des Lebens nur in der Erfüllung von Gottes Willen, wie er in der christlichen Lehre seinen Ausdruck gefunden", kann kein Gotteslästerer sein. Die russische Regierung scheint das auch anzuerkennen; wenigstens ist sie nicht gegen Tolstoj vorgegangen. Ebenso wenig haben die anderen europäischen Kulturstaaten — denn die Schrift wurde in alle Sprachen übersetzt — etwas einzuwenden gehabt. Was aber Tolstoj selbst in Rußland erspart blieb, soll jetzt in Deutschland Übersetzer und Verleger treffen, die, ohne die Möglichkeit einer Verfolgung zu ahnen, den richtigen Gedanken bethätigten: Tolstojs Werke gehören mit Einschluß dieser bedeutsamen Verteidigung seiner Religion entschieden der Weltlitteratur an und dürfen als Quellen idealen Lebens, ja schon als geschichtliche Dokumente dem deutschen Volke nicht vorenthalten bleiben. Was das Vorgehen des Leipziger Staatsanwalts und Landgerichts noch seltsamer macht, ist die Art, wie eine Beschimpfung deutschkirchlicher Einrichtungen konstruiert werden soll. Offenbar hat der § 166 des Reichsstrafgesetzbuches nicht die Mission, die russische Kirche vor kritischen Anfechtungen zu bewahren. Indessen meint die Anklage, was Tolstoj gegen die griechische Kirche vorbringe, passe auch auf Dogmen und Sakramente des deutschen Katholizismus und Protestantismus und stelle folglich eine „mittelbare" Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen und Gebräuche dar.

Dies Vorgehen von Organen eines deutschen Bundesstaates beunruhigt, wenn auch unabsichtlich, unser religiös-sittliches Leben und Forschen. Wenn zwischen den Heilsucher und die Quellen seiner Erkenntnis oder Anregung hindernd starre Polizeigewalt tritt, so müssen die Gewissen sich auflehnen und eifrig darum bemühen, daß die Cirkulation des Ideenblutes im Volkskörper und der geistige Stoffwechsel vor solchen Einschnürungen bewahrt werden. So wünschen wir denn nicht allein, die berufenen Beamten möchten den Leipziger Tolstoj-Fall in unserem Sinne beilegen; die Art suchen wir auf jene Wurzel zu lenken, der immer neue Übel derselben Art entsprießen; wir fordern demnach von unseren Gesetzgebern, daß sie den veralteten Gotteslästerungs-Paragraphen endlich beseitigen.

Einstweilen fanden sich für den Aufruf folgende Unterschriften:

Dr. Bruno Wille. — Wilhelm Bölsche. — Prof. Max Liebermann, ord. Mitglied der Königl. Akademie der Künste. — Wolfgang Kirchbach. — Gerhart Hauptmann. — W. Kulemann, Landgerichtsrat. — Prof. Max Klein, Bildhauer. — Dr. Georg Bondi, Verlagsbuchhändler. — Prof. Dr. Albert Gehrke. — Dr. Rudolf Penzig, Redakteur der Ethischen Kultur. — S. Fischer, Verlagsbuchhändler. — Paul Schultze-Naumburg. — Heinrich Driesmanns. — Dr. Oscar Blumenthal. — Dr. W. Bode (Weimar). — Geh. Hofrat Jos. Kürschner (Eisenach). — Dr. Magnus Hirschfeld. — Wilh. von Polenz. — Dr. L. Quidde (München). — Dr. Max Dreyer. — Hedwig Bender (Eisenach). — Lily Braun. — Dr. Heinrich Braun. — Hermann Sudermann. — Erich Schlaikjer. — Paul Jonas, Justizrat. — Wilhelm Hegeler. — Georg Wasner. — Prof. Franz Stuck (München). — Otto Ernst (Hamburg). — Dr. Walter Harlan. — Otto Borngräber. — Ernst Freiherr von Biedermann. —

Digitized by Google

Kurt von Tepper-Laski. — Dr. Ludwig Fulda. — Prof. Dr. Siegmund Günther (München). — Dr. Georg Hirth. — Fritz von Ostini. — Dr. S. Sinzheimer. — Albert Matthäi. — Franz Langheinrich. — Otto Grautoff. — Otto Neumann-Hofer. — Otto Julius Bierbaum. — Oscar Stassel, Kgl. Hof-Verlagsbuchhändler. — Eduard Griesebach. — Gustav Schüler. — Max Bruns, Verlagsbuchhändler. — Richard Dehmel. — Willy Pastor. — Schuster & Loeffler, Verlagsbuchhändler. — Dr. S. Heckscher, Redakteur des Lotsen. — Dr. Hermann Türck. — Dr. Max Halbe (München). — Frank Wedekind. — Max Martersteig. — Max Hoffschläger, Verlagsbuchhändler. — Willibald Franke, Verlagsbuchhändler. — A. Fischer, Verlagsbuchhändler. — Dr. R. Manz. — Prof. Dr. Hans Meyer, Herausgeber von Meyers Konversationslexikon. — Dr. Hans Zimmer. — Richard Schmidt-Cabanis. — Arthur Zapp. — Dr. Mathieu Schwann. — Wilhelm Schölermann. — Fritz Mauthner. — Maurice von Stern. — Franz Evers. — Geh. Justizrat Black-Swinton, Erster Staatsanwalt a. D. — Carl Jentsch. — Dr. Otto Brahm. — Prof. Rich. Weltrich (München). — Heinrich Stümcke, Redakteur von Bühne u. Welt. — Heinrich Wolfradt, Vors. des Vereins zur Förderung der Kunst. — Harro Magnussen. — Heinrich Koch, Bildhauer. — Conrad Ansorge. — Hugo Höppener-Fidus, Maler. — Dr. Th. Suse, Rechtsanwalt (Hamburg). — Otto Modersohn (Worpswede). — Heinrich Vogeler (Worpswede). — Prof. Dr. Ferdinand Tönnies. — Carl Hauptmann (Schreiberhau). — Bernhard Wilm (Warmbrunn i. Schl.). — Ernst Haeckel. — Dr. Rudolf Steiner. — Dr. Wilh. Stern (Berlin).

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.

Das grundlegende Buch der Kunsterziehung!

Versuche und Ergebnisse der Lehrervereinigung

für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg.

Brosch. 2 Mark. **Geb. 3 Mark.**

Inhalt:

Einleitung. Von Alfred Lichtwark. — Was soll und kann die Schule für die künstlerische Erziehung thun? Von Otto Ernst (O. E. Schmidt). — Das Kunstgewerbemuseum und die Schule. Von Justus Brinckmann. — Die Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken. Von Alfred Lichtwark. — Zeichnen. Von C. Götze. — Die Kurse für Kopf-, Akt-, Stillleben-, Landschaftszeichnen und Malen. Von A. Siebelist. — Unterrichtskurse für Zeichnen, Malen und Modellieren. Von C. Schwartz. — Das Erwachen künstlerischer Bedürfnisse und der Handfertigkeitsunterricht. Von Vollers. — Künstlerischer Bilderschmuck für Schulen. Von Dr. M. Spanier. — Bilder aus Hamburg. Von G. Weihrauch. — Über Bilderbücher. Von G. Weihrauch. — Dichtung und Schule. Von Dr. J. Loewenberg. — Thätigkeitsbericht der Litterarischen Kommission. Von Anna Köster. — Theateraufführungen für Kinder. Von A. Witt. — Die Bedeutung des Kunstwerkes als dichterische Jugendschrift für Kind und Litteratur. Von Fr. von Borstel. — Was die öffentlichen Bücherhallen (Volksbibliotheken und Lesehallen) erstreben sollten. Von Dr. Ernst Schultze. — Ausschuß für Musik. Von Richard Barth. — Turnen. Von Karl Möller. — Unterhaltungsabende in Schulen. Von J. Ehlers. — Die künstlerische Bildung und das Studium der Kindheit. Von R. Roß. — Die künstlerische Erziehung in den Seminaren für Lehrer und Lehrerinnen. Von K. Jahrmarkt und H. Th. Matth. Meyer. — Veröffentlichungen. Von C. Götze.

Das Buch wirkt überzeugender für die Notwendigkeit und für die Möglichkeit einer künstlerischen Erziehung, als Bände akademischer Erörterungen über dieses Thema. . . Wir legen das Buch aus der Hand mit dem erhebenden Bewußtsein hier Einblick erhalten zu haben in die Thätigkeit einer Vereinigung, die nach jahrelanger Arbeit und nach harten Kämpfen für eins der höchsten Güter der Menschheit den Erfolg ihrer Bestrebungen herannahen sieht. (Münchener Neueste Nachrichten.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Gustav Falke als Lyriker.

Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier.

Brosch. 1 Mark. Geb. 2.50 Mark.

Eine Auswahl für das deutsche Volk, vor allem auch für die Frauen und Mädchen unseres Vaterlandes.

Gedichte von Gustav Falke.

Mynheer der Tod . . . . Geb. 4 Mark | Neue Fahrt . . . . . Geb. 4 Mark
Tanz und Andacht . . . . Geb. 4 Mark | Mit dem Leben . . . . . Geb. 3 Mark

Romane von Gustav Falke.

Aus dem Durchschnitt. . . Geb. 3 Mark | Der Mann im Nebel . . Geb. 3 Mark

Die
Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter) in Hamburg
Königlich schwedisch-norwegische Hofkunstanstalt
fertigt in ihren Zeichenateliers
Künstlerische Entwürfe
für
Diplome, Adressen, Plakate, Kalender
und vervielfältigt dieselben in feinster Ausführung.
Die Anstalt beschäftigt hervorragende Künstler für
Moderne Buchkunst

Firma 1870 gegründet.
Bei Barzahlung höchster Rab. u. Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige
Längste Garantie.

Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.

Fabrikate.
Fabrik:
Wilhelm Emmer
Berlin 500, Seydelstrasse
Preisliste, Musterbuch umsonst.
Allerhöchste Auszeichnung.

„Victoria" feinster Naturbutter-Zwieback der Welt.

Fürsten u. Könige führen ihn an ihrer Kaffeetafel. Gr. elegant lackierter Blechkasten mit 260 St. Mark 4.— franko ohne alle weiteren Unkosten.

Harry Trüller
Celle 45.

Grösste Zwiebackfabrik Europas. 12mal präm.

Familienheim für Erholungsbedürftige
Dr. Schwarz, Arzt
Bad Oldesloe. Bahn Hamburg-Lübeck.

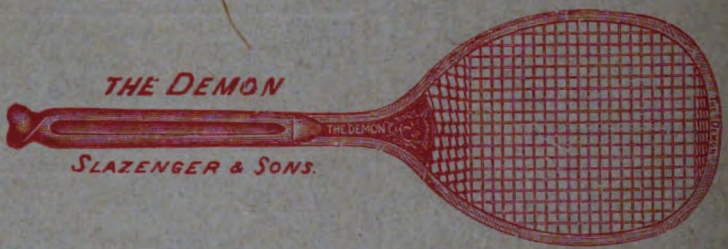
Dr. Ritschers Wasserheilanstalt
Lauterberg (Harz)
bedeutend erweitert und neu eingerichtet.
Prospekte vom Besitzer und Leiter Dr. Otto Dettmar.

Digitized by Google

Garten- und Veranda-Möbel

in grosser Auswahl!

Lawn Tennis-Artikel.



Nur beste englische und amerikanische Fabrikate von Slazenger, Ayres, Spalding, Jefferies.

Croquet, Cricket, Polo, Golf, Hockey,

Football.

Kataloge gratis und franko.

R. BEINHAUER SÖHNE

Neuerwall 59 **HAMBURG** Neuerwall 59

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Die Verlagsbuchhandlung.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

II. Jahrgang 7. Juni 1902 Heft 36

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

	Seite
Ankündigung. Dr. S. Heckscher	269
Zum „physiologischen Schwachsinn des Weibes". Zwei Zuschriften von Professor Foerster und Dr. Hellpach	272
Die Religionsdebatte des Herrenhauses. Landgerichtsrat Kulemann	275
Eine moderne Wahrheitslehre. Dr. Melchior Palagyi	281
Die Einrichtung unserer Gewerbemuseen. Wilhelm Holzamer	286
Der Erzählungskünstler. Rudolf Klein	290
Wer hat die Herrschaft? S. v. H.	296

Redaktion: Dr. S. Heckscher
Verlag: Alfred Janssen, Hamburg

Bezugspreis 3 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 30 Pfennig.

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt **Mk. 3.—** für das Vierteljahr, Ausland **Mk. 4.50.**

Einzelne Hefte kosten **30 Pf.**

Jeder Halbjahrsband wird geb. für **Mk. 7.—** geliefert.

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: **Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.**

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I, 388 oder 8074) — erforderlich.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

I. und II. Jahrgang.

Soweit der Vorrat reicht:

Einzelne Hefte 30 Pf. Einzelne Quartale 3 Mark.

Jedes Halbjahr ist gebunden für 7 Mark
oder in 26 Heften für 6 Mark erhältlich.

Einbanddecken für den Halbjahrsband 1 Mark.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Ein neuer Inhalt in alter Form!

Im Mittelpunkt des politischen Interesses steht:

Was ist national?

von

Prof. Dr. Kirchhoff, Halle a. S.

Preis 80 Pfg.

Kein Gebildeter darf das Heftchen ungelesen lassen!

Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.

Gicht

BAD SALZSCHLIRF, Bonifaciusbrunnen.

Rheumatismus, Steinleiden.

Prospekte, ein Heft Heilerfolge und Gebrauchsanweisung zur Trinkkur, welche, ohne das Bad zu besuchen und ohne Berufsstörung in der Heimat der Patienten **mit grossem Erfolg** vorgenommen werden kann, werden kostenfrei versandt durch die *Bade-Verwaltung.*

Digitized by Google

DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift
· · · für deutsche Kultur · · ·
Redigiert von Dr. S. Heckscher

II. Jahrgang 7. Juni 1902 Heft 36

Der Nachdruck ganzer Beiträge ist verboten, genaue Quellenangabe bei jeder Entlehnung erforderlich

Ankündigung

Der „Lotse" wird am 28. Juni dieses Jahres sein Erscheinen einstellen. Die letzten Versuche, die hamburgische Wochenschrift finanziell neu zu fundieren, sind gescheitert, wiewohl die stetige Weiterentwickelung des „Lotsen", sein wachsendes Ansehen in Deutschland und auch im Auslande eine Gewähr dafür boten, daß das mit großen Opfern an Geld und Arbeit geschaffene Unternehmen lebensfähig war.

Ich will nicht untersuchen, wem die Schuld beizumessen ist, daß meine Hamburger Landsleute, von einer kleinen Zahl entschiedener Anhänger abgesehen, dem „Lotsen" kühl bis ans Herz gegenüber standen; ob die Schriftleitung für einen Teil die Verantwortung trägt oder mangelndes Interesse der Hamburger an litterarischen Schöpfungen, oder wer und was sonst.

Freundlich und unfreundlich gesinnten Leichenrednern empfehle ich beide Faktoren zu Lob und Tadel. Was mich aber heute beschäftigt, ist die Frage: Soll das Werk, an dem eine so stattliche Zahl hervorragender Männer und Frauen unseres Vaterlandes freudig und thatkräftig mitgeschaffen haben, in sich zerfallen, ohne etwas anderes übrig zu lassen als eine mehr oder minder schnell verblassende Erinnerung? Da winkt noch der eine Ausweg: das Aufgehen in einer bestehenden, fest begründeten Zeitschrift. Mag dann auch der Name erlöschen, vielleicht lebt gerade das, was an der Hamburger Gründung Bestand und Achtung verdiente, unter einer anderen Flagge weiter.

Keine der mir zugegangenen Beileidskundgebungen hat mich so bewegt und ermutigt, wie die nachstehende Zuschrift des Professors Hans Delbrück, des Herausgebers der „Preußischen Jahrbücher".

Digitized by Google

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ihre Mitteilung, daß Sie den „Lotsen" eingehen lassen wollen, hat mich mit lebhaftem Bedauern erfüllt. Obgleich ja die Haltung und Tendenz der „Preußischen Jahrbücher" keineswegs ganz mit der des „Lotsen" zusammenfällt, so war mir das Bestreben Ihrer Zeitschrift doch stets im hohen Grade sympathisch, und ich sah in der Wochenschrift eine wenn auch etwas radikaler gefärbte, doch höchst wünschenswerte Ergänzung der von mir herausgegebenen Monatsschrift.

Die Wochen- und Monatsschriften haben heute in Deutschland neben den Zeitungen eine sehr bedeutsame Aufgabe; mehrfach haben wir schon die Erscheinung erlebt, daß, während die Tageszeitungen ziemlich allesamt in einer Frage auf der einen Seite standen, die Zeitschriften von wissenschaftlichem Charakter ganz ebenso einmütig die andere Seite bildeten. Zeitungen sind eben naturgemäß viel abhängiger in ihrer Auffassung vom Publikum, von Tagesstimmungen, von Parteien und auch von taktischen Rücksichten. In der Auffassung der sozialen Frage sind heute die Gebildeten Deutschlands nahezu einmütig, daß die positive Gesetzgebung auf den vorhandenen Grundlagen und innerhalb der bestehenden Wirtschaftsordnung noch energisch fortzuführen sei. In den Zeitungen kommt davon wenig zum Ausdruck. In der konfessionellen Frage haben wir die außerordentlich schwierige Aufgabe, die geistige Freiheit und die deutsche Bildung zu behaupten und zu verteidigen und dabei doch die Thatsache, daß das Zentrum die stärkste Partei in der Volksvertretung ist, nicht aus dem Auge zu verlieren und genügend zu würdigen.

Die Machtstellung Deutschlands nach außen und seine Weltpolitik soll ebenso energisch vertreten werden, wie die Grundsätze echter bürgerlicher und religiöser Freiheit im Innern. Ganz besonders erfreulich war mir die Haltung Ihres „Lotsen" in diesem Punkt. Die große Hoffnung, mit der einst die Besten unseres Volkes die Gründung des Reiches begrüßt haben, war, daß wir den nationalen Gedanken des Deutschtums zur höchsten Stärke entwickeln würden, ohne deshalb in die nämlichen Verzerrungen zu verfallen, die wir bei anderen Völkern als Chauvinismus, Jingoismus und dergleichen brandmarken. Wer heute mit ehrlichem und reinem Sinn auf die öffentlichen Zustände in Deutschland blickt, kann sich nicht verhehlen, daß wir in der größten Gefahr sind, diese edle Haltung zu verlieren. Gerade die sogenannte nationale Presse in Deutschland ist heute nicht der Stolz des wahren Vaterlandsfreundes. Wie einst die große That der Befreiung Luthers durch das furchtbare Geschlecht seiner Nachfolger, der lutherischen Pfaffen, Generationen lang verdunkelt und unser Volk ihres Segens beraubt worden ist, so sind wir heute in der Gefahr, daß die, die sich mit Vorliebe die Verehrer Bismarcks nennen, uns den wahren Wert seiner nationalen That in das Gegenteil verkehren. Hier auf der Wacht zu sein und den nationalen Gedanken vor der Verunreinigung durch die nationale Eng-

Digitized by Google

herzigkeit, den nationalen Stolz vor dem Herabsinken in einen plumpen nationalen Hochmut zu bewahren, das ist heute fast die wichtigste Aufgabe, die der vornehmen nationalen Presse gesetzt ist.

Daß Sie von Anfang an in dieser Richtung mit aller Entschiedenheit aufgetreten sind und gearbeitet haben, hat Sie mir lieb und wert gemacht, und wenn der „Lotse" einmal wirklich eingehen soll, so kann ich Sie nur bitten, Ihre Kraft unserem öffentlichen Leben doch nicht ganz zu entziehen, und ersuche Sie, als Mitarbeiter in die Reihe der Kämpfer, die unter der Flagge der „Preußischen Jahrbücher" zu fechten pflegen, eintreten zu wollen.

Mit vollkommener Hochachtung

Ihr ganz ergebenster

Hans Delbrück

Wenn ich von der gütigen Erlaubnis des Verfassers, seine Zuschrift hier zum Abdruck zu bringen, Gebrauch mache, so verfolge ich damit einen ganz bestimmten Zweck.

Der Brief enthält nämlich in großen Zügen dasjenige Programm, welches die „Preußischen Jahrbücher" unter der Führung Delbrücks konsequent und mit köstlicher Energie, unbekümmert um unsere chauvinistischen Schreier, verfochten haben. Da nun dieses Programm, wie ich glaube, im wesentlichen und im Grundton den Lesern des „Lotsen" zusagt, so schien mir die Veröffentlichung des Briefes an dieser Stelle geboten. Sehen sich doch die meisten Leser des „Lotsen" nunmehr vor die Entscheidung gestellt, welcher Zeitschrift sie sich künftig anschließen sollen. Unter den deutschen Zeitschriften aber, die neben Kunst und Wissenschaft der nationalen Politik und Volkswirtschaft ihr Augenmerk zuwenden, wüßte ich in der That keine zweite, die gleich unabhängig, gleich würdig und gleich entschlossen das große politische Erbe des vergangenen Jahrhunderts, das geistige eines Luther, eines Herder, eines Lessing und Goethe bewahrt und an ihm weiter bildet, wie die „preußischen Jahrbücher", die in Wahrheit echt deutsch sind, dem Hamburger so nahe, wie dem Bayern und Preußen.

Wenn ich daher mit aufrichtigem Danke dem Rufe des Herausgebers der „Preußischen Jahrbücher" folge und in die Zahl seiner Mitarbeiter eintrete, so will ich auch an meinem Teil nicht versäumen, die bisherigen Freunde des „Lotsen" anzuregen, Leser der „Preußischen Jahrbücher" zu werden, einer Zeitschrift, die an wissenschaftlichem Gewicht, an ruhmvoller Überlieferung, an ausgezeichneten Mitarbeitern in Deutschland nicht ihresgleichen hat.

Dr. S. Heckscher

Digitized by Google

Zum „physiologischen Schwachsinn des Weibes"

Zwei Zuschriften

Es giebt nichts, was die wissenschaftliche Forschung so stark diskreditiert, als die Verallgemeinerung von vereinzelten und fragmentarischen Wahrnehmungen und Erfahrungen naturwissenschaftlicher Art zu solchen weittragenden Folgerungen, welche mit den Erfahrungen und Schlußfolgerungen des ganzen Lebens, der Gegenwart und der Vergangenheit, und mit den daraus gewonnenen sittlichen Überzeugungen in krassen Widerstreit treten.

Gegen wissenschaftliche Evidenz hilft schließlich kein Sträuben auch der wärmsten und zuversichtlichsten Überzeugungen, aber der Weg bis zur wissenschaftlichen Evidenz, von den gegenwärtigen Stufen der physiologischen und biologischen Forschungsergebnisse und Lehrmeinungen ausgehend, ist noch ein sehr langer und steiler Weg, und man darf, man muß auch verlangen, daß in dem großen Entwickelungsprozeß dieses Erkenntnisgebietes nicht bloß Anatomie und Physiologie, sondern auch die Gesamtheit der Erfahrungen und Überzeugungen des Menschengeschlechts gehörige Berücksichtigung finden. Diesem letzteren Teil des menschlichen Erkenntnisprozesses, besonders in sittlichen und sozialen Fragen, fehlt es allerdings bisher an formaler und methodischer Durchbildung. Es bestehen dort viele eingewurzelte Irrtümer, Fehlschlüsse und Illusionen, aber dennoch darf die Bedeutung jener Überzeugungsgrundlagen nicht allzu leichtmütig unterschätzt werden, zumal gegenüber den ebenfalls offenkundigen Unfertigkeiten und Unvollkommenheiten eines so jungen und schwierigen Forschungsgebietes, wie es die Anatomie und Physiologie des Gehirns mit ihren bisher noch so dürftigen Ergebnissen vergleichender Statistik ist.

Ich muß es einem in diesem Zweige naturwissenschaftlicher Untersuchungen kompetenten Kritiker überlassen, die Behauptungen, die Herr Dr. Johannes Müller (Erlangen) in Heft 34 des „Lotsen" über den „Schwachsinn des Weibes" auf Grund der bisherigen Ergebnisse der Gehirnforschung aufgestellt hat, einer näheren Prüfung zu unterziehen.

Wenn aber auch das alles richtig wäre, und wenn das Material für eine solche Vergleichung der Gehirnorganisation der Weiber und der Männer auch noch viel, viel reicher, umfassender und zweifelloser wäre, würde ich dagegen erst recht die einfache These hochhalten: wer zu viel beweist, beweist nichts.

Eine Gehirnforschung, welche behauptet, daß die Gehirnorganisation des Weibes auf der Stufe des Gehirns des Negers oder gar des Tieres stehe, wie es bei Dr. Johannes Müller citiert wird, würde nur beweisen, daß diejenigen Besonderheiten der Gehirnorganisation, welche sie ihrem vergleichenden Urteil zu Grunde legt, nichts Entscheidendes mit den höheren Eigenschaften des Intellektes oder der Seele des Menschen zu thun haben; denn der Intellekt und die Seele des Weibes bei den Kulturvölkern steht nach unweigerlich triftigen Erfahrungen von zahllosen hellsten und

Digitized by Google

reifsten Männern derjenigen des Mannes so nahe und sie erweist sich so oft als höher und heller, daß der Mann sich vergleichsweise mit ihr als Neger oder Tier vorkommt.

Und auch hinsichtlich des wissenschaftlichen und künstlerischen Wertes der Intellekte gilt bei näherem Zusehen und sorgfältiger Berücksichtigung aller Umstände, welche die Vergleichung und die Vergleichbarkeit zur Zeit noch beeinflussen, ganz dasselbe.

Gewiß ist es nicht von vornherein zu negieren, daß zwischen den weiblichen und den männlichen Intellekten im Ganzen und Großen dauernde typische Verschiedenheiten existieren können, welche mit der besonderen Organisation des weiblichen Leibes zu der höchsten Kunstleistung der Natur zusammenhängen, aber sicherlich werden in jenen Verschiedenheiten neben relativen Unvollkommenheiten des Weibes auch herrliche Vorzüge ihrer Seele und unschätzbar wertvolle Ergänzungen der Unvollkommenheiten der Männer enthalten sein.

Eine Gehirnforschung, die diesen schon in den Erfahrungen und Überzeugungen vieler sehr ernst denkenden Männer festbegründeten Sachverhalt einfach auf Grund von Gewichts- und Volumenbestimmungen und sonstigen groben oder feinen Vergleichungen von Männer- und Weibergehirnen dauernd ignorieren wollte, wäre nicht Wissenschaft, sondern anatomisch-physiologisches Handwerk.

Dem helfen auch alle philosophischen Lehrmeinungen, alle glänzenden Aphorismen von Schopenhauer und Nietzsche nicht zur Würde der Wissenschaft. Man sollte überhaupt aufhören, solche Aussprüche als „Leitsterne" des Denkens und des Lebens leuchten zu lassen. Das sind ja nur Blitze, welche aus ungewöhnlichen Spannungen starker, aber auch stark bedrückter Intellekte hervorbrechen, dynamisch und künstlerisch interessante Phänomene, aber keine Quellen ruhiger Weisheit.

Eine vollständigere Entgegnung auf den Artikel des Herrn Müller muß ich mir versagen. Es scheinen mir auch manche richtige und wertvolle Darlegungen in demselben enthalten zu sein, welche eigentlich gar nicht der niedrigen Bewertung des Weibes entsprechen, womit der Artikel eingeleitet ist.

Nur zu dem Einwurfe, welchen Herr Dr. Müller aus der Menstruierung gegen gewisse Erweiterungen der weiblichen Berufsthätigkeiten ableitet, möchte ich noch einige Worte sagen.

Es wird gerade eine große, aus der Frauenbewegung hervorgehende Wohlthat sein — zumal in Deutschland —, daß man künftig gezwungen sein wird, sowohl von seiten der Frau als von seiten der Männer dieser hochwichtigen Gesundheitsfrage des Zusammenlebens eine verständigere und feinere Fürsorge zu widmen, als man es bisher, zum großen Teil aus lächerlicher Prüderie, gethan hat.

Der künftige Zustand kann in dieser Beziehung gar nicht schlimmer sein als der vielfach so vernachlässigte und vernunftlose bisherige Zustand, sondern er kann nur besser werden, da er notwendig rationeller und gegenseitig schonsamer und verständnisvoller sein wird.

Digitized by Google

Es ist selbstverständlich, daß diese feinere Diätetik auch der weiblichen Lebens- und Glückesbedingungen Erhebliches in den gegenwärtigen Bestrebungen nach Ausbreitung weiblicher Berufsthätigkeit zu korrigieren und zu mäßigen haben wird, aber die radikalen Verneinungen, welche gewisse fachmännische, besonders ärztliche Kreise gegen manche Seiten der Frauenbewegung aus der Menstruierung herleiten, sind jedenfalls sehr übertrieben. Alles in allem kann sicherlich die vorurteilsfreie sozial-ethische und besonders auch die sexual-hygienische Betrachtung die ganze Bewegung nur als eine für alle Seiten des Menschenglückes verheißungsvolle und tief berechtigte erkennen.

Berlin Professor Wilhelm Foerster

Sehr geehrter Herr! In Heft 34 des „Lotsen" schreibt Herr Dr. Joh. Müller gelegentlich einer Besprechung der Broschüre von Möbius über den physiologischen Schwachsinn des Weibes: der Hinweis auf Flechsigs Assoziationszentren, den er bei Möbius vermisse, hätte die Unsinnigkeit der extremen Emanzipationsbestrebungen noch schlagender bewiesen. Dazu ist folgendes zu bemerken:

Die Gehirnanatomie hat durch ihre berufensten Häupter — ich nenne nur: Wernicke, Déjérina, v. Monakow neben vielen anderen — die sogenannte Entdeckung Flechsigs wiederholt und nachdrücklich als eine völlig unbewiesene Vermutung gekennzeichnet; der von derselben Seite seit nahezu einem Jahrzehnt beständig wiederholten Aufforderung, wirkliche Beweise zu erbringen, hat Flechsig bis heute keine Folge geleistet.

Die Physiologie hat sich mit Flechsigs Lehre von den Assoziationszentren sehr wenig befaßt und nimmt heute kaum noch Notiz davon.

Die Psychologie endlich — ja nun kommt das Hauptstück. Herr Dr. Müller betrachtet Flechsigs Hypothese als die Grundlage der exakten Psychologie, er bezeichnet Flechsigs Untersuchungen als Methoden der physiologischen Psychologie. Die moderne Psychologie ist leider in sich gespalten genug; aber gegenüber den Flechsigschen Lehren war sie in allen ihren Richtungen einig. Selbst wenn Flechsig seine Behauptungen anatomisch und physiologisch erwiesen hätte, der psychologische Nachweis fehlt bei ihm völlig, muß fehlen, weil Flechsig die Psychologie einfach nicht kennt, sondern mit den verbrauchtesten Bezeichnungen der alten Vulgärpsychologie arbeitet, was er selber nicht nur zugegeben, sondern sogar als ein Verdienst für sich in Anspruch genommen hat (vergl. Verhandlungen des Münchener Psychologenkongresses). Die Grundlage der exakten Psychologie ist die experimentelle Erforschung der einfachen Thatsachen des geistigen Lebens, nicht aber eine anatomische Konstruktion.

So einmütig ist selten eine Hypothese von allen bei ihrer Beurteilung in Frage kommenden Disciplinen zurückgewiesen worden, wie die Flechsigsche. Ihr Schöpfer hat daraufhin leider den für einen akademischen Forscher ungewöhnlichen Weg betreten, unter der Flagge „Die Entdeckung der Denkorgane" seine Phantasmen durch Familienblätter und Zeitungen

Digitized by Google

in weite Kreise zu lancieren. Dort nisten sie nun, wie es scheint, unausrottbar und werden als „Thatsachen" ausgeschlachtet. Obwohl diese Art der Propaganda wiederholt aufs schärfste gekennzeichnet worden ist, hat Flechsig nichts gethan, um ihr entgegenzutreten. Wie genau man es dabei mit den Thatsachen nimmt, mag dadurch erläutert werden, daß Julius Hart in einem (von ihm selbst für grundlegend gehaltenen) Buche über die „neue Welterkenntnis" lang und breit die „vier (!) Denkzentren Flechsigs" diskutiert. Es geht eben nichts über eine gute Popularisierung...

Und deshalb schreibe ich diese Zeilen. Ich wollte einmal verhindern, daß ein in weiten Kreisen so hochgeschätztes Blatt, wie das Ihrige, sich unbewußt in den Dienst einer Reklame stellt, die an — nun, ich bleibe höflich: an Eigentümlichkeit innerhalb der akademischen Forschung kaum ein Seitenstück aufweisen dürfte. Ich wollte aber auch verhindern, daß in die ohnedies hinreichend verworrene, phrasenreiche und thatsachenarme Debatte über die geistige Eigenart der Frau leere Phantasmen hineingetragen werden, die zwar unter wissenschaftlicher Flagge zu segeln ungezwungen genug sind, deren Wert aber samt dem Charakter der für sie arbeitenden Propaganda von den erlesensten Vertretern der anatomischen, der physiologischen und der psychologischen Forschung oft genug und deutlich genug gekennzeichnet worden ist.

Ihr sehr ergebener

Heidelberg Dr. Willy Hellpach

Die Religionsdebatte des Herrenhauses

Die Verhandlungen des preußischen Herrenhauses erfreuen sich keiner besonderen Beachtung seitens der Bevölkerung, ja, es giebt Leute, die sich nicht scheuen, die Existenzberechtigung dieser hohen Körperschaft überhaupt in Frage zu ziehen, und in der That, wenn man an einem Wagen, dessen Bewegung durch das Temperament der ihn ziehenden Pferde ohnehin schon auf das Mindestmaß beschränkt ist, wie es bei dem preußischen Abgeordnetenhause zweifellos zutrifft, noch eine kräftige Bremse anbringt, so scheint in der Hemmung eines allzu ungestümen Fortschrittes des Guten etwas zu viel gethan zu sein.

Aber gerade die echte, unverfälschte Reaktion, wie sie in der Pairskammer gelegentlich auf den mannigfachsten Lebensgebieten mit naiver Offenheit zu Tage tritt, bietet ein gewisses psychologisches und kulturelles Interesse, und da ja glücklicherweise in diesem Altertumsmuseum doch auch der modernen Bildung ein paar Schränke zur Ausstellung ihrer Erzeugnisse eingeräumt sind, so entwickelt sich nicht selten ein interessanter Gegensatz, der den Verhandlungen einen eigenartigen Reiz verleiht.

Ein Beispiel für das Gesagte bieten die Erörterungen über die Berechtigung der modernen Theologie, die einen Teil der Sitzung vom 7. Mai

Digitized by Google

d. J. in Anspruch nahmen. Auf der einen Seite der gute alte, durch keines Zweifels Bläße angekränkelte Bibelglaube, zu dessen Wortführer sich Freiherr von Durant machte, auf der anderen Seite der Standpunkt der freien Forschung, wie er von dem Minister Studt, dem Präsidenten des Oberkirchenrates Barkhausen, dem Professor Löning und dem Oberhofprediger Dryander in mannigfachen Abstufungen zur Geltung gebracht wurde. Am nachdrücklichsten, wie es scheint, von den beiden Regierungsvertretern, insbesondere dem Minister, denn nach ihm soll nicht allein den verschiedenen Richtungen der evangelischen Theologie an den preußischen Universitäten Licht und Luft nicht verwehrt werden, sondern er bezeichnet geradezu das Wesen der evangelischen Freiheit dahin, daß der theologischen Forschung keine Grenzen gezogen werden, von denen man sagen könnte: „Bis hierher und nicht weiter"; er will deshalb jeder Richtung Raum lassen, so weit sie wissenschaftlich legitimiert ist.

Schon etwas eingeschränkter ist die Freiheit, die Professor Löning gestatten will, denn er hält nicht allein die Bibel für das geoffenbarte Wort Gottes und stellt der Theologie die einzige Aufgabe, die in der Heiligen Schrift enthaltene Wahrheit zu erkennen, sondern er will auch die unbedingte Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft, wie sie Mommsen in seiner bekannten Erklärung forderte, nicht gelten lassen. Wenn endlich Oberhofprediger Dryander freilich die freie theologische Wissenschaft als ein Erfordernis für die Existenz der evangelischen Kirche bezeichnet, zugleich aber die Ergreifung gewisser Maßnahmen gegen die Resultate einer negativen Theologie und gegen vorübergehende Strömungen der Wissenschaft grundsätzlich zuläßt und nur darauf Gewicht legt, daß sie nicht den staatlichen, sondern den kirchlichen Behörden übertragen werden, so bleibt es durchaus im Dunkel, was er unter einer negativen Theologie versteht, sowie welche Strömungen und welche Maßnahmen er im Auge hat.

Schon diese vorsichtige Verteidigung der modernen Bildung hat die Hüterin des allein wahren Glaubens, die Luthardsche Allgemeine Kirchenzeitung, in tiefe Trauer versetzt. Die Ausführungen Dryanders sind ihr trivial, diejenigen Barkhausens oberflächlich. Ganz unerhört aber ist es, daß der Kultusminister fortfahren will, „dem Halbglauben auf den theologischen Lehrstühlen die Gleichberechtigung zu lassen"; geschieht dies, „so kann es nicht ausbleiben, daß unser geistlicher Nachwuchs mehr und mehr dem Zweifel und der Halbheit verfällt und die Gemeinde nach und nach in die eigene Verwüstung hineinzieht".

Aber ungleich interessanter als die halb liberalen und dabei doch das Problem nicht an der Wurzel erfassenden Ausführungen der genannten Redner sind die Anschauungen des Freiherrn von Durant, gegen die sie sich richten. Hier hat man noch den einfachen, klaren Standpunkt des Mittelalters: die Bibel ist Gottes Wort, und da Gott selbstverständlich nicht irren kann, so ist auch allein die Bibel der feste Punkt in der Erscheinungen Flucht. Sie hat den zulässigen Inhalt der religiösen Überzeugungen für die Ewigkeit festgelegt; von Entwickelung und Fortschritt kann deshalb begrifflich nicht die Rede sein. Allerdings ist Herr von Durant „weit

Digitized by Google

entfernt davon, die freie Forschung im allgemeinen angreifen zu wollen, aber diese muß sich in den durch die Bibel gezogenen Grenzen halten". Die Geologie, Zoologie und Anthropologie dürfen freilich über die Entwickelung der Erde und der auf ihr lebenden Tiere und Menschen Untersuchungen anstellen, aber sie dürfen den mosaischen Schöpfungsbericht nicht angreifen und müssen davon ausgehen, daß alle Tierformen, die sie aus den Versteinerungen feststellen, sowie die verschiedenen Menschenrassen ihren Ursprung aus der Arche Noah herleiten. Die Astronomie hat seit Kopernikus und Keppler ihre Grenzen entschieden überschritten, wenn sie die Sonne zum dauernden Stillstande verurteilen, während sie doch nur einmal auf Befehl Josuas über Gibeon eine Pause in ihrer ruhelosen Bewegung um die Erde machte. Der Grundsatz der allgemeinen Kausalität ist an sich richtig, muß aber vor dem unmittelbaren Eingreifen Gottes in den Wundern Halt machen.

Man fühlt sich stets versucht, solche Ansichten nicht ernst zu nehmen und sie ironisch zu behandeln, aber das ist unberechtigt. Gegen religiöse Überzeugungen ist der Spott nicht allein ein sittlich unzulässiges, sondern zugleich ein völlig wirkungsloses Kampfmittel; er erbittert, ohne zu belehren und zu bekehren. Dazu kommt aber weiter, daß ein auch in den gebildeten Kreisen von Tausenden ehrlich geteilter religiöser Standpunkt stets das Recht hat, ernsthaft gewürdigt zu werden. Nur dadurch, daß wir die gemeinsame Wurzel aufzufinden suchen, aus der die eigene und die gegnerische Auffassung als Schößlinge in entgegengesetzter Richtung sich entwickelt und immer mehr von einander entfernt haben, und daß wir das Trennungsmoment auf eine scharfe Formel bringen, schaffen wir die Möglichkeit wenn nicht einer Verständigung, so doch wenigstens eines gegenseitigen Verständnisses. Sehr häufig werden wir dabei die Ursachen der Abweichung in einer Verschiedenheit der beiderseitigen psychologischen Veranlagung entdecken.

Also gehen wir ans Werk und prüfen wir einmal näher den Gedankengang, wie er in den für weite Kreise der Orthodoxie und des Pietismus typischen Ausführungen des Herrn von Durant zu Tage tritt: „Ein unverdorbener, von gottesfürchtigen Eltern erzogener junger Mann kommt auf die Universität, um Theologie zu studieren. Er hört die Vorlesungen eines modernen Theologen. Anstatt nun im Glauben gestärkt zu werden, werden allerlei Zweifel in ihm erzeugt. Ist es da ein Wunder, wenn keine festen Charaktere für ihren Beruf herausgebildet werden?" Der Ausgangspunkt ist klar: Aufgabe des Menschen ist nicht, die Wahrheit zu *suchen*, denn sie ist bereits in der Bibel gegeben; Gedanken, die Zweifel an der a priori feststehenden Wahrheit erwecken könnten, sind mit der Gewalt des Willens niederzuzwingen, man thut aber besser, sich ihrer Anregung künstlich fern zu halten, denn sie stellen die Erreichung der höchsten Lebensaufgabe in Frage. Diese ist aber einzig und allein die Aufnahme der göttlichen Offenbarung in uns; die menschliche Wissenschaft kann nur eine beschränkte Existenzberechtigung beanspruchen, jedenfalls hat sie vor der Bibel Halt zu machen.

Digitized by Google

Genau besehen, zerfällt dieser Standpunkt in zwei Momente, die wir gut thun, bei der Betrachtung zu trennen.

Das erste Moment besteht in der Ablehnung der Erörterung über die absolute Wahrheit der Angaben der Bibel. Schon der Zweifel ist Sünde, während ketzerische Philosophen in ihm den Anfang alles Wissens sehen. Wenn man fragt, weshalb denn die Bibel der Kritik entzogen sei, so erhält man zur Antwort: „weil sie Gottes Wort ist", und wenn man weiter fragt, woraus sich das ergebe, so heißt es: „weil sie selbst es behauptet und irrtumslos ist". Will man dann endlich einen Grund für die Irrtumslosigkeit wissen, so entgegnet man: „weil sie eben Gottes Wort ist". Ich habe oft mit strenggläubigen Theologen hierüber verhandelt und ihnen den logischen Fehler klar zu machen gesucht, der darin liege, daß sie das zu Beweisende schon als bewiesen voraussetzen, habe aber fast niemals Erfolg gehabt. Offenbar spielt dabei die suggestive Macht der Überlieferung eine hervorragende Rolle. Was uns in der Schule als die mit dem mystischen Helldunkel höchster Heiligkeit umgebene göttliche Wahrheit in die Seele gepflanzt ist, was wir in unserer ganzen Entwickelungszeit als unantastbaren, sicheren Schutz in den Anfechtungen des Lebens festgehalten haben, das können wir nicht mit einem Male auf gleiche Stufe stellen mit jedem anderen Gedankengange, der ihm entgegentritt. Hier müssen wir erst durch jahrelange Übung dahin gelangen, die logisch erforderliche Gleichheit im geistigen Kampfe der Anschauungen, die wirkliche Voraussetzungslosigkeit in uns zu schaffen.

Aber andererseits: wenn wir die Dogmengeschichte durchblättern und dabei sehen, welches einfach unglaubliche Maß von Gedankenarbeit von der Kulturmenschheit seit zweitausend Jahren aufgewandt ist, um das Unmögliche möglich zu machen, nämlich Anschauungen, die den Verfassern der biblischen Schriften auf Grund der damaligen wissenschaftlichen Kenntnisse der Welt selbstverständlich waren, mit der heutigen, völlig entgegengesetzten durch allerlei dialektische Kunstgriffe in Einklang zu bringen, wie man von dem buchstäblichen zu einem mehr geistigen Inspirationsglauben, von dem streng wörtlichen Sechstagewerke zu der sogenannten Konkordanztheorie, d. h. der Lehre von sechs großen Epochen der Schöpfung, von der Auslegung der Sintflut als einer die ganze Erde umfassenden Katastrophe zu einer territorial begrenzten Überschwemmung gelangt ist, wie man das sechstausendjährige Alter der Welt umgedeutet und die Erschaffung des Menschen aus einem Erdkloße und die Abstammung von einem einzigen Menschenpaare mit der modernen Entwickelungsgeschichte in Einklang zu bringen versucht hat, und wie die hervorragendsten Geister bis in die neueste Zeit sich erst dann in ihrem Gewissen befriedigt gefühlt haben, wenn sie eine künstliche Übereinstimmung ihrer wissenschaftlichen Ansichten mit dem Inhalte der Bibel hergestellt hatten, so drängt sich doch tausendfach der Zweifel auf, ob diese unsagbare Arbeit ihren Lohn gefunden hat oder ob sie im Interesse der Menschheit hätte erfolgreicher verwandt werden können; wir fragen: wie kommt man nur dazu, sich dieser fruchtlosen Mühe zu unterziehen, zu dem einzigen Zwecke, den Glauben an den göttlichen

Digitized by Google

Ursprung eines alten Buches aufrecht zu erhalten? Wir haben bekanntlich Urkunden, die viel älter sind als die Bibel, ja, die neuesten assyrisch-babylonischen Forschungen haben uns gezeigt, daß die biblischen Sagen aus solchen jener älteren Völker entstanden sind, aber während wir in den letzteren nichts sehen als interessante Überbleibsel einer wertvollen, aber doch längst überwundenen Kulturstufe, fordert man für die Bibel nach wie vor göttliche Autorität.

Offenbar kann hier von einem Streite, der mit den Waffen der Logik auszufechten wäre, keine Rede sein. Nicht logische, sondern psychologische Gründe sind es, mit denen wir zu rechnen haben. In der Menschenseele steckt nun einmal ein unauslöschlicher Drang nach mystisch-übernatürlicher Autorität, und dieser Drang ist nur die psychologische Folge des Bewußtseins von der eigenen Schwäche, von der Beschränktheit des eigenen Wissens und Verstehens. Die Vollkommenheit ist nicht etwa ein durch Abstraktion gewonnener dialektischer Begriff, den wir freilich konstruieren könnten, aber ohne an seiner Verwirklichung in der Welt Interesse zu nehmen, sondern die letztere ist uns ein metaphysisches, oder sagen wir ein religiöses, Postulat. Aber nachdem wir auf diesem Wege zu der Forderung einer irgendwelchen Existenz Gottes selbst gelangt sind, ist es uns weiter ein psychologisches Bedürfnis, nicht bloß Gott uns menschlich näher zu bringen, wie es geschieht in den verschiedensten Formen des Anthropomorphismus, sondern ihm gleichzeitig dadurch die ihm gebührende göttliche Ehre zu erweisen, daß wir bei allen Fragen, die sich auf göttliche Dinge beziehen, grundsätzlich unserem Verstande den Zutritt versagen.

Das sacrificium intellectus ist nicht bloß ein Auskunftsmittel, um die Zurückweisung des Verstandes gewissermaßen auf eine dialektische Formel zu bringen, sondern es ist ein Opfer im engsten Wortsinne, d. h. eine Handlung, die uns schmerzlich ist, die wir aber vornehmen, um unserer Ehrfurcht den uns befriedigenden Ausdruck zu geben, ein Verzicht auf etwas für uns Wertvolles, durch den wir uns gewissermaßen Gott wohlgefällig erweisen wollen, ihm unseren Dank und unsere Verehrung zu bezeigen suchen. Der Verzicht auf den Gebrauch unseres Verstandes in religiösen Dingen steht durchaus auf derselben Stufe mit der körperlichen Askese: wie sie geübt wurde, um uns von irdischen Schlacken zu reinigen, so soll auch die geistige Askese uns dem religiösen Ziele näher bringen. Gerade deshalb verfängt es denjenigen gegenüber, die auf diesem Standpunkte stehen, gar nicht, wenn wir darauf hinweisen, daß Gott selbst uns den Verstand gegeben und dadurch das Recht eingeräumt habe, nur das für sicher zu halten, was wir mit diesem Organ erfassen können, daß es deshalb keinen Widerspruch bedeute, die Begrenztheit unseres Verstandes zuzugeben und doch dasjenige, was mit ihm im Widerspruche steht, als für uns nicht in Betracht kommend abzulehnen.

Es wird uns auf solche Auseinandersetzungen stets entgegengehalten, daß wir Gott selbst gegenüber von unserem Verstande keinen Gebrauch machen dürften, da dies hieße, Gott auf unser Niveau herabziehen und ihm seine Allmacht und Allwissenheit bestreiten. —

Digitized by Google

Ich sagte oben, daß wir in den Ausführungen des Herrn von Durant zwei Momente zu sondern hätten. Mit dem ersten, der göttlichen Autorität der Bibel, haben wir uns bisher beschäftigt. Das zweite hängt hiermit allerdings ebenfalls zusammen, hat aber doch eine selbständige Bedeutung: es ist die Auffassung des Glaubens.

Man behauptet, der Glaube im religiösen Sinne sei nicht ein Fürwahrhalten, sondern ein Akt des Willens. Erst aus diesem Vordersatze erklärt sich die Darstellung des Glaubens als einer Heilsbedingung, denn nur für einen Willensfehler, nicht für einen Mangel des Intellektes kann begreiflicherweise ein Mensch verantwortlich gemacht werden. Aber es ist einfach ein Unglück, daß unsere deutsche Sprache für diese beiden grundverschiedenen Dinge, die fides quae creditur und die fides qua creditur nur einen und denselben Ausdruck besitzt, denn aus dieser Doppeldeutigkeit des Wortes „Glaube" folgen die schwersten Irrtümer, und in wilder Verwirrung meint man bald das eine, bald das andere.

Durch die moderne Theologie soll der Glaube in Frage gestellt werden. Dieser Vorwurf ist natürlich davon abhängig, ob man selbst auf dem orthodoxen oder dem liberalen Standpunkte steht, aber ganz unabhängig hiervon hat der ganze Vorwurf doch nur dann einen verständigen Inhalt, wenn man den Glauben im intellektuellen Sinne versteht. Die Auffassung, daß die Bibel Gottes Wort und deshalb irrtumslos sei, steht in der That mit dem Begriffe der Wissenschaft als solchem im Widerspruche, denn eine Wissenschaft kann es nur da geben, wo wir noch nicht alles wissen, sondern uns das Wissen erst durch geistige Arbeit erringen wollen. Ebenso ist ein solcher intellektueller Glaube der Erschütterung durch Vernunftgründe zugänglich und deshalb der Beeinflussung durch theologische Erörterungen ausgesetzt. Aber gilt das alles auch für die fides qua creditur? Der Wille, mich in ein persönliches Verhältnis zu Gott zu setzen, dieses Verhältnis innerlich zu erleben und in seiner Ausgestaltung den Hauptinhalt meines Lebens zu sehen, — dieser Wille ist offenbar gegenüber dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung ein völliges Adiaphoron, er wird dadurch, wie ich über irgendwelche Thatsachen denke, überhaupt nicht berührt, er könnte nur erschüttert werden durch einen Einfluß, der mich zu der Auffassung brächte, in der Religion etwas Wertloses zu sehen.

Meines Erachtens ist es ganz außer Zweifel, daß, wenn man mit der Sonderung der beiden Begriffe des Glaubens Ernst macht, der Glaube in dem hier verstandenen Sinne von seinem eigenen Thatsacheninhalte ganz unabhängig ist, d. h. daß der Glaube religiös völlig gleichen Wert besitzt, mag derjenige, der ihn hat, von den sogenannten Heilsthatsachen alle oder einige oder gar keine für wahr halten. Der wahre Glaube in dem Sinne einer Richtung des Herzens, eines religiösen Verhältnisses zu Gott einerseits, und der Begriff der Heilsthatsachen als solcher, d. h. gewisser Thatsachen, die man für wahr halten muß, um selig zu werden, andererseits, stehen mit einander in unlösbarem Widerspruche. Wer das Gewicht auf den ersteren legt, muß die letzteren für minderwertig halten, d. h. ihnen den Charakter als Heilsthatsachen bestreiten.

Digitized by Google

An dieser Stelle liegt bekanntlich der Gegensatz zwischen Orthodoxie und Pietismus. Die Orthodoxie fordert einen inhaltlichen Glauben, der Pietismus legt das Gewicht auf die Herzensverfassung und das religiöse Gefühl. Wäre der Pietismus jemals rein aufgetreten, so hätte er die orthodoxe und die liberale Auffassung für religiös gleichwertig erklären und den ausschlaggebenden Gesichtspunkt allein in der subjektiven Wahrhaftigkeit finden müssen, wie denn in der That der Gegensatz: orthodox-liberal sich nur auf die Theologie, aber nicht auf die Religion bezieht. Leider ist diese Voraussetzung niemals verwirklicht. Der Pietismus des achtzehnten Jahrhunderts war allerdings eine Reaktion gegen die allzu verknöcherte Orthodoxie, konnte aber sich selbst aus ihren Fesseln nicht völlig befreien; die heutige „positive" Auffassung ist ein seltsames Gemisch von orthodoxen und pietistischen Elementen.

Der Pietismus ist an sich mit dem Liberalismus nicht unvereinbar, ja, nicht selten ist es gerade die pietistische Beimischung, die liberalen Predigern ihren großen Einfluß auf die Gemeinde sichert. Allerdings wird der Pietist geneigt sein, den verstandesmäßigen, inhaltlichen, theologischen Elementen in der Religion weniger Bedeutung einzuräumen und die Grenzen, die er dem Verstande steckt, enger zu ziehen als der Liberale, aber jedenfalls ist es eine sehr verkehrte Anschauung, daß der Liberalismus überwiegend kritisch und negativ sei oder sein müsse, oder gar, daß er sich mit religiöser Gleichgültigkeit decke. Der wahre Liberalismus muß sowohl positiv, wie im guten Sinne „gläubig" sein, d. h. er darf nicht von Kritik und Negation leben wollen, sondern muß seine Aufgabe in der positiven Wirksamkeit sehen und sich als Ziel stellen, eine Hingabe des Herzens an Gott und die Durchdringung unserer ganzen Lebensauffassung mit göttlichem Geiste herbeizuführen. Nur wenn er diesen Anforderungen genügt, ist er ein vollberechtigter Faktor unseres religiösen und kirchlichen Lebens und darf die Hoffnung haben, diejenigen Elemente an sich zu ziehen und innerlich zu befriedigen, die heute zum größten Teile die besten Kerntruppen der Orthodoxie liefern.

Braunschweig Landgerichtsrat W. Kulemann

Eine moderne Wahrheitslehre

In einer Zeit, wo wissenschaftliche Werke leider nicht selten nach Maßgabe ihrer Vielbändigkeit und Dickleibigkeit bewertet werden, hat Professor G. Uphues den Mut, in einem Buche* von 88 Seiten die Summe seiner selbständigen erkenntnistheoretischen Forschungen zu ziehen. Augenscheinlich ist dem Autor die moderne Kunst, sich selbst und die eigene

* „Einführung in die moderne Logik" von Goswin Uphues, Professor an der Universität Halle. Erster Teil: Grundzüge der Erkenntnistheorie. Verlag von A. W. Zickfeldt.

Digitized by Google

Bedeutung in möglichst imposanter Weise in Scene zu setzen, durchaus fremd geblieben: demgemäß spricht er auch nirgends von „meiner Auffassung", „meiner Erklärung", „meiner Theorie", ja, er vermeidet es auch grundsätzlich, sich mit fremden Auffassungen kritisch auseinander zu setzen, weil er es für eine Eitelkeit hält, die Gedanken anderer als Schatten zu benutzen, um das Licht der eigenen Gedanken desto glänzender erstrahlen zu lassen. Uns scheint aber diese Enthaltsamkeit eine übertriebene zu sein, denn wir schulden es nicht uns, sondern unserem Leser, das Eigentümliche und Neue, das unseren Untersuchungen innewohnen mag, als ein solches Eigentümliches und Neues scharf hervortreten zu lassen. Uphues jedoch ist nur darauf bedacht, ganz hinter seiner Sache zu verschwinden, oder richtiger, völlig in derselben aufzugehen, und es kann nicht geleugnet werden, daß seine Darstellungsweise ihren eigentümlichen Reiz dieser beinahe überschwenglichen Sachlichkeit und Schlichtheit verdankt.

Es ist eine äußerst schwierige Aufgabe, auch nur eine annähernde Vorstellung von der komprimierten Denkarbeit zu liefern, die uns Uphues auf fünf bis sechs Druckbogen zusammengedrängt darbietet; denn der Verfasser scheint es sich geradezu zur Aufgabe gemacht zu haben, die Resultate vierzigjähriger emsiger Forschungsthätigkeit auf dem Gebiete der Erkenntnislehre in möglichst engen Raum zusammenzufassen. Nun stehen diese Resultate einerseits in innigster Beziehung zu den großen historischen Systemen der Philosophie, andererseits haben sie aber auch engste Fühlung mit den aktuellen Streitfragen der modernen Logik, so daß es kaum möglich ist, der Uphues'schen Arbeit in dem engen Rahmen dieser Zeilen kritisch gerecht zu werden; zumal es zur Eigenart des Verfassers gehört, Schritt für Schritt speziellste Einzelfragen anzuregen, weiterzuführen oder zur Lösung zu bringen: Einzelfragen, die wohl den mitforschenden Fachmann in höchstem Grade interessieren, einem weiteren Leserkreis jedoch kaum zugänglich gemacht werden können. Ich muß mich also auf die wesentlichsten Hauptmomente der Uphues'schen Erkenntnislehre beschränken und sofort auf den eigentlichen Nerv derselben, auf die Untersuchungen über die „Gesetze des Erkennens" hinweisen.

Während die herkömmliche, formalistische Logik gerade diese Gesetze (der Identität, des Widerspruches, des ausgeschlossenen Dritten, der Kausalität, des Grundes etc.) in äußerst stiefmütterlicher Weise behandelte, bricht sich bei neueren Philosophen immer mehr die Überzeugung Bahn, daß der eigentliche Kern der Logik in diesen Gesetzen zu suchen sei. In den alten toten Formelkram mittelalterlicher Schulgelehrsamkeit zieht dadurch neues Leben ein, die Logik erwacht sozusagen aus einem Jahrhunderte alten Winterschlafe und wird zu einer lebendigen Wissenschaft, an die sich die höchsten Interessen des menschlichen Wahrheitsbedürfnisses knüpfen. Sie wird zu einer Wissenschaft des nie rastenden Wahrheitsdranges, also jener höchsten Kraft, die den Kern unseres Daseins und alles unseres Fortschreitens ausmacht. Gerade jene Generation, die die strenge Schule der Mathematik und der Naturwissenschaft durchgemacht hat, fühlt sich gedrängt, von den „Gesetzen der Natur" zu den „Gesetzen des Erkennens" sich zu erheben.

Digitized by Google

Allerdings sind diese Gesetze in ein tiefes Dunkel gehüllt, und es herrscht betreffs derselben bei den Logikern unserer Tage (Sigwart, Erdmann, Wundt etc.) eine so geringe Übereinstimmung nicht nur was ihre Zahl, Bedeutung und Formulierung, sondern auch was ihre Benennung anbelangt, daß es beinahe den Anschein hat, als ob die Verwirrung des menschlichen Denkens sich desto mehr steigern müßte, je mehr es sich auf die eigenen Gesetze besinnen will: trotzdem erleidet es keinen Zweifel, daß ein jeder wissenschaftliche Fortschritt in der Logik — denn es muß auch ein solcher möglich sein — in erster Linie davon abhängt, mit welcher Klarheit die erkennende Thätigkeit ihre eigenen Gesetze zu erfassen vermag.

Aber warum sprechen wir von logischen Gesetzen in der Mehrzahl? Sollte das Erkennen nicht in allen seinen Denkhandlungen einem einzigen obersten Prinzipe unterthan sein? Sollten gerade die einzelnen Grundgesetze der Logik, unzusammenhängend, jedes logischen Bandes entbehrend, dastehen: gewissermaßen zur Verhöhnung des auf seine Logik eingebildeten menschlichen Verstandes? Das Schwergewicht dieser Frage scheint unter den neueren Denkern zuerst Lotze empfunden zu haben, denn es finden sich in seiner Logik höchst feinsinnige Versuche, die logischen Einzelprinzipien einer inneren Verwandtschaft gemäß miteinander zu verknüpfen. Den bedeutendsten Fortschritt nach dieser Richtung hin scheinen mir die Uphues'schen Untersuchungen über die Gesetze der Erkenntnis zu repräsentieren, und ich muß es tief bedauern, sie hier nicht ausführlich diskutieren zu können, schon aus dem Grunde, weil ich mit dem Autor in manchen wichtigen Punkten nicht übereinstimme. Aber dem Leser wäre hier mit einem solchen Kritisieren auch wenig gedient, und so hebe ich nur hervor, daß, obwohl Uphues zu jenem Typus von Denkern gehört, die mit großer Behutsamkeit vom einzelnen zum allgemeinen aufsteigen: er sich keineswegs vor dem oben berührten höchsten Einheitsstreben des menschlichen Geistes verschließt. Für ihn giebt es nur einen Gegenstand des Erkennens, und das ist die Wahrheit. Und er faßt diese nicht als eine mechanische Summe von auseinander fallenden Einzelwahrheiten, sondern sie ist ihm so sehr ein zusammenhängendes Ganzes, so sehr eine Wahrheit, daß er erklärt, man könne, strenge genommen, gar nicht von einer einzelnen Wahrheit sprechen, denn sie erlange erst diesen Charakter durch ihren Zusammenhang mit der allumfassenden einen Wahrheit. Das eigentliche Ziel der Erkenntnis wäre also, die Einzelwahrheiten in ihrer „Zusammengehörigkeit" zu einer Wahrheit zu erfassen: freilich ein hohes, vielleicht allzu hohes Ziel, dem wir jedoch rastlos zustreben müssen. Da es uns aber bislang versagt ist, jenen einen Gedanken zu finden, der über alles Licht verbreitet, müssen wir uns mit den einzelnen Strahlen dieses Lichtes begnügen und das oberste Prinzip der logischen „Zusammengehörigkeit" durch Teilprinzipien (wie das Gesetz der Übereinstimmung, der Kausalität, des Enthaltenseins, des Grundes etc.) nach Möglichkeit zu ersetzen suchen. Auf diese Einzelprinzipien und auf ihre innere Verwandtschaft werfen die Untersuchungen Uphues' ein höchst interessantes neues Licht; freilich wird noch eine fachmäßige Kritik das bleibend Wertvolle derselben von dem Zweifelhaften sondern müssen. Es

Digitized by Google

sei nur noch erwähnt, daß der Kunstausdruck der „Zusammengehörigkeit" — wenn auch in einer anderen Bedeutungsnuance — zuerst durch Lotze in die Logik eingeführt wurde; Uphues erhebt ihn zum Fundamentalbegriff seiner Erkenntnislehre: deckt er sich ja schließlich mit der Erkenntnis der Wahrheit.

Unter Wahrheit versteht Uphues nicht bloß den Wahrheitscharakter unserer Urteile, sondern das Wesen der Dinge selbst. Wenn er also lehrt, daß der Gegenstand des Erkennens die Wahrheit sei, so meint er damit, daß das Ziel der Erkenntnis das Erfassen des Wesens der Dinge sein müsse. Dieses Wesen der Dinge aber ist nicht, wie die rohe formalistische Auffassung es meint, ein isoliertes Wesen, ein in dem Einzeldinge eingeschachteltes und von aller Wesensgemeinsamkeit abgetrenntes Einzelwesen; vielmehr ist das Wesen eines Dinges nichts anderes, als die unverrückbare Stellung oder Bedeutung desselben in und für die Gesamtheit alles Wirklichen. — Wir erkennen hier in Uphues den Denker, der über die Realität des Einzeldinges nie seinen Zusammenhang mit der Gesamtheit des Wirklichen außer acht lassen will, der also mit Spinoza die Dinge sub specie aeternitatis zu betrachten weiß. Trotzdem ist er durchaus kein Spinozist zu nennen, weil es zum Charakter seines Denkens gehört, im Gegensatz zu Spinoza, sich stets von dem empirisch Gegebenen und Besonderen zu umfassender Verallgemeinerung aufzuschwingen.

Diese treue Hingabe an das Einzelne möchte ich als den zweiten charakteristischen — sozusagen niederländischen — Zug in der Lehre Uphues' bezeichnen. Demgemäß ist ihm auch die geringfügigste Thatsache, wie etwa ein Wellenzug auf der Wasserfläche, das Rauschen der Blätter im Winde, das scheinbar zufällige Begegnen zweier Menschenseelen im Lebensgewühle etc. etc. kein bloßer bedeutungsloser, inhaltsleerer Schein; nein! auch das flüchtigste Einzelgeschehen hat eine ewige, überzeitliche Bedeutung im Reiche des Allwirklichen, denn erst durch diese ewige Bedeutung erklärt sich sein — wenn auch noch so flüchtiges — Hervortreten in dem Strome der Zeit, und erst diese überzeitliche Bedeutung macht die Einzelthatsache zu dieser bestimmten Einzelthatsache. Die ewige Bedeutung oder Geltung des Einzelwirklichen für die Allgesamtheit nennt Uphues: die Wahrheit dieses Wirklichen. So kommt er denn zu den eigentümlichen Sätzen: „Das Gelten steht höher als das Existieren; das Existieren ist nur möglich durch das Gelten. Mit anderen Worten: die Wahrheit steht höher als die Wirklichkeit, und die Wirklichkeit ist nur Wirklichkeit durch die Wahrheit." In diesen Sätzen prägt sich die idealistische Denkweise Uphues' aus, und man erkennt zugleich die Begriffe der Wahrheit und Wirklichkeit als die gegensätzlichen Begriffspole seiner ganzen Weltauffassung. Auch braucht es kaum gesagt zu werden, daß die Wahrheit hier eine platonische Idee, oder richtiger, die ganze Ideenwelt Platos bedeutet, welche die Erscheinungswelt in ihrem Sein bedingt.

Hier sind wir an den Punkt gelangt, wo wir das Verhältnis der Uphues'schen Erkenntnislehre zu dem neu erwachten Kritizismus kurz zu kennzeichnen vermögen. Der Neukantianismus spielt zweifellos eine bemerkenswerte Rolle in der aus der materialistischen Verirrung sich erholenden deutschen Philosophie, und es läßt sich nicht leugnen, daß der wiedererweckte

Digitized by Google

Kant mächtig mitgeholfen, das deutsche Denken aus den Niederungen des Positivismus zu lichteren Höhen emporzuheben. Trotzdem ist der Kritizismus bloß als ein Übergang von dem Skeptizismus zu einer erst neu zu schaffenden Wahrheitslehre zu betrachten. Wenn der Gegenstand unseres Erkennens außerhalb unseres Bewußtseins zu liegen kommt, d. h. zum „Ding an sich" wird, dann ist es auch um die Wahrheit unserer Erkenntnis geschehen, und dann nützt es gar nichts mehr, den einmal entwurzelten Erkenntnisbaum durch die Stangen und Balken eines aprioristischen Formalismus wieder aufrichten und beleben zu wollen. Um überhaupt von einer Wahrheit mit irgend welchem Rechte sprechen zu können, sind wir gezwungen, anzunehmen, daß zwischen dem Erkennen und seinem Gegenstande — nämlich der Wahrheit oder dem Wesen der Dinge — eine unlösbare Verbindung, eine wechselseitige Abhängigkeit bestehe. Allerdings ist es uns versagt, die eine Wahrheit selbst zu erfassen, dies ist jedoch wohl vereinbar mit der Einsicht, daß wir teilhaben an der Wahrheit (koinonia), und diese gegenwärtig ist in unserem Erkennen (parusia).

Von diesem Standpunkte ausgehend, liefert Uphues eine „Psychologie des Erkennens", welches Gebiet als die eigenste Domäne seiner Forschungen zu betrachten ist. Von dem ursprünglich Gegebenen, den Empfindungen ausgehend, versteht er es, ein völlig neues Licht auf die Entstehung der Vorstellungen zu werfen, ja er giebt eine Zergliederung des Prozesses der Urteilsbildung selbst, die als förmliche Embriologie des Erkennens zu bezeichnen ist. Er wandelt hier auf ziemlich ungeebneten Pfaden, und die Kritik wird Mühe haben, ihm auf denselben nachzufolgen. Es handelt sich hier unter anderem um das ebenso wichtige wie schwierige Problem, ob die Begriffsbildung als die Voraussetzung oder aber die Folge der Urteilsbildung aufzufassen sei. Uphues erklärt sich für den Primat der Begriffsbildung gegenüber der Urteilsfunktion, doch glaube ich kaum, daß diese seine Auffassung durchzudringen vermag.

Für weitere Leserkreise dürften besonders die Untersuchungen über die „Schranken unserer Erkenntnis", die den zweiten Hauptteil der Uphuesschen Erkenntnislehre bilden, von Interesse sein. Das Behutsame seines Denkens tritt erst hier ganz zu Tage, andererseits findet man aber weitausblickende, originelle Auffassungen über die Bedeutung von Raum und Zeit, sowie der Sinnesbilder für unser Wissen, über die Erkenntnis des eigenen Bewußtseins, sowie über den Einblick, den wir in das Bewußtsein anderer zu gewinnen vermögen. Von hier geht es in aufsteigender Linie zu Untersuchungen über historische Erkenntnis, über wissenschaftliche, künstlerische und religiöse Inspiration, welche durch eine aus dem tiefsten Innern quellende Überzeugung getragen und durch eine ebenso schlichte, wie erwärmende Beredsamkeit ausgezeichnet sind.

Alles in allem genommen scheint mir die Erkenntnis- und Wahrheitslehre Uphues' ein Gewinn für die Wissenschaft zu sein, und es steht nur zu wünschen, daß ihr strenger, edler Idealismus einen befruchtenden Einfluß auf die erkenntnistheoretische Bewegung unserer Tage üben möge.

Berlin Dr. Melchior Palágyi

Digitized by Google

Die Einrichtung unserer Gewerbe-Museen

In Helgoland hat mir eine Dame ihre Familienerbstücke gezeigt. Kacheln, Fayencen, Teller, Töpfe, Service, Truhen, Schmuckstücke, Spitzen, Gläser, Plättbretter, Lotsenzeichen, Schnallen, Brüsseler und Flanderer Spitzen — wunderbare Arbeiten, feine und seltene Stücke. Ich habe das alles noch lebendig vor mir, — ich brauchte nur die Augen zu schließen, ich fände die einzelnen Muster wieder. Aber seltsamerweise nicht vom einzelnen Stück, sondern vom Ganzen aus. Denn wie diese Dame ihre Schätze aufbewahrt, das ist's, was den Eindruck so tief und dauernd macht. Sie hat sich ein Zimmer eingerichtet — etwa so, wie's bei ihrer Ur-Ur-Urgroßmutter mag eingerichtet gewesen sein. Da sind die Wände mit den alten Holsteiner und Holländer und Hamburger Kacheln verkleidet, da hängen die alten englischen und flämischen Teller an der Wand — da ist der breite Durchzug in der Decke auf beiden Seiten mit den schiefaufliegenden deutschen und japanischen Tellern ausgestellt — „das machten die Alten gern so" —, da hängt das Plättbrett neben der Thür ganz selbstverständlich und fügt sich dem Ganzen ein, und man kommt auch an diesen Platz, wie man an jedes Plätzchen im Zimmer kommt und keines vergißt und übersieht, und sieht sich den praktisch geschnitzten Griff und die Kerbschnitzerei des Brettes an und freut sich, wie geschickt und geschmackvoll jener Arm war, dem freilich die Liebe ein wenig das Messer geführt hat, denn sein Plättbrett hat er als Brautgeschenk angefertigt. Da steht auf dem alten Schränkchen die große Kanne, die breite Schüssel, da stehen die nordischen Tassen, die englischen Gläser, die einen Klang wie Glocken haben, da stehen die Vasen und andere meist praktische, auch ein paar zierende Poterien. Alles gehört schön zusammen, in Farben und Formen ist's schön geordnet — jedes Stück fügt sich ein —: das Ganze wirkt. Die Thür ist zu — man ist in einer anderen Welt; in dieser Welt, in der all die alten Dinge neue waren, ihr Recht, ihr Leben, ihren Gebrauch hatten — und ebenso gestanden haben mögen, wie sie jetzt stehen — oder wenn auch anders, doch keines aufdringlicher.

„Ist das nicht, wie du immer meinst, wie's in den Museen sein müsse?" fragt mich mein Freund.

Doch — nur noch einheitlicher fordere ich's. Im Museum ist das möglich — erst durch die gesammelten Stücke selbst —, sie sind reicher vorhanden und mannigfaltiger aus verhältnismäßig kürzeren Zeitabschnitten, — und zweitens durch unsere gebenedeite Wissenschaft. Hier werden die Stücke nicht ihres Wertes, ihres Charakteristikums wegen aufbewahrt, sondern in erster Linie aus Pietät, wenn sich auch in der Besitzerin mit der Zeit eine starke Kennerschaft ausgebildet hat. Sie sind im übrigen zur eigenen Freude aufgestellt und behalten. Anders das Museum. Es will belehren, Begriffe geben, — es will zeigen. Ungezeigt sind seine Schätze doppelt tot. Der Eifer allein, der sammelt, thut's nicht. Das Kunterbunt nebeneinander ist Nonsens. Das Arrangieren in Schränken, so schön „dekorativ" im Sinne der Erkerauslage es auch sein mag, ist wertlos. Wir

Digitized by Google

wollen den Eindruck eines Ganzen haben — und vom Ganzen aus die Wirkung des Einzelnen, wie wir's eben erlebt haben. Wir wollen ein Rokoko-Boudoir sehen, mit allen feinsten Rokokostücken, die darin enthalten waren, — wir wollen eine Renaissance-Festhalle mit all dem Komfort und Reichtum von Florenz oder Augsburg, wir wollen ein enges, mittelalterliches Gelehrtenstübchen, ein rechtes „Gehäus", mit dem Kruzifixus an der Wand und dem Fußschemel unterm Tisch — wir wollen eine gotische Hauskapelle mit all dem Altarwerk, dem Bild, den Spitzen, den Leuchtern, dem geschnitzten Chorgestühl, dem steinernen Taufbecken, Meßbuch und der Ministrantenglocke. Also weg mit den großen kahlen Sälen und dem Nebeneinander der Schränke. Die geben tausend Eindrücke und keinen, die wollen alles zur Geltung bringen und bringen nichts zur Geltung — oft sogar ein ganz Unwesentliches —, die geben jedem Einzelnen den gleichen Wert — den Sammelwert — und nehmen ihm damit sein Lebendiges. Denn nie im Leben waren sich die Dinge gleichwertig, weder als Wertgegenstand, noch als Gebrauchsgerät. Und nie im Leben und zu keiner Zeit wurden sie gleichwertig behandelt, da gab's die Stücke des täglichen Gebrauchs und die für den geehrten Besuch, die Konsoluhr hatte eine andere Geltung als der Eierbecher, und dem Kamin wurde eine andere Bedeutung beigemessen als dem Spieltisch. Also nicht nur der Rahmen und in ihm die Belebung fehlt in den Museen heute, sondern die Lebensbewertung, die uns, uns Besuchern und Laien, die weniger nach der Seltenheit fragen als nach der künstlerisch verstehenden Auslösung, das wichtigste ist. Die Lebensbewertung müßte dann in den einzelnen Zimmern genau so festgehalten werden, denn nur dadurch reguliert sich's für die einzelnen Gegenstände. Und da bin ich sogar so ketzerisch, zu verlangen, daß sich auf diese Art ein Teil unserer Bildergalerieen in unseren Gewerbemuseen auflösen sollte. Denn einmal haben's unsere Bildergalerieen not — sie ersticken im Mittelmäßigen und Kitsch, und sie können ihre Aufgabe nicht erfüllen, die ich darin sehe, die Kunstentwickelung in Höhepunkten darzustellen, die großen Persönlichkeiten zur Geltung zu bringen; während die Gewerbe-Museen von da an diese andere, mir genau so wichtige Seite der Malerei — und wie der Kunst überhaupt — zum Ausdruck bringen könnten — lebendig in der Einrichtung und Aufeinanderfolge ihrer Räume: die Entwickelung! Und wie ganz und deutlich unterschiede sich der nationale Charakter, der enger heimatliche! Es sollen nicht die schlechten Bilder in die Räume des Gewerbemuseums gehängt werden; aber ich bin hier wieder ketzerisch, zu sagen, daß es nicht in erster Linie auf die Güte ankommt, diese freilich im höheren Sinne verstanden, sondern auf den Charakter — und ich gestehe zu, daß hier das Werk eines mittleren Talentes, das in der großen Galerie erdrückt würde, eine neue Geltung, eine Bedeutung und bis zu einem gewissen Grade ein Recht bekäme.

* * *

Dann kam ich von Helgoland nach Hamburg in das Gewerbe-Museum, das Direktor Justus Brinckmann leitet. Zu meiner Freude finde ich da

Digitized by Google

schon eine teilweise Erfüllung dessen, was ich mir in dem charakteristischen Helgoländer Stübchen gedacht hatte. Der „Pariser Saal" des Hamburger Gewerbe-Museums muß in der Art seines Arrangements und seiner Entstehung als solche angesehen werden, er ist ein Fortschritt in unserer Museums-Einrichtung und ein viel verheißender Anfang zu einer Umwälzung, die in den nächsten Jahren immer mehr um sich greifen muß, sollen die Museen wirklich Vermittler des Kunstverständnisses sein, soll ihre Aufgabe darin bestehen, lebendige Kulturarbeit zu leisten. So nur tragen sie Zukunft in sich.*

Rede ich von der Entstehung des Pariser Saales zuerst. Der Begriff des „Museumsreifen" ist umgestürzt. Dieser Begriff ist, im alten Sinn verstanden, etwas Totes. Er trägt die Schuld, daß in den Museumsräumen so viel totes Gut von Toten aufgestapelt ist. Ein neuer Gedanke ist eingezogen. „Als eine Urkundensammlung für die neuen Strömungen des Geschmacks um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts führt sich der Pariser Saal des Hamburger Museums ein", sagt Direktor Brinckmann selbst in einem betreffenden Artikel des „Lotsen". Damit bezeichnet er seine Schöpfung richtig und der verstaubenden Zünftigkeit gegenüber immerhin mit einiger Kühnheit. In seinem Katalog führt er genauer aus: „Als eine Pflicht erschien es, nicht nur erst in späteren Jahren die vollgereiften, durch das Urteil einer Nachwelt anerkannten Werke zu erwerben, sondern bei dem Ausbau unserer Sammlungen die junge Bewegung in ihrer Jugendfrische, ihrer Kampfeslust, ihrer Gegnerschaft gegen die kunstgewerbliche Rückgriffsarbeit in ihrem ganzen Werdegang vorzuführen, selbst auf die Gefahr hin, daß ein kommendes Geschlecht oder schon das unsrige in den Werken dieser Bewegung die Hoffnungen nicht erfüllt sehen könnte, mit denen wir die neue Bewegung begrüßten". Brinckmann giebt hiermit seinen Gegnern gleich selbst eine Waffe in die Hand. Aber diese Waffe kann auch gegen die Gegner angewandt werden. Haben wir nicht in allen Gemäldesammlungen so und so viel Stücke in die Rumpelkammer wandern sehen? Und haben wir nicht außer solchen Überschätzungen die tollsten Unterschätzungen erlebt? Die Unfehlbarkeit also war nie da, weder im Alten, noch im Neuen.

Ein geeigneter Zeitpunkt für die Verwirklichung dieses Gedankens war die Pariser Weltausstellung im Jahre 1900, weil da alle Völker zum Wettstreit sich eingefunden hatten, und weil eben dadurch Überblick und Auswahl möglich waren, die Vergleichungsmöglichkeit Maßstäbe ganz von selbst schuf, so daß durch Ankäufe „das Beste neuer Richtungen" zusammengestellt werden konnte. — Dem Gedanken, daß dieses „Beste" ja auch wieder einer subjektiven Auffassung unterliegt, möchte ich mich nicht ver-

* Der Hamburger „Pariser Saal" ist ja nur ein Beispiel, ein naheliegendes. In anderen Museen finden sich ähnliche. Des Naheliegenden und Eklatanten wegen, in vieler Beziehung, sei er behandelt. Und weil es doch eben noch mehr Museen giebt, in denen solches nicht versucht wird, als solche, in denen ein solcher Geist eingezogen, sei er als Muster hingestellt. Seiner selbst und des Geistes wegen, der sich in ihm dokumentiert. D. D.

Digitized by Google

schließen; aber was kann das für's Ganze schaden! Ich messe dem Versuch Brinckmanns als Vorstoß eine kulturelle Bedeutung bei.

Und nun die Ausführung, das Arrangement der zahlreichen Ankäufe. Andere Museen haben ja schließlich auch gekauft, zwei, drei Stücke, und wenn auch mehr, sie verlieren sich, wie die älteren Sachen, in dem Sammelsurium. Im „Pariser Saal" zu Hamburg vergißt man, daß man in einem Museum ist. Man ist in einem wohleingerichteten, geschmackvoll arrangierten, fein abgestimmten Zimmer, alle Gegenstände in Bezug auf einander gestellt, in Farbe und Anordnung einander unterstützend, dem Ganzen einen Sinn und Charakter verleihend, nicht gleichgültig, auch nicht aufdringlich, und geradezu behaglich. Auch hier der Schrank, der als Behälter der Einzelgegenstände nicht zu umgehen war und darum ganz richtig hier selbständig gemacht wurde, selbst als kunstgewerblicher Gegenstand behandelt, als Schauschrank dasselbe Recht für sich in Anspruch nehmen soll, wie sein Inhalt.

Der Saal erhielt eine Dreiteilung. Gleich rechts vom Eingang wurde ein großer Pariser Schauschrank aufgestellt, der Porzellane von Sèvres und Kopenhagen, Rookwood-Steingut, Gläser und Zinn, den silbernen Spiegel von Geyger, die charakteristische Eigenmarke Carrièes enthält. Im selben Teil des Saales steht eine Sellette von Guimard, die eine Kopenhagener Schneeeule trägt, und weiterhin ein kleinerer Schauschrank mit Schmuck von Lalique, Falize, Zorra, Gläsern von Köpping, Plaketten und sonstigen objets de vitrine. Möbel aus Bings Salon stehen dazwischen.

Den mittleren Teil sollte ein Schauschrank von van de Velde ausfüllen, in dem die fünfzehn Tänzerinnen Léonards in Sèvres-Biskuit — das Museum besitzt die von der Hand des Meisters fertiggestellte Gruppe — sowie Bucheinbände untergebracht werden sollten. Der Schrank konnte leider nicht geliefert werden, und die Tänzerinnen und Bucheinbände sind provisorisch außerhalb des Saales untergebracht. Dagegen ist im vorderen Teil des mittleren Abschnitts „das kleine Zimmer vollständig wieder aufgebaut, das sich in der französischen Abteilung der Invaliden-Esplanade dem von der Maison Krieger ausgestellten, in gleichem Geschmack ausgeführten Speisesaal anschloß". Im gleichen Abschnitt steht noch ein Toilettentisch nach Plumet und Selmersheim in Paris, ein Tisch von Majorelle in Nancy, ein Setzschirm von Georg Hulbe, einem Hamburger. Im dritten Abschnitt, hinter dem beschriebenen Einbau, finden wir dann einen Schauschrank in Eiche, der Steinzeug enthält, das Buffet aus Bings Pavillon l'art nouveau, das mit Gefäßen bestellt ist. Hier stehen Stühle aus dem finnischen Pavillon, Bronzen von Rodin, Meunier, Verlet, Steinzeug von Carrièes und Dalpeyrat-Lesbros. Auf einem Tisch bewundern wir „das schönste Buch des neunzehnten Jahrhunderts", den großen Chaucer des Kelmskott Press. An den Wänden hängt der farbentiefe Wandteppich von Burne-Jones und William Morris — der Stern von Bethlehem — sowie die Milchstraße „Melkeveien", von der Norwegerin Frida Hansen, eine sehr feine Arbeit. Von Bildwirkereien bemerken wir noch weiter Wandteppiche von Ubbelohde und Eckmann, sehr geschmackvoll von

Digitized by Google

der Scherrebecker Kunstweberei-Schule ausgeführt. Von Steinlen, Rivière, Eckmann, Behrens und Henriette Hahn und Voruz rührt der bildliche Wandschmuck her, den ich eigentlich nicht bedeutend genug finde. Aber es galt hier nicht, die einzelnen Gegenstände genauer zu behandeln und nach ihrem Wert zu würdigen, und etwa der subjektiven Meinung, die ihre Wahl getroffen, eine andere gegenüber zu stellen. Es galt, das Ganze zu würdigen — und dem Beifall zu zollen. Nur das sei noch gesagt, daß keines der vorhandenen Möbel von einem deutschen Künstler herrührt. Ich besinne mich wenigstens auf keines. Brinckmann fand wohl kein deutsches Stück der Aufnahme wert. Überhaupt schneiden die Deutschen schlecht ab. Was von ihnen vorhanden, kann nicht Anspruch erheben, in erster Linie genannt zu werden. — Den Plaketten der Franzosen und den Schmucksachen von Lalique besonders, aber auch denen von Vever, Falize und Zorra haben wir nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen. Hildebrand bot freilich eine bedeutende Arbeit in der Plakette Bodes da. Aber er wirkt als Ausnahme. Und da sich diese Rückständigkeit der Deutschen als eine Zufälligkeit, aus sachlicher Auswahl, ergeben hat, so darf uns das weiter nicht verletzen, sondern muß uns ein Sporn sein. Nicht nachzumachen freilich, sondern uns zu geben und unseren Ausdruck zum höchsten zu steigern. Carriès Steinzeug ist unerreicht und trägt gewiß Zukunft in sich. Im übrigen ist zu beklagen, daß die Gebrauchsfähigkeit der Gegenstände, der Gläser, Vasen, Becher, Teller usw., zu wenig berücksichtigt ist, so daß sie sich fast alle als Zierstücke, Bibelots, objets de vitrine darstellen. Auch das sieht man in einem solchen Zimmer, in dem man wohnen könnte und alles stärker auf Gebrauch und Praktischkeit hinweist, rascher und leichter. Hier ist also das Feld aufgethan, das die Zukunft zu bebauen hat. Und in den einzelnen Gegenständen nicht nur phantastisches Spiel, sondern praktische Notwendigkeit!

Heppenheim a. d. B. Wilhelm Holzamer

Ein Erzählungskünstler

Das hervorstechendste Mal der modernen deutschen Litteratur ist nicht etwa, daß sie fast ausschließlich eine „Berliner Litteratur" ist, vielmehr, daß ihre Leute aus dem Osten stammen. Die Vertreter des modernen Frankreich stammten aus dem ganzen Lande, wenn auch ihre besten Normannen waren, Paris, der Sammelpunkt, vereinigte sie in seinem Geiste. Nun hat aber Berlin weder einen Geist, der Künstlern eine Patina geben könnte, und ist der Osten ein kultur- und traditionsloses Land. Das kennzeichnet die Litteratur, die um 1890 zu so kühnen Thaten die Stimme erhob und um die es heute seltsam still geworden ist. Sie arbeiteten für den Tag, aus der Tagesstimmung und sind mit ihr vergessen. Wer langte heute mit Vergnügen nach einem Buche dieser Tage, wer könnte es lesen, ohne den Kopf bedenklich zu schütteln? Und wenn wir uns heute im Reiche umschauen, wessen Bücher denn wohl noch demnächst werden gelesen

Digitized by Google

werden, so könnte man vielleicht so sagen: im Norden ist es Dehmel, im Süden Wedekind, im Osten Stehr, im Westen Wilhelm Schäfer. Womit ich nicht sagen will, daß diese Vier die einzigen sind. Doch scheinen sie mir die vier Himmelsstriche zur Zeit am stärksten zu repräsentieren.

* * *

In diesen Tagen ist viel die Rede von der „Heimatkunst", und giebt es schon Leute, die in diesem neuen Schlagwort eine Gefahr erblicken, eine Brutstätte für die Kleinen. Ich bin nicht der Meinung. Die Kleinen sind nicht aus der Welt zu schaffen, und giebt ihnen der Zug des Heimatlichen das Gepräge, das sie einzig duldsam macht, wie dem wirklich Großen das Heimatliche so selbstverständlich eignet, wie es nie sein Endzweck ist. — Zudem trägt die Tendenz der Heimatkunst jenes nötige Gran Kunst in jeder Form in den Alltag, aus dem allein eine Gesamtkultur wachsen kann, eine Liebe zur Kunst in allen Schichten des Volkes, aus der die Sympathie und das Verständnis für das eigne Wesen wächst. Unter diese Heimatkünstler mag ein oberflächlicher Blick leicht den einreihen, dem diese Zeilen gelten, den Rheinländer Wilhelm Schäfer, da er in seinen ersten Dichtungen mit den Requisiten der Heimatkunst ein wenig stark arbeitete. Doch konnte es einem schärfer Zusehenden bald kein Geheimnis sein, daß dieser Dichter berufen ist, von den dunkelsten Vorgängen der Seele den Schleier zu reißen, und das, was anfangs das Lokalkolorit der Heimat war, hat sich im Laufe der Jahre so geklärt und verfeinert, daß es in seinen letzten Sachen vorliegt als ein Sublimat des Seltensten: als der konkret gewordene Geist der Tradition und Kultur des Landes. Was er jetzt schreibt, ist nicht von heute und von gestern und nicht von übermorgen, es ist ein kostbares Gewächs, dem die Selbstverständlichkeit alles Organischen eignet. Schäfer gehört zu den schwerfälligen Naturen, die mühsam schaffen, nur mit großer Anstrengung sprengt er das Edelmetall aus den dunkeln Schachten seiner Individualität. Er hat manches geschaffen, das er heute verwirft, überhaupt nicht mehr anerkennt, und nicht gehört er zu denen, deren Erstling wie der manches Hauptmann-Schülers von einer tosenden Menge umheult wurde, um in ein frühes Grab zu sinken. Die Produktion, die er anerkennt, beginnt mit den „Zehn Geboten". Das sind die Erzählungen des Kanzelfriedrich. Der Kanzelfriedrich aber, das ist der Geist, aus dem dieses Buch geboren wurde. Denn in diesem Buch erzählt nicht etwa ein Bauer Geschichten für Bauern, es ist kein volkstümliches Buch, so sehr sein Ton manchen zu dieser Annahme verführen mag, in diesem Buch ist der Geist des Bauern frei geworden, bethätigt sich freischöpferisch auf dem Felde des Gedankens, wie sonst auf dem Saatacker. Wir haben daher in diesem Buch ein Stück Bauernkunst, aber keine Kunst für Bauern. Und das unterscheidet das Buch von den meisten Milieudichtungen. Bei Hauptmann sieht man stets: ein Städter kopiert mit Dialektstrichelei den kleinen Mann. Eine Kunst, die aus einer ästhetischen Verirrung hervorging. In Schäfers „Zehn Geboten" ist der Geist des Bauern produktiv geworden, wie einst unter den Malern im Holland des siebzehnten Jahrhunderts. Und

Digitized by Google

so hebt sich ein in eigener Intensität zur vollsten Reife gelangter Geist stets über die breiten Niederungen des Milieu, das ihn nährte, empor: die Vornehmheit Rembrandts ist eine andere wie Lionardos und doch sind beide ein Gipfelpunkt. So ist auch in Schäfers Buch, die „Zehn Gebote", ein ganz bestimmter Geist — der rheinische Volksgeist — auf dem Wege, eine reife Frucht zu zeitigen, aus sich selbst produktiv zu werden, nicht an den Gegenständen. Ich sage —: auf dem Wege. Denn so lange dieser Geist noch der Geist des Kanzelfriedrich ist, ist er noch nicht frei, klebt er noch an den Gegenständen. Aber er soll es werden. Der Kanzelfriedrich macht noch ein wenig zu erstaunte Augen, erstaunt noch zu sehr über sich und sein Können, seine Art. Er betont ein wenig zu stark seine Eigenart, in dem Kraftbewußtsein, sich auch in Hemdärmeln zeigen zu können, wofern man nur ein ganzer Kerl ist. Diesem Geist entspricht das ganze Buch. So die Idee, in kraftvollem Lebenstrotz die „Zehn Gebote" auf den Kopf zu stellen, an gesunden Exempeln. Selbst wenn es manchmal ein bißchen schwer wird. Diesem Geist entspricht die Sprache, die dadurch manchmal etwas absichtlich scheint, da der Kanzelfriedrich sich bemüht, unausgesetzt mit jenen Dukaten zu zahlen, die der Volksmund ab und an prägt. Kurzum, der Geist des Buches, der hier produktiv wurde und der ein Erdgeist ist, betont sich noch ein wenig zu stark, statt aus der Ruhe der Selbstverständlichkeit zu schaffen. Aber wie die gewitterschwangere Wolke den Blitz ahnen läßt, der im nächsten Augenblick flammend das Dunkel erhellt, so auch dieses Buch das nach Gestaltung ringende Wesen seines Schöpfers. Um auf das Buch näher einzugehen: daß der Kanzelfriedrich nicht viele Worte macht, ist klar. Wie einer mit sicherem Spatenstich Linie um Linie ein Stück Land umlegt, so reiht er die Sätze aneinander, knapp, scharf, voll Inhalt. Er stellt dar. Und auch so ist seine Auffassung vom Leben. Seine Moral. Der Inhalt der Novellen ist meist auch ein knapper. In großen, man möchte sagen, symbolischen Linien wird jedes Mal ein Schicksal erzählt. Auf Einzelheiten wird dabei nicht eingegangen. Individuelle Persönlichkeiten sind die Figuren daher fast nie in diesem Buche. Sie sind Symbole dessen, was unter gegebenen Umständen möglich ist. Was erzählt wird, kann geschehen, ob es aber notwendig geschehen muß, ist eine andere Frage. Doch man zweifelt keinen Augenblick an der Möglichkeit, so kraftvoll pulst das Leben unter diesen Sätzen. Ja, diese Kunst ist eine symbolische, so naturalistisch sie scheint, und nichts ist sie weniger wie Strichelnaturalismus der Schule Holz-Schlaf. Wie ja auch die stets darstellende, nie beschreibende Seite der Sprache eine symbolische ist. Sie ist eine der Phantasie, nicht des Auges, des Äußeren. Ja, doch das wird uns hauptsächlich des Dichters anderes Buch zeigen, diese Kunst hat etwas Traumhaftes, Nachtwandlerisches. Diese Menschen, die in der Erde wurzeln, nüchterne Naturen des Alltags, scheinen nicht immer Herr ihrer Sinne, scheinen Marionetten im Spiele des Lebens, unter dem Zwange unsichtbarer Mächte. Und das kommt: es ist Ursprünglichkeit in ihnen. Was der Firnis der Städte den Menschen nimmt und oft erst im Irrenhaus wieder durchbricht, es findet sich häufig beim ungebrochenen Menschen,

Digitized by Google

beim Bauern vor allem. In früheren Zeiten hielt man die Irren für vom bösen oder heiligen Geist Besessene. So muten zum Teil Schäfers Figuren an. Sie sind noch keine Klischees. Und daher auch alles gleich selbstverständlich: das Gute wie das Böse. Vor allem das Böse. Denn wie ein Kind leicht egoistisch und unmoralisch ist, aus freiem Naturtrieb, so sind Schäfers Gestalten von träumendem Kindersinn und gehen durchs Leben wie Nachtwandler im Mondschein über die Dachrinne. Was kümmert sie der Abgrund. Wie es überhaupt keine Grenzen für sie giebt. Sie thun, was sie wollen, und thun es stets so, daß man es ihnen glaubt. Wenn sie auch oft der Zauberkraft der Siebenmeilenstiefel teilhaftig scheinen. Dabei steigert sich die Kraft der Darstellung an einigen Stellen derart, wie sie in der That von keinem anderen modernen deutschen Prosadichter erreicht wird. Nirgends wird beschrieben. In der plastischen Erzählung entwickelt sich die Fabel. Und nie verweilt der Dichter beim Ausmalen einer Stimmung. Der Born der Bilder scheint unerschöpflich. Satz an Satz reihen sich die Metaphern. Und doch — diese Sprache hat gerade darum manchmal etwas Ermüdendes. Ich sprach zu Eingang von der Absicht. Man wird beinahe etwas gleichgiltig gegen ihre blendende Kraft, so man die zehn Geschichten hintereinander liest. Doch das ist jeder allzu metaphorischen Sprache eigen. Und dann auch wieder kann es kommen, daß man die außergewöhnliche Darstellungskraft zu selbstverständlich nimmt, da sie manchmal an einen so simplen Inhalt — „verschwendet" scheint. Ich kenne in der deutschen Litteratur nur ein Buch, an das man in etwas erinnert würde, doch auch nur ganz von ferne, dem Geiste nach — ich meine J. P. Hebels Schatzkästlein.

* * *

Ich sagte vorhin, in Schäfers Buch sei der Geist des Bauern produktiv geworden, wie im Holland des siebzehnten Jahrhunderts unter den Malern. Ich wollte ihn hiermit nicht direkt jenen Künstlern vergleichen. Denn von deren weicher malender Art hat er nichts. Er ist den knorrigen altdeutschen Meistern verwandt, die uns die Kölner Schule so reichhaltig zeigt und die oberdeutsche, die von Nürnberg und Augsburg. Er ist diesen verwandt, nicht nur weil er mehr zeichnet wie malt, vielmehr seiner ganzen grüblerischen Natur nach. Eisige Kälte und siedende Hitze zischen aneinander. Man denkt an Mathäus Grunewald. Der Vergleich mit Thoma, den man gemacht hat, scheint mir unzutreffend. Das Idyllische, Liebliche dieses Meisters fehlt Schäfer. Er erinnert an die Künstler des Mittelalters, der Zeit der Massenpsychosen, der Zeit des Fanatismus, des religiösen Irreseins, der Zeit des schwarzen Todes. Einige seiner Figuren scheinen direkte Nachkommen jener Fanatiker, die Hab und Gut veräußerten, um barhäuptig auf dem Marktplatz auf das Ende der Welt zu warten. Hieran erinnert Schäfers zweites Novellenbuch: Gottlieb Mangold. Ich sage, es erinnert daran, denn es giebt noch nicht das Ganze, was der Dichter uns geben könnte.

Gottlieb Mangold, das ist das Männchen in der Käseglocke. So nannten ihn seine Freunde, weil sein Haus achteckig war und aus Glas

Digitized by Google

und mit einem schwarzen Knauf. Dieses Männchen hinterläßt sieben Geschichten, die seine Lebensgeschichten werden sollten, aber es nicht nur nicht sind, vielmehr uns überhaupt nicht an ihn erinnern. Das ist ein Kompositionsfehler. In diesem Buche fehlt der symbolische Ton, in Darstellung und Sprache. Die Figuren sind zum Teil höchst komplizierte Individualitäten. Der Dichter hat einen notwendigen Schritt in seiner Entwickelung gemacht. Denn die symbolische Art der „Zehn Gebote", so viel sie für sich hatte, war eigentlich doch noch die Folge einer gewissen Unfreiheit des Geistes, von dem ich sagte, daß er „auf dem Wege" sei. Er war eben der Geist des „Kanzelfriedrich". Dieser konnte nur symbolisch sein. Denn er selbst war ein „Kollektivum". Die Persönlichkeit des Dichters ist inzwischen gereift. Lag den Geschichten der „Zehn Gebote" meist eine simple Allgemeinfrage zu Grunde, deren verblüffende Einfachheit in jedem Satz eine erstaunliche Lebenswahrheit enthielt, so stehen wir in diesem Buche vor komplizierten Persönlichkeiten, die sich auf ihre Sonderart mit dem Leben abfinden und abfinden müssen. In der modernen Litteratur ist der Hang zum Pathologischen stark vertreten. Edgar Poe ist der Ahnherr. Die Repräsentanten dieses Gebietes sind die Ich-Künstler, die Subjektivisten (Individualisten scheint mir nicht das rechte Wort hier), denn der äußerste Subjektivismus findet schließlich nur noch an der Erkrankung des Ich Reiz und Freude. Vor allen Poe beweist es. Sie lieben die Darstellung des kranken Verbrechers. Doch auch giebt es andere Vertreter des Pathologischen. Und gerade solche, die sich nicht mit den Haarspaltereien des Ich abgegeben haben, vielmehr aus der Allgemeinheit schöpften, weil ihre Urkraft in dieser wurzelte; der Ahnherr ist hier Dostojewski. Unter den neueren erinnert Stehr und Schäfer an diese Gruppe. Es ist, wie ich schon erwähnte, der Kindersinn, der diese Menschen zum Verbrechen treibt. Nur daß Schäfer das Mitleid und die Liebe fehlt, die den Russen eignet. Er ist nichts weniger als ein Apostel. So fern seine Kunst den Spielereien der Subjektivisten steht: sie ist ihm doch nur ein Spiel. Weshalb es auch nicht nötig ist, daß der Dichter an das Volk glaubt, das er schildert, so sehr es manchmal scheinen möchte. —

Die „Zehn Gebote" waren eine Welt für sich. So vollendet in ihrer Art, eine so überraschende Probe einer außergewöhnlichen Begabung sie waren: der Dichter konnte und durfte doch nur ein solches Buch schreiben. Denn so erschöpfend der Geist des Buches ein gewisses Leben darstellt, es ist doch ein eng begrenztes. Des Dichters symbolische Art, Menschen zu sehen, führt in „Gottlieb Mangold", da er Personen eingehend schildert, oft zu Absonderlichkeiten, indem er nach Karikaturistenart manche Eigenheiten stark zu betonen scheint, so daß diese seltsamen Käuze einem nicht von dieser Welt scheinen. Wie jene phantastischen Insassen von Irrenhäusern muten diese Leute an, die zeitlebens mit der Welt spielen wie mit einem bunten Stein. Ihr Gedankengang geht in einer clownhaften Verzerrung. So eben Gottlieb Mangold selbst, der, statt seiner eigenen Geschichte, sieben fremde hinterläßt. Der Fehler ist, wir vergessen ihn im Laufe der Lektüre, und der, der die Geschichten erzählt, scheint uns ein anderer, als Gottlieb,

Digitized by Google

das Männchen in der Käseglocke, das mit dem Leben rang, ohne in ihm aufgehen zu können, mit dem Leben, das für ihn in sieben düsteren Erinnerungen zusammenrann. Wir glauben ihm nicht, daß er sein Schicksal trinken wollte „wie eine fertige Tasse Thee" und deshalb nichts aus ihm wurde. Überhaupt sehen wir nicht genügend, wie der Erzähler sich an den Geschichten groß wächst, und das soll er nach des Dichters Behauptung. Wie auch der Schuldgedanke in zu losem Zusammenhange mit dem Ganzen steht. —

Man sieht auf den ersten Blick: die Sprache ist in diesem Buche eine ganz andere. An Stelle der außerordentlich knappen Darstellungsrede, die symbolisch die Gefühlskomplexe vermittelte, ist ein mehr erzählender Ton getreten. Die Bilder sind ganz anderer Art. Dadurch hat anscheinend die Sprache etwas an Kraft eingebüßt, doch hat sie eine feinere Farbe bekommen. Sie mußte diese Wandelung durchmachen, um die nötige Elastizität und Nachgiebigkeit für die zu schildernden komplizierten Gefühlszustände zu erhalten. So weht ein ganz anderer Geist aus dem Buche. Es ist nicht mehr der Erdgeruch des Ackers, der uns umweht; mehr die Atmosphäre alter Städte, verwitterten Gemäuers. Man glaubt auf einem Boden zu wandeln, von dem die Tradition von jedem Dach uns grüßt. Entwickelte der Dichter in den „Zehn Geboten" die Sonnenseite des Lebens, hier läßt er uns in dunkle, verworrene Abgründe der Seele schauen. Einer Marotte wegen oft tanzen seine Menschen auf dem Kopf, statt sich der gesunden Beine zu bedienen. Sie sind Gezeichnete. Hatte das erste Buch etwas Befreiendes, von der Lektüre dieser Geschichten erhebt man sich wie von einem schweren Traum. Und eine kalte Trauer ist in diesem Buche. Wir haben kein Mitleid mit dem Schmerz dieser Menschen. Sie selbst mit sich auch nicht. Nie verfallen wir der Rührung. Die Technik wirkt wie ein altes, eichenes Schnitzwerk.

* * *

Und nun hat der Dichter eine Novelle geschrieben: „Die Béarnaise". Hier ist die Reife. Wenn er auch früher manchmal viel tiefer in Seelenabgründe hinableuchtete. Hier spricht ein seltener Erzähler zu uns, ein Mann, in dem eine alte Landeskultur durchbricht. Hier ist alles selbstverständlich und frei geworden. Es ist zwar nichts vom Volkslied in ihm, aber vom Märchen. Es ist ein Erzählungsstil, die Béarnaise, so berückend, wie ich ihn in der ganzen neuen deutschen Prosadichtung nicht ein zweites Mal gefunden habe. Es ist die Geschichte eines kleinen Wanderzirkus. Wer dächte da nicht an den Kulturreiz alter, kleiner Provinzen. In Paris findet man ja heute noch die Akrobaten auf der Straße, bei uns hat die Großstadt sie verdrängt. Und Schäfer zeigt uns seinen Helden in der französischen Schweiz und mit einem König dazu. Es ist nichts von heute und gestern an dieser Kunst und nichts von übermorgen. Sie gleicht der Blüte eines hundertjährigen Weinstocks, der, irgendwo in einem Klosterhof, längst tot geglaubt, an einem Frühlingsmorgen ein junges Reis trieb, während rings die Erinnerungen der Jahrhunderte schlafen und träumen, in den Grüften die Särge der Heiligen und der Könige und stiller, weltferner Nonnen, in der Kapelle das strahlende Bildnis unserer lieben Frau,

Digitized by Google

vor dem einst Ritter und Jungfrauen ihre Inbrunst stillten. Daran erinnert uns die reife Kunst der „Béarnaise", obgleich ihr Inhalt eine lustige Anekdote ist. Sie berechtigt uns, auf den Dichter unsere Hoffnung zu setzen.

Berlin Rudolf Klein

Wer hat die Herrschaft?

Als eine Reihe Einzelstaaten der Union gegen den Northern Pacific Trust prozessierte, weil sie damit die Ära starker Frachterhöhungen zurückkehren sahen, erwiderte der also angegriffene Herr Morgan mit dem geraden Gegenteil. Er, respektive die von ihm geleiteten Ringe, sei nämlich stets für eine vernünftige Preishaltung eingetreten, während z. B. die Outsiders seines großen Stahltrust weit höhere Sätze verlangt hätten und nur aus diesem Grunde sich fern hielten. — Unter allen Umständen sind nun unsere großen deutschen Dampfer-Gesellschaften mit Herrn Morgan nicht in freundschaftliche Beziehungen getreten, um aus seiner gütigen Hand — billige (!) Schiffstarife zu erhalten.

Wenn die Versicherung richtig wäre, daß die Angaben zu den vorgeschlagenen Statuten-Änderungen „alles enthalten, was zur Beurteilung des Abkommens irgendwie von Bedeutung ist", so hätten die Aktionäre in der Generalversammlung die Frage stellen müssen, ob hier die Generaldirektoren in Hamburg und Bremen das kleinere Übel dem größeren vorgezogen hätten. Das scheint die eigentliche Triebfeder zu unserem Abkommen mit den Amerikanern gewesen zu sein. Und zwar ist angeblich das kleinere Übel der Beitritt zu einem von New York aus kontrollierten Trust, dagegen das größere, abzuwendende, keineswegs und trotz aller Gegenversicherung etwa ein sonstiger Vernichtungskampf mit der Morgan-Gruppe. Es handelt sich vielmehr um ein endliches „Unterkriegen" jener Schleuderkonkurrenz, welches unsere ersten Dampfer-Unternehmen nicht nur in Verlust bringt, sondern auch in persönlicher Aufregung hält. Sind doch von jeher die Leidenschaften auf diesem Geschäftsgebiete außerordentlich heftig hervorgetreten. So giebt es gewiß noch viele Hamburger, welche sich aus den 70er Jahren der Schlachten, wenn man sie so nennen darf, zwischen der Hamburg-Amerikanischen und der neugeschaffenen Transatlantischen Gesellschaft erinnern. Thatsächlich konnten ja die bisherigen englischen Tarife, die nicht einmal unter sich einig waren, jede besonnenere Geschäftsleitung aufbringen, womit nun aber noch keineswegs ein Mitherbeiführen des neuen Zustandes gerechtfertigt wäre.

Demnach wäre die Direktion jetzt um eine äußerst ausführliche Erklärung zu ersuchen gewesen: 1. weshalb sie den gegenwärtigen Wettbewerb der „Kleinen" als eine hoffnungslose Krankheit auffaßt; 2. was sie zu der sicheren Annahme berechtigt, durch Eintritt und Mitbegründung des Trust den Teufel nicht durch Beelzebub auszutreiben. Zweierlei geht nämlich aus den neuen Vorlagen unzweideutig hervor: das Leisten großer Opfer, da man sich sonst in Hamburg wohl schwerlich für 25 Millionen Mark Aktien eine Jahres-Garantie von 6 Prozent ausbedungen hätte. Ferner das schärfste Mißtrauen gegen die Leiter des eigenen Trust, da man doch sonst gegen das Eindringen fremder Elemente in den Aufsichtsrat nicht gerade demonstrativ sofortige Statuten-Änderungen beantragen würde. Wenigstens dürfte es bisher wohl selten vorgekommen sein, daß erstklassige Geschäftsleute eine groß-

Digitized by Google

artige Verbindung miteinander eingehen, unter gegenseitiger Gewinnbeteiligung, Dividenden-Garantieen usw., während zugleich der eine Teil in sich selbst Schutzmaßregeln gegen seinen jüngsten Freund ergreift. Merkwürdigerweise stehen aber jene beiden Umstände: die Garantie durch den Trust und die Abwehr amerikanischer Aufsichtsräte, in ziemlich engem Zusammenhang. Denn eine Ergänzung und im Schlimmfalle sogar die Zahlung der vollen 6 Prozent Dividende ist doch von der Garantie nur zu verlangen, sobald sie bei der Aufstellung der Bilanz in etwas mitstimmen kann. Und da umgekehrt die Amerikaner eine Summe herausbekommen, wenn die Hamburg-Amerika Linie mehr als 6 Prozent Dividende verteilt, so dürften sich auch aus diesem Grunde von nun an Fremde um eine deutsche Bilancierung recht eingehend kümmern.

Die Interpellanten in den bevorstehenden Generalversammlungen zu Hamburg und Bremen hätten sich nur nicht durch die eventuelle Behauptung beirren lassen sollen, als ob die Deutschen der Übermacht des Herrn Morgan schließlich nachgeben müßten. So geheim der eben Genannte auch plante und verhandelte, von Anbeginn an sind seine diesbezüglichen Schritte beobachtet worden. Beweis dessen die schon lange zurückliegenden Äußerungen unseres Kaisers über die Amerikagefahr für unsere Dampferlinien. Äußerungen solcher Art können weit weniger aus Washingtoner Berichten des Herrn von Holleben stammen als aus Unterhaltungen mit Herrn Ballin. Unsere leitenden Dampferinteressenten sind also auch seit Jahresfrist in der Lage gewesen, die Kreise des Herrn Morgan, dem es ja nur um Syndikatsgewinne aus Kapitalsverwässerungen zu thun ist, einigermaßen zu stören. Und mit ihren weitreichenden Verbindungen hätten sie auch rechtzeitig die öffentliche Meinung in England aufklären können, die ja überrascht und erzürnt genug ausbrach, sobald jetzt die Einzelheiten der dortigen Schiffsverkäufe bekannt geworden waren. Dann wäre es dort auch nunmehr nach dem fait accompli nicht nur zu der kalmierenden Erklärung der Minister im Parlament gekommen: sie betrachteten die erwähnte Schiffsabmachung als nicht besonders bemerkenswert; sie könnten trotz derselben während der Kontraktszeit doch die als Kreuzer angegebenen Dampfer im eventuellen Kriegsfalle in Besitz nehmen, und daß sie denselben daher die bisherige staatliche Subvention weiter auszahlen werden usw. usw.

Gesetzt aber, wir müßten wirklich glauben, daß die deutschen Gesellschaften noch immer weniger die Konkurrenz der englischen Reedereien als die Macht des Herrn Morgan gefürchtet hätten, womit wird uns eigentlich bewiesen, daß dieser Macht unsererseits nicht begegnet werden konnte. Indem die Hamburg-Amerikanische und der Norddeutsche Lloyd mit ihrem Schiffspark noch immer über bedeutend mehr Registertons verfügen als die englischen Linien zusammen, ist es klar, daß ohne die beiden deutschen Dampfergesellschaften kein amerikanischer Trust so leicht möglich gewesen wäre. Es müssen also die neuartigen Gewinnverlockungen gewesen sein, welche Herrn Morgan hier zum Sieger resp. zu einer Art Rattenfänger von Hameln gemacht haben.

Es ist auch völlig zutreffend, daß diese ganze Angelegenheit ihre nationale Bedeutung hat. Wenn unsere Eisenbahnen fremde Waren und Rohstoffe ins Land bringen, so kann da unsere jeweilige Zollpolitik fördernd oder mäßigend eingreifen. Wenn aber später unsere so mühsam aufgezogene Schifftsindustrie den Mißbrauch erfährt, daß sie amerikanische Exporte statt deutscher nach dem Auslande überwiegend

Digitized by Google

vermittelt, so dürften wir wohl ohnmächtig hiergegen sein. Anders die agrarische Furcht vor den billigeren amerikanischen Frachten! Diese ist ganz hinfällig. Denn Herr Morgan ist kein Farmer, sondern ein Hauptinteressent seiner heimatlichen Getreidebahnen, die von allem eher als von zu billigen Frachten ihre Einnahmen zu überzählen pflegen. Und da Herr Morgan zugleich Großbesitzer der jungen Dampfer-Trust-Certifikate ist, so wird er auch kaum für allzu billige Schiffsfrachten schwärmen. Der neue Schwächezustand geradezu für Deutschland liegt auch kaum in den sofortigen Abhängigkeits-Erscheinungen, aber wenn alles gut geht, d. h. wenn der Trust seine Macht weiter behält, so kann es wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß sich zwischen den Hansestädten und New York ein System der Gefälligkeiten entwickelt, bei dem auch unversehens oft genug die Disposition über unseren Schiffsverkehr uns entgleitet. Auf dem Papier mag sich die weitere Selbständigkeit der deutschen Gesellschaften und deren Direktoren noch so gut ausnehmen, so kann doch inmitten eines lebhaft bethätigten Vertragsverhältnisses ein Nachgeben seitens der einen oder anderen Seite nicht ausbleiben, und es liegt unbedingt in der Natur der Verhältnisse, daß die Amerikaner, als die inzwischen bei weitem Mächtigeren, stets die Verlangenden bleiben werden. Dieses Verlieren unserer freien Bewegung, und zwar wohl gemerkt: nicht der beiden Dampfergesellschaften, sondern des deutschen auswärtigen Handels, bleibt der eigentlich ideale Punkt in dieser ganzen Angelegenheit, und weder die Momentspolitik, sehr unbequeme Tarifkonkurrenten endlich besiegt zu haben, noch irgendwelche rechnerischen Voranschläge über eine größere Stetigkeit der Dividende kann unser höheres Interesse auch nur einen Augenblick ins Dunkel zurücktreten lassen.

Selbstverständlich bleibt aber auch die Aktionär-Frage eine solche, welche geradezu Gerichts-Präjudikate hervorrufen könnte. Wenn es bei großen Gesellschaften dahin kommen darf, daß sie ihre Aktien und Obligationen nachträglich auf einer anderen Basis aufbauen, als die betreffenden Emissionen und die Prospekte dazu gelautet haben, so giebt es von jetzt an im deutschen Aktienwesen keine Stetigkeit mehr. Gewiß sollte man sich von dem bloß Fremdartigen einer anscheinend notwendig gewordenen Transaktion nicht einschüchtern lassen, aber von einer solchen Unbefangenheit des Gedankens bis zum bloßen Schwimmen mit dem Strom ist doch ein weiter und gewagter Weg. In diesem Sinne bleibt es auch noch zweifelhaft, ob nicht die Eintragung der Generalversammlung ins Register eine völlige Aufhebung der bisherigen gesellschaftlichen Selbständigkeit zum Ausdruck bringt, so daß ein Protest gegen jene Eintragung zum mindesten große Weiterungen nach sich ziehen könnte. Es handelt sich sowohl in Bremen als in Hamburg um je 100 Millionen Mark Aktien, noch ganz abgesehen von den Obligationen.

Und wie nun, wenn der Dampfer-Trust von einem vorzeitigen Ende ereilt sein würde? In welchen bindenden Verpflichtungen befänden sich alsdann noch unsere Schiffahrtsunternehmen? Denn bloße Paragraphen, wonach man bei Auflösung des Trust wieder ganz selbständig wäre, können doch die inzwischen engagierten Summen oder gar Frachtenverträge mit Dritten nicht einfach wieder frei machen. Man kann der Leitung der Hamburg-Amerikanischen und des Norddeutschen Lloyd ein großes Vertrauen bezeigen und darf dabei noch immer einige Bedenken haben gegen die neue Expansionspolitik, welche um den Preis fast einer Selbständigkeit erkauft wird. S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Jansen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Litterarische Anzeigen

Die Zeit

Nationalsoziale Wochenschrift. Herausgeber: Fr. Naumann.
Preis vierteljährlich Mk. 3.—

Inhalt der No. 36:

Politische Notizen: Diederich Hahn als Aktionär der H.-A. L. — Bülow gegen die Polen. — Bernstein für den politischen Streik? — Zentrumsobstruktion. — Nochmals Bassermann. — Ein Nachwort zu den belgischen Wahlen. — **H. Ziegler:** Der Krach im Zentrumsturm. — **Paul Rohrbach:** Das heutige Rußland I. — **de Terra:** Krieg dem Alkohol. — **Friedrich Naumann:** Ausstellungsbriefe I. — **Traub:** Zwei sprachliche Plaudereien II. — Kunst. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Bodenreform. — Büchertisch. — Briefkasten.

Probenummern jederzeit umsonst vom Verlag
Berlin-Schöneberg.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Neuigkeiten Frühjahr 1902.

Putzi. Märchenkomödie in 5 Akten von **Gustav Falke.** Einbandzeichnung von **Arthur Siebelist.** Brosch. Mk. 1.50. Geb. Mk. 2.50.

Fegefeuer. Ein Roman aus den Bergen von **Richard Huldschiner.** Einbandzeichnung von **Arthur Siebelist.** Brosch. Mk. 3.—. Geb. Mk. 4.—.

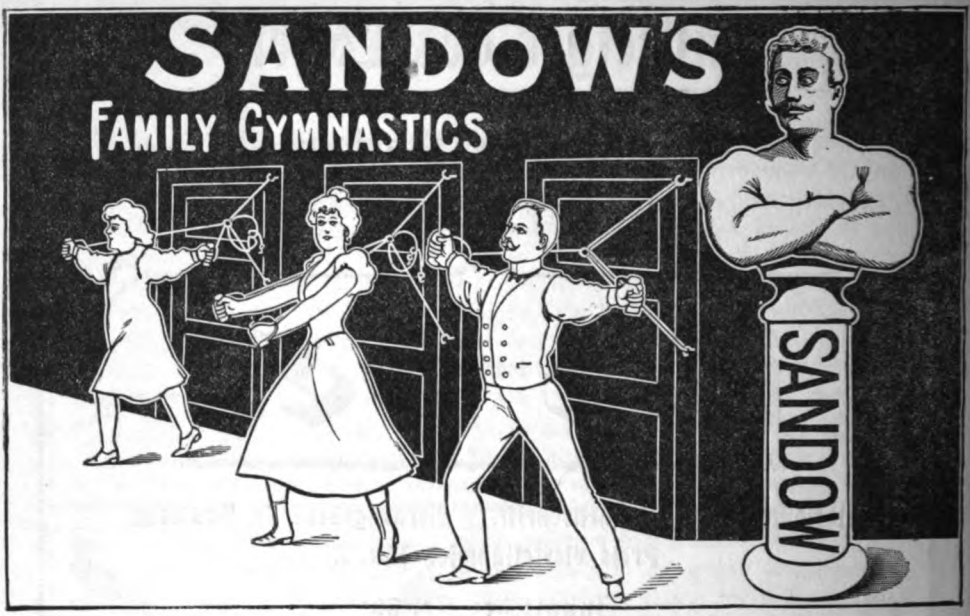
Ringendes Leben. Dichtungen von **Felix von Fuchs-Nordhoff.** Brosch. Mk. 2.—. Geb. Mk. 3.—.

Der Kaiser, die neue Kultur und die deutschen Einzelstaaten.

Von **Gustav Schiefler.** Brosch. 60 Pfennig.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google



Vielseitigster und zuverlässigster
Apparat für

Zimmer-Heilgymnastik

Eine Viertelstunde Arbeit täglich an Sandow's Apparat, nach einem von Sandow ausgearbeiteten System, welches jedem Exemplar gratis beigelegt ist, genügt für jedermann, um seinen Körper kräftig, gesund und widerstandsfähig zu erhalten.

Ein Apparat genügt für eine ganze Familie • **Preis Mk. 16.—**

R. Beinhauer Söhne

Neuerwall 59 • **Hamburg** • Neuerwall 59

Digitized by Google

Einladung zum Abonnement
auf
Niedersachsen

Ill. Halbmonatsschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde, Sprache, Kunst und Litteratur Niedersachsens.

Redakteur für den hochdeutschen Teil: Herm. Heiberg, Schleswig,
Redakteur für den plattdeutschen Teil: Friedr. Freudenthal, Fintel.
Herausgeber und Verleger: Carl Schünemann, Bremen

Preis vierteljährlich Mk. 1.50.

Man abonniert beim Buchhändler oder bei der Post, Zeitungspreisliste No. 5556.

Zweck und Ziel der Zeitschrift ist die Pflege der Heimatliebe und der Heimatkunst. Charaktervoll, vornehm und künstlerisch in Wort und Bild, ist Niedersachsen bereits das Lieblingsorgan der Gebildeten aller Stände Nordwest-Deutschlands.
Carl Schünemann, Bremen.

Probe-Nummern überall hin gratis und franko. Auch die Buchhändler liefern Probe-Nummern.

Soeben erschien:
Hamerlings Werke.
Volks-Ausgabe in 4 Bänden.
Ausgewählt und herausgegeben von
Dr. Michael M. Rabenlechner.
Mit einem Geleitwort von
Peter Rosegger.
Zweite Auflage.

Inhalt: Ahasver in Rom. — Der König von Sion. — Homunkulus. — Amor und Psyche. — Germanenzug. — Danton und Robespierre. — Teut. — Venus im Exil. — Sinnen und Minnen. — Blätter im Winde. — Gedichte aus dem Nachlaß. — Ein Schwanenlied der Romantik. — Aspasia.
Preis in 4 eleganten Leinenbänden Mk. 20.—

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Firma 1870 gegründet.
Bei Barzahlung höchster Rab. u. Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige
Längste Garantie.
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Fabrikate.
Fabrik:
Allerhöchste Auszeichnung
Wilhelm Emmer
Berlin 500, Seydelstrasse
Preisliste, Musterbuch umsonst.

„Victoria" feinster Naturbutter-Zwieback der Welt.
Trüller Zwieback
Fürsten u. Könige führen ihn an ihrer Kaffeetafel. Gr. elegant lackierter Blechkasten mit 260 St. Mark 4.— franko ohne alle weiteren Unkosten.
Harry Trüller
Celle 45.
Grösste Zwiebackfabrik Europas. 12mal präm.

Familienheim für Erholungsbedürftige
Dr. Schwarz, Arzt
Bad Oldesloe. Bahn Hamburg-Lübeck.

Digitized by Google

HAMBURG-AMERIKA LINIE

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst.

Hamburg-Newyork	Hamburg-Boston	Hamburg-Mexiko	Stettin-Newyork
Hamburg-Frankreich	Hamburg-Philadelphia	Hamburg-Canada	Newyork-Mittelmeer
Hamburg-Belgien	Hamburg-Galveston	Hamburg-Ostasien	Newyork-Ostasien
Hamburg-England	Hamburg-New-Orleans	Hamburg-Brasilien	Newyork-Westindien
Hamburg-Portland	Hamburg-Venezuela	Hamburg-La Plata	Orientfahrten
Hamburg-Baltimore	Hamburg-Westindien	Genua-La Plata	Nordlandfahrten

ferner mit den Dampfern der Deutschen Ostafrika-Linie: Hamburg-Ostafrika.

Hamburg-Newyork via Southampton und Cherbourg

Schnelldampferdienst.

Nähere Auskunft erteilt die

HAMBURG-AMERIKA LINIE, Abteilung Personenverkehr

Hamburg, Dovenfleth 18—21

sowie deren Vertreter.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Die Verlagsbuchhandlung.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

II. Jahrgang 14. Juni 1902 Heft 37

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

	Seite
Erklärung	299
Tolstois Lehre vom Glück. Wilhelm Bode	299
Zum Streit um die historische Methode. Dr. Platzhoff-Lejeune	308
Rodin. Frau Mathilde Mann	313
In der Einsamkeit. Julius Havemann	317
Der neue Göttinger Musenalmanach. Alfred Böhme	321
Nach Friedensschluß. S. v. H.	326

Redaktion: Dr. S. Heckscher
Verlag: Alfred Janssen, Hamburg

Bezugspreis 3 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 30 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt Mk. 3.— für das Vierteljahr, Ausland Mk. 4.50.

Einzelne Hefte kosten 30 Pf.

Jeder Halbjahrsband wird geb. für Mk. 7.— geliefert.

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I, 388 oder 8074) — erforderlich.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt:

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Georg Brandes-Kopenhagen — Oberl.-Ger.-Rat O. Brandis-Hamburg — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Breysig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — Prof. Cohn-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Geheimrat Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien — Ilse Frapan-Zürich — Pastor G. Frenssen-Hemme — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Gaffken-Hamburg — Paul Geisler-Posen — Leutnant Gentz-Gibeon Dtsch.-Südw.-Afrika — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — Prof. Cornelius Gurlitt-Dresden — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Alfred Georg Hartmann-München — Prof. Hasbach-Kiel — Prof. Hensel-Heidelberg — W. Holzamer-Heppenheim — Graf von Hoensbroech-Gr. Lichterfelde — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Ellen Key-Wien — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Landgerichtsrat W. Kulemann-Braunschweig — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Prof. C. F. Lehmann — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Ed. Lorenz Meyer-Hamburg — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — Prof. Ad. Michaelis-Straßburg — C. Fero. Morawe-Darmstadt — Börries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Emil Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Westerwede — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Karl Scheffler-Friedenau — Frl. Dr. Raethe Schirmacher-Paris — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Weimar — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Prof. Ferd. Tönnies-Eutin — Prof. Georg Treu-Dresden — Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Eugen Wolff-Kiel — Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Verlag von Alfred Jansen in Hamburg.

Der Lotse Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

I. und II. Jahrgang.

Soweit der Vorrat reicht:

Einzelne Hefte 30 Pf. Einzelne Quartale 3 Mark.

Jedes Halbjahr ist gebunden für 7 Mark oder in 26 Heften für 6 Mark erhältlich.

Einbanddecken für den Halbjahrsband 1 Mark.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Gicht BAD SALZSCHLIRF, Bonifaciusbrunnen.

Rheumatismus, Steinleiden.

Prospekte, ein Heft Heilerfolge und Gebrauchsanweisung zur Trinkkur, welche, ohne das Bad zu besuchen und ohne Berufsstörung in der Heimat der Patienten mit grossem Erfolg vorgenommen werden kann, werden kostenfrei versandt durch die Bade-Verwaltung.

Digitized by Google

DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift
· · · für deutsche Kultur · · ·
Redigiert von Dr. S. Heckscher

II. Jahrgang 14. Juni 1902 Heft 37

Der Nachdruck ganzer Beiträge ist verboten, genaue Quellenangabe bei jeder Entlehnung erforderlich

Erklärung

Die Leser des „Lotsen" bitte ich gegenüber den letzten Heften dieser Zeitschrift um weitgehende Nachsicht. Während ich bislang bei dem gewaltigen Nachlaß an Beiträgen, die ich von meinem Vorgänger, Herrn Carl Mönckeberg, übernehmen mußte, eine vollständige Bewegungsfreiheit nie erlangt habe, bin ich heute absolut außer stande, irgend welche neuen Abhandlungen aufzunehmen.

Wenn daher den letzten Heften der Charakter des Planlosen anhaftet, so glaube ich, daß dieser Mangel ebenso bedauerlich wie verzeihlich ist.

Dr. S. Heckscher

Tolstois Lehre vom Glück

Ein Freund Tolstois, P. Sergejenko, erzählt uns, daß gelegentlich ein Bürgersmann bei dem berühmten Grafen eintritt: „Ich wünsche, zum Glauben von Euer Erlaucht überzugehen", und oft kommen Damen mit der Bitte: „Lew Nikolajewitsch, lehren Sie uns das Leben!" Wenn seine Landsleute Tolstoi so großes Vertrauen entgegenbringen, so dürfen wir ihm vielleicht auch die ewige Frage vorlegen: wie finden die Menschen das Glück?

Aber man sagt uns vielleicht, Tolstoi sei ja selbst nicht sehr glücklich gewesen; das lese man doch aus vielen seiner Schriften heraus. Es ist wahr, sein Naturell ist ein unglückliches; seine nimmer ruhende Kritik, seine beständige Unzufriedenheit mit sich selbst haben ihm viele bittere Stunden gebracht, während andere in seiner bevorzugten Lage sich ein recht vergnügtes Leben gemacht hätten. Aber wenn wir näher zusehen, so finden wir, daß er so glücklich wurde, wie sein Naturell zuließ, und

Digitized by Google

sodann werden wir überhaupt nicht gerade von den Glücklichsten das Glücklichsein lernen. Denn das sind Sonntagskinder, die fröhlich in den Tag leben, ohne das Wie und Warum ihres Glückes zu verstehen. Nein, solche scharfen Beobachter der Welt und der Menschen, wie Tolstoi ist, müssen wir fragen, und gerade Tolstoi muß antworten können, denn daß wir Menschen glücklich sein wollen, sollen und müssen, war von je ein Grundgedanke in all seinem Grübeln; es war ja immer sein heißes Bemühen, seine Mitmenschen glücklicher zu machen.

Nun wissen wir, daß Tolstoi, ähnlich wie die Pietisten — aber auch nur ähnlich —, in einem scharfen und bewußten Gegensatze zur „Welt" und ihrer Lehre steht, daß die Bergpredigt für ihn das höchste menschlicher Weisheit bedeutet. Die Lehre der Welt vom Glücke ist: suche im Kampfe ums Dasein möglichst viel Geld zu erraffen, eine möglichst hohe Stellung zu gewinnen, viel Ruhm und große Macht zu erlangen! Wenn wir sagen: „unsere Kinder sollen es einmal gut haben", so heißt das: sie sollen wohlhabend sein, gute Schulen besucht haben, zur feinen Gesellschaft gehören, nicht arbeiten müssen oder nur vornehme Arbeit leisten, aus der Menge als Bevorzugte hervorragen. Wir betrachten das Leben leicht als einen Kampf aller gegen alle; die Beute nach der Schlacht: das ist das Glück.

Ganz anders denkt Tolstoi; er urteilt sogar, daß wir um dieser Lehre willen Märtyrer seien. So schreibt er:* „Gehet heran an einen Menschenhaufen, namentlich städtischer Leute, und blicket in diese erschöpften, erregten und kranken Gesichter und gedenket dann eures eigenen Lebens und des Lebens derjenigen Leute, aus deren Vergangenheit euch zufällig einige Einzelheiten bekannt geworden sind; erinnert euch jener gewaltsamen Todesfälle, erinnert euch der Selbstmorde, über die ihr vernommen, und fragt euch: weshalb alle diese Qualen des Todes, woher diese Verzweiflung, die zum Selbstmorde geführt? Und ihr werdet sehen — wie sonderbar dies anfangs erscheinen mag —, daß neun Zehntel der menschlichen Leiden um der Lehre der Welt willen erduldet werden, daß alle diese Leiden unnütz sind und gar nicht zu sein brauchten, daß die Mehrzahl der Menschen Märtyrer der Lehre der Welt sind."

„Suchet unter diesen Leuten, vom Armen bis zum Reichen, und findet einen Menschen, dem das, was er erwirbt, hinreicht zu dem, was er für notwendig, für unentbehrlich hält nach der Lehre der Welt, und ihr werdet sehen, daß ihr nicht einen unter Tausenden finden werdet. Jeder plagt sich aus allen Kräften, um das zu erringen, was er nicht braucht, was aber die Lehre der Welt von ihm verlangt und dessen Nichtbesitz sein Unglück ausmacht. Und sobald er das Verlangte errungen hat, wird von ihm wieder anderes verlangt, und so geht diese Sisyphus-Arbeit, die das Leben des Menschen vernichtet, fort ohne Ende. — — Heute hat er Rock und Galoschen erworben, morgen Uhr und Kette, übermorgen eine Wohnung mit Sofa und Lampe, darauf Teppiche in vier Gastzimmer und Sammet-

* In „Worin besteht mein Glaube?" Deutsch von Sophie Behr. Leipzig, 1885, Seite 207 ff.

Digitized by Google

kleider, dann ein Haus, Pferde, Bilder in Goldrahmen, dann — erkrankt er aus Überanstrengung seiner Kräfte und stirbt. Ein anderer setzt dieselbe Arbeit fort und opfert sein Leben demselben Moloch und weiß gleichfalls selbst nicht, wozu er das alles gethan hat."

Wenn dieses Bild des modernen Hastens und Jagens einigermaßen richtig ist, wenn wir Tolstoi zugeben müssen, daß diese so angestrengt nach Reichtum, Ehre und Macht Ringenden nicht glücklich dabei sind, da lohnt es sich wohl, daß wir mit demselben Tolstoi Umschau halten, wo wir denn etwa einiges Glück finden.

*

Seine erste Antwort ist, daß zum Glücke das Leben in der Natur gehört, das ist ein Leben unter freiem Himmel, bei Sonnenlicht und frischer Luft; Gemeinschaft mit der Erde, mit Pflanzen und Tieren. Tolstoi hat als junger Mann einige Jahre im Kaukasus unter Kosaken gelebt, und dort fühlte er, wie einer seiner poetischen Helden, Olenin, beinahe Neid gegen die halbwilden, freien, natürlichen Menschen um ihn herum. „Oft dachte er ernstlich daran, alles von sich zu werfen, in die Reihen der Kosaken zu treten, sich eine Hütte und Vieh zu kaufen, ein Kosakenmädchen zu heiraten. — Warum thue ich das nicht? Warum warte ich? — Ist etwa der Wunsch, ein einfacher Kosak zu sein, am Busen der Natur zu leben, niemand Schaden zu thun, ja den Menschen Gutes zu thun, ist etwa dieser Lebenstraum thörichter als die Träume, die ich früher hatte: Minister zu werden oder Regimentskommandeur?" *

Und in sein Tagebuch schrieb dieser Olenin, wenn er an seine Verwandten und Freunde in der Hauptstadt dachte:

„Ihr wißt nicht, was Glück, was Leben ist. Man muß das Leben einmal in seiner ungekünstelten Schönheit erfahren haben. Man muß sehen und begreifen, was ich Tag für Tag vor mir sehe; die ewigen, jungfräulichen Schneegipfel der Berge und das erhabene Weib in der ursprünglichen Schönheit, in der einst das erste Weib aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen ist. Dann wird es euch klar sein, wer sich zu Grunde richtet, wer in der Wahrheit und wer in der Lüge lebt, ihr oder ich. — Ich sehe im Geiste die stumpfsinnigen Gesichter, die reichen Bräute, deren Züge sagen: Bitte, es ist erlaubt, komm nur näher, wenn ich auch eine reiche Braut bin; dieses Platzsuchen und Platzwechseln, dies plötzliche Verkuppeln zweier Menschen, den ewigen Klatsch, die ewige Verstellung; diese Vorschriften — wem man die Hand giebt, wen man durch Kopfnicken grüßt, wem man ein paar Worte schuldet, und diese ewige Langeweile im Blut. — — Glück heißt, mit der Natur leben, sie sehen, mit ihr Zwiesprache halten. ‚Zu guterletzt heiratet er — Gott behüte — noch ein einfaches Kosakenmädchen und ist für die Welt auf ewig verloren.' Ich stelle mir vor, wie sie mir das mit aufrichtigem Mitleid sagen. Und ich wünsche nur eins — ganz verloren zu sein in eurem Sinne — ich wünsche,

* „Die Kosaken", eine Erzählung aus dem Jahre 1852.

Digitized by Google

ein einfaches Kosakenmädchen zu heiraten, und wage es nicht, weil es der Gipfel des Glückes wäre, dessen ich nicht würdig bin." *

So dachte der Fünfundzwanzigjährige und ebenso noch der Fünfundfünfzigjährige. Betrachtet das Leben der Weltmenschen! empfiehlt er noch einmal.** „Je höher das weltliche ‚Glück' steht, das sie errungen, um so weniger sehen sie das Licht der Sonne, Wiesen und Wälder, wilde und Haustiere. Viele von ihnen, fast alle Frauen, erreichen das Greisenalter, ohne mehr als ein- oder zweimal im Leben den Sonnenaufgang am frühen Morgen und ohne je die Wiesen und Wälder anders gesehen zu haben, als von der Kalesche oder dem Waggon aus, und nicht nur ohne je etwas gesäet oder gepflanzt, oder eine Kuh, ein Pferd, ein Huhn aufgefüttert und aufgezogen, sondern auch ohne einen Begriff davon zu haben, wie die Tiere zur Welt kommen, wie sie aufwachsen und leben . . . Ihr Herumziehen von Ort zu Ort rettet sie nicht von diesen Entbehrungen. Sie fahren in geschlossenen Kasten, im Dorfe sowohl wie im Auslande; überall und wohin sie auch kommen mögen, haben sie dieselben Steine und dasselbe Holz unter den Füßen, dieselben Vorhänge, die ihnen das Licht der Sonne verhüllen, dieselben Lakaien, Kutscher und Hausknechte, die sie nicht zur Gemeinschaft mit der Erde, den Pflanzen und Tieren zulassen. Wo sie auch sein mögen, überall entbehren sie, Gefangenen gleich, diese Bedingung des Glücks. Und wie der Gefangene sich mit dem auf dem Gefängnishofe hervorgesprossenen Grase, mit einer Spinne, einer Maus tröstet, so trösten sich auch diese Menschen mitunter mit siechen Stubenpflanzen, mit Papageien, einem Hündchen, einem Affen, die sie auch noch nicht selbst füttern und aufziehen."

Derselbe Ingrimm über die thörichte Scheu der Menschen vor der Natur, die ihnen doch Schönheit und Glück spenden würde, spricht aus dem berühmten Anfange der „Auferstehung", also aus den Gedanken des Siebzigjährigen. „Wohl gaben sich die zu Hunderttausenden zusammengepferchten Menschen auch jetzt die erdenklichste Mühe, die Erde zu verunstalten. Sie pflasterten sie mit Steinen, damit nichts auf ihr wüchse, und vernichteten jeden Grashalm, der sich dennoch hervorwagte. Sie verpesteten die Luft mit Steinkohlen- und Petroleumqualm. Sie verschnitten die Bäume und verscheuchten alle Tiere und Vögel. Aber der Frühling blieb Frühling sogar in der Stadt. . . . Pflanzen und Vögel und Insekten und Kinder jubelten in glücklichem Einklang. Nur die Menschen, die großen, erwachsenen Menschen, hörten nicht auf, sich selbst und einander zu hintergehen, zu quälen. Ihnen war nicht dieser Frühlingsmorgen das heiligste und wesentlichste, nicht die zum Wohle aller offenbarte Schönheit von Gottes Natur — eine Schönheit, die nur zum Frieden, zur Eintracht und Liebe mahnte; nein, den Menschen erschien das, was sie sich selbst erdacht und erschaffen, um über einander herrschen zu können, viel heiliger und wesentlicher." — —

*

* „Die Kosaken." 1852.
** „Worin besteht mein Glaube?" Seite 210.

Digitized by Google

Als zweite Vorbedingung des Glückes nennt Tolstoi die Arbeit, und zwar denkt er hier besonders an die angenehme und gesunde physische Arbeit, die guten Appetit und ruhigen Schlaf bewirkt. Unsere Weltmenschen arbeiten zum Teil viel und hart, aber sie thun es dann, um gerade dieser angenehmen und gesunden körperlichen Arbeit zu entgehen, um ihre Frauen und Kinder davor zu behüten. „Alle ‚Glücklichen' der Welt, Würdenträger und Millionäre entbehren, Gefangenen gleich, entweder gänzlich die Arbeit und kämpfen erfolglos gegen Krankheiten, die von Mangel an physischer Anstrengung herrühren, und kämpfen noch erfolgloser gegen die sie überwältigende Langeweile, oder sie thun eine ihnen verhaßte Arbeit, wie die Bankiers, die Staatsanwälte, Gouverneure und Minister mit ihren Frauen, die Salons einrichten und Prachtgeschirre und Putz für sich und ihre Kinder anschaffen. Ich sage „verhaßte", weil ich noch nie unter ihnen einem Menschen begegnet bin, der seine Arbeit gepriesen und sie mindestens mit dem gleichen Vergnügen verrichtet hätte, wie mancher Hausknecht den Schnee vor dem Hause wegfegt."* — Tolstoi hat einmal einen besonderen Aufsatz über die Arbeit geschrieben, in Anlehnung an ein Buch seines Landsmannes Bondarew, der wieder anknüpft an das uralte Gotteswort „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" Das ist nach der Bibel ein Fluch, und die Menschen fassen es auch so auf; viele, vom Fürsten bis zum Landstreicher, suchen dem Fluche irgendwie zu entgehen und dem zornigen Gotte gewissermaßen ein Schnippchen zu schlagen. Bondarew meint, das sei kein Fluch, sondern ein Gebot, und die Erfüllung jedes göttlichen Gebotes gereiche dem Menschen zum Segen. Tolstoi stimmt dieser Lehre mit Freude zu. Unter Arbeit versteht er aber auch hier nicht alle möglichen Leistungen, die heute so heißen, sondern nur das Schaffen der notwendigsten Güter mit den Gliedern des Körpers, also besonders die Arbeit des Landmannes, des Handwerkers und der Hausfrau. Wenn alle Arbeitsfähigen diese Arbeit ergreifen wollten, so würde die soziale Frage gelöst. Bei den Armen würden Neid und Mißtrauen schwinden, die Reichen würden dem Luxus und der Ausschweifung entsagen, denn man kann nicht mit weichen, weißen Händen, reich gekleidet und üppig genährt das Land bearbeiten oder einen Brunnen graben. Es würde namentlich die böse Kluft zwischen den beiden Teilen der menschlichen Gesellschaft verschwinden. Tolstoi verheißt jedem Vornehmen, der mit seinen schwachen, ungeschickten Händen neben den armen Brüdern die Erde bearbeiten will, wahre Freiheit, vollkommenes Glück und ein fröhliches Weiterwandern auf dem Wege zu Gott und der Wahrheit. Daß Graf Tolstoi mit dieser Lehre Ernst gemacht, daß er selber gepflügt und geerntet und in der Stadt Stiefel gemacht und Wasser aus der Moskwa geholt hat, ist ja bekannt.

*

Als dritte Bedingung des Glückes nennt Tolstoi die Familie. Auch sie wird durch unser Hasten nach den Gütern der Welt geschädigt oder

* „Worin besteht mein Glaube?" Seite 212.

Digitized by Google

vernichtet. Viele können nicht heiraten, weil in ihren Kreisen ein hohes Einkommen für nötig gilt, um eine Familie ernähren zu können. Viele wählen des Geldes oder des äußeren Scheines wegen eine unrechte Gattin und sind dann mit ihr nicht wahrhaft verbunden. Das giebt von vornherein unwahre Scheinehen. Viele wünschen sich keine Kinder und suchen ihre Ehe unfruchtbar zu machen. Die Männer haben oft von Frau und Kindern, die ihnen doch eine beständige Quelle der Freude sein sollten, nur Last und Sorge. Resigniert erklären sie vielleicht, daß sie nur für die Kinder dieses saure Leben weiterführen, aber sie ziehen dabei ihre Kinder in das gleiche Elend hinein. Und Kinder, die man zuerst der Amme und der Kinderfrau, sodann der Bonne und der Gouvernante oder den Staatserziehern abgiebt, sind nur halb unsere Kinder. — —

*

„Die vierte Bedingung zum Glück ist eine freie, liebevolle Gemeinschaft mit allen verschiedenartigen Menschen der Welt.* Und abermals: eine je höhere Stufe die Menschen in der Welt erreicht haben, um so mehr entbehren sie dieser Hauptbedingung des Glückes. Je höher, um so enger, beschränkter ist jener Kreis von Menschen, mit denen eine Gemeinschaft möglich ist ...

Dem Bauer und seinem Weibe steht die Gemeinschaft mit der ganzen Welt offen, und wenn eine Million Menschen mit ihm nicht in Gemeinschaft treten will, so bleiben ihm noch achtzig Millionen ebensolcher arbeitender Menschen wie er, mit denen er von Archangelsk bis Astrachan, ohne Visiten und Vorstellungen abzuwarten, sofort in die nächste brüderliche Gemeinschaft tritt. Für den Beamten und für den Kaufmann und ihre Frauen giebt es Hunderte von ihresgleichen; die Höheren aber lassen sie nicht zu sich heran, und die Niedrigeren sind alle von ihnen abgeschnitten. Für den reichen Weltmann und seine Frau giebt es einige zehn, zwanzig, fünfzig weltliche Familien; alles Übrige ist von ihnen abgeschnitten. Für den Minister und den Millionär mit ihren Familien giebt es vielleicht zehn ebenso hochgestellte oder reiche Leute wie sie. Für Kaiser und Könige wird der Kreis noch enger. Ist denn das nicht eine Kerkerhaft, bei der der Gefangene die Möglichkeit der Gemeinschaft nur mit zwei, drei Gefangenen hat?"

Ähnliche Gedanken sprach Tolstoi schon aus, als er im Juli 1857 in dem eleganten internationalen Hotel Schweizerhof in Luzern einige Tage unter den feinsten Leuten Europas verlebte. Möglichst steif, zurückhaltend, unnahbar zu erscheinen, war ihr erstes Bestreben, wie sie ja auch heute noch die Exklusivität gleichsam als etwas Großes und Hohes verehren.

„Von allen Seiten schimmern die glänzend weißen Spitzen, die glänzend weißen Kragen, die glänzend weißen, echten und unechten Zähne, glänzend weiße Gesichter und Hände ... Alle diese toten Gesichter haben auf mich einen unwiderstehlichen Einfluß, und ich werde dann selbst tot wie sie, ich habe keinen Willen, keinen Gedanken, ich beobachte nicht einmal ... Und

* Worin besteht mein Glaube? S. 213.

Digitized by Google

alle diese Menschen waren doch weder dumm, noch gefühllos, viele von diesen erstorbenen Menschen haben sicher ein ebensolches Innenleben wie ich, viele ein weit mannigfaltigeres und merkwürdigeres. Warum also berauben sie sich gegenseitig eines der schönsten Genüsse des Lebens, des Genusses des Verkehrs, des Genusses am Menschen?" — —

*

Die fünfte Bedingung zum Glücke ist: Gesundheit und ein schmerzloser Tod. Auch hier findet Tolstoi, daß der arme Bauer besser daran ist als der reiche Herr in der Stadt, der sich nie die Finger zu beschmutzen braucht. „Ruft euch jene Reichen und ihre Frauen ins Gedächtnis, die ihr gekannt habt und kennt, und ihr werdet sehen, daß die Mehrzahl von ihnen krank ist. Ein wohlhabender Mensch, der sich nicht fortwährend oder periodisch, den Sommer hindurch, behandelt, ist eine ebensolche Ausnahme, wie ein Kranker im Arbeiterstande ... Fast alle sind von Nerven-, Magen- und Geschlechtskrankheiten heimgesucht, die durch Unmäßigkeit, Trunksucht, Ausschweifung und Kuren entstanden sind, und diejenigen, die nicht jung sterben, verbringen die Hälfte ihres Lebens mit Morphiumeinspritzungen oder dergleichen oder sterben als verkommene Krüppel, unfähig, von eigenen Mitteln zu leben und nur den Parasiten jener Ameisen gleich, die durch Sklaven gefüttert werden."* Wir sehen auch hier, daß Tolstoi starke Farben aufträgt und vor Übertreibungen nicht zurückschreckt; daß er aber in der Hauptsache recht hat, davon überzeugt uns ein Vergleich der uns bekannten Damen mit ihren Aufwärterinnen, der gnädigen Fräuleins mit ihren Dienstmädchen, der Stadtherren mit ihren Stallknechten, Kutschern und Gärtnern.

Tolstoi kommt in vielen Schriften darauf zurück, wie viel leichter die schlichten Leute das Sterben haben als die Vornehmen. Schon in seiner allerersten Schrift verherrlicht er eine alte Dienerin, Natalia Sfawischna, die den Tod nicht zu fürchten brauchte, weil ihr ganzes Leben ein treues Dienen gewesen war. Um 1860 schrieb er eine Skizze „Drei Tode" und führt darin aus: Der Baum stirbt schmerzlos, der Naturmensch mit Ergebung, der Kulturmensch mit großer Angst und vieler Quälerei seiner selbst und seiner Umgebung. In den achtziger Jahren schildert er in der Erzählung „Ein Schicksal" das jämmerliche Sterben eines eiteln und bei aller Korrektheit schlechten Weltmannes. Seine Krankheit und sein Tod werden ihm unsäglich schwer, weil es ihm zum Bewußtsein kommt, daß er nicht richtig gelebt hat, und daß alle um ihn herum ihn zu betrügen suchen und ihn nicht lieben, mit Ausnahme eines dem Kindesalter noch nicht entwachsenen Sohnes und eines bäurischen Hausknechts, dessen ehrliche Gutherzigkeit und Dienstbeflissenheit in dieser Welt des Scheins sein einziger Trost ist.

*

Die Jagd nach dem Glück ist nach der Lehre der Welt eine Flucht aus der Armut hinauf zu den höheren Kreisen, zu den oberen Zehntausend hin; was uns Tolstoi rät, läßt sich zusammenfassen: „seid freiwillig arm!"

* Worin besteht mein Glaube? S. 215.

Digitized by Google

Natürlich ist nicht unser städtischer Proletarier sein Lebensideal, auch nicht der Arbeitssklave des ländlichen Großbesitzers, sondern etwa der freie Bauer, der so viel Land besitzt, wie er mit seiner Familie selber bearbeiten kann. „Der Jünger Christi wird arm sein", schreibt Tolstoi einmal,* „das heißt: er wird nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande leben; er wird nicht zu Hause sitzen, sondern er wird arbeiten, im Wald, im Felde, wird das Licht der Sonne, Erde, Himmel und Tiere sehen, wird nicht darüber grübeln, was er essen soll, um seinen Appetit zu reizen, und was er thun soll, um seine Verdauung zu befördern, sondern er wird drei Mal am Tage hungrig sein; er wird sich nicht auf weichen Kissen wälzen und nachsinnen, wie er sich von der Schlaflosigkeit retten solle, sondern wird schlafen; wird Kinder haben, wird mit ihnen leben, wird in freier Gemeinschaft mit allen Menschen stehen und, was die Hauptsache ist, er wird nichts thun, was er nicht thun mag; wird nicht Furcht haben, was mit ihm geschehen kann. Arm sein ist das, was Christus gelehrt hat."

Die wichtigste Einwendung gegen diese Lehre ist die, daß alle Kultur aufhören würde, wenn wir in der Armut und bei unserer Hände Arbeit zufrieden sein wollten; da verschwände aller moderne Fortschritt, auf den wir so stolz sind. Vieles davon verschwände allerdings; wir könnten nicht mehr in „Blitzzügen" und bei elektrischem Lichte durch die Welt hasten, wir könnten keine Kruppschen Kanonen, keine Torpedoboote und Torpedobootzerstörer haben und nicht die vorzüglichen Gewehre, mit denen man auf 2000 Meter noch durch fünf Menschen hindurchschießen kann. Aber ist denn diese moderne Kultur, dieses Bewußtsein, wie wir's so herrlich weit gebracht, wirklich die Opfer, die Menschenopfer wert, die die Menschheit dafür bringt? So würde Tolstoi fragen, und weiter: kann nicht das beste an der Kultur, kann nicht eine ethische und ästhetische Kultur ohne all dies moderne Raffinement auch gewonnen werden, vielleicht besser als heute? Man denke an die früheren Japaner, die Bewohner der Fidschi-Inseln, die Samoaner, die Siamesen usw. Haben nicht sogar manche Europäer zugestanden, daß diese Asiaten nicht nur ein glücklicheres, sondern auch ein edleres, reineres Leben führten, als sie von unserer Kultur noch nicht angefressen waren?

Doch wir haben noch ein wichtiges, nötiges Stück vom Glück zu besprechen. So wie es Tolstoi eben ausgemalt hat, kann wohl der einfältige, schlichte Naturmensch recht zufrieden und fröhlich dahin leben. Aber wenn wir einmal zum Nachdenken über die Welt und das Leben gekommen sind, wenn wir die großen Rätsel des Daseins gesehen haben, brauchen wir mehr. Uns Deutschen steht leicht der unglückliche Faust vor Augen, wie er in der ersten Szene des Dramas seinen Jammer ausspricht. Gewiß hing seine Verzweiflung damit zusammen, daß er ein Gelehrtendasein in moderiger Studierstube führt; „statt der lebendigen Natur, da Gott den Menschen schuf hinein", umgiebt ihn ein Kerker, ein „verfluchtes dumpfes Mauerloch, wo selbst das liebe Himmelslicht trüb durch gemalte Scheiben bricht". Aber

* Worin besteht mein Glaube? S. 225.

Digitized by Google

seine große Not ist doch, daß ihn das Welträtsel ungelöst anstarrt. Wozu das alles? Welchen Sinn hat das Leben und Leiden? Was ist's mit der Gottheit? Woher kommen, wohin gehen wir? Auch Tolstoi hat dieses Elend: der Welt ohne Erklärung gegenüber zu stehen, bitterlich empfunden. Auch er war der Verzweiflung und dem Selbstmorde nahe. Er war fast fünfzig Jahre alt, da kam er zu folgendem Ausdrucke seiner Gefühle:* „Mein Leben ist ein dummer, böser Scherz, den irgend jemand an mir verübt hat ... Irgendwo, dort giebt es jemand, der jetzt bei meinem Anblick bersten will vor Lachen darüber, daß ich dreißig bis vierzig Jahre gelebt habe, gelebt und gelernt, mich entwickelnd, an Leib und Seele zunehmend, mich umhertragend mit verschiedenen Vorstellungen über den Sinn des Lebens, und daß ich jetzt mit völlig gekräftigtem Geiste zu dem Gipfel des Lebens angelangt, von wo aus es ganz überblickt wird — daß ich nun als ein Dummkopf auf diesem Gipfel stehe und es klar einsehe, daß es nichts im Leben giebt und auch nicht gegeben hat und nicht geben wird, und daß ich nun entsetzt darüber bin, daß man mich so lange betrogen hat. Ihm aber ist das zum Lachen".

Faust setzte den Giftbecher wieder ab von den Lippen, als er den Ostergesang der gläubigen Gemeinde in seine Kammer klingen hörte, und Tolstoi ward gerettet durch den Gedanken, daß in den niederen Schichten der Menschheit so viele der sogenannten Ungebildeten heiter leben und ruhig sterben, obwohl sie es doch viel schlechter hatten als er, der durch Geburt, Reichtum und Talent Hervorragende. Sie mußten eine Erklärung des Lebens haben. Und sie hatten eine, freilich eine unvernünftige, aber brauchbare. Ihr Kinderglauben antwortete auf seine Fragen:

„Es giebt ein unendliches Wesen, das ist Gott. Er hat alles geschaffen, sowohl die Menschen, als auch dich und deine Seele, gerade das, um dessen willen du fragst. Diese vom unendlichen Gotte stammende Seele ist selbst unendlich. In dem Erdenleben sollst du deine Seele heiligen und nach dem Gesetze leben, das Gott dir geoffenbaret hat. Je besser du leben wirst, je mehr entsprechend dem Gottesgesetze, um so besser wird es deiner Seele ergehen, und zwar nicht nur hier, sondern überall und immer." **

Tolstoi bemühte sich nun, diesen schlichten Kinder- und Kirchenglauben sich wieder anzueignen. Es gelang ihm nicht. Aber er kam von der Kirche zur Theologie, von der Theologie zum Neuen Testament und von den Berichten und Briefen der Apostel zu Christi eigenen Worten. Und nun bildete sich ihm ein ganz neues Denken über das Leben. So etwa sah er es nun an: auf das persönliche, eigennützige, zeitliche Leben dürfen wir nicht viel Gewicht legen; es bleibt doch unter allen Umständen ungesichert und unbefriedigend. Wir dürfen nicht so thöricht sein, wie jener Mann im Gleichnis, der in großen Scheunen sammelte und dann genießen wollte, aber Gott sprach zu ihm: du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern! Wir müssen vielmehr jetzt schon am ewigen Leben

---

* Bekenntnisse, 1879 verfaßt.
** Bekenntnisse.

Digitized by Google

...nehmen. Wir können das, wenn wir unseren eigenen Willen ...inden ...en n Gottes Willen. Die Erfüllung des Willens Gottes ist das ewige Leben. Denn ich tue das will, was Gott will, so lebe ich auf der ewigen Seite, so wird mein Wille ewiglich bestehen, so wird meine Seele ein Kind der Freiheit. So hat Christus gelebt, und darum hat er auch gesagt: „Ihr müßt von neuem geboren werden". Im Herz muß der Mensch, in der Persönlichkeit das Innerlichste geboren werden. Und diese Gesinnung von unserem geistlichen Vater kommt uns das Licht. Der Mensch braucht nur sein wahres Leben in dem göttlichen Streben nach dem Guten wieder zu erkennen, dann wird er heraus aus dem verfehlenden Kampfe aller gegen alle, dann ist er wieder ins Land und Lot. Dann steht er ein schönes Ziel im Leben der Welt, die menschliche Erlösung und die Verklärung und Einigung der Völker der Welt. Er sieht, daß aller wahre Fortschritt der Menschheit in zunehmender gegenseitiger Achtung und Liebe besteht. Er sieht, daß jede neue Entwicklung in der uns bekannten Weltgeschichte wirklich nur da geht, und er fühlt, daß unser Herz sich immer nach solchem edlen Leben gesehnt hat. Unser Herz verlangt, zu lieben und geliebt zu werden. Und für diese allgemeine Liebe ist natürlich Raum in der Welt, sobald wir nicht nach falschen Zielen jagen. Nahrung, Kleidung und Wohnung sind uns immer gesichert, wenn wir vernünftig leben; erst der von törichten Menschen als Kultur gepriesene Reichtum an Bedürfnissen macht unsere Existenz zu einer unfreien und sklavischen, habgierigen und kampfenden. Die Liebe ist die Erlösung aus der Armseligkeit des Lebens, nicht die egoistische Liebe, sondern das allgemeine Wohlwollen gegen alle Menschen, ein Wohlwollen, wie es Kindern angeboren ist, wie es im Erwachsenen erst wieder durch Erfahrung hervorgebracht wird.

Weimar Wilhelm Bode

Zum Streit um die historische Methode

Die Tatsache, daß sich Philologen und Historiker — letztere in der Überzahl — mit solchem Eifer an der Diskussion einer methodologischen Frage beteiligen, ist ebenso neu als erfreulich. Sie beweist, daß die Wissenschaft der Prinzipien, Philosophie genannt, in ihrem Daseinsrecht und praktischen Nutzen von neuem erkannt, daß sie von den Nachbarwissenschaften wieder als streitschlichtende Autorität zu Hilfe gerufen wird. Es ist wohl kein Zufall, daß gerade deutsche Gelehrte ihr Interesse an den so lange in den Hintergrund gedrängten theoretischen Fragen zum ersten Mal neu bethätigen; kein Zufall leider auch, daß eben diese deutschen Gelehrten dabei nicht nur in ruhig-ernster Durchsprechung des Problems verharren, sondern mit den unsauberen Waffen kleinlicher Gehässigkeit und boshafter Verdächtigung gegen die es stellende Persönlichkeit zu Felde ziehen. Der Leser dieser Zeilen hat erkannt, daß von Karl Lamprechts „Deutscher Geschichte" hier die Rede ist. In der dritten Auflage des ersten Bandes

Digitized by Google

findet er eine sieben Seiten lange Bibliographie der ganzen Streitlitteratur für, gegen und von Lamprecht. Er vergleiche dazu noch das Vorwort des gleichen Bandes und er hat über den augenblicklichen Stand des Problems eine vollkommene Übersicht. Wir möchten in dieser Frage, zumal an dieser Stelle, weder angreifend noch verteidigend Stellung nehmen, sondern uns auf eine kurze Charakteristik der umstrittenen Fragen beschränken.

1

Wenn ich eben die Heftigkeit des Streites um Lamprecht als eine spezifisch deutsche, im Auslande geradezu unverstandene Erscheinung bezeichnete, so zielte ich damit auf die persönliche Wendung, die die Sache gleich von Anfang an genommen hat. Sie erklärt sich daraus, daß das Unternehmen Lamprechts verschiedenen mit Recht oder Unrecht hochgehaltenen Traditionen der deutschen Wissenschaft ins Gesicht schlug. Zunächst äußerlich: ein Buch, dem die Quellenangaben und gelehrten Anmerkungen auf das nötigste beschränkt sind, und das sich erlaubt, die Gedanken anderer fast wortgetreu und ohne Komplimente in seine Darstellungen zu verweben; ein Buch, das den großen Gesichtspunkten und kühnen Hypothesen das Thatsachenmaterial unterordnet; das zur Nebensache herunterdrückt, was bisher Hauptsache war, und in den Vordergrund stellt, was wenige nur der Erwähnung für wert gehalten hatten: wo war das bisher auf deutschem Boden vorgekommen? Und das schlimmste: das Buch hatte Erfolg, wie keines bisher; das große Publikum fing an, Geschichte zu lesen und zu kaufen; es erlaubte sich, das Buch als Kunstwerk zu genießen und kümmerte sich nicht um die gereizten Erwiderungen und Angriffe der Kollegen in den Fachblättern. Kein Zweifel, äußerlich gesprochen hat Lamprecht auf der ganzen Linie gesiegt; keiner von den lebenden Historikern, wenige der älteren Generation werden heute mehr gelesen als er. Wird es dabei bleiben? Mit anderen Worten: wohnt diesem Enthusiasmus für eine Neuheit tiefere Berechtigung und die Gewähr der Dauer inne?

Schreiber dieses gehört nicht zu den Anhängern Lamprechts. Er ist der Meinung, daß in der Kleinkritik der Gegner ein gut Teil Berechtigung steckt, und daß es verkehrt war, ihre zum Teil geradezu häßlichen und geschmacklosen Angriffe mit beinahe gleicher Münze — man vergleiche besonders Lamprechts Streit mit H. Onken, Below und Lenz — heimzuzahlen. Das kann uns nicht hindern, mit warmer Sympathie seinem Plane zu folgen und mit dem günstigsten Vorurteil seinen Versuch zu begleiten. Denn eins ist klar: etwas muß anders werden im bisherigen Betrieb der Geschichte! Eine Einsicht, die nicht von Lamprecht stammt, aber von ihm gewiß am tiefsten empfunden wurde. Worin soll nun diese Änderung bestehen? Die Geschichte ist der mit Niebuhr abgeschlossenen *chronistischen* Periode glücklich entwachsen. Hier handelte es sich darum — und das war die erste, wichtigste Aufgabe — die historischen Quellen objektiv so sicher und so vollständig als möglich herauszustellen und die aus ihnen sich unanfechtbar ergebenden Thatsachen chronologisch aneinander zu reihen. Langsam stellte sich nun das Bedürfnis ein, diese Thatsachen in Gruppen

Digitized by Google

zusammenzufassen und in ihnen einen [illegible] Zusammen-hang zu [illegible]. Das [illegible] Hegel in [illegible] Weise. In beiden Fällen handelt es sich um [illegible] Abendlande [illegible] [illegible] Ergänzungen [illegible] nicht völlig [illegible]. [illegible] Ranke der [illegible] als Fachmann vor den [illegible] einen [illegible] [illegible]. Aber auch hier [illegible] das Übernatürliche noch eine gar zu große Rolle. Es werden, um mir klar zu machen, die Ursachen [illegible] und das Wunderbare, Göttliche selbst in hereingezogen, [illegible] eine [illegible] Hilfe des uns [illegible] gegebene Erklärung [illegible]. Ranke nannte eine die geschichtliche Sinnesweise zerlegende Grundbezeichnung die „Idee". Er bezeichnet damit offenbar einen während einer größeren Zeitspanne herrschenden Gedanken, um den gekämpft wird, der siegt oder erliegt; es ist gewissermaßen der geistige Extrakt einer Geschichtsperiode. Das Wichtige dieser immerhin einen gewaltigen Fortschritt bedeutenden Auffassung ist der Verzicht auf eine entwickelungsmäßige, kausale Verknüpfung dieser Ideen. Einzelne Gruppen von verschiedener zeitlicher Länge stehen unvermittelt nebeneinander; auf die Frage, warum diese neben jener steht, warum nicht die letzte die erste und die erste die letzte ist, läßt sich eine begründete Antwort nicht geben. Ebensowenig auf die andere Frage nach dem Woher und Wohin der Idee. Ranke selbst versagt hier die Auskunft mit einer gewissen Genugthuung: er glaubt bis an die Grenze des menschlichen Erkennens Möglichen und Erlaubten gegangen zu sein. Vor dem Irrationalen macht er als vor einem Gott allein vorbehaltenen Gebiete Halt. Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken: wir konstatieren das göttliche Geheimnis in der Geschichte, sehen in ihm einen Beweis des göttlichen Daseins und — verstummen.

So viel Resignation konnten sich auch treue Schüler des Meisters nicht zu eigen machen. Sie sahen es vielmehr als ihre Aufgabe an, die Geschichte der Idee in ihre Anfänge und Ausläufer hinein zu verfolgen, d. h. mit anderen Worten, innerhalb einer Ideengruppe Entwickelung zuzugestehen. Von hier war nur ein Schritt zu dem Geständnis der Entwickelung der Ideen untereinander, d. h. eines kausalen Zusammenhangs auch außerhalb der einzelnen Ideengruppe. Mögen die Worte Kausalität und Entwickelung möglichst vermieden und durch schwächere Ausdrücke wie „Regelmäßigkeit" oder „Tendenz" ersetzt worden sein, sachlich sind diese rein quantitativen Unterscheidungen von geringem Belang. Einmal soweit gekommen, war eine Fortentwickelung bis zum Extrem der rationalen und exakten Erklärung des geschichtlichen Thatbestandes voraus zu sehen. Sie ist durch Lamprecht theoretisch und praktisch geliefert worden.

2

Anknüpfend an das Prinzip Rankes, wendet sich Lamprecht negativ gegen seinen irrationalen und singulären Charakter, um es positiv durch

seine kulturpsychologische Methode zu ersetzen. Bei allen drei Punkten möchten wir bei prinzipieller Übereinstimmung — das Wort prinzipiell nicht konstitutiv, sondern heuristisch verstanden — unsere Bedenken nicht verschweigen. Am schnellsten werden wir uns mit ihm über den ersten Punkt einigen. Lamprecht möchte den irrationalen Faktor aus der Geschichte womöglich beseitigen. Jeder, der die Geschichte zu einer Wissenschaft im strengen Sinne erheben will, ist mit ihm in diesem Bestreben eins. Doch Lamprecht gesteht, daß es bis heute noch nicht gelungen ist, und wir freuen uns dieses Zugeständnisses, das über die allzu wissenschaftsselige Methode Taines hinaus einen Fortschritt — wenn man will, einen Rückschritt — bedeutet. Lamprecht erhofft aber von einer zukünftigen exakten Geschichtsforschung die Auflösung des Irrationalen. Er erhofft sie und glaubt daran. Hier beginnt unser Dissensus mit ihm, der sich aber nicht austragen läßt, da um eine subjektive Stellung zu künftig eintretenden Möglichkeiten nicht gestritten werden kann.

Wir kommen zum zweiten Punkt. Lamprecht macht denen um Ranke den Vorwurf, ihre Ideenlehre werde im besten Falle dem einmaligen Vorgang gerecht; sie vernachlässige das in der Entwickelung Wiederkehrende, das in anderen Formen neu auftretende Gleiche des geschichtlichen Prozesses. Er meint, daß in der Ideenlehre Rankes einer großen Thatsachenmenge, die nicht zu künftigen Kraftwirkungen berufen sei, zu viel Ehre geschehe; daß eine Fülle unendlich wertvollerer, lebensvollerer Erscheinungen zu kurz komme. Dieses im alten Geschichtsbetrieb nahezu ausschließlich Berücksichtigte — und damit ziehen wir den dritten Streitpunkt in die Besprechung hinein — ist das Persönliche, das von ihm Vernachlässigte ist das Typische. Darum heraus mit dem Persönlichen aus der Geschichte, die Wissenschaft sein will! Personengeschichte, Fürstengeschichte, politische Geschichte ist Kunst; sie rekonstruiert mit der Phantasie, statt sich, wie die Geschichte der Institutionen, des Seelenlebens einer Epoche auf Institutionen aufzuerbauen.

Dies ganz kurz und in notwendig unvollkommener Zusammenfassung die These Lamprechts. Man wird nicht leugnen können, daß durch die von ihm geforderte Ausscheidung des Persönlichen die Geschichte um vieles exakter wird. Daß durch die Einbeziehung der Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte, der Kunst- und Weltanschauungsfragen, des Zeitgeistes mit einem Worte, die Darstellung des geschichtlichen Verlaufs an Leben, Interesse, Gerechtigkeit und Adäquatheit unendlich gewinnt, sollte nicht minder zweifelhaft sein. Es steht vielmehr etwas anderes in Frage: ob nämlich das Persönliche durch die Lamprecht'sche Methode wirklich ausgeschieden ist. Wenn ja, wird die Geschichte exakt, das Irrationale beseitigt sein; wenn nicht, wird selbst die Kulturgeschichte, wenn auch in beschränkter Weise, eine Kunst bleiben.

Beantworten läßt sich diese Frage nur durch eine Untersuchung des Begriffs „typisch", den Lamprecht dem Individuellen gegenüber stellt und als das eigentliche, ja einzige Objekt der Geschichte bezeichnet. Typische Vorgänge sind doch wohl solche, die sich in einer großen Anzahl von

Digitized by Google

Individuen gleichmäßig vollziehen. Hören sie darum wirklich auf, individuell zu sein? Ich meine: haftet ihnen nicht etwas Persönliches, nur dem Einzelnen allein Eigenes an? Und weiter: wie werden typische Vorgänge erkannt? Durch Abstraktion, d. h. durch Abziehen von individuellen Vorgängen. Typisch für den Geschichtsschreiber ist aber nicht, was in allen Seelen gleichmäßig vorgeht, sondern nur, was sich in mehreren, relativ wenigen davon ereignet, die dem Geschichtsschreiber als sogenannte Quellen zum Studium allein vorliegen. Er ist also nie sicher, das Typische im strengen Sinne gefunden zu haben, er hat nur das mehreren Individuen Gemeinsame aufgedeckt und schließt von ihnen auf den Rest. Diese ihm als Studienobjekte vorliegenden Individuen sind in der Regel nicht Durchschnittsmenschen, sondern durch Begabung, Geburt und Zufall ausgezeichnete Wesen. Die Masse selbst erreicht er nur in den äußerlichsten Fragen der Nahrung und Kleidung. Überall aber, wo er seelisches Vorgehen wiedergeben will — und Lamprechts letztes Bestreben ist es, statt der Geschichte der Institutionen die Geschichte des Sinnes für Institutionen zu geben — hat er es nur mit einer Vertretung und Abordnung dieser Masse, mit ihrer Elite zu thun. Gewiß kommt eine so betriebene Geschichte der Masse näher als die sogenannte Personengeschichte; sie ist eben darum gerechter als diese. Nur kann sie das Individuelle nicht ganz ausscheiden, die Masse nie ganz erreichen, arbeitet also in letzter Instanz bei aller Exaktheit doch mit der Phantasie und bleibt somit eine Kunst. Wollte man noch weiter gehen und auch das Typisch-Seelische ausscheiden, die Masse selbst in dem beobachten, was allen ihren Gliedern gemeinsam ist, so käme man wirklich — vorausgesetzt es wäre möglich — zu jenen „trivialen Allgemeinheiten", vor denen Windelband gewarnt hat und in die Lamprecht nie verfallen wird.

Wir heißen also das neue Prinzip der „Deutschen Geschichte" gut, nicht als ein konstitutives, von dessen unfehlbarer Richtigkeit wir überzeugt wären, sondern als ein heuristisches, von dessen Anwendung wir uns nach den gemachten Versuchen einstweilen Erfolg versprechen. Wir möchten aber, daß ihm, gleichfalls als heuristisches Prinzip, die Geschichte als Kunst der phantasievollen Reproduktion des Individuellen gegenübergestellt würde. Man hat Lamprecht der Unterschätzung der großen Männer angeklagt und er verwahrt sich dagegen durch eine höchst lehrreiche Präzision seiner Stellung. Es ist unbestreitbar, daß man die großen Männer nicht einfach als die Ursachen geschichtlichen Geschehens, die Masse als ihr passives Substrat ansehen kann. Es findet vielmehr eine Wechselwirkung des „Helden" und der Masse statt, bei der bald die Helden durch Entwickelung ihres Programms den Ton angeben, bald die Masse durch seine Ausführung und durch die Erzeugung neuer Helden eine aktive Rolle spielt. Soweit werden auch die Individualisten mit Lamprecht gehen. Nun aber versucht dieser einerseits die Masse in der Aneignung und persönlichen Verarbeitung oder Ausführung des Heldenwerks als schöpferisch darzustellen — sie ist es unstreitig weniger als die Helden selbst —, andererseits den schöpferischen Charakter des Werkes der Helden durch ihre Unterordnung unter die all-

Digitized by Google

gemeinen „sozialpsychischen Elemente", wie sie der Masse eigen sind, herabzusetzen. Alles in allem dürfte Lamprecht wohl folgendes als seine Meinung unterschreiben: das Individuum wird von der Masse erzeugt, es tritt aus seinem Milieu, d. h. dem Charakter seiner Zeit nie ganz heraus, es bedarf endlich der Masse zur Verwirklichung dessen, was es neues zu bringen hat. Die Masse ist also stärker als das Individuum. — Nichts müßiger, als nun etwa zu antworten, das Gegenteil sei wahr, und mit einem gnädigen Hinweis auf Carlyle, Emerson, Nietzsche die Sache abgethan sein zu lassen. Die einzig wirksame und wissenschaftliche Entgegnung auf Lamprechts Theorie wäre ein Gegenunternehmen, das in einer Anzahl psychologischer Biographieen induktiv und für jeden Einzelfall von neuem den Nachweis erbrächte, daß 1. das Individuum der Masse mehr Neues giebt, als es von ihr empfängt, 2. das Individuum der Masse zur Geltendmachung seines Werkes nur wenig oder gar nicht bedarf, 3. die hier in Betracht kommende Masse nicht die „Masse" im eigentlichen Verstande, d. h. die Gesamtheit aller existierenden Wesen, sondern wieder nur eine Elite dieser Masse, eine Anzahl denkender und zu persönlicher Aneignung des Werkes eines Größeren fähiger Wesen ist. — Dieser Nachweis wird, glaube ich, für zahlreiche Fälle mindestens in einem der drei Punkte gelingen. Damit wäre die Lamprecht'sche Methode nicht als verkehrt, sondern nur als einer mäßigenden Korrektur bedürftig bezeichnet. Kein Zweifel: man hat lange Zeit die geschichtliche Macht der Einzelnen zu hoch, die der Masse zu gering geschätzt. Wenn Lamprecht dem umgekehrten Irrtum verfallen sein sollte, hätte er nur jener übertreibenden Reaktion ihren Tribut gezollt, die uns in der Geschichte auf Schritt und Tritt begegnet. Ob das der Fall ist, werden wir erst durch den dringend zu wünschenden Aufschwung im Betrieb der psychologischen Biographie erfahren.

Einigen könnten sich Freunde und Gegner Lamprechts einstweilen immerhin über zwei Punkte. Einmal, daß der geschichtliche Verlauf regelmäßig wiederkehrende Tendenzen aufweist, die mit den „Gesetzen" der Naturwissenschaft in entfernter Analogie stehen; daß aber das Wort Gesetz im Naturgeschehen nur mit Vorbehalten, in der Geschichte um naheliegender Mißverständnisse willen besser gar nicht anzuwenden ist. Zweitens, daß die Geschichte, einerlei, ob sie vom individuellen oder sozialen Standpunkt aus betrieben wird, in der psychologischen Methode ihr Ideal sehen muß.

Tour-de-Peilz (Schweiz)

Privatdozent Dr. Eduard Platzhoff-Lejeune

Rodin

Von Eduard Brandes. Deutsch von Mathilde Mann (Altona)

Dicht vor einem der Eingänge zu dem Weltausstellungsgebäude in Paris, an der Alma-Brücke, liegt ein kleines, weißes, aus Holz und Leinwand erbautes Haus.

Wenige von den Besuchern der Ausstellung haben es bemerkt, noch weniger sind hineingegangen; wohl kaum diejenigen, die von den langen Sälen angezogen

Digitized by Google

wurden, in denen die Schätze und Erzeugnisse der ganzen Welt aufgehäuft waren, und sicherlich nicht diejenigen, denen das Tingeltangel-Treiben, das leider die Ausstellung schändete, entweder pariſiſch oder europäiſch erſchien. Vielleicht aber ſind an dem weißen Hauſe auch einige von denen vorübergegangen, die mitten in dem großen Bazar nach Kunſt oder Geiſt ſuchten, denn es wurde wenig Reklame für das Gebäude gemacht, weder durch Plakate, noch durch Ausrufer oder Zeitungsbeſprechungen, und es lag ja auch außerhalb des Gebietes der eigentlichen Ausſtellung. Ganz für ſich, ſehr diskret und ſehr vornehm.

Es iſt ein Jammer um jeden, der hätte hineingehen können und der es nicht that. Denn da drinnen befanden ſich einige der größten Kunſtſchätze, die die Welt zur Zeit hervorbringt. Da drinnen hatte der franzöſiſche Bildhauer Auguſte Rodin die ſelbſtändige Ausſtellung ſeiner Werke veranſtaltet. Der Grund und Boden war ihm von der Stadt überlaſſen worden, das Haus aber hatte er ſelber gebaut und ſeinen anſehnlichen Flächenraum in einen Saal und einige kleine Kapellen eingeteilt und es mit brillantem Seitenlicht (für Oberlicht iſt der Meiſter nicht) ausgeſtattet. Ob das Haus auf ſeine Koſten gekommen iſt, muß man bezweifeln, die Beſucher waren, wie geſagt, nur ſpärlich, ausgenommen an den Gratis-Tagen, aber Rodin ſieht nicht auf Geld und er wollte auf ſeine Weiſe ſein Land ehren und an der Einladung, die ſchönſten Erzeugniſſe des Jahrhunderts zu beſichtigen, teilnehmen. So ſtellte er denn ſeine Werke allein aus.

Hätte man ihn nicht im voraus gekannt und ſeinen Wert zu ſchätzen gewußt, und wäre nur eine Weile da drinnen zwiſchen dieſen Statuen und Gruppen, Büſten und Bruchſtücken umhergegangen, ſo würde man dennoch begriffen haben, daß er der größte lebende Bildhauer iſt, überhaupt einer der größten, die jemals gelebt haben, ein Meiſter des Gedankens und der Form, ein Meiſter in Bezug auf Blick und Urſprünglichkeit.

Gleich vor dem Eingang erhebt ſich die ſo vielumſtrittene Statue von Balzac, die der Auftraggeber verwarf, und die Rodin hinterher nicht an den Amerikaner verkaufen wollte, der, geſchäftsklug, ihm ſofort anbot, ſie zu kaufen. An die Stadt Paris will Rodin jetzt ſeine Statue verkaufen, an niemand ſonſt. Und er hat recht, denn die Statue iſt ſo neu in ihrer Form, ſie bricht ſo völlig mit allem, was man ſich bisher als Regeln der Porträtſtatue vorgeſtellt hat, daß ſie entſchieden hoch und öffentlich vor aller Augen zur Beeinfluſſung und Veränderung des Geſchmacks ausgeſtellt werden ſollte. Es iſt nicht ganz leicht, ſich in ſie hinein zu denken, ſo daß man die Zurückhaltung des Publikums ihr gegenüber wohl verſtehen kann. Macht man ſich aber vertraut mit ihrem Ausdruck, vertieft man ſich lange und aufmerkſam in ihren Gedankengang, ſo erſchließt ſich der Sinn für das gewaltige Werk. Niemals iſt in einem Porträt die phantaſtiſche Selbſtvertiefung des dichteriſch arbeitenden Gehirns kräftiger zum Ausdruck gelangt. Das Körperliche bei dem Dichter verſchwindet hier, eingehüllt, wie Balzac iſt, in dieſen weiten, roh ausgehauenen Schlafrock — ſo eine mönchshafte Kutte trug der Dichter ja häufig als Arbeitstracht, ſo daß ſich Rodin hierdurch nicht von der Wirklichkeit ſeines Modells entfernt hat. Aber der gewaltſam zurückgeſchleuderte, der überkräftige Kopf mit dem enormen Kinn, das iſt es, was die Aufmerkſamkeit auf ſich lenkt. Balzac war klein und ſtark, und dies verſchwindet durch die Form der Statue, durch ihre Aus-

Digitized by Google

gelöstheit von dem Block. Man sieht jetzt nur den Kopf, und hier wiederum zieht einen der Blick an.

Diese in ihrer ungeheuren Tiefe scheinbar so oberflächlich bearbeiteten Augenhöhlen — sie gleichen den Löchern von Kanonenkugeln in einem Felsen —, wie wunderbar zaubern sie uns, aus der Entfernung gesehen, gerade das Bild von Balzacs Schaffen vor die Seele. Man versteht, daß die Welt, die Balzac schuf, ausschließlich in seinem fieberhaft arbeitenden Gehirn entstand: er war ein Wirklichkeitsschilderer, den Blick auf alles um ihn her gerichtet, ewig betrachtend, — und doch der wildeste Phantast, der für sich selber „die menschliche Komödie" mit ihren hunderten von Personen aufführte. Und während man Rodins Statue betrachtet, muß man unwillkürlich an Vautrin, Goriot, Birotteau und Rucingen denken, — an alle die Gestalten, die einstmals unseren jugendlichen Sinn wie den tausend anderer erfüllten.

Nicht weit von Balzac: Victor Hugo. Diese große Gruppenstatue existiert in zwei Ausgaben, von denen die eine für den Luxemburger Garten bestimmt ist und gerade jetzt in dem Atelier des Meisters in Marmor ausgehauen wird. Diese ist, was Hugos eigene Gestalt betrifft, wohl am schönsten in der Ausführung. Man wird sich von Bildern erinnern, wie der Dichter am Meere sitzt, wo ihm die Stimme der Geschichte und die Najade des Meeres die großartige und anmutige Poesie zuflüstern. Rodin hat in Hugos Gestalt genau das universelle Wesen des Dichters, seine olympische Ruhe, seine breite, ein wenig naive und sehr hochherzige Menschenliebe geschildert. So verschieden wie die Hugo-Statue von der Balzac-Figur ist, groß sind sie beide, großartig und genial — so unendlich viel mehr als Porträtstatuetten, die besonderen Eigenschaften des Dichters, seine Beseelung in Blick und Stellung, hervorhebend.

Etwas weniger ansprechend sind die weiblichen Figuren, die in der Hugo-Gruppe die Stimmen symbolisieren, denen der Dichter lauscht. Rodin macht, obwohl im modernen Geiste, einen ausgedehnten Gebrauch von allen mythologischen Gestalten: Najaden, Sirenen, Musen, Faunen, Bacchantinnen, Danaiden — die Gestalt, die zu Boden stürzt, ist Ikaros, der Mann, dessen Gattin um seinetwillen den Tod sucht, ist Admet, Adonis erwacht, und Eva steht nackend da. Rodin findet es so bequem. Zuweilen läßt uns diese Mythologie freilich kühl. Gleichzeitig aber erreicht Rodin oft die größten Wirkungen, indem er so das Alltägliche verläßt. Zum Beispiel, wenn er durch drei verschlungene weibliche Figuren die gleitende Welle ausdrückt, — das ist vollendet schön, und der Marmor wird unter seinen unendlichen Nuancen in der Formgebung lebendig. Wie er sich überhaupt unabläßig mit der Bewegung beschäftigt — als dem Ausdruck des Lebens, als das Leben selber —, so giebt er jede Kräusung der Haut über der menschlichen Form wieder. Er arbeitet immer mit einem Modell. Er behauptet, er verlange nichts Unbequemes von seinem Modell, und doch hält er das Modell selbst in der gewaltsamen Stellung fest, die zufällig und natürlich eingenommen wird. Daher Frauen, die mit der Hand die Fußspitze festhalten; Frauen mit weitgespreizten Beinen, Frauen auf dem Rücken, die Beine in der Luft; Frauen in allen möglichen Verrenkungen, die doch keine Verrenkungen sind. Alles vom Leben durchströmt, selbst in der kleinsten Kleinigkeit, und so meisterhaft geformt, daß man es als Natur empfinden muß und begreift, daß in Zukunft die Bildhauerkunst auf

Digitized by Google

diesen kleinen Figuren von einer so machtvollen Körperentfaltung in den verschiedenen Stellungen fußen wird. Und so weit wie möglich stellt, fügt, schlingt und wickelt Rodin seine Figuren ineinander, was mit seiner Anschauung von der Bewegung des Weltalls nach allem hin, der Kraft als wie Bewegung, des unauflöslichen Zusammenhanges des Alls, zusammenhängt. Es ist eine pantheistische Kunst, die sich hier entfaltet, und von diesem Standpunkte aus versteht man seine Mythologie besser: der Faun, der in rasendem Sprunge die Frau entführt, — der Mensch des Eisenalters, der sich zu dem Licht emporrettet, — der überraschende, aus einem Block ausgeführte Mond, der sich von der Erde abhebt, — Psyche, die die Lampe über Amor hält, — die vielen Gestalten dieses gewaltsamen Bruches, der doch Zusammenhang ist.

Aber wo das rein Menschliche allein dargestellt ist, wird die Gruppe ganz wunderbar. Wie in dem herrlichen Ewiger Frühling, wo der junge Mann die Brust des jungen Weibes küßt, oder in der Fliehenden Liebe, wo das Paar ebenso eng verschlungen ist und gleichsam in die Luft gehoben wird, indem der junge Mann sich verzweifelt an sie schmiegt, die kühl und höhnisch ihn weder zu sehen, noch zu fühlen scheint. Aber es ist unmöglich — namentlich ohne das Hülfsmittel der Abbildung — die Reihe von Figuren und Gruppen durchzunehmen, die Angst und Leidenschaft, Verfall und Verzweiflung wiedergeben. Hier eine zusammengebrochene alte Frau — dort der Mann mit der zertrümmerten Nase, — dort eine Vergewaltigung — und dort der Krieg in Gestalt eines tötlich verwundeten, heulenden, rasenden Kriegers, während die Walküre über seinem Haupte sich an dem Blut berauscht und den Todesgesang in alle Winde hinausschreit.

Erwähnt werden muß aber — außer der noch unvollendeten Höllenpforte — das erhabene Denkmal „Die Bürger von Calais", vier lebensgroße Figuren von vier Bürgern in mittelalterlicher Tracht, die entblößten Hauptes und barfuß dahinwandern, um dem Sieger die Schlüssel der Stadt und der Burg zu übergeben. Es sind Handwerksmeister oder Kaufleute mit ernsten und strengen Gesichtern, und es sind zugleich Märtyrer, willig, dem Heldentode entgegen zu gehen. So charaktervoll sind sie, mit so verschiedenem Gepräge in Bezug auf Individualität, und doch so zusammengeschlossen durch die gemeinsame Stimmung, daß die Gruppe wie der entscheidende Auftritt eines Dramas wirkt. Man fühlt, welche Summe männlichen Leidens dieser letzten Aufopferung vorausging. Bürgersinn und Mannesmut, Gemeinsinn und Resignation, bekämpfter Trotz und abwehrende Klugheit sind auf den ehrlichen, einfachen Gesichtern der Männer ausgeprägt und erheben sie in eine höhere Sphäre, in einen Schicksalsauftritt der menschlichen Tragödie.

Diese vier Bürger sind wie Porträts eines Dürer oder Holbein. Sie bilden zusammen den Bürger und sind dabei doch jeder für sich eine besondere Persönlichkeit. Man findet in Rodins Büsten dieselbe Zuverlässigkeit, zuweilen mit ein wenig Ironie versetzt. Wenn man Falguières dummes Handwerkergesicht sieht, erscheint seine Büste als milde Rache gegen diejenigen, die seinem Balzac vor dem Rodins den Vorzug geben. Auch in Rocheforts Mephistopheles-Miene finden wir einen kleinen Anflug von Spott. Dahingegen liegt die feinste Zärtlichkeit in Octave Mirabeaus Büste, die sich aus einem Marmorblock heraushebt, — er sieht aus wie der elegante Cyniker, der er in der That ist. Rodin bildet ihn als gefühlvollen Vorkämpfer der Menschheit ab, was ganz richtig ist.

Digitized by Google

Wendet man sich aber von den Männerbüsten ein paar weiblichen Köpfen zu, — welch eine Anmut, welche Schönheit, welch eine Hoheit! — Ein Frauenkopf, der über einem viereckigen Block steht, giebt den edelsten Ernst, die vollkommenste Ruhe, die kontemplative Kraft der Güte wieder, — eine Porträtbüste entfaltet die feinste Geistreichheit des geselligen Lebens, — und ein Kopf, der den Namen „Der Gedanke" trägt, erscheint als die personifizierte Majestät der Tiefsinnigkeit.

Zwischen den schönen und mächtigen Kunstwerken, die hier oder in seinem Atelier ausgestellt sind, wandert der große Künstler selber einfach und natürlich umher, glückselig in seiner Arbeit; — jetzt, wo er sechzig Jahre alt ist, fangen die Stimmen der Bewunderung und der Anerkennung an, um ihn her laut zu werden.

Jetzt, bei der Pariser Ausstellung, haben zum ersten Mal fremde Museen Bestellungen bei ihm gemacht.

Aus Dänemark sind keine Bestellungen eingegangen, und doch ist Rodin der erste Bildhauer unserer Zeit, und seinesgleichen wird man in der Kunstgeschichte nur selten finden.

Und mit einer gewissen Melancholie denkt man daran, daß es eine Zeit gegeben hat, wo man Rembrandts für einen Spottpreis hat kaufen können — eine andere Zeit, in der Watteaus Bilder nichts kosteten, — abermals in diesem Jahrhundert Perioden, wo Millet oder Curot, Manet oder Degas für billige Preise zu haben waren: Werke, die jetzt bald Hunderttausende, bald Tausende kosten.

Noch kann man Werke von Rodin kaufen, Werke, die unter seiner Aufsicht ausgeführt sind, — kann die Bestellungen direkt bei ihm machen, der erfreut die Arbeit in Angriff nehmen und ordnen wird.

Aber in fünfundzwanzig Jahren wird ein kleines Land wie Dänemark, ja nicht einmal ein dänischer Krösus die Werke mit dem Gold aufwiegen können, das dann erforderlich sein wird.

Deswegen würde ein dänischer Krösus jetzt ein kluges und patriotisches Werk thun, wenn er eine Arbeit von Rodin erwerben wollte. Selbst wenn er es in eigenem Besitz behielte und es nur hin und wieder für seine Landsleute ausstellte. Es ist ein Jammer, daß man die Werke dieses Genies nicht hierzulande sehen soll, das Land wird ärmer dadurch, und das ist sehr schade, daß nicht einer unserer reichen Bürger — den Adel kann man ja bekanntlich nicht mitzählen — diese wunderbaren Dinge gesehen und Lust bekommen hat, zu besitzen, was in fünfundzwanzig Jahren unbezahlbar und unerreichbar sein wird.

In der Einsamkeit

Vor vielen Jahren besuchte ich einmal ein holsteinisches Dorf, in dem eine Schwester meiner Mutter wohnte. Die Häuser lagen, wie auf allen holsteinischen Dörfern, so weit von einander entfernt, daß man vor jedem einzelnen sich bei einer einsamen Ansiedelung zu befinden glaubte. Haselnußknicks faßten zudem die Wege ein und hinderten den Fernblick. Dahinter breiteten sich die Roggen- und Buchweizenfelder und die Kuhweiden aus. Es gab gar keinen rechten Schatten an den Sommertagen. Die kleinen blattarmen Obstbäume, die wie überlastete Krüppel

Digitized by Google

aussahen, schienen selbst Schatten nötig zu haben, um nicht ganz zu vertrocknen. Der pulverige Staub auf der weißen Landstraße lag fingerdick. Zur völligen Einsamkeit gehört meiner Ansicht nach auch Hitze hinzu. Sie raubt einem auch die eigene Gesellschaft, d. h. die Gedanken und die Stimmungen, und erschlafft die Sinne.

Ich freute mich recht, als ich in der kühlen Stube mit den zahllosen Photographieen und Daguerreotypen saß und dem Guitarre spielenden Onkel zuhören konnte. Man empfindet in solchen Oasen für das Negative etwas wie eine anspruchslose Dankbarkeit, die den Wunsch verachtet. Als man mir mitteilte, Bertha Punzelbach und ihre kleine Schwester, Kinder eines Großbauern aus der Nachbarschaft und entfernte Verwandte des Onkels, wären im Garten, erregte das kaum meine Neugierde. Und doch sagte man mir, dem Vierzehnjährigen, daß Bertha dreizehn Jahre alt sei.

Während ich meine Kaffeetasse mit der gewiß nachdenklichsten Miene, deren ein lateinbeflissener Gymnasiast fähig ist, ihres Inhaltes dadurch zu entleeren bemüht war, daß ich trockene Kuchenschnitten hineinsteckte, die sich bis zum Abbrechen vollsogen, kam Bertha Punzelbach herein. Sie war ein großes, sehr fettes Kind in einem blauen Kleide und mit einem dicken, strohblonden Zopf. Ihr Gesicht sah aus wie ein gesunder Augustapfel. Die Backen, die den ganzen Reichtum ihres Papas und die ganze Gedankenlosigkeit ihrer gesamten Vorfahren in ihrer strotzenden Fülle klar zur Schau trugen, glühten wie Feldmohn. Sie setzte sich auf einen Stuhl, sah in den Schoß und auf die Ringe an ihren runden Fingern und blickte dann eine gute Minute lang mit aufgerissenen Augen mich an. Mit wahrem Grimm fischte ich eine abgebrochene Kuchenhälfte aus dem Kaffeerest und verzehrte sie möglichst unästhetisch. Darauf erwiderte ich zornig ihren Blick.

Sie wurde rot, stand auf und ging ans Fenster, um angelegentlich einer Bauernmagd nachzuspähen, die da stumpfsinnig, in den Hüften wiegend, vorbeischwankte. Ein gesprächiges und unterhaltsames Mädchen schien Bertha Punzelbach demnach nicht zu sein.

Trotzdem nun Gesprächigkeit auf den Dörfern alle gesellschaftlichen Talente ersetzt, behandelte man sie mit großer Zuvorkommenheit und einer zartsinnigen Fürsorge, die doch etwas von Dankbarkeit wegen ihres Besuches an sich hatte. Besonders die Tante. Vielleicht war es auch Schonung.

Es ist auf dem Lande Mode geworden, daß man, um Kaffee und Kuchen bei feierlichen Gelegenheiten oder im Beisein eines Gastes besonders gebildet zu genießen, jemanden ein Klavier bearbeiten läßt. Bertha mußte sich an das klapprige Instrument setzen und dieser Mode mir zu Ehren Genüge thun. Es war eine Stunde der Prüfung für meine jugendliche Offenherzigkeit. Das Mädchen verkniff die Stirn, fuhr alle Augenblick mit derselben gegen das Notenblatt vor und schien dann bis zum nächsten Ton eine stille, qualvolle Gedankenarbeit über die Notwendigkeit der gegebenen Tonfolge zu bewältigen. Nur die falschen Töne jachterten unartig, wie in gute Gesellschaft hineinverirrte Straßenkinder sich überstürzend und über ihren Zweck unbesorgt hinter einander her.

Trotzdem sagte der Onkel, der am Fenster saß, daß Bertha sehr gut spiele. Ich konnte nicht umhin, ihn daraufhin argwöhnisch zu betrachten. Aber er lachte nicht. Er sah vielmehr traumverloren aus und meinte ernst in die Geranien hin-

Digitized by Google

ein, in seiner Jugend hätten nur wenige Menschen spielen können. An einer gewissen Getragenheit in seiner Stimme hörte ich, daß ich ihn nicht laut beneiden durfte, ohne ihm weh zu thun. So begnügte ich mich damit, die kleine Schwester der „Künstlerin", die eben hereingekommen war und, die Finger im Munde, am Sofa rangelte, zu fragen, ob sie vielleicht das schöne Instrument, die Mundharmonika, spielen könne. Ich würde dann die Katze in den Schwanz kneipen.

Plötzlich war es mir, als hätte ich einen Schluchzton gehört. Ich sah verwundert nach dem Klavier. In der That, das Klimpern hatte aufgehört, und Bertha Punzelbach weinte so aufgeregt in ihr Taschentuch, daß ihr ganzer großer, fetter Oberkörper zitterte.

„Was ist denn da los!" rief ich entsetzt, denn ich fürchtete, sie könne meine Frage gehört haben.

Eben führte die Tante tröstend und streichelnd das große fette Kind fort und gab ihm Äpfel zu essen und irgend etwas zu thun. Auch die kleine Schwester schlich hinaus.

„Was war denn los?" fragte ich den Onkel.

Der schmunzelte und wiegte den Kopf, und da eben die Tante zurückkam, wiederholte ich meine Frage und fügte hinzu: „Hat ihr eigenes Spiel sie so ergriffen?"

„Nein, — nei—ein!" sagte die Tante etwas verlegen. Auch sie sah ernst, fast schwermütig aus, so daß ich vor Beschämung kleinlaut wurde. Ich glaubte im Rande von der guten Tante Augen Wasser bemerkt zu haben.

„Es ist doch niemand krank in der Familie oder gar gestorben?" forschte ich, indem ich mich zu etwas wie vorläufiger Teilnahme zwang.

„Ach nein."

„Oder ist sonst ein Unglück passiert? — Hab' ich am Ende etwas verbrochen? Mir sollte das sehr leid thun. Sag doch! Was fehlt diesem armen Soucißchen?"

„Ach! fehlt! — Ihr fehlen . . .? Fehlen thut ihr eigentlich nichts. Es war die Melodie — und dann — — — Aber Du bist wirklich herzlos. Sie kann doch nichts dafür, daß sie ein bißchen dicker ist als andere."

Und der Onkel fügte hinzu: „Sie ist dreizehn Jahre, weißt du. So sind die jungen Mädchen mit dreizehn mal."

Ich sann nach, verstand nicht, — besonders weil ich gar keine Melodie gehört hatte, — und sagte deshalb: „Ach so!"

Die Tante erklärte mir vorwurfsvoll, ich solle nur noch Kaffee trinken. Es wäre nicht wie bei uns in der Stadt. Auf dem Lande, wo alles so einsam und so gleichförmig und so verlassen sei — — —! Den Nachsatz sagte sie nicht, obgleich ich ihn um so begieriger erwartete, weil sie sehr unzufrieden mit mir zu sein und unter einer Erkenntnis, die mir näheren Aufschluß über die Gepflogenheiten der Schicksalsgöttin verhieß, sehr zu leiden schien.

Währenddem erscholl draußen die Flurglocke. Die Tante ging hinaus, um in ihrem Kramladen einen Kunden zu bedienen.

Da ich inzwischen meinen Appetit auf Kaffee befriedigt hatte, und der Onkel eben vor lauter Saitenspannen nicht recht zugänglich war, unternahm ich eine Entdeckungsfahrt in die Johannisbeerbüsche des Gartens, die jedoch noch nicht allzu befriedigend ausgefallen sein mag, denn es war in der ersten Hälfte des Sommers,

Digitized by Google

und die Beeren hatten erst hie und da einen rötlichen Schimmer. Die wenigen eßbaren wurden heraus und in den Magen hineingerupft.

Als ich in die Nähe des Schweinestalles kam, hörte ich ein Jappen, wie von einem Menschen, der in Todesangst oder Qual mit dem Schrei ringt. Dann eine Stimme, die ohne Frage Bertha Punzelbach angehörte, hart und kurz:

„Willst Du gehorchen!"

„Nanu?" dachte ich. „Eben heult sie noch, — und jetzt?"

Ich guckte um den Zaun.

Da stand Bertha, hatte den dünnen, kurzen Flachszopf ihrer kleinen Schwester in der Faust und drehte ihn um seine Längsachse, daß die Haare an ihren Wurzeln die Nackenhaut faltig strafften. Die Kleine wandte den Kopf gequält gegen die Schulter, griff nach der Schwester Hand, sah mit entsetzten Augen, in deren Winkeln Thränen aufquollen, zu der Marternden auf und wimmerte aus weit offenem Munde: „Ni—cht!"

„Willst Du gehorchen?!"

Ein Gesicht, wie das jener Bertha in dem Augenblick, habe ich nicht wiedergesehen. Es war die erbarmungsloseste Grausamkeit, die da in den jungen Zügen, in den gläsernen Augen zum Ausdruck kam, und dabei waren die strotzenden Backen knallrot.

Ich trat hervor.

„Was ist denn hier los?"

Die kleine Punzelbach fing jetzt an zu weinen nnd widerstrebte heftig. Bertha wurde noch um eine Schattierung röter und zwar bis in den Nacken, ließ den Zopf los und ging, noch die zitternden Wülste über den Augen, langsam in die Johannisbeersträucher hinauf.

„Was wollte sie denn?" forschte ich, indem ich mich an die Befreite wandte. Es bedurfte jedoch geraumer Zeit, ehe ich aus dem blöden und verdumpften Geschöpf herausbrachte, es hätte einen winzigen unreifen und grünen Apfel, der in der aus dem Schweinestall herausführenden Gosse lag, essen sollen.

Ich brachte nur ein: „Menschenkinder! Was treibt ihr für Geschichten!" heraus, lachte dann entzückt auf und ging der Bertha nach.

Als die mich durch die Hecken heraufkommen sah, wurde sie immer träger im Gehen, riß überall Blätter ab und warf ihren Zopf über die Schulter und wieder über den Rücken zurück.

„Du! — Warum sollte denn Deine Schwester den schmutzigen, grünen Apfel essen?" rief ich, als ich nahe bei ihr war.

Sie antwortete nicht, sah auch nicht um.

Ich folgte ihr langsam.

„Du!" — Ein Groll, über den ich mich freute, zitterte verhalten in meiner Stimme durch. „Wenn Du den für so besonders gesund hältst, hättest ihn ja selber essen können! — Du?"

Mit einem Male fing Bertha wieder an zu schluchzen, schlug die Hände vor's Gesicht und lief in die nahe Laube, in der sie sich auf eine Holzbank fallen ließ und Arme und Gesicht auf den Holztisch warf.

Ich trat hinan. „Nanu? Ist das auch wieder zum Heulen?"

Da fuhr sie einen Moment mit gequältem Ausdruck in die Höhe, trommelte

Digitized by Google

auf der Tischplatte mit den Fäusten einen sehr schnellen Wirbel, den sie auch mit den Füßen begleitete, und legte dann ganz erschöpft den Kopf wieder auf die Arme.

Von der Landstraße wirbelte der Staub in die Ranken des Jelängerjelieber. Die Gänse schrieen auf.

Ich stand, starrte das Mädchen fassungslos an und kniff mit den Nägeln von einer herabhängenden Ranke Stück um Stück ab. Endlich schüttelte ich wieder den Kopf, lachte wieder auf und stieß ein Indianergeheul aus.

Warum? — Ja, ich weiß es nicht. Es war so einsam ringsum. Die Stille umschlich einen sozusagen knisternd und mit funkelnden Augen, daß einem angst und bange werden konnte. Ich aber fühlte mich so voll Kraft, so voll jungem Hohn.

Das nur erinnere ich noch. —

Bertha Punzelbach fuhr um vier Uhr fort. Sie saß verdumpft neben ihrer Schwester auf dem Wagen und sah empfindlich aus.

Ich habe sie nie wiedergesehen. Doch soll sie nach Jahren einen reichen Bauern geheiratet haben und lebt noch immer auf ihrem Dorfe. Man sagt auch, sie sei gleichgiltig gegen alles, niemandem recht zugethan, verschlossen, immer müde und ganz unbarmherzig gegen Elend und Jammer. Selbst die Bauern meinen, das sei lebendiger Tod.

Aber viele Kinder soll sie haben.

Julius Havemann

Der neue Göttinger Musenalmanach

Gegen Ende des Jahres 1895 erschien in Göttingen ein „Göttinger Musen-Almanach, herausgegeben von Göttinger Studenten", der das vom „Hainbund" im vorhergehenden Jahrhundert ins Leben gerufene Unternehmen, nachdem es fast hundert Jahre geschlummert hatte, mit großem Erfolge wieder erweckte und der Studentenlyrik aufs neue zu einem Platze in der Litteraturgeschichte verhalf. Zahlreich waren die Nachahmungen des Sammelbuches in Berlin, Leipzig, Marburg usw., jedoch erreichte keine von ihnen ihr Vorbild. Seither erschien der Göttinger Musen-Almanach alle zwei Jahre um den Dezember-Anfang herum, und nur der letzte,* der vierte in der Reihe dieser Anthologieen Göttinger Studentenpoesie, folgte seinem Vorgänger nach Ablauf eines Jahres. Er unterscheidet sich jedoch nicht nur hierin von den ihm vorangehenden, sondern auch in betreff der Mitarbeiter. Diese sind dieses Mal nicht, wie sonst, nur Göttinger Studenten und frühere Mitarbeiter des Unternehmens, die nicht mehr in Göttingen studieren, wie beim zweiten und dritten Musen-Almanach, sondern zwei junge Mädchen, Agnes Miegel und Lulu von Strauß und Torney, ein Referendar, Karl Bulcke, und vier Göttinger Studenten. Von diesen ist Börries, Freiherr von Münchhausen zugleich Herausgeber des Buches, welche Funktion er schon beim zweiten Bande dieser Almanachreihe übernommen hatte. Levin Ludwig Schücking war Redakteur des dritten Bandes,

* Göttinger Musen-Almanach für 1901. Herausgegeben von Börries, Freiherrn von Münchhausen, mit Buchschmuck von Melchior von Hugo, Göttingen. Verlag von Lüder Horstmann. 1901.

Digitized by Google

Paul Viertel, Mitarbeiter an diesem Buche, Otto Steiner taucht zum ersten Male im Göttinger Musen-Almanach auf. Agnes Miegel, Lulu von Strauß und Torney und Karl Bulcke sind deshalb zur Mitarbeiterschaft aufgefordert worden, weil die Lese unter der Göttinger Studentenschaft „quantitativ nicht die Erträgnisse bot, die für einen Almanach erforderlich sind", wie es im Vorwort des Herausgebers heißt. Ferner soll von nun an das Unternehmen in eine neue Phase treten und vorzugsweise der Pflege der deutschen Ballade dienen, zugleich dieser den ihr gebührenden Platz in der Litteratur wieder einräumen, wie das Vorwort weiter besagt.

Es bleibt nun allerdings die Frage offen, warum diesmal nicht auch wieder die früheren Mitarbeiter herangezogen worden sind, von denen z. B. der Freiherr von Kerkerink sich gerade als Balladendichter hervorgethan hatte.

Den Inhalt des Buches bilden lyrische Gedichte und Balladen. Wir wollen jeden der Mitarbeiter für sich betrachten.

Karl Bulcke, als Mitarbeiter des ersten (1896er) Berliner Studenten-Almanachs bekannt geworden, bietet einige Balladen und mehrere lyrische Gedichte. Von ersteren erfreut „Künstler" durch anschauliche Schilderung, ist jedoch konventionell gehalten; das „Mutterherz", nach einem bretonischen Stoffe, ist deshalb interessant, weil es zeigt, wie sehr dieser Vorwurf zur Darstellung reizt; oft schon ist diese Sage in Balladenform behandelt worden, und auch in dem erwähnten Berliner Almanach fand sich ein Gedicht gleichen Titels über denselben Vorwurf. „Caspar Hausers Lied", Übersetzung aus Paul Verlaine, kann mit der Verdeutschung desselben Gedichtes durch Paul Wiegler-Stuttgart nicht rivalisieren.

Von Bulckes lyrischen Gedichten seien genannt „Serenade", wegen ihrer süßen und innigen letzten beiden Verse:

Auf zum Fenster durch die Zweige
Schmachtet meine müde Geige ...,

das melodische „Simplici Lehrjahre", nach der Klingerschen Radierung: „Simplicius und der Einsiedler", und, die Perle seiner Beiträge, das sehr schöne Gedicht: „Wir kommen vom Himmel", das von einer tiefen, wehen Empfindung geradezu verklärt ist, das Melodie in sich trägt und durch glücklich charakterisierenden oder, besser gesagt, typisierenden sprachlichen Ausdruck auffällt. In diesem Gedichte erscheint Bulckes Talent als kristallisiert; dies sei ihm ein Fingerzeig für seine Weiterentwickelung.

Agnes Miegel hat durch ihre kürzlich erschienene Gedichtsammlung einen Sturm des Beifalls erregt, wie selten eine Dichterin. Sie überragt nicht nur an Quantität, sondern auch an Qualität der Beiträge ihre Mitdichter und ihre Mitdichterin in diesem Buche. Unter ihren Beiträgen ragen die Balladen hervor, die sich durch Formvollendung, Leidenschaftlichkeit, echte Töne und ausgezeichnete Charakteristik den Leistungen unserer großen Dichter würdig anreihen. Hervorzuheben sind: „Anna Bullen" — kernig —, „Mary Stuart" — wie fein ist hierin z. B. die Stelle: „Noch einmal an meines Lebens Rand, Wie von heimlichen Küssen bebt meine Hand". — „Das Tanzlied der Margarete von Valois", „Das Schwert" —

Digitized by Google

sie macht wie Liliencron die menschlichen Leidenschaften, in diesem Gedichte den Neid, zum Gegenstande ihrer Balladen —, die sehr intensive „Sancta Cäcilia", welche von einer schöpferischen Phantasie Kunde giebt, wie wir sie ähnlich in Gottfried Kellers „Sieben Legenden" finden, — „Die Kinder der Kleopatra", worin uns eine Stelle:

Ihres Spätherbsts Sonne,
Da ihres Lächelns Süße süßer ward", usw.

an Ewald von Kleists „Irin" erinnerte, ein Zeichen, wie deutsch die Art der Dichterin ist, und das Fragment „Peter Harden". Diese Erzählung, der eine herbe Tragik eigen ist, zeigt sie auf der Höhe ihrer Kunst. Das Gedicht bricht ab in dem Augenblick, wo der Leser am tiefsten ergriffen ist; wahrscheinlich hat die Dichterin nur deswegen die Feder aus der Hand gelegt, weil sie hier keine Fortsetzung fand, die den Eindruck des Vorhergehenden nicht abgeschwächt hätte. Das Gedicht zeigt, daß ihr dämonische Töne zu Gebote stehen, daß sie Temperament hat, und eine Stelle darin:

Ich habe mein Kind verdorben,
Ich sah nach dem einsamen Mädchen nicht,
Erworben nur hab' ich, erworben.

wirkt erschütternd.

Die Lyrik der Dichterin hat uns oft an die Karl Busses erinnert; als Beispiel hierfür sei „das alte Buch" genannt. Es ist die deutsche Volksseele, die aus ihren Gedichten spricht, darum muten diese uns so vertraut an. „Das war ein Frühling", klingt sehr schön wegen der häufigen Verwendung des „a" in den Reimen; es gemahnt an Th. Storm. Sehr kühn, aber ganz famos ist „Ungeborenes Leben". Dagegen finden sich in dem „Mädchenlied" einige matte Stellen; hier wird die Dichterin im Bestreben, einfach zu sein, trivial und verfällt in Reimerei. Ihre Neigung zur Romantik wird Agnes Miegel wohl bald zu Gunsten der Wirklichkeitsdichtung aufgeben; sie hat ihre Eigenart herausgebildet und muß nur noch ganz sie selbst sein, um zur Reife zu gelangen. Dann besitzen wir in ihr eine Vollnatur, die alle ihre Mitdichterinnen auf lyrisch-epischem Gebiete überragt, dann brauchen wir Deutsche Italien und Österreich nicht mehr, um eine Ada Negri und eine Eugenie Maria delle Grazie zu beneiden. Unsere Hochachtung und unsere besten Wünsche der Dichterin!

Börries, Freiherr von Münchhausen, ist durch seine unlängst erschienenen beiden Gedichtbücher „Juda" und „Balladen" rasch bekannt geworden. Er hat diesmal, in erfreulichem Gegensatz zu früher, sich nicht auf Kosten der übrigen Mitarbeiter ungebührlich in den Vordergrund gerückt, sondern außer vier Balladen, die er den genannten beiden Werken entnahm, nur einige neue Balladen beigesteuert. Hierunter befinden sich zwei Nachdichtungen aus der Edda „Wodans Ritt" und „Weisfagung der Wala", die jedoch nur wenige Leser interessieren dürften. Zwei andere seiner Balladen „Saul bei der Hexe von En Dor" und „Simson" entlehnen ihre Stoffe dem Alten Testament. Die erstere hat einen schwach-komischen Anstrich und entbehrt der Originalität; bei der anderen jedoch merkt man

Digitized by Google

das Gelingen. Aber man merkt auch zu sehr, daß der Dichter dichten *will*, nicht daß er dichten *muß*. Ein Michelangelo im Kleinen möchte Herr von Münchhausen in seinen Versen sein, und in der That, viel Bildhauerphantasie, die sich mit Vorliebe dem Grausigen und Entsetzlichen zuwendet, und starke Sinnlichkeit haben dies Gedicht geschaffen. In drei Teile hat der Dichter seinen Stoff gegliedert und ein wahrhaft großartiges Gemälde vor uns entrollt. Aber auch die Psychologie der Dichtung ist bewunderungswürdig. So heißt es beispielsweise im ersten Teil wundervoll fein:

„Und als sie leise ihre Brüste wiegte,
Erschrak sein Herz und er erstaunte sehr."

Großartig wild, ganz Natur ist der nun folgende Ausbruch der Leidenschaft bei Simson und dem ersten Weibe, das er liebt.

Den zweiten Teil eröffnet das Leitmotiv der Dichtung:

„Schlugst Du nicht dreißig Männer zu Aschkalon,
Und schlugst zu Lechi tausend Männer im Streite!"

das nun durch den weiteren Verlauf der Erzählung hindurchgeht und am Schluß, beim Einsturz des Dagontempels, noch einmal ertönt:

„Im Schrei, der grausig aus der Menge drang,
Ging unter ein verirrter Siegsgesang:
‚Zu Aschkalon hat dreißig er erschlagen,
Und tausende zu Lechi er bezwang!'"

Alsdann kracht der Bau zusammen, und sehr schön schließt das Gedicht:

„Und waren der Männer, die er sterbend schlug,
Mehr, denn der Lebende geschlagen." —

Sehr schön ist auch die „Glocke von Jadamar"; besonders zu loben ist ein Bild hierin:

Und es säete der Hengst die Funkensaat
In die dunkele Furche der Nacht. —;

es erinnert jedoch an Liliencrons Bild: „Es säet der Huf ..." zu Anfang seines Gedichts: „Zwei Meilen Trab". — „Der Marschall", ein sehr hübscher Vorwurf, könnte noch prägnanter gefaßt sein; es sind vor allem einige sehr schlechte Verse darin, z. B.:

„Sein Ohm war Marschall, sein Vater dann,
Er als dritter den Stab gewann."

oder:

„Alt seine Treue, wie sein Geschlecht —
Graf Königstein diente dem Könige recht." —;

das ist banal, das klappt doch zu sehr. Wir wollen hoffen, daß der Dichter hier *tüchtig* die Feile anlegt. — Ideenreich und gedanklich tief ist „Der Dolch": da mit dem alten Landsknecht, dem jüngsten Sprossen eines adligen Hauses, der sich überflüssig auf Erden fühlt, keiner Mitleid hat, erbarmt sich seiner ein — *Dolch*, den er sich einst beim Abschied von seiner Väter Schloß mitnahm und dessen Aufschrift „Misericordia" ihn damals seltsam berührte. Jetzt wird ihm die sinnbildliche Aufschrift klar, denn dieser Dolch giebt ihm den erwünschten Tod:

Digitized by Google

„Und als vom eig'nen Stahle
Sein Blut er tropfen sah,
Las er am Dolch die Male:
Misericordia."

Am besten finden wir schließlich das Gedicht: „Alte Landsknechte". Es ist sehr niedlich, sehr anschaulich, aber es erinnert sowohl an Goethes „Legende vom Hufeisen", wie an die Kapuzinerpredigt in Schillers „Wallenstein". Und ein Dichter sollte doch etwas Neues, nur ihm Mögliches schaffen. Technisch stört darin nur eine Härte:

„... denn mit leisem Gebrumm
Noch immer das Lied ihres Lebens klingt";

„da", nicht „denn", muß es heißen!

Im ganzen kann man über den Dichter sagen, daß er noch nicht die unvergängliche Form gefunden hat. Einfachheit und Klarheit fehlen ihm und Selbstkritik, wie die oben genannten Verse des „Marschall" zur Genüge beweisen. Je begabter ein Dichter ist, um so strenger muß er gegen sich selbst sein. Wenn Herr von Münchhausen von Karl Busse und Karl Bulcke ein „Virtuose" genannt wurde, so halten wir dagegen, daß Virtuosen Arno Holz, der frühere, Liliencron und Falke sind. — Virtuosen, d. h. tüchtige Könner! — Herr von Münchhausen jedoch — vorläufig — nur die Mache sehr gut „raus hat". Und wenn er sich selbst mit Vorliebe „Künstler" tituliert, so verwechselt er dabei doch wohl Liebe zur Kunst mit wirklicher, schöpferischer Begabung, die aus innerstem Drange schafft. Herr von Münchhausen wird am besten thun, seinen Humor, ein Zeichen seiner gesundeten Natur, nach Möglichkeit zu pflegen und seine Dichtungen mit ihm zu vergolden und zu verklären. Denn gerade die reingestimmten Töne seiner Seele werden am meisten zu Herzen gehen und Wiederhall finden; andererseits ist wirklich zu befürchten, daß er, wie Karl Busse letzthin von ihm schrieb, dem Herzen unseres Volkes zeitlebens fern stehen wird.

Levin Ludwig Schücking, ein Enkel Levin Schückings, bietet drei Balladen, aus denen der sehr schöne „Jürgen van der Leyen" und das sehr prägnante „Was kommen muß ..." hervorzuheben sind. In der dritten, „Stille Geschichte", ist nur die Tonmalerei in dem eigenartigen „Bubenlied" zu loben. Schückings lyrische Beiträge verdienen kein Lob; „Erloschen" bringt zwar einen eigenartigen Gedanken, aber nüchtern dargestellt. Herr Schücking ist jedoch noch so jung und als Mensch eine so gewinnende Erscheinung, daß man seiner dichterischen Entwickelung eine gute Zukunft voraussagen darf.

Von Otto Steiner, dem homo novus unter den Mitarbeitern, hätte nur der stimmungsvolle und gespenstige „Leichenzug" aufgenommen werden sollen; seine übrigen Sachen sagen nichts, er steht noch sehr unter Heineschem Einfluß.

Lulu von Strauß und Torney, nebst Agnes Miegel das bedeutendste Talent des Buches, zeigt dramatische und lyrische Begabung.

Ihre Balladen, vor allem „Der Reventlowen Ehre" und „Lady

Digitized by Google

Lindsays Page" verdienen, bis auf eine, große Anerkennung, wenn sie auch nicht ganz einwandfrei sind; diese eine, „Der Reiter", ist aber trivial und liegt der Dichterin nicht.

In der Lyrik dagegen bewältigt sie die Mittel des Ausdrucks ungleich besser als in den Balladen; hier offenbart sich in vollendeten Gedichten große Begabung.

Herrliche Gedanken enthält das Gedicht „Schaffende Geister"; tiefer Ernst spricht aus dem zur Reflexions- (unbewegten) Lyrik gehörigen Cyklus „Ein Kampf"; wahrlich, das ist Kunst, rein, wahr und schön, nach Alfred Biese mustergiltiger Definition. Fein, prägnant, stimmungsvoll sind auch die „Lieder"; solcher Talente könnten wir mehr haben!

Den Schluß des Buches bilden Übersetzungen aus dem Englischen, Chinesischen und Portugiesischen von Paul Viertel.

Herrn von Münchhausen als Redakteur hat man dankbar zu sein für das Zustandekommen dieses Buches, das so viel Wertvolles bietet. Mit Rücksicht auf den Leser, der nach Abwechselung verlangt, wäre vielleicht besser die frühere Anordnung — nach den Beiträgen, nicht nach den Beiträgern — beibehalten worden, die diesmal wohl mit Rücksicht auf den Buchschmuck geändert worden ist. Die künstlerische Ausstattung rührt von Melchior von Hugo her und bietet viel Gutes; verfehlt ist jedoch das Bild auf der Rückseite des Einbands. Sehr schön sind die Muse vor Bulckes und der Seher mit der Harfe vor Münchhausens Beiträgen. Für die prächtige, geschmackvolle Ausstattung verdient der Verleger der Göttinger Musen-Almanache, Lüder Horstmann, gleichzeitig der Verleger der Werke Lagardes, entschiedenes Lob und den Dank der Kreise, die das junge Unternehmen von Anfang an kennen und ihm wärmstes Interesse entgegenbringen.

Leipzig-Gohlis — Alfred Böhme

Nach Friedensschluß

Am Sonntag Nachmittag war die Unterwerfung sämtlicher Burenführer bekannt geworden, und am Montag Mittag — also Spielraum genug für Kaufaufträge — waren Goldshares höchstens fest, aber nur wenig höher. Hoffentlich ist kein Mensch so einseitig gewesen, aus dieser sofortigen Anwesenheit von Besonnenheit und sofortiger Abwesenheit wiederum von Überstürzung trübsinnige Schlüsse für unseren weiteren Aufschwung überhaupt zu ziehen. Erstens scheint gerade auf diesem Gebiete der Friede längst durch Kurse eskomptiert zu sein, wie wir sie nie höher gesehen hatten, und sodann sind die großen Minenhäuser zwar nicht immer mächtig genug, um entgegen einer starken Realisationslust die Notierungen immer weiter hinaufzusetzen, aber doch hinreichend einflußvoll, um die Gefahren einer zu wilden Spekulation einzudämmen. Auf diese ihre kalmierende Tendenz hatten die leitenden Faktoren in London und Johannesburg Monate Zeit, sich zu besinnen. D. h. sie bereiteten sich auf die Wiederholung ihrer früheren Politik vor, an der Stock Exchange selbst unter keinen Umständen eine abenteuerliche Hausse einreißen zu lassen und gegenüber dem ebenso impulsiven als bedeutenden Paris eine Stütze

Digitized by Google

in den dortigen ersten Häusern zu suchen, denen heute auch mehr an einer Stetigkeit des (allerdings hohen) Kursniveaus liegt, als an einer Mousſade mit nachher desto schärferen Rückschlägen.

Indessen zur Markierung der neuen Friedenslage ist dies alles gar nicht wichtig, da es im Grunde doch nur eine kleine Neugier befriedigt, ob die Hochfinanz an ihren glücklich vorgekauften Minenwerten Millionen einkassiert oder wenigstens buchmäßig gewinnt. Die Zeitungen zwar sind davon voll, aber parallel mit dem, was die Wohlhabenden und Lesenden als Sensation kennen, zieht sich das inkarnierte Brotinteresse am Arbeitsmarkt. Und deshalb bleibt es zunächst ziemlich gleichgiltig, welches Gesicht die europäischen Börsen aufziehen, sobald nur Handel und Industrie wieder in ihre alte Lebhaftigkeit treten. An dieser Stelle ist oft genug auf den psychologischen Moment hingewiesen worden, der mit Schluß einer der beklagenswertesten Kriege für viele Fabrikationsgebiete eintreten müsse. Es wird sich zeigen, daß auch die deutsche Geschäftswelt gut vorbereitet ist, nicht nur auf die reellen Bestellungen, die uns von auswärts überkommen, sondern auch auf den wiedererwachten Kaufmut der Händler, die vielleicht von nun an leere Läger als ebenso unvorsorglich ansehen, wie sie lange hindurch Warenanhäufungen als leichtsinnig von sich abgewiesen haben. Unsere Industrie kann fremde Aufträge brauchen, vorausgesetzt, daß sie nicht ihren Profit daran durch Duldung der bisherigen Schleuderkonkurrenz zusetzt, und unsere Exporteure sind abundant genug, das alles bar zu bezahlen. In dem Augenblick aber, wo es sich endlich einmal zeigen würde, daß wir, wie früher, ohne westliche Geldhilfe nicht auskommen können, wäre der Beweis für den erneuerten Glanz unserer Konjunktur deutlich erbracht.

Der unmittelbarste Abnehmer oder auch Vermittler unserer so verschiedenartigen Erzeugung ist nach den gegebenen politischen Veränderungen natürlich England, und so hoch stehen wir da, daß uns die britischen Kaufleute selbst inmitten eines heftigen Revanchegefühles unmöglich übergehen können. Ratschläge unserem Handel dahin zu geben, wie jenes Müssen sich sympathischer auch zu einem Wollen umschmelzen ließe, sind kaum angängig, wo es sich doch um tausend persönliche Beziehungen und tausend gänzlich von einander abweichende Geschäfte dreht. Und selbst das Betonen von guter Ware, rascher Lieferung und festen Preisen wäre wohl mit Recht als billig und alt zu bezeichnen. Nichtsdestoweniger kommt es beim ersten run der englischen Orders auf unsere sofortige Haltung wesentlich an, denn so exklusiv wie vor drei Jahren stehen wir nicht mehr da.

So hat sich der österreichische Maschinenbau als ein kräftiger Nebenbuhler entwickelt, und in der Textilbranche müssen wir bekanntlich schon mit Italien rechnen. Das Unglück will es, daß jener gewaltige Käufer, der augenblicklich die Zerstörungen eines ganzen Krieges auszugleichen hat, auf Geld gar nicht zu sehen braucht. Auf solche Weise wird er auch keineswegs immer ein Land vorziehen, das mit den Zahlungen warten kann oder auch seine Industrie selbständig finanziert. Im Gegenteil, es ist dem englischen Besteller möglicherweise sogar mit der pekuniären Abhängigkeit solcher ausführenden Fabriken gedient, und umsoweniger dürfen wir ein blindes Vertrauen zu unserer Unersetzlichkeit hegen. Vor allem sollte nie vergessen werden, daß man Deutschland und die Deutschen von jenseits des Kanals, trotz des Schwarzen Adlerordens an Lord Roberts, mit den mißgünstigsten Blicken

Digitized by Google

mustert, und daß wir nahezu drei Jahre in nichts dazu beigetragen haben, derartige Empfindungen, die ja keineswegs aus dem Boden gestampft waren, irgendwie zu mildern.

Jedenfalls naht jetzt die Zeit, wo unser Handel wieder den großen Stil annehmen dürfte und wo daher auch die Frage nach seiner Bewegungsfreiheit aktueller wird. Gegen diese letztere scheinen sich aber diejenigen Strömungen noch immer verschworen zu haben, aus denen die Gesetze bei uns gleichsam emporgeschwemmt werden. Mag es nun Abschlüsse an der Börse betreffen, oder Verschärfung der Aufsichtsratspflichten (scheinbar sehr nützlich), oder Einengung der Kartelle und Syndikate, für alles beschäftigt sich wieder die Neigung, rein theoretisch in die Praxis einzugreifen. Daraus ist zugleich eine Weitläufigkeit des Entscheidens, des Instanzenzuges etc. getreten, die u. a. unsere Fachkreise in beständiger Spannung gegen das im Ausland ja so hochgerühmte Reichspatentamt hält, die das Erteilen von Konzessionen weit schleppender und unmoderner als in Österreich gestaltet, die vor allem an Stelle der einfachen mündlichen Verhandlung eine oft unentwirrbare schriftliche Amtsmethode setzt. — Lauter Geschäftshindernisse, die uns rückständig machen und vor allem gegenüber den raschen englischen Entschlüssen kaufmännisch schaden. Es fragt sich daher nur zu sehr, inwiefern wir nicht dem weiteren Eindringen des juristischen Elementes in alle Verhältnisse des deutschen Erwerbslebens einigen Widerstand entgegensetzen sollten, bevor es überhaupt zu spät wird.

Eine interessante Klarstellung dürfte auch für uns in der Stellungnahme für oder gegen die Amerikaner erfolgen. Kein Geringerer als der Generaldirektor Ballin hat kürzlich erklärt, daß ihm ein Schiffsbündnis mit den Amerikanern lieber als mit den Engländern sei; das bedeutet so viel wie die Bevorzugung des geschlossenen vor dem individuellen und daher oft zersplitterten Handel. In diesem Moment läßt es sich noch gar nicht übersehen, welches System Sieger bleiben werde, aber keinesfalls werden die umfangreichen Kaufmannsinteressen außerhalb Großbritanniens und der Union bei einem solchen Kampfe lediglich die neugierigen Zuschauer abgeben können. Die Engländer haben immerhin den Schein der Logik für sich, wenn sie den New Yorker Milliardären (?) ein rein sachliches Interesse an der Einigung von Produktion oder Einkauf absprechen und die Zweckmäßigkeit solcher Zusammenschlüsse solange nicht nachbeten, als es dabei wegen der finanziellen Zwischengewinne zu Riesen-Trusts mit schwindelnden Kapitalien kommt.

Hoffentlich erfüllt sich für Deutschland jetzt wenigstens die nächste Erwartung auf Auslandsbestellungen und somit Erhöhung seines so stark gesunkenen Beschäftigungsgrades.

S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Jansen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Litterarische Anzeigen

Die Zeit

Nationalsoziale Wochenschrift. Herausgeber: Fr. Naumann.
Preis vierteljährlich Mk. 3.—

Voraussichtlicher Inhalt der No. 37:

Politische Notizen: Die Kaiserrede in Marienburg. — Die Unklarheit der Lage in Südafrika. — **H. v. Gerlach:** Die Landarbeiterfrage. — **Paul Rohrbach:** Das heutige Rußland II. — **Max Maurenbrecher:** Der Theoriestreit in der Sozialdemokratie. — **Friedrich Naumann:** Ausstellungsbriefe II. — **Gymnasialdirektor Rassow:** Der Hauslehrer. — **Generalsekretär Hermes:** Die Insel Philae. — Kunst. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Bodenreform. — Büchertisch. — Briefkasten.

Probenummern jederzeit umsonst vom Verlag
Berlin-Schöneberg.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Neuigkeiten Frühjahr 1902.

Putzi. Märchenkomödie in 5 Akten von **Gustav Falke.** Einbandzeichnung von **Arthur Siebelist.** Brosch. Mk. 1.50. Geb. Mk. 2.50.

Fegefeuer. Ein Roman aus den Bergen von **Richard Huldschiner.** Einbandzeichnung von **Arthur Siebelist.** Brosch. Mk. 3.—. Geb. Mk. 4.—.

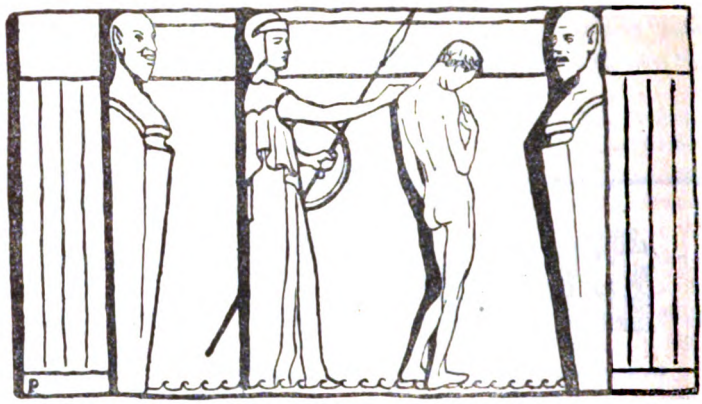
Ringendes Leben. Dichtungen von **Felix von Fuchs-Nordhoff.** Brosch. Mk. 2.—. Geb. Mk. 3.—.

Der Kaiser, die neue Kultur und die deutschen Einzelstaaten.

Von **Gustav Schiefler.** Brosch. 60 Pfennig.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google



PETER MICHEL.

Ein Roman von **Friedrich Huch.**

Brosch. Mk. 4.—. Geb. Mk. 5.—.

Ferd. Avenarius im „Kunstwart": Heute können wir wieder auf einen neuen Erzähler hinweisen, der ein „Kerl" ist.

Paul Remer in der „Woche": **Peter Michel** ist der erste wahrhaft humoristische Roman, den die junge Litteratur uns beschert.

Der „Osten": In diesem Roman hat das Deutschtum typischen Ausdruck gefunden, ohne Beschönigung, echt, einfach und treu.

Gabriele Reuter im „Tag": **Peter Michel** ist ein Buch, an welches man nach Wochen und Monaten noch immer mit der gleichen frischen Freude zurückdenkt.

DER MANN IM NEBEL.

Roman von **Gustav Falke.**

Geb. Mk. 3.—.

Falke hat mit diesem „Mann im Nebel" eine für unsere Kultur ganz typische Gestalt gezeichnet. Und mehr als „gezeichnet", er macht uns teilhaftig der Stimmungen dessen, den wir da beobachten; sein Werk ist Dichtung. (Der Kunstwart).

EINSAMKEIT.

Die Geschichte eines reinen Thoren von **Richard Huldschiner.**

Brosch. Mk. 2.—. Geb. Mk. 3.—.

Einsamkeit ist ein seltsam anziehendes, rührendes Buch. Heiße Empfindungen brechen daraus hervor, süße Laute klagender Sehnsucht durchzittern es, und starke Fäden spinnen sich von der Seele des Einsamen zu den hohen Wundern der Gebirgsnatur. (Breslauer Morgenzeitung).

SCHICKSALE.

Novellen von **Wilhelm Poeck.**

Brosch. Mk. 2.—. Geb. Mk. 3.—.

Ein neuer Name. Aber der ihn trägt, schreitet fest. **Poeck** versteht es wirklich, ein Schicksal in den Rahmen einer kurzen Novelle zu bannen. Vom Geiste **Storms** hat **Poeck** manchen Hauch verspürt. (Breslauer Morgenzeitung).

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Gustav Falkes Romane:

Aus dem Durchschnitt 2. Aufl. Geb. 3 M.
Der Mann im Nebel . . . . Geb. 3 M.

Gustav Falkes Gedichte:

Mit dem Leben (1899) geb. 3 M.
Neue Fahrt (1897) geb. 4 M.
Tanz und Andacht (1892) geb. 4 M.
Mynheer der Tod (1891) geb. 4 M.

Gustav Falke als Lyriker

Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier.

Brosch. 1 Mark
Geb. 2 Mark 50 Pf.

Ein prächtiges Buch! Eine Auswahl, zusammengestellt für das deutsche Volk, vor allem auch für die Frauen und Mädchen unseres Vaterlandes. Wir können das kleine Buch den Freunden deutscher Poesie nicht warm und herzlich genug empfehlen.
(Hamburg. Corr.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Familienheim für Erholungsbedürftige

Dr. Schwarz, Arzt

Bad Oldesloe Bahn Hamburg-Lübeck

Seiler-

Pianinos und Flügel

zeichnen sich aus durch vornehmen, gesangreichen Ton, leichte, elastische Spielart und unverwüstliche Haltbarkeit. 17 mal prämiiert. Moderne Ausstattung. Kataloge frei.

ED. SEILER, Pianofortefabrik, G. m. b. H.
Liegnitz 243.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg

empfiehlt zur prompten, preiswerten Lieferung von Bücherdruck jeder Art ihre vorzüglich eingerichtete und überaus leistungsfähige

Buchdruckerei mit Setzmaschinenbetrieb

Firma 1870 gegründet.
Bei Barzahlung höchster Rab. u. Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige
Längste Garantie.

Emmer-Pianinos

Flügel — Harmoniums.

Fabrikate.
Fabrik:
Wilhelm Emmer
Berlin S00, Seydelstrasse
Preisliste, Musterbuch umsonst.
Allerhöchste Auszeichnung.

„Victoria" feinster Naturbutter-Zwieback der Welt.

Trüller-Zwieback

Fürsten u. Könige führen ihn an ihrer Kaffeetafel. Gr. elegant lackierter Blechkasten mit 260 St. Mark 4.— franko ohne alle weiteren Unkosten.

Harry Trüller
Celle 45.

Grösste Zwiebackfabrik Europas. 12 mal präm.

Digitized by Google

SANDOW'S
FAMILY GYMNASTICS

Vielseitigster und zuverlässigster
Apparat für

Zimmer-Heilgymnastik

Eine Viertelstunde Arbeit täglich an Sandow's Apparat, nach einem von Sandow ausgearbeiteten System, welches jedem Exemplar gratis beigelegt ist, genügt für jedermann, um seinen Körper kräftig, gesund und widerstandsfähig zu erhalten.

Ein Apparat genügt für eine ganze Familie • **Preis Mk. 16.—**

R. Beinhauer Söhne

Neuerwall 59 • **Hamburg** • Neuerwall 59

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Die Verlagsbuchhandlung.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

II. Jahrgang 21. Juni 1902 Heft 38

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

Seite

Max Klinger. Karl Scheffler 329
Gustav Falkes Verse. A. K. T. Tielo 336
Ein neues Bilderbuch. C. Franz Rhein 352
Wo bleibt der „boom"? S. v. H. 356

Redaktion: Dr. S. Heckscher
Verlag: Alfred Janssen, Hamburg

Bezugspreis 3 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 30 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt Mk. 3.— für das Vierteljahr, Ausland Mk. 4.50.

Einzelne Hefte kosten 30 Pf.

Jeder Halbjahrsband wird geb. für Mk. 7.— geliefert.

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I, 388 oder 8074) — erforderlich.

Hamburgischer Lorbeerkranz

Drei kleine Dramen in Versen

(Anschar – Datt lütte Rümeken – Hamburg Phoenix)

von **Carl Mönckeberg**

Buchschmuck von Arthur Illies.

Als Manuskript gedruckt und nur bei **Alfred Janssen, Hamburg,** Kaiser-Wilhelmstrasse 76 II. zu kaufen.

Preis Drei Mark.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

I. und II. Jahrgang.

Soweit der Vorrat reicht:

Einzelne Hefte 30 Pf. Einzelne Quartale 3 Mark.

Jedes Halbjahr ist gebunden für 7 Mark oder in 26 Heften für 6 Mark erhältlich.

Einbanddecken für den Halbjahrsband 1 Mark.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Gicht

BAD SALZSCHLIRF, Bonifaciusbrunnen.

Rheumatismus, Steinleiden.

Prospekte, ein Heft Heilerfolge und Gebrauchsanweisung zur Trinkkur, welche, ohne das Bad zu besuchen und ohne Berufsstörung in der Heimat der Patienten **mit grossem Erfolg** vorgenommen werden kann, werden kostenfrei versandt durch die *Bade-Verwaltung.*

Diesem Hefte liegen Prospekte bei der Verlagsbuchhandlungen G. Stilke, Berlin, Alexander Duncker, Berlin; Schaffstein & Co., Köln und Verlag der „Zeit", Schöneberg-Berlin.

DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift
· · · für deutsche Kultur · · ·
Redigiert von Dr. S. Heckscher

II. Jahrgang 21. Juni 1902 Heft 38

Der Nachdruck ganzer Beiträge ist verboten, genaue Quellenangabe bei jeder Entlehnung erforderlich

Max Klinger

Unsere zwischen alten und neuen Weltbegriffen hangende Zeit bringt zwei Arten genialer Künstler hervor, denen die Talente, in ihrem enger umgrenzten Ressort idealer Thätigkeit, entsprechen: Naturgenies und Kulturgenies.

Das primäre Naturgenie empfindet, trotz der ataviſtiſchen Kompliziertheit ſeines geiſtigen Organismus, im Grunde primitiv, ſucht die Urſprünglichkeit der Welt zu erfaſſen, und ſeine ſtärkſte Triebfeder iſt das philoſophiſche Erſtaunen, das große Wundern, aus dem ſowohl religiöſe wie künſtleriſche Erkenntnis hervorgeht; das ſekundäre Kulturgenie aber ſteht in dieſer Weiſe nicht der Natur, ſondern den höchſten Werken vergangener Kunſtepochen gegenüber, erkennt das Weſentliche nicht unmittelbar vor der Erſcheinung, ſondern vor den Meiſterwerken ſolcher, die zur Welt ein abſolutes ſchöpferiſches Verhältnis hatten. Auch auf das Naturgenie wirkt zwar die Kunſt der Vergangenheit, auch es iſt dem Zwange der Überlieferungen unterworfen; aber ſolche Erinnerungsſtimmen bleiben entweder als ererbter Richtungsſinn im Inſtinkt oder ſchwinden doch wieder aus dem Bewußtſein, nachdem ſie ihre Wegſpuren gegraben, und ziehen ſich, fortwirkend, ins Unbewußte zurück. Das Kulturgenie aber iſt nicht, wie jenes, von der ſchaffenden Natur als ein Phänomen erzeugt, ſondern in einem faſt ſichtbaren Entwickelungsgange vom Schickſal — oder Zufall, wie man will — heraufgezüchtet worden. Es braucht, um Ewiges auszudrücken, den Chorus der hiſtoriſch gegliederten Zeit, die vertrauten Symbole der Vergangenheit; es gleicht einer koſtbaren Blume, die mühſames Zuchtprodukt des Gärtners iſt, nur in der temperierten Luft der Ziviliſation ſich entwickeln und nirgend in der freien Natur gerade ſo wachſen kann. Auch der durch Pfropfreiſer veredelte Baum verwandelt ſeine Art nach Geſetzen der Natur; doch iſt ſolche Wandlung nur durch das Experiment anzubahnen. Was die künſtlich veränderte Blume an Glut und Üppigkeit gewinnt,

Digitized by Google

verliert sie an Duft und ist, wie jedes Endresultat einer Entwickelung, unfähig, sich selbstthätig fortzupflanzen. Das Merkzeichen auch des sekundären Genies ist die Vollkommenheit, und das Naturgenie erscheint dagegen oft roh, unfertig und formlos; dieses aber birgt Keime für eine neue Kultur, bezeichnet einen Anfang, wie jenes ein Ende.

Der Teil der Menschheit, der im entgötterten und darum schönheitsarmen Leben der Gegenwart, aus allem Hohen und Edlen der Vergangenheit ein Symbol seiner Sehnsucht konstruiert, bringt Kulturkünstler hervor; die aber, die das Unhaltbare nicht halten, sich nicht in ein künstliches Ideal hineinreden und keine Brücken hinter sich wissen, produzieren, als einen Exponenten ihrer revolutionären Leidenschaft, den Kraftmenschen der Kunst, der, wie Moses, um neue Tafeln auf den Sinai steigt. Manches, das dem prophetischen Naturgenie auf Bergesgipfeln verkündet wird, findet der Kulturkünstler sicher schon in den alten Offenbarungen. Denn nichts kommt im menschlichen Geiste hinzu, nichts wird hinweggenommen. Nur die Form wandelt sich stets, zerkleinert und vervielfältigt vielleicht die Teile; an der Masse jedoch ändert sich nichts. In dieser Wandlung der Form, im Bewegungsfluß der geistigen Kraft aber liegt das Glück der kulturschaffenden Menschheit. Die besondere Art der Auflösung und Neubildung, des Zersetzungs- und Kristallisationsprozesses: das ist entscheidend. Gott mag lächeln. Wenn auch Diamant und Graphit im Grunde dasselbe sind: für uns unterscheiden sie sich wie Tag und Nacht, wie Leben und Tod. Was die Kulturkünstler in der Vergangenheit finden, mag schließlich den Werten der Zukunft gleich sein: dem Lebenden scheint beides doch sehr verschieden. Das stolze Vorrecht, sich Glück, Unglück, Irrtum und Größe nach eigenem Maßstabe zu bestimmen, erlangt man nur durch Preisgabe alles Ererbten, alles sicheren Besitzes, der, wie er das Dasein sichert, es auch beschränkt. Die Wahrheit sekundärer Genies, die sich als fertige Schönheit giebt, ist im besten Falle nur zur Hälfte wahr und stellt uns vor die Aufgabe, kritisch zu sichten, wo wir überzeugt, zu zögern, wo wir fortgerissen sein möchten. Die Gabe aber, die der Bildner des Zukunftsinnes uns darbietet, ist Samen unserer besten Lebenskraft, von ihr geht eine Wahrheit aus, die jeder uns weiter ins Ungewisse führende Tag aufs neue bestätigt. — —

Max Klingers Kunst, die zu solchen Betrachtungen Anlaß giebt, wohnte in den marmornen Prachtgebäuden der Kultur, ist nur verständlich als Ergebnis einer eklektischen Geistesrichtung. Sie ist kostbar in allen Teilen, fürstlich in jeder Äußerung, groß und heroisch, reich und ehrlich, umfassend und intim; aber ihr fehlt durchaus die Einfalt einer ursprünglichen Seele. Ganz Produkt, ist sie in den einzelnen Teilen noch erkennbar; der Kristallisationsprozeß vieler Elemente liegt klar vor Augen, die völlige Verschmelzung zu einem neuen Ganzen ist nicht gelungen und kann, der Veranlagung des Künstlers nach, nie gelingen. Es giebt kein Gefühl, das Klinger nicht denken, keine artistische Sensation, die er nicht im Gehirn durch autosuggestive Assoziationen herstellen könnte; den Verstand zu bändigen, wie andere das Gefühl bändigen, das Wissen zu vergessen: das

Digitized by Google

allein vermag er nicht. Zwischen seiner Art und der Millets, Böcklins oder Rodins liegen Temperaturunterschiede, die das Geniale hier und dort unterscheiden wie Eis und Wasser. Prachtvoll sind Klingers Kombinationen von Zügen des Lebens mit Formen alter Kunst, sogar von neuen Formen mit epigonischem Gefühl, bewunderungswürdig der Reichtum geistvoller Sonderreize; aber das Urschöpferische, das auf dem Instinkt ruhende Offenbarungsvermögen, sucht man vergebens. Auch in seiner Kunst ist Ewigkeitsempfindung, seine Symbolik faßt die Gedanken so groß wie irgend eine; doch bleibt es stets eine kluge Unterhaltung über ewige Dinge, die tiefe Einsamkeitstimmung, in der allein die poetische Vollkraft sich zu sprechen entschließt, ist nie zu spüren. Die Werke überzeugen redend, mit tausend Zungen, wie die Kultur, nicht schweigend, mit einem Blicke, wie die Natur. Die Argumente sind in die schillernden Gewänder der Schönheit gekleidet, das Ideal steht mit feierlichen Priestergebärden da; es geht nie singend in paradiesischer Nacktheit dahin. Die Vorzüge sind spirituell, die Werke lassen sich besser beschreiben als genießen, was stets ein Zeichen litterarischen Ursprunges ist. Man sieht gewissermaßen den Künstler denken: das Lachen, das Weinen, den Scherz und den Ernst. Der Sinn ist aufs Heroische gerichtet, strebt die ganz große Kunst an; doch vergißt Klinger so oft, im Heroischen Mensch zu sein. Er ist nicht Held aus Temperament, sondern kraft des Willens, weil ihm die heroische als die höchste Lebensform erscheint. Darum giebt sich das Heldische nicht spontan, revolutionär und vorausblickend, sondern ist nur eine sehr kluge Zusammenfassung aller Züge, die wir in der Vergangenheit als heroisch gelten lassen. Es gehören Attribute dazu, große Namen, und es ist kein Zufall, daß sich die Begeisterung des Künstlers an fremden Berühmtheiten entzündet. Niemals könnte dieser eminente Könner die im Schmutz der Gasse heranwachsende Größe zum Erhabenen mittels seiner architektonischen Kunstform steigern; denn er vermag nur von Vorstellungen und Dingen auszugehen, die durch Zeit und Stellung an sich schon von Schönheit und Glanz bedeutungsvoll umwittert sind, eine große Idee nur aus dem Brunnen der Weltkultur heraufzuholen. Auf diesem Wege wird leicht jedes Symbol zur Allegorie. Der letzte Grund solcher Art ist eine gewisse Kälte des Gefühlslebens; der Künstler kennt nur den brennenden Ehrgeiz dem Gelingen oder Mißlingen gegenüber. Der freilich ist so stark und männlich, daß er vom poetischen Temperament schwer zu unterscheiden ist.

Schon der Umstand, daß Klinger den Maler, Radierer und Bildhauer in sich vereinigt, giebt zu denken. Was in den Tagen der Renaissance ein Zeichen von Freiheit war, wird heute zum Beweise der Unfreiheit. Universalität ist in unserer Zeit, die jeden idealen Wert — und also auch jedes formale Ausdrucksmittel dafür — neuprägen will, nur dem möglich, der an dem großen Ringen um Erneuerung nicht intensiv teilnimmt. Es geht über die Kraft des Einzelnen, sowohl in Malerei wie Skulptur, Inhalt und Form gleicherweise zu erneuern. Eine ganze Generation von Künstlern müht sich schon seit Jahrzehnten mit diesen Aufgaben und ist über den Anfang doch kaum hinaus. Wer heute die umfassende Renaissancenatur

Digitized by Google

spielen will, kann es nur, da ihn eine große lebendige Tradition nicht trägt, mit Hülfe archaistischer Begriffe und eines eklektischen Formalismus. Die Arbeit, der Zukunft eine Kunst und Kultur zu schaffen, ist nur in der Teilung und auf dem Wege über die Primitivität des Empfindens zu leisten. Wer selbstlos dieser Idee dienen will, muß, so wie die Dinge heute stehen, darauf verzichten, sich für seine Person harmonisch abzurunden; wer die individuelle Harmonie aber höher schätzt und um jeden Preis fertig werden will, kann es nur mit Hülfe eines halben Epigonentums, eines Kompromisses, das aus toter Überlieferung und Wirklichkeitssinn künstlich eine Weltanschauung aufbaut.

Klinger ist Goetheepigone. Nicht des Goethe, der den Darwinismus vorgedacht hat, sondern des anderen, der die Antike zum Maß aller bildenden Kunst machte, weil seinem Ideal ein anderes antwortendes Gegenbild durchaus fehlte. Es sind die vielgeschmähten Modernen, die in tausendfach geteilter, im einzelnen oft kleinlicher, im ganzen aber imposanter Arbeit das neue Gegenbild zu schaffen unternehmen. Klinger und die seiner Art beharren aber noch heute auf dem Punkte, den Goethe bewußt wählte, um seinen anspruchsvollen Geist im Anblick eines erhabenen Symbols wünschenswerter Kultur zu befriedigen. Der Kampf um das neue Ideal ist ihnen zu schmutzig; bis der neue Tempel bewohnbar sein wird, bleiben sie im alten. Nur schade, daß sich in solcher ästhetischen Beschaulichkeit die Kräfte wohl entfalten, aber niemals zum Höchsten steigern können. Wie Schinkels Werk als erratischer Block im märkischen Sand angestaunt, aber unnütz daliegt, wie Rauch, Carstens und Feuerbach glänzten, ohne zu wärmen, erloschen, ohne ein Feuer entzündet zu haben, so wird es auch Klingers genialer, reicher Kunst ergehen. Er hat wohl mehr Wirklichkeitssinn als jene und ist vielleicht der freieste Epigone der Goetheschen Kunstanschauung; aber auch er hält noch die Klinke jener Thür unentschlossen in der Hand, die zuerst nicht von dem Kunstrichter, sondern von dem Dichter und Naturforscher Goethe geöffnet worden ist. Auf den Baugründen alter Kulturen läßt sich schnell bauen. Die Steine und Bauglieder liegen im Schutte der Jahrhunderte wohlerhalten umher, es bedarf nur des Grundrisses, kritischer Sichtung und phantasievoller Anordnung, um imponierende Werke zu vollenden. In solcher Arbeit vielseitig zu sein, ist mehr das Zeichen von Rüstigkeit und Geist, als von schöpferischer Genialität.

Die tiefste Bedeutung Klingers liegt dort, wo er trotz solcher Arbeitsweise neue Werte findet. Das ist vor allem in seinen Radierungen, in der Technik also, die am vollkommensten seiner intellektuellen Eigenart entspricht. Diese Darstellungsmanier ist an sich abstrakt, weil sie alle sinnlichen Vorstellungen in bildhafte Begriffe übersetzt. Die Mittel der Technik fordern im gewissen Sinne zu Gleichnissen auf, da sie das plastische Leben der Dinge ins Spirituelle projizieren, sie kommen dem dieser Verstandesnatur eigentümlichen Drange, zu allegorisieren, im weiteren Sinne zu symbolisieren, sehr entgegen. Als Radierer hat Klinger denn auch den ganzen Reichtum seiner sozusagen philologisch-logischen Phantasie entfaltet.

Digitized by Google

Diesen wundervollen Blättern gegenüber ist nur eines zu bemerken: sie geben zu viel. Da der Künstler nicht elementar von einer Idee beherrscht wird, sondern diese selbstherrlich, etwas wissenschaftlich meistert, so leidet der erste Eindruck, worauf so viel beim Kunstwerk ankommt. Je mehr man aber eindringt und den Verstand in Aktion treten läßt, desto lebhafter wird das Vergnügen. Nur merkt man am Schlusse, daß man mehr einer Darlegung gelauscht, als einen ästhetischen Rausch erlebt hat. Man ist eigentlich stets mit dem Künstler einverstanden, diese klassisch-romantischen Symbole sagen immer das Zutreffende, die Lebensgedanken sind ganz ausgeschöpft, und doch tritt selten das Gefühl der Offenbarung ein. Manchmal schwirrt eine Note, die ans Herz greift. Selbst dann ist es ein spröder Ton, der leicht in der Reflexion verflattert.

Der Vorteil des Zeichners wird dem Maler zum Nachteil. Deutlich merkt man die ideologische Arbeitsweise dort, wo Klinger etwas verspätete Kulturprobleme auf Riesenleinwände projiziert, die Idee Heines, die Ibsen dann weiterführte, vom Gegensatz des Logos und Pan, bildhaft darzustellen sucht. Jeder Gedanke hat seinen Platz, jede Form und Farbe ihre Bedeutung; nur sind die Hülfslinien der Idee, der Komposition noch sichtbar, man sieht die arbeitende Vernunft und kann das Ganze wie eine Architektur zerlegen. Der Meister ist viel zu klug, um nicht zu wissen, daß im Bilde die sinnliche Anschauung ihr Recht fordert, daß ein Stück Leben vor allem glühen und blühen muß. Aber selbst die infolge solchen Wissens gefaßte Absicht, dekorative Werte zu schaffen, merkt man im Bilde. Es ist alles nebeneinander, die Dinge stoßen sich hart im Raume, die Idee verbindet nicht das Einzelne, sondern wird musivisch detailliert. Daneben giebt es vieles zu bewundern, denn das Können dieses seltenen Mannes ist fabelhaft. Die Hand folgt der Anschauung mit vollkommener Sicherheit, nein, geht in ihren Ansprüchen darüber noch hinaus; technisch ist fast jedes Teilchen im höchsten akademischen Sinne vorbildlich. Solche oft der kalten Klugheit gepaarte Sicherheit wird leicht Selbstzweck und läßt das Modell überall durchblicken. Wenn Klinger das Meer oder den Himmel malt, so giebt er sehr gute Malerei an sich, aber es ist weder Wasser noch Luft. Die dekorativen Werte vertiefen sich nicht, bleiben halb im Technischen, halb im Spirituellen und geraten, bei aller Tüchtigkeit — die Bilder der Hamburger Kunsthalle beweisen es — zuweilen in die Nähe Fitgers, dessen Name neben dem Klingers gar nicht genannt werden dürfte. Mit diesem Dekorationsmalermeister der Hansestädte hat er eines gemeinsam: das Deklamatorische, das Theaterhafte. Nur macht Klinger seine Sache mit Genie, während der Bremer undiskutierbar ist.

Daran soll erinnert sein — sonst wäre es unnötig —, weil sich eben jetzt alle Welt mit dem Bildhauer Klinger beschäftigt. Nachdem der Vielseitige uns seit Jahren seine Atelierplastik beschert, hat er der Öffentlichkeit nun seinen Beethoven übergeben. Noch kein Werk hat seine Werkstatt verlassen, das in seiner Art nicht fertig gewesen wäre; in keinem aber ist die letzte Beseelung der widerstrebenden Materie abgerungen worden. Meist sind genau verstandene und frei behandelte antike Ge-

Digitized by Google

ſtaltungen mit einer ganz modernen, etwas feuilletoniſtiſch gefaßten Lebensform in Verbindung gebracht. Die „Salome“ iſt archaiſtiſch fein gebildet, bis auf den Kopf; der gehört einem ſchönen, jung verdorbenen Mädchen aus beſſerer Familie. Der Körper der „Amphitrite„ iſt ganz klaſſiziſtiſche Schule; der Kopf aber könnte einer nicht allzu prüden Operndiva gehören. Dieſer kecke, nicht eben tiefe Gegenſatz reizt die Nerven, und der Beſchauer wagt kaum zu denken, er ſtehe vor einem nicht modernen Werke. Auf ſolche Kontraſtwirkung hin iſt auch der Beethoven gearbeitet.

Es iſt natürlich unmöglich, abſchließend über dieſes Werk zu urteilen, für den, der nur das Gipsmodell aus der Berliner Sezeſſion und die vielen guten Photographieen nach dem fertigen Werke kennt. Sehr wohl aber läßt ſich bei Betrachtung des Kulturgenies Klinger auch ein Blick auf dieſes neueſte Werk thun, um ſo mehr, als es die ſchon gebildete Anſicht in jedem Punkte beſtätigt. Wir haben es hier mit einer ſeltſamen Arbeit der eklektiſchen Kunſt des neunzehnten Jahrhunderts zu thun. Die Oppoſition darf natürlich nur prinzipiell ſein, nur mit dem Hute in der Hand erfolgen. Daß ein Meiſter gebildet hat, bedarf keiner Bekräftigung, daß er Bedeutendes vollbracht hat, ebenſowenig; aber über ſolche kühle Zugeſtändniſſe kommt man leider nicht hinaus. Merkwürdig! Dieſes Werk iſt doch ganz Herzensſache; warum ſpürt man davon ſo wenig? Erſt reizte es den Künſtler, dem Geiſte Brahms zu folgen, dann geſtaltete er den ſchön gedachten, doch nicht lebendig gewordenen Lisztkopf, endlich bringt er nun dem Genius Beethovens die Huldigung dar.' Er ſucht eben überall das Heroiſche; aber nicht das der That, ſondern das der betrachtenden Kunſt. Er betrachtet artiſtiſch das artiſtiſch Betrachtende; Napoleon und Bismarck hat er nie gebildet. Ein Künſtler dichtet über den anderen: das iſt immer epigonenhaft.

Im Beethovendenkmal hat Klinger nicht den Menſchen gegeben, ſondern das Kulturſymbol, das Beethoven für den Deutſchen geworden iſt. Dieſes Symbol hat jedoch mit dem in Gram und Groll gleich leidenſchaftlichen Menſchen nicht viel gemein, ſondern iſt entſtanden aus der blinden Ehrfurcht des Kleinen für ſchöpferiſche Größe — wenn dieſe zu Jahren gekommen iſt —, wurde nicht von Verſtehenden gebildet, ſondern von der Maſſe, in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle. Der Begriff Beethoven iſt, ſo wie dem allgemeinen Empfinden, auch Klinger abſtrakt, iſt eine Idee von etwas Tempelhaft-Feierlichem geworden. Das Tempelgefühl iſt dann, mittels der Geſtalt Beethovens, ſymboliſiert worden. Es verſteht ſich aber, daß die Wahrheit in dieſem Falle, wie immer, viel größer, poetiſcher und monumentaler iſt, als ihre ſymboliſch-ornamentale Umſchreibung.

Goethe, Beethoven, ſelbſt Schiller und Mozart: alle ſind ſie in der Anſchauung des Publikums „Olympier“. Wie das nach dem Abiturium riecht. Beethoven war viel mehr Titanide als Olympier, mehr Chaos als Harmonie, war ein in Qual und Sehnſucht ekſtatiſch Leidender, ein zum Ewigen ſich inbrünſtig ſehnendes, zerriſſenes Menſchenherz, ſo menſchlich, daß es, wie jedes tief fühlende, Melodieen weinte, betete und jauchzte.

Digitized by Google

Dieser Exponent des Menschheitleidens, dieser Hiob, der das Schicksal im Trotz, in der Empörung besser lobte, als die guten Freunde in ihrer resignierten Frömmigkeit, hätte zum harten Gott so gerne: „Vater, lieber Vater!“ gesagt und suchte doch im starren Sohnestrotz die Einsamkeit. Seine große Kunstform? Dazu bedarf es nicht olympischer Weihen. Wer in einem großen Schmerze rasend verzweifelt, ist ohne weiteres Dichter, lebt Melodieen, und schwebt über solchen Naturzuständen das bewußte Talent als ordnende Macht, so wird das Elementare zur bauenden Kraft. In solchen Zuständen, die der Alltagsmensch nur selten erlebt, brachte der große Mitfühler ein reiches Leben zu, und das war der tiefste Grund seiner Schöpferkraft.

Vor Klingers Werk denkt man an dergleichen nicht. Ein Gefühl der Scham stellt sich vor dem entblößten Körper ein, ähnlich so, als sähe man seinen Vater nackt. Selbst der vom Weltschmerz gegerbte Geniekopf mit den derben Bauernzügen blickt aus den Photographieen ziemlich leer. Die Haltung der Arme und Hände wird gerühmt, als spezifisch richtig für den Zustand musikalischer Konzeption; sie ist aber weder eindrucksvoll noch plastisch schön. Zweifellos wird vor dem Denkmal vielerlei zu bewundern sein, dazu der unerhörte Glanz des Materials; aber was nützt alles, wenn das Ganze nicht überwältigt, wenn die Bewunderung den großen Techniker trifft. Das Schicksal des Denkmals scheint ziemlich klar. Es wird wahrscheinlich in einem kapellenartigen Gebäude stehen, im Bädecker verzeichnet sein, und während der nächsten hundert Jahre werden alle Fremden es gewissenhaft besichtigen. Es wird im zwanzigsten Jahrhundert ungefähr für eine andere Stadt sein, was Danneckers Ariadne Frankfurt a. M. im neunzehnten gewesen ist. Ein Kunstwerk, nicht tot und nicht lebendig.

Fünfzehn Jahre hat Klinger an diesem Werke gearbeitet. Ist das wirklich ein Beweis für die Meisterschaft? Der Künstler ist jetzt fünfundvierzig Jahre alt, er hat also als Dreißigjähriger die Idee gefaßt. In solchem Lebensalter pflegen sich die Begriffe noch ständig zu wandeln. Ein heißes Temperament könnte eine geformte Jugendidee nicht ins Mannesalter hineinschleppen, nicht fünfzehn Jahre in einer Arbeit zubringen, die, der natürlichen Entwickelung nach, dreimal von sich selbst überholt werden muß. Die lange Spanne scheint vielmehr ein Beweis, daß Klinger nach kalter Vollendung gesucht hat. Der große, hinreißende Zug kann nur — trotz des schwierigen Materials des Bildhauers — einer schnellen That gelingen. Jedenfalls ist das Argument der langen Arbeitsdauer zur Begründung des ästhetischen Wertes der Leistung nicht zulässig.

Diese That stellt Klinger neben Beethoven, das Kulturgenie neben eines der größten Naturgenies aller Zeiten. In solcher Nachbarschaft wird es klar, daß es keine formale Vollendung giebt, die der Bildner seiner Empfindungen im höchsten Aufschwung nicht auch erreichen könnte; daß der Verstandeskünstler aber, der die beste Kraft der äußeren Harmonie widmet, stets um die Hälfte der Wirkung hinter jenem zurücksteht. Das Genie des Herzens: darin gipfelt alles schöpferische Vermögen.

Friedenau Karl Scheffler

Digitized by Google

Gustav Falkes Verse

1

Deutschlands lyrische Moderne vor und um 1890 war, wie die Kunst der jungen Generation überhaupt, im wesentlichen Naturalismus und Realismus. Aber schon stellte sich der Umschwung ein. Der Symbolismus mit seiner befreienden, göttlich belebenden Schönheitsseele begann dem nackt sinnlichen, roh körperlichen Impressionistenstil erfolgreich Konkurrenz zu machen. Eine heilsame und unvermeidliche Reaktion! Also zuerst eine möglichst ausgiebige Erkenntnis der Natur und der Wirklichkeit: photographisch treue Momentaufnahmen aus Gegenwart und Welt, namentlich der des trostlosen Alltags und des Armeleute-Elends, womit sich oft ein überschwengliches Selbstbewußtsein auf Grund der nahezu naturwissenschaftlich exakten Schilderung, weiterhin ein heftiger Stolz auf gigantische Gesinnung, vermeintlich welterschütternde Ideen und vulkanisch lohende Leidenschaften verband. In dieser Atmosphäre kam Liliencron empor, ja, er war der Rührigsten und Begabtesten einer, sie überhaupt erst zu schaffen. Aber unbekümmert um alle grauen Theorieen, verstand er sich auch auf die Kunst der zweiten Ära, jener Kunst, die sich der Dinge vergeistigend bemächtigte, und welche wieder die Phantasie in Ehren hielt. Die romantische, ideale Ferne war wieder gestattet, die Individualität durfte wieder unbefangen in ihr Horn stoßen, gleichviel, ob titanische Kraft und überwältigendes Ungestüm daraus hervorscholl oder nicht. Nur die Künstlerschaft blieb unerläßlich. Am Ende dieser Entwickelung marschiert das merkwürdige Häuflein der Artisten par excellence, der lebensfeindlichen Ästheten unter der Führung St. Georges;* sie bilden den schreienden Gegensatz zu den ersten, tastenden Reformern, den eingeschworenen Wahrheits- und Wirklichkeitsfanatikern. Mag man diesen Ausgang gut heißen oder verdammen — der Fortschritt ist nicht zu leugnen. Jede Bewegung ist der epigonenhaften Erstarrung, wie solche unter Geibels Ägide eintrat, entschieden vorzuziehen. Die Stelle der glatten Natur-Kopisten und der phrasenberauschten Rhetoren haben die gestaltungskräftigen Maler und Bildner eingenommen. Den Bilderstürmern reihten sich die Maßvollen an, den Poseuren und Posaunisten von eigener Herrlichkeit einige wirklich Berufene, die Auserwählten von Gottes Gnaden. Die Marktschreier und Massenschreiber, die Halbtalente und Entwickelungsunfähigen mußten sich in den Winkel drücken: so der überlaute und übergeschäftige Wilhelm Arent und der problematische, unlängst vom Wahnsinn umnachtete Franz H[erz]f[eld]. Das gärende Sturm- und Dranggenie Hermann Conradi wurde vorzeitig vom Tode hingerafft. Zu jenen, die sich aus *den Untiefen*

* George beginnt die „Vorrede" zu seinem Opus: „Die Bücher der Hirten- und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der hängenden Gärten". 2. Ausgabe. Berlin 1899. Georg Bondi: „Es steht wol an vorauszuschicken daß in diesen drei werken nirgends das bild eines geschichtlichen- oder entwickelungsabschnittes entworfen werden soll: sie enthalten die spiegelungen einer seele die vorübergehend in andere zeiten und örtlichkeiten geflohen ist und sich dort gewiegt hat".

Digitized by Google

Grün-Deutschlands rasch entschlossen emporrangen, gehört Gustav Falke. Bereits in seinem zweiten lyrischen Werke hat der Symbolismus das Scepter ergriffen. Er veröffentlichte bisher — außer erzählender Prosa und einem Drama — fünf Bände Lyrik. Es kamen heraus: 1892 „Mynheer der Tod und andere Gedichte". Dresden und Leipzig, bei E. Pierson; 1893 „Tanz und Andacht. Gedichte aus Tag und Traum". München, bei E. Albert; 1894 „Zwischen zwei Nächten. Neue Gedichte". Stuttgart, bei J. G. Cotta; 1897 „Neue Fahrt. Gedichte". Berlin, bei Schuster und Loeffler; 1899 „Mit dem Leben. Neue Gedichte". Hamburg, bei Alfred Janssen.*

Falke erscheint ebenso sehr als ein Mann von Temperament und Charakter, wie als ein echtes, eigenes Talent.

Aber er ist nicht so eigen, daß er zu den Poeten des 19. Jahrhunderts, Goethe an ihrer Spitze, in keinerlei Beziehung stehen könnte. Selbst das Genie vermag nicht, seinem Milieu zu entgehen. An Goethe, Uhland, Eichendorff, Mörike, Storm, namentlich in der Erinnerung an ihre sanften und sehnsüchtigen, mutigen oder elegischen Lenz- und Liebesmelodieen, teilweise in der Gestalt der „Rollenlyrik" — an diese Dichter schließt sich Falke ehrenvoll an. Goethes reiche Anmut und ruhevolle Heiterkeit, seine schönheitsfreudige Griechenseele und außerordentliche Beherrschung der Kunstmittel haben selbst die revolutionärsten Modernen respektiert. Liliencron, Dehmel und Bierbaum** feierten den „Gott der Jugend, die in Versen atmet", in rauschender Hymnentrunkenheit, und auch Falke wird dem „Ewig Lebendigen" im stillen gewiß nicht seine ehrfurchtsvolle Dankbarkeit vorenthalten.*** In seiner Physiognomie war ein Goethescher Zug von jeher vorhanden, er bedurfte nur der Ausbildung. In seiner Poesie weht und webt ein lieblicher, traumhafter Nachhall von jenem größten aller deutschen Poeten fort. Aber nicht als ausgetüftelte Nachahmung, sondern als etwas Selbstverständliches und Selbständiges.†

Anläßlich Goethes darf noch auf einen englischen Autor, dessen dämonische, witzsprühende Psyche selbst jenem Gewaltigen Bewunderung abnötigte, aufmerksam gemacht werden, auf Lord Byron. Falke hat — wie Liliencron — von den heilig-unheilvollen Paradiesäpfeln des „Don Juan" genascht.

Wie Goethe und alle die vorhin genannten deutschen Lyriker ist er von dem Volksliede gefördert worden. Doch in viel geringerem Grade als seine Vorgänger. In die Hauptströmung, die von Goethe her viel-

---

* Sämtliche Werke Falkes, mit Ausnahme von „Zwischen zwei Nächten", sind in den Verlag von Alfred Janssen übergegangen.

** Liliencrons „Gesammelte Gedichte". Berlin 1897. II 5 „An Goethe". Dehmels „Ausgewählte Gedichte". Berlin 1901. S. 85 „Drei Blicke"; Bierbaums „Erlebte Gedichte". Berlin 1892. S. 186 „Gebet"; diesem sind die obigen Citate entnommen.

*** Öffentlich hat er von den „Alten" nur Uhland, dem Frühlingssänger, gehuldigt, V 48.

† Vergl. I 101 „Trost" (Goethe — „Über allen Gipfeln"), III 110 „Ein Lied der Freude": „Plötzlich überfällt es mich, | Daß ich laut muß singen" (Goethe — „Mich ergreift, ich weiß nicht wie, | Himmlisches Behagen").

Digitized by Google

befahren und vielbesprochen in die Jahrhundertwende rollt, ergießen sich, den alten Lauf anschwellend und umfärbend, die beiden Flüsse des Naturalismus resp. Realismus und des Symbolismus. Der knorrig derbe und herbe „schweizerische Goethe", G. Keller, und der toll und voll überschäumende Trotzkopf Liliencron hüben, der markige, metrisch gedrungene, aber auch oft gezwungene Feinschmecker C. F. Meyer, und der dunkel brütende, forciert originelle „poetische Maulwurf" Dehmel* drüben haben Falkes Dichtungen der Stärke, Erhabenheit und mystischen Vertiefung vorgeleuchtet. Wie Liliencron, entdeckte er in sich den Dichterberuf erst in reifem Mannesalter — Verse hatte er schon als Schüler zusammengereimt: I 60 —, und Liliencron war es, der ihm die Wege ebnete. Er hat es selbst bekannt: „Liliencron ist mir wie eine Offenbarung aufgegangen; ich lernte von ihm das Zugreifen. Er hat mir wie auch andern Mut gemacht, ja Mut". Indessen wäre es verkehrt, nur seine Abhängigkeit von seinem älteren Freunde betonen zu wollen und ihn schlankweg als seinen Schüler abzuthun. Mit den Ähnlichkeiten und Parallelen streiten in diesem Falle ebenso schneidende Verschiedenheiten und Gegensätze.

Charakteristisch für Falkes Stil wie für den C. F. Meyers ist es, daß hie und da eines von seinen Gedichten an die Werke von alten und neuen — deutschen — Meistern der bildenden Künste gemahnt. An Dürers und Holbeins Totentänze, sowie an Klingers tiefsinnige, verwandte Darstellungen, an Uhdes schlicht menschlichen Christus, an Thomas' bubige Engel und nette Bauernmädel, an Böcklins und Stucks symbolisch großartige, phantastisch berückende Fabel- und Mythengeschöpfe. Einzelne Poeme Falkes suchen auch direkt derartige Bilder in Worte umzuwandeln. So geht in seiner letzten Sammlung nach eigener Angabe „Jesus im Olymp" auf Klinger, „Abendlied" auf Thoma zurück.

Falke will von den Kritikern, die in seinen Gedichten An- und Nachklänge wittern, nichts wissen. Als ob er wie ein Schuster seine Poesie zusammenflicke! Zu einer solchen barschen Ablehnung ist er aber doch nur da berechtigt, wo man sein ganzes Können lediglich als fleißiges, äußerst brav absolviertes Examenspensum mustern will. Falke ist im allgemeinen bewußt und unbewußt von Wahlverwandten angeregt worden. Aus den Dichtungen und Gemälden der namhaft gemachten Künstler wird nur ein Erzpedant und Neunmalweiser die Falkesche Poesie zusammensetzen können. Falke ist kein Eklektiker.

Über Kunst und Künstler, besonders über Lyrik und Lyriker hat er selbst energisch nachgedacht.** Hat schon Liliencron viel Poesie über Poeten

* An Keller hält sich Falke III 40, 42, Meyers Lucrezia Borgia (in „Angela Borgia" 1891) hat ihn zu ein paar Versen angespornt: II 112, und als Meyer im Spätjahr 1898 die Augen schloß, feierte er ihn in der Zeitschrift „Jugend". Dehmel hat er die „Neue Fahrt" zugeeignet, wie sein erstes Buch dem freundnachbarlichen Liliencron, den er überdies durch einzelne Carmina auszeichnete: I 28, III 48, IV 61. Dehmels lyrische Sammlung „Aber die Liebe" (1893) bedachte er in M. G. Conrads „Gesellschaft" 1894, X 903 f. mit einer bewundernden Anzeige.

** Über sein eigenes poetisches Schaffen hat er wiederholt Aufschluß gegeben, so in der „Gesellschaft", Jahrgang 1893, IX 570 f.: „Mein liebes Ich".

Digitized by Google

in die Welt geschickt, so thut es ihm in dieser Hinsicht Falke noch um ein Erkleckliches zuvor. Seine lyrischen Sammlungen strotzen von Selbstbekenntnissen, von Anspielungen und Glossen über die zeitgenössische Dichtung und namentlich über das Verhältnis des Künstlers zum Publikum. Nur ausnahmsweise knüpft er dabei, seiner Abneigung gegen die Historie zufolge, an eine bestimmte Persönlichkeit ausführlich an.

Er kommandiert nicht die Poesie. Er gehorcht der Inspiration. Seiner Muse erteilt er scherzend das Prädikat „sprödes, knauseriges Frauenzimmer"; ohne ihre „höhere Hilfe" kann er „nicht eine einzige Zeile schreiben"; sie muß ihm ins Ohr flüstern, „wie von einer andern Welt her". Der Kunst bringt er seine ungeteilte Verehrung dar. Sie sänftigt ihm mit ihren weißen und roten Rosen des Lebens Dornen und erhellt ihm mit ihrem Lichte verschlungene Gänge und Irrgänge. Sie ist sein Frohsinn und seine Erbauung; ein voll ausgenützter „Tageslauf" endet für ihn mit einem „seligen Dichtertraum". Sie wölbt über ihn einen schimmernden Tempel, er amtiert als ihr geweihter Priester. Weil er ihre heilige Mission erkannt hat, daher erfüllt ihn ein heiliger Zorn über den Bettelorden „Dilettantia", die endlose Schar elender Dichterlinge und Reimschmiede. Falkes Gemüt quillt bei allem Menschlichen, Allzumenschlichen von Gutmütigkeit und Güte über. Auf die Scheinheiligen der Kunst und die Plebejer des Geistes schießt er erbarmungslos funkelnde Brandpfeile. Im Angesichte der Philister verwandelt sich ihm, wie einst den Romantikern, die Milch der frommen Denkungsart in eitel gärend Drachengift.

In dem Poem „Aus allen Zweigen" hat er den nichtigen Klingklang der „Goldschnitt-Lyriker" im Gefolge Geibels parodiert. Die „Alten" des alten Jahrhunderts werden aber gerade von dem denkfaulen, bier- und statliebenden Publikum einigermaßen begünstigt. Der biedere Bourgeois hegt Goethe im Schranke, aber nicht im Herzen. Geldprotz und Kompagnie, die „Weiber- und Pferdehelden", unvernünftig und undankbar, reichen dem wahren Dichter, den sie nicht begreifen, einen Stein statt des Brotes, sie lassen ihn, den „armen Versefritz", vor den Thüren lungern und hungern, sie martern und kreuzigen ihn täglich und spenden erst dem verstummten, im Irrenhause jämmerlich Verkommenen ihre heuchlerischen Lobreden, Lorbeerkränze und Denkmale. Ein harter Pessimismus! Aber Falke hat nicht übertrieben. Seine eigene materielle Lage — er ist Klavierlehrer in Hamburg — lähmt oft die Schwingen seiner Schaffensfreude, und mehr als einmal erbangt er vor „des Dichters letzter Stunde". Doch was fruchten die bittersten Klagen? „Die Peitsche euch!" . . .

„Absage", „Ekel" und „Haß" schleudert der Dichter nicht bloß auf die blöde Menge. Auch die dürren Regelkritiker und die wichtig thuenden Ästhetiker, die Pharisäer und Schriftgelehrten der Aurea mediocritas kriegen, wie angedeutet, ihr Fett, und durchaus nicht schlecht gewogen. Schon in den zugeteilten Namen hat Falke diese hochwohllöblichen Edeln sinnig an den Pranger gestellt: „Hans Stoffel", „Dr. Skatmann-Kannegießer, Kritiker des allgemeinen deutschen Bier- und Intelligenzblattes".

Digitized by Google

„Dr. Platt“ toastet auf die blühende deutsche Kunst: „Wir sind — hier hat er das Seidel geschwenkt — sozusagen mit Poesie durchtränkt“.

Falke ist jedoch nicht ruhmgierig. In dem Drange, die sonnigen Höhen der Kunst zu ersteigen, überkommt ihn sogar eine beschwichtigende Zufriedenheit mit seinem kargen Lose. Er betet: „Herr, laß mich hungern dann und wann, | Satt sein macht stumpf und träge“, und im Aufblicke zu Gott und Gottes lichter Herrlichkeit wirft er sogar in erhabener Demut den „Flitterkranz des Menschenruhmes“ zum nichtsnutzigen Kehricht.

Die Gleichgiltigkeit und Dummheit des süßen Pöbels hat ihn einmal gar dazu herausgefordert, Deutschland direkt diese innere Schmach vorzuwerfen. Des deutschen Reiches politische Machtstellung setzt ihn nicht in Ekstase. Er liebt nur, wie der Baum, seine heimische Scholle. „Deutschland, Deutschland über alles“ — daran mögen sich patriotische Krämerseelen laben.

Es ist nicht jedermanns Sache, für oder wider Weltfriedensprojekte oder cäsarische Weltflotten- und Welteroberungspläne zu wetten und zu wagen. Dagegen zwingt viele, so auch Falke, die schlimme Verkettung der sozialen Verhältnisse aus allernächster Nähe zur Betrachtung. Nicht bloß das Dichterelend, sondern auch die Proletariernot, die Bedrängnis der unteren, arbeitenden Klassen haben ihn drohend kalt angestarrt. In seinem ersten Buche haucht nicht selten die knechtende Härte der grauen Woche, die finstere Sorge der Armut, die stickende Schwüle der Fabrik. Da stoßen beklommen Stadt und Ländlichkeit, Eisenbahnschnelligkeit und Dorfphlegma aufeinander. Dem Poeten nötigte sich sogar die Furie der blutigen Revolution auf.

Aber Falkes zarter Künstlergeist ist nicht zum Herold und Anwalt kunstverachtender Volksniederungen geschaffen. Am wenigsten hätte es ihn befriedigen können, die Ideale und Postulate einer Partei zu versifizieren. Tendenzpoesie — „grauenhaft“!

In „Tanz und Andacht“ treten wohl noch Bleicherin und Blumenmädchen in seinen Gesichtskreis, auch später noch reizen ihn etwa die hübsche Bauerndirne, die fesche Plätterin und Wäscherin. „Mit dem Leben“ zeigt ein mitleidiges Hufschmiedstöchterlein und ein freiheitsingendes Fischerkind. Aber in all dem prägt sich idyllische Genügsamkeit aus. Wegen dieser Abkehr vom wilden Gewoge des Großstadtverkehrs, wegen seiner Lebensentfremdung überhaupt, sah sich Falke veranlaßt, schon in sein zweites Werk eine seiner beliebten „Rechtfertigungen“ einzurücken. — Auf den Vollgenuß des Lebens muß er verzichten. Seine lachende Sonne wird durch leise Resignation getrübt. In seiner lind kühlen Zurückgezogenheit fühlt er sich schließlich ganz wohl. Das Glück versteckter Wege, das „Herddämmerglück“, des Herzens holde Heimlichkeiten stehen bei ihm hoch im Preise. Er kann mit Goethe empfinden: „Glücklich, wer sich vor der Welt | Ohne Haß verschließt“.

Abgewandt vom Thun und Treiben der Plebs und ihrem hohlen Hurrapatriotismus, erhebt sich sein Geist um so lieber aus der häuslichen Enge zu dem fernen, überirdischen Vaterlande. Ist doch sein Denken und

Digitized by Google

Dichten im höchsten Sinne eine Art heiterer Andacht, die ihn gelegentlich in die Regionen des Wunders emporträgt; seine Kunst und seine Religion treffen sich am gleichen Orte. Gott und Satan, Christus und St. Peter, die Engel und die Seligen beugen sich zu ihm herab aus weichenden Wolken. Doch ist ihm der einfältige Christenglauben längst „irgendwo abhanden gekommen"; seine Achtung kann er ihm freilich auch jetzt nicht versagen. Und wenn ihn Liebesleid und -Lust durchschauern, dann glaubt er auch heute noch. Seine religiösen Anschauungen ordnen sich seiner Individualität unter; die Legende und christliche Mythe hat er gemodelt, von innen heraus modernisiert. Gottvater giebt sich in Falkes Gestaltung wie ein jovialer Großpapa, der aber zugleich den Künstler der Künstler, das allschöpferische Urgenie darstellt; Christus wettert gleich dem Dichter und zu Gunsten des Dichters gegen das Unwesen der schnöden Durchschnittsrotte, und die Engel ähneln aufs Haar kleinen, dem Lehrer entlaufenen Schulbuben. Falke hat die Miracula meist mit ergötzlicher Frohlaune behandelt.

„Christus im Olymp" schlägt die Brücke zu einer andern Zeit und andern Gottesbegriffen. Gleich der christlich-germanischen Mythologie hat Falke die heidnisch-hellenische in vorsichtiger Umformung und Neuprägung seinen Zwecken dienstbar gemacht: Amor und Psyche, Pan und Dryas, die Musen und die Grazien, vor allem die schicksalspinnenden Parzen. Ebenso einzelne typische Menschengestalten der Antike, wie Bacchantin und Danaide. Oder seine Dichtung umflicht die Marmorstatuen griechischer Götter, wobei er unter der einfachen Anschauung eine tiefere Idee birgt, am großartigsten in dem „Herrn der Welt". Endlich legt er auch manchen menschlichen Geschöpfen, die er im Schlaf oder in wachem Zustande erblickt haben will, griechisches Kostüm an: „Der Hirte" und „Der Flötenspieler". „Die Insel", ein Cyklus idealer Traumwelt-Gedichte, geht ganz in antiker Schönheitsfreude auf. Falkes Geist hat sich eine Kette antiker, hoheitsvoller Vorstellungen total zu eigen gemacht: schimmernde Tempelpracht, Flötenklang und sanften Reigen, rosenbekränzte Becher und Becher roten Weines voll. Mit C. F. Meyer steht er hier auf demselben Boden Schulter an Schulter.

Wenn Falke sein soziales und religiöses Empfinden spärlich, sein Kunstgefühl und selbst sein Hellenentum ziemlich reichlich zum Ausdruck gebracht hat, so ist doch die Partie jener Gedichte, in denen er sein Liebesempfinden, sein Naturgefühl und die Empfindungen der Sehnsucht, des Friedens, des Todes ausspricht oder veranschaulicht, vielleicht der Zahl wie auch der Bedeutung nach höher zu stellen. Eine strenge Scheidung dieser Gruppen läßt sich selbstverständlich nicht durchführen. Falkes „Tempelhüterin", von hellenischer, klarer Hoheit überschienen, repräsentiert gleichzeitig einen erotischen Erguß.

Der „herrliche, nackte Haß", wie sich ihn der Dichter vorstellt, weist eine „Schmerzfalte": „Weil ich nicht lieben darf". Falkes Seele ist eben zum Wohlwollen und zur Hingebung auserkoren; Liebe dämmert aus ihrem Grunde. Er verherrlicht die Familie. Seine Mutter, besonders Weib und Kind hat er in seinen Versen reizvoll fixiert. Nimmt er auch trotz aller Genußfreude keineswegs den Standpunkt „Jenseits von Gut und Böse" ein,

Digitized by Google

so schlägt er der naserümpfenden Prüderie und engherzigen Spießbürgermoral trotz alledem und alledem mit Wonne ins Gesicht („Nachtwandler"). Das Capriccio „Der Kuß" (Berlin 1893, Separatdruck bei Schuster und Löffler) unterzieht sich tapfer der gleichen Aufgabe.

Die Lust kindlicher Unschuld, die sich Blumen unbekümmert bricht, wo sie welche findet, hat Falke in wehmütiger Umschau wiedergespiegelt. Ihn erquickt die engelhafte Reinheit der Kinderstirn. Sind doch andererseits bekanntlich die Engel in seiner Anschauung vorzugsweise nur geflügelte, irdisch sinnenfrohe Kinder. Die Liebe singt ihm einen „rührend süßen Kindersang". Ihm gefällt zwar auch weibliche Üppigkeit voll dämonischer Begierde. Gefesselt wird er von blumenhaften Erscheinungen. Die blonde, schlanke Jugend, womöglich noch im Sterne des neckischen Backfischalters, bezaubert ihn am sieghaftesten, insofern sie ihm inneren Liebreiz verspricht. Wollüstige Flammen in „schwarzer Schwüle", „dumpfe Süchte", erlöschen in ihm rasch. Die Novellette „Unter der Maske" vereinigt mit dem sinnlichen Feuer aufkeimende Seeleninbrunst. Seine Neigung bewegt sich schüchtern und verschämt, durchsonnt von tiefster Innigkeit. Sie ist selten — wie so oft bei Liliencron — Eintagsfreude; sie geht über Not und Tod hinaus. Seine sorgende Zärtlichkeit gehört seinem „dichterfreundlichen" Weibe. Bisweilen hat ihn das goldene Ringlein auch gedrückt. Dennoch hat er den Don Juan wohl hauptsächlich in der Theorie gespielt. Den Gleichklang zwischen Soll und Haben, zwischen Wunsch und Pflicht hat er in dem Frieden des Hauses stets wiedererlangt. Von anhaltenden, schweren Herzenswirren zeugt nur der Cyklus seines letzten Buches, „Eine Liebe", der einzige Strauß erotischer, reiner Lyrik, den er überhaupt gebunden hat. „Es darf nicht sein! Ich hab' ein liebes Weib | Und liebe Kinder." Seine heiße, begehrende Liebe zu dem jüngeren Mädchen dämpft sich zu warmer, lauterer Entsagung.

Hie und da hat er die Geliebte in der Situation von Tanz und Maskerade gezeichnet. Ungleich ersprießlicher thut er dies unter freiem Himmel; Amor spannt seinen Bogen graziöser auf grünenden Wiesen und an rieselnden Bächen. — Falke schildert die träumerische Waldesherrlichkeit und das Fluten der reifen Ährenflur; darüber schwärmt eine wundersame Stille. Von Ebbe und Flut, dem feuchten Strande und dem grimm einherjagenden Sturme erzählen „Mynheer" und namentlich „Mit dem Leben". Hier dehnen sich die eigentümlichen Linien der Holsteiner Landschaft in nivellierender Abtönung. Berg und Gebirge ragen in die Falkesche Lyrik im engeren Begriffe nicht hinein. Aus eigenstem Erleben ist der Dichter nur mit der See, den Feldern und Wäldern seiner Heimat vertraut.

Der Vegetation ist Falke mit eindringlichem Verständnis gerecht geworden. Als Blumenliebhaber operiert er vielleicht am vielseitigsten von den modernen Verskünstlern. Die Lilie und in noch höherem Maße die Lieblingsblüte aller deutschen Poeten, die Rose, stehen natürlicherweise bei ihm obenan. Unter dem Laubholz sucht er gern die schmächtige Birke auf. Eine solche läßt ihn unversehens empfinden: „Es ist etwas da draußen in der Natur, etwas, das zu mir gehört". In den Stunden gedeihlichen

Digitized by Google

Behagens dünkt ihn seine blühende Umgebung mit fühlendem Leben begnadet. Menschengeist und Naturseele treten in heimliche Harmonie.

Ein solches gedeihliches Behagen bietet der Winter kaum: den Winter hat Falke nur ausnahmsweise poetisiert. Herbstliche Traubenfülle und mohnglühende, sommerliche Feldeinsamkeit halten schon sicherer seine Sinne gefangen. Vom „Sommerglück" zur „Lenzlust" — die Palme reicht er dem helläugigen Frühling. — Wählerisch wie zu den Jahreszeiten, verhält er sich auch zu den Tageszeiten. Die purpurne Morgenfrühe und das gespenstische Nachtgrauen, diese beiden Sphären haben es ihm angethan. Seine Morgenlieder umfassen, in seiner Sprache gesprochen, Tanz und Andacht; sie jauchzen und sind auch wieder mit andächtiger Kirchenstille getränkt. In ihnen atmet feurigste Lebensfreude, fester Lebenswille, zukunftsfrohe Lebensbejahung. Sie sind seine Specialität. Minder glücklich verfährt er bei der Vergegenwärtigung der „bösen Nacht", des Dämmerspukes und der „Nächtlichen Heide". Die „Unheimliche Stunde" dürfte indessen in der deutschen Lyrik schwerlich ihresgleichen finden.

Nachts erheben sich vor Falke die furchtbaren Lebensrätsel, sonderbare Geräusche, „Urstimmen", schwirren umher und schwinden plötzlich, die Sehnsucht schlägt suchend ihre meerestiefen Augen auf. Halb verschollene Erinnerungen tauchen aus dem Dunkel empor, tausend kleine, blasse Geister der Vergangenheit fangen zu raunen an. Der gräßliche Nachtfalter des Wahnsinns huscht durch die schwüle Luft. All das vermag Falke in seine Verse zu legen.

Aber aus Hangen und Bangen, Zweifel und Verzweiflung erwächst ihm, wie jedem Erdenwanderer, einmal der Ruf nach Erleichterung und Erlösung. Wie ihn Goethe gediegen formulierte: „Süßer Frieden, komm, ach komm in meine Brust!" Falke sucht Frieden, Traum, Vergessen. Das schmerzlose Entschlummern der rebellischen Triebe lenkt endlich den denkenden Geist auf den traumlosen Schlummer, der aus den Händen des Todes rinnt. Falke hat nicht bloß die Lebensfreude, sondern auch die Todestrauer belauscht. Er hat sich unter schattenden Cypressen über manche Ruhestätte gebeugt.

Den Tod hat er als gegenständliche Persönlichkeit noch mehr als Liliencron unmittelbar ins Leben sich einmischen lassen. Während er ihn in allen erdenklichen Kleidungen und Verkleidungen seiner Dichtung von Anfang an einverleibte, hat er den Vorgang des Sterbens, „Den Toten" und „Das Grab", erst von seinem zweiten Buche an berücksichtigt. Seinem ersten Buche setzte er in „Mynheer der Tod" den Taufpaten. Da führt der Grause als Rittmeister eine Schwadron schwarzer Husaren in das aufblitzende Verderben; er kutschiert eine durchgehende Equipage; er bringt, zuerst anzusehen wie ein nobler Aristokrat, einen Schnellzug zum Entgleisen. Wie ein E. T. A. Hoffmann stellt Falke diesen Spuk mitten in den grellen Sonnenschein. Später bannt er ihn auch in dem traditionellen Aufzuge des Fährmannes und des Schnitters mit der Sense. Oder es hat sich der Dichter auch mit dem völlig bloßen, blanken Gerippe begnügt. Endlich übermannt ihn nur die Furcht, daß „Die Stille" in dem wüsten Straßen-

Digitized by Google

lärm, jäh anbrechend und jäh abbrechend, ihre Ursache in dem „geheimen Herrn Gevatter Leisefuß und Überall" gehabt habe. Bereits in seinem ersten Opus hat Falke nicht bloß dem tyrannischen mors imperator, sondern auch dem mitfühlenden mors consolator Auge und Ohr geschenkt. Der Helfer und Retter, der als ein alter, geduldiger Arzt der matten Greisin überaus tröstlich zunickt („Das Familienalbum") — er ist es, den Falke „von je als Freund im Herzen trug". Nur des Todes beinernes Antlitz, darauf strebt seine Grundanschauung hinaus, stößt zurück wie freche Brutalität und tolle Grausamkeit. Aber er kommt nur, weil er kommen muß, er ist etwas Natürliches und daher im Kerne Gutes; er ist nur eine Metamorphose, er wechselt mit dem Leben nur Aufputz und Maske. Demgemäß konnte er Falkes Heiterkeit wohl empfindlich stören, aber niemals zerstören. Bei einem Grabe kommt es ihm in den Sinn, rote Rosen zu pflücken, und „ein Lied des Lebens" anzustimmen; das Memento mori geht in einem Memento vivere unter. Dereinst will er von den Seinen unter dem Blumenschmucke des Frohsinns scheiden. Ja noch mehr! Um seines ernsten Wohlthäters „gütigen Mund" hat er sogar einen „leisen Zug von Schelmerei" entdeckt. Und so durfte er ihn selbst von der komischen Seite aufs Korn nehmen und mit ihm einen launigen oder mutwilligen Spaß treiben: „Die zierliche Geige", „Jagd auf Hochwild". Dr. Skatmann-Kannegießer und Herrn Wimmermeier, „Vorstand des Dichterklubs Lorbeer und Leier", hat er durch Mynheer den Tod einfach schauderhaft schön verulkt.

„Mit dem Leben!" Das ist seine Schlußparole.

2

Wodurch hat sich Falke nun den weiten Ring der Gefühle, Empfindungen, Ideen, über den er verfügt, angeeignet? Wodurch schwingt er sich über das Niveau gelenkiger Nachahmer hinaus? Wodurch unterscheidet sich seine Dichtung in ihrer tiefsten Tiefe von der anderer Lyriker?

Durch seine naive Innerlichkeit, seine visionär wirksame Phantasie und seine lebendige Form.

Am „Maientage" vernimmt C. F. Meyer „jubelnd in vernarbter Brust" — ein Kind. Falke ist trotz aller Weltreife und bewußten Künstlerschaft auch sonst ein Kind, ein großes Kind geblieben. Er versteht, ein würdiger Rivale eines Dehmel, fern jeder eiteln Effekthascherei, in der unverfälschten Kindersprache zu plaudern. Neuerdings legen dafür die drolligen Begleitverse zu Otto Speckters „Katzenbuch" und „Vogelbuch" (Hamburg 1900, 1901, bei Jansen) ein vollgültiges Zeugnis ab. Hingegen ist der „Gesang wandernder Kinder" in seinem ersten Buche altkluger Reflexion entsprungen.

Im allgemeinen reflektiert Falke nicht viel; seinen philosophischen Exkursen ist nicht immer der Stempel des Bedeutenden und Ungewöhnlichen aufgedrückt; seine epigrammatischen Pointen treffen nicht immer mit zündender Schlagkraft. „Aller abstrakten Gedankendichterei" kehrt er den Rücken zu. Aus diesem Gesichtswinkel offenbart es sich dem aufmerksamen

Digitized by Google

Beobachter ziemlich deutlich, weshalb er für „Herrn von Schiller", Schiller, den Lyriker, fatale Komplimente bereit hält. Ein tiefsinniges, konkretes Gedankengedicht ist Falke beispielsweise in „Dem reuigen Gott" gelungen. Auch hier affektiert er nicht. Den Eindruck des Seltsamen und Gesuchten erweckt er nur im Kommen und Gehen. Seine Ursprünglichkeit trägt den Sieg davon.

Falkes Naivetät wiegt gut. Doch ist sie nur ein wichtiger Faktor seiner gesättigten Innerlichkeit. Den Denkspruch, mit dem er seine letzte Ruhestatt geziert wissen möchte, wird ihm selbst sein Gegner rückhaltlos zugestehen müssen: „Er hatte ein Herz und gab es hin". Aus seiner bestrickenden Innerlichkeit ist sein Humor hervorgebrochen, ihre prangendste und eigentümlichste Blüte. Verstandesmäßiger Esprit, das Feuerwerk pikanten und blendenden Witzes fehlt diesem Autor zwar nicht; doch rankt seiner Seele jugendliche, aus Leid geborene Morgenfrische bald ungezügelt fidel, bald schalkhaft munter darüber erheblich hinaus. Auch den trotzigen Trinkstuben- und Galgenhumor nötigt er manchmal an seinen Tisch. Seine lustigen Mädel- und Bubengeschichten, zumal im Rahmen des christlichen Ritus und Mythus, können nicht leicht übertroffen werden: „Konfirmandinnen", „Konfirmation", „Der Kinderengel", „Himmelfahrt". „Himmelfahrt" und „Vorbeimarsch" interessieren auch dadurch, daß sie über seine Phantasiethätigkeit aufhellendes Licht verbreiten.

Ein paar kurze oder lange Schlingel oder auch nur eine bunte Blume, eine blinkende Muschel, eine stürzende Welle, ein aufzuckender Laut um Mitternacht, ein einsamer Mondstrahl, eine verflackernde Kerze, ein zerbrochenes Trinkglas — alles das kann Falkes Sensibilität in Bewegung setzen. „Ein rechter Dichtersmann", so bemerkt er in dem „Vorbeimarsch", ist auf das „Bildern und Schildern" erpicht; ein pures Nichts kann sich ihm zum schmuckſten Tableau erweitern: „Kommt alles doch darauf an in der Welt, | Wie man sich zu den Dingen stellt". Eine solche Stellung aber findet Falke müheloser, geschwinder, ersprießlicher als die Mehrzahl seiner lieben Mitmenschen. Eine gewisse greifbare Veranlassung zu produktiver Geistesthätigkeit muß ihm freilich gegeben sein. Von den erfundenen Stoffen hält er nichts, „nicht aus Prinzip, sondern aus Natur". Er erklärt: „Auch da, wo scheinbar die Stoffe der reinsten Phantasie angehören, liegt bei mir ein Erlebtes zu Grunde, wenn auch nur ein Traumerlebnis. . . Ich träume ganze Gedichte. Auch wachend kommen mir im Dunkel und in der Stille der Nacht traumhafte Visionen, flüchtige Bilder, die Anregung zu Gedichten geben". Und an anderem Orte: „Himmelfahrt" . . . war wie eine Erscheinung. Deutlich sah ich die Buben mit dem Kindersarg vor mir eine Treppe hinaufsteigen und in Wolken verschwinden. Was war damit anzufangen? Sind weiter nichts wert so tolle Sachen, | Um daraus ein Gedicht zu machen. . . Alle meine phantastischen Gedichte knüpfen an konkrete Erscheinungen an. Alles wächst bei mir aus Anschauung und Stimmung heraus. Ich nehme mir nicht vor, den „Ruhm" in einer Allegorie zu verherrlichen. Ich nehme mir überhaupt nichts vor. Ich sehe . . . einen Triumphator in goldenem Muschel-

Digitized by Google

wagen auftauchen, zum in die Zügel fallen deutlich. Was ist das? Was will der? Woher, wohin? Ah! der Ruhm! Also immer erst bildliche Anregung. Das muß dann dem Ausdruck in günstigen Fällen etwas Plastisches geben."

Thatsächlich steckt in Falkes Poesie ein starkes plastisches Element. Er sieht mit den Augen des Bildhauers und des Malers, aus eigener Initiative schafft er nach Goethes Lehre: „Bilde, Künstler, rede nicht", oder wie er sich selber ausgedrückt hat: „Der Dichter will nichts sagen, sondern etwas zeigen, darstellen". Deshalb konnte er es unternehmen, den mit Stift und Pinsel arbeitenden Künstlern mit seinem malenden Wort die Stirn zu bieten. Er liebt ein intensiv leuchtendes Kolorit; wobei er dem Zuviel stets ausweicht. Mit Kontrasten dieser Art weiß er prägnante Wirkungen zu erzielen: „Den roten Haß, den gelben Neid, | Die schwarze Lüge im weißen Kleid". Wie er denn konträre Vorstellungen insgemein gern verbindet! Wenn er eigentlich poetische Malerei, Stimmungsmalerei, treiben will, dann trägt er nicht allein Gegensätze zusammen. Förmlich suggeriert er dem Leser den berauschenden Scharlachglanz des „Mohnfeldes," zugleich mit der bettenden Abendruhe, indem er aufs glücklichste das Nebeneinander des Stilllebens in ein Nacheinander langsamen Geschehens auflöst. Bei welcher Gelegenheit er diese Landschaft aufnahm, das vermag er nicht anzugeben: „Vielleicht ein Traum".

Der Traum gilt ihm als ein Stück vom Leben. Den Traum steigert er zum Gedicht dadurch, daß er ihn abrundet, läutert, ergänzt. Mehr als jeder andere deutsche Dichter in Liliencrons Anhängerschaft träumt er sich unmittelbar in eine goldene Ferne; dieses Feenland streut ihm jene Kleinodien in den Schoß, die ihm der Bettler Tag verweigert. Seine Phantasie regt sich in Hinsicht auf anschauliche, charakteristische Gestaltung überraschend kraftvoll, in Hinsicht auf die kombinatorische Ausführung der gegebenen Themata minder glücklich. In der Komposition leicht übersehbarer Gedichte strauchelt sie allerdings selten. In weitschichtigen Prosaerzählungen ist sie gegen Schwäche-Anwandlungen nicht gefeit.

In „Tanz und Andacht" hat er eine Schar grotesk prächtiger „Phantasiestücke" von grandioser Bildlichkeit vorgeführt. Manche von diesen Traummärchen oder Märchenträumen, wie „Der Berg" und „Parkscene", sind nur Bild; die Ausdeutung der schimmernden Schlösser Fata Morganas ist dem „geneigten Leser" überlassen. Viele Leute, so meint Falke, verlangen „einen tiefern Sinn... Sie haben keine Freude an der Phantasie. Die Armen! Gott entschädige sie durch alles mögliche Gute für diese grausame Beeinträchtigung ihrer Geistigkeit".

Einem Spottvogel könnte es einfallen, mit dem Dichter über tieferen Sinn und höheren Unsinn zu streiten. An dieser Stelle ist bloß zu konstatieren, daß Falke auch später — „Der Tempel", „Das Thal der Flammen" — in das dunstige Gehege der Mystik abgeirrt ist. Aber wird sich der Schleier des Geheimnisses über den verborgensten Gründen des stetigen Wandels jemals ganz lüften? Als Kritiker erwägt er: „Es wäre zu diskutieren, ob die recht haben, die vom Künstler verlangen, er solle

Digitized by Google

uns keine Rätsel aufgeben . . . Der Lyriker, der auf Stimmungen ausgeht, wird sehr oft, ein um so größerer Künstler er ist, sich vor allzu großer Deutlichkeit hüten." Ein solcher versuche es nicht, „Nebel in Marmor auszuhauen". Sehr gut! Aber in Nebel kann man nur aufs Geradewohl hineintappen.

Während das „Mysterium", II 16, in vielen menschlichen Individuen den bedenklichen Anfang der Heineschen Lorelei wird aufdämmern lassen, hat der Dichter in dem zweiten Gedichte desselben Titels, IV 101, wenigstens den Versuch einer gedanklichen Vertiefung gemacht.

Steht Falke von Hause aus der strikten Gedankendichtung ungefähr wie Lessing dem Klopstockschen „Messias" gegenüber: „mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd", so ist er der symbolischen Fassung und Färbung des Vortrages um so anhaltender nachgegangen. Manchmal giebt er nachdrucksvoll zu verstehen, daß er in dem geschilderten Zustand oder Vorgang ein Sinnbild für etwas Höheres, Ewiges, Göttliches gewonnen habe: „Das Herz", „Die Krone", „Unterm Weinstock".

Die Anschauungsstärke seiner Phantasie drängt sich dem Betrachter noch unmittelbarer in der Personifikation auf, mit welcher er weit schlagender die poetische Belebung zu effektuieren sucht als mit der Metapher. Doch bedient er sich der Vermenschlichung nicht etwa wie eines Instrumentes; sie fließt ihm, wo er die Blumen und die Winde, den „Musjö Fürwitz, den Frühaufsteher" Tag, den jungen Morgen, die düstere Nacht und selbst die Stille gestalthaft seiner Dichtung übermittelt, aus seinem innigen Verhältnis zur Mutter Natur vorwiegend geradeswegs zu. Ebenso antropomorphisiert er abstrakte Schemen; sie stellen sich ihm gleichfalls häufig visionär, wie in einem Falle „Der Ruhm" vorher gelehrt hat, in beseelter Körperlichkeit dar. Diese allseitige Belebung ist in seinen Büchern fast Seite für Seite mit Händen zu greifen. Seine Vergleiche werden bei näherem Zusehen den Feinsinnigen vielleicht nicht minder entzücken (vergl. z. B. Str. 1 des „Tagesanbruchs").

Ebenso groß und gewiegt wie Falke, der Bildner und Maler, erscheint Falke, der Musiker. Mit der Musik beschäftigt er sich ja ohnehin „mit Liebe — und heimlichen Seufzern". In Stunden poetischen Schaffens durchbebt ihn eine „unruhige, gespannte Erwartung", die in eine „sanfte musikalische Stimmung" übergeht. Daraus hervor wogt das Gedicht. Wie von der Natur selber gewollt, rinnen in seiner Poesie Farbe und Klang zusammen. Dieses Zusammenwirken erzeugt ein Amalgam von berückendem Zauberdufte.

Falkes poetischer Stil, seine innere Form faßt den Edelsteinschmuck der Phantasie in das gereinigte Gold der Wirklichkeit. Er verbindet Dichtung und Wahrheit, Freiheit und Selbstbeschränkung, Schönheitstiefe und Beobachtungsschärfe. Anfangs war sein Ideal der Realist „mit großen, wahren Augen, der die Dinge sieht, wie sie sind". Später aber steckt er dem Dichter das Ziel, die Dunkelheit zu lichten, die Lücken in dem Weltgefüge auszufüllen (IV 54 f.), kurz, die Dinge schön darzustellen, darzustellen, wie sie sein können und sein sollen. In der Landschaftsschilderung bemüht

Digitized by Google

er sich jetzt augenscheinlich mehr um die ungebrochene Reproduktion der Stimmung als der unterscheidenden Merkmale.

In seinem ersten Buche will er neben dem Großen, Edeln, Schönen auch das Gemeine und Unreine, das Schmutzige und Häßliche berücksichtigen. Ganz naturalistisch mutet bereits eine famose Überschrift an: „Aus dem Dreck in den Himmel". Zu jener Zeit probiert er eine steckbrieflich genaue Strichelkunst, wegen des reichlichen Details beinahe langatmig referierend, skizzenhaft, uneinheitlich, ungenügend vergeistigt. Mit den manierierten, schwerfälligen Beschreibungen, denen sich zwei burschikose Episteln Liliencronscher Art zugesellen, kontrastieren im „Mynheer" betrachtende, didaktisch lehrhafte Poeme von spruchartiger Gedrungenheit und abschließender Pointe. Daneben fallen wohlthuend ein paar schöne, harmonisch komponierte Lieder auf. Falke experimentiert noch.

Er hat sich jedoch bald gefunden. Die „Einsame Kathe" wirft allein noch in der rücksichtslosen Lebensauffassung einen Blick zurück in die Monotonie des ersten Bandes. Im übrigen verweht die starre Impressionistentechnik fast spurlos, der Spruch tritt mehr und mehr beinahe bis zur völligen Nullität auf die Seite, und das Lied entfaltet immer siegesgewisser seine rosenroten Wimpel. „Mit dem Leben" setzt sich vorherrschend aus Liederweisen zusammen.

Unter die Gedichte von rein lyrischem Charakter hat Falke auch solche von episch-lyrischem und rein epischem Charakter eingereiht. Im Gegensatz zu C. F. Meyer und Liliencron hat er niemals eine historische Persönlichkeit in den Mittelpunkt einer ereignisvollen Handlung gestellt; er will sich seine Phantasie nicht von der ungefügen Schroffheit der Tradition einengen lassen. „Der Herr der Welt" fußt ungefähr in dem Boden der bluttriefenden Hugenottenverfolgungen. Doch auch hier bleibt die Zeit im Grunde unbestimmt, die einzelnen Personen beanspruchen wenig Interesse, nur ihr Geschick im allgemeinen giebt zu denken. Auf Namen, Örtlichkeit, Territorialverhältnisse kommt es dem Autor nicht an. Er sucht eben nur das Typische, das Unvergängliche, das Ewig-Weibliche und Ewig-Männliche, also das Reinmenschliche. Den hitzigen Sturmlauf der echten Ballade englisch-schottischen Ursprunges hat er selten probiert: „Der Erbe", „Der letzte Trunk". Mit der „Kleinen Geschichte" aus dem realen Alltagsleben wußte er sich am besten zu befreunden. Da lächelt er über die menschliche Thorheit und die Nichtigkeit menschlichen Wollens und Wirkens: „Lebensläufe", „Der thörichte Jäger" etc. Festen Grenzen und fest ausgeführten Charakteren strebt er in zwei umfangreichen Verserzählungen zu. „Den Kuß" haben gestrenge Rezensenten gewogen und zu leicht befunden; es ist eine amüsante, ironisch gefärbte Harmlosigkeit. Die Robinsonade „Die Schiffbrüchigen" ergreift durch realistisch tüchtige Malerei, psychologische Gründlichkeit, endlich durch den tragischen Abschluß. An Chamissos „Salaz y Gomez" reicht sie nicht heran. Die Behauptung „Falke ist als Epiker mindestens eben so groß wie als Lyriker"* hat sich als unhaltbar erwiesen.

* Dr. Karl Schütze in der „Gesellschaft", IX 274—284.

Digitized by Google

Eines aber muß in demselben Maße für seine Epik wie für seine Lyrik einnehmen: die meisterliche Beherrschung der äußeren Form und der Sprache.

Wohl stellt er in seinem Bücherschrank den Verskünstler Platen zu den Klassikern; aber er fühlt sich ganz und gar nicht als Plateniden. Dem akademischen Virtuosentum eifert er nicht nach; er sinnt nicht auf prunkende Künste und Kunststücke, sondern auf die Kunst. Wo er aber einmal seinen Stoff in Sonett und Terzinen, mehr noch — wie Liliencron — in Ottaven und Sizilianen schließt, da ist er den Schwierigkeiten dieser gewundenen Architektonik vollauf gewachsen. Nur ausnahmsweise hat er zu antiken Maßen, Distichen, seine Zuflucht genommen, und auch die freien Rhythmen haben gleichsam nur wie zufällig seine Bahn gekreuzt: zu dem hochfliegenden, hyperbolischen Hymnenpathos, welches diese Form bedarf, um über eigenwillig abgeteilte Prosa hinauszustürmen, rüttelt sich seine Gemütsinnigkeit nur in seltenen Augenblicken empor. „Zwischen zwei Nächten" und der „Neuen Fahrt" mangeln sie vollkommen. Im „Mynheer" sind sie der ihnen drohenden Gefahr, der Annäherung an die unfruchtbare Öde der ungebundenen Rede nicht immer entgangen. Dagegen haben sich die Prosastücke in diesem und dem folgenden Bande um so erfolgreicher in den duftigen Äther lyrischen Empfindens erhoben. Neben den freien Rhythmen hat sich Falke namentlich in seiner ersten Sammlung verwandte Verskomplexe zu nutze gemacht: unregelmäßig in der Reimgliederung, unregelmäßig in der Anzahl zusammengehöriger Verse, unregelmäßig in der Verslänge. Am vorzüglichsten hat er seine Meisterschaft auf diesem Gebiete erst später in vereinzelten, kurzen Naturschilderungen dargethan: „Morgenlied", „Der rechte Ort" (IV 25, 28). Den überkommenen, festen Strophengebilden italienischer Abstammung und den selbsterfundenen freien Formen hält in seiner Dichtung die Masse der bereits bekannten, beim Volke eingebürgerten Reimstrophen zum allerwenigsten das Gleichgewicht. Von „Zwischen zwei Nächten" an hat der Dichter die letzteren bevorzugt. Die Vers- und Reimgliederung weiß er hier wie dort so zartfühlend dem jeweiligen Gegenstande anzupassen und die Gedichte so taktvoll zu gruppieren, daß die Lektüre seine formale Mannigfaltigkeit allemal in die vorteilhafteste Beleuchtung rückt.

Diese Mannigfaltigkeit ist um so weniger zu überspringen, als Falke selbst in Reimstrophen die Verslänge niemals pedantisch nachmißt. Wie der Knittelvers, resp. Volksliedervers, beansprucht seine Poesie alle möglichen Lizenzen. Hierzu tritt dieses Dichters souveräne Gewalt über den rhythmischen Fluß. Es ist der kunstvoll regulierte Rhythmus des Volksgesanges. Dem Sinne gemäß steigt und sinkt dieser bald lustig, bald ernst, bald flüchtig, bald zaudernd; die latenten, die intimsten Regungen der Menschenbrust werden dergestalt dem Leser fast ohne Rest preisgegeben („Der Gott der zärtlichen Herzen").

Starre Enge und zerfließende Breite sind nicht Falkes Milieu. Die gelassene Leichtigkeit der Drei- und Vierfüßler kommt seinen Bedürfnissen am weitesten entgegen und wird von ihm seit „Zwischen zwei Nächten"

Digitized by Google

lieber und lieber herangezogen. Seine Reime lassen im Hinblick auf Reinheit und Bedeutsamkeit manchmal zu wünschen übrig. Doch überrascht er andererseits manchmal durch ihre gefällige Neuheit, z. B. Lahmgreise: Zahmweise, ekstatisch: Skattisch, links ab: Sphinx ab. Die Klangwirkung der Versschlüsse wie der Verse im ganzen hat er durch zahlreiche Binnenreime, Assonanzen, Allitterationen zu erhöhen verstanden; obendrein bietet er häufig, wie der Verfasser der „Lenore", onomatopoetische Formeln auf, selbst da, wo er nicht einen „Kinderreim" zum besten giebt. Also: „Plumpt und klumpt auf Klapperhuf"; „Und Stangen und Spangen und Schnallen und Schellen"; „Und ewig plauscht und planscht und plitscht und platscht es".

In sein erstes Buch hat er gelegentlich plattdeutsche Wendungen eingefügt und auch in der Folge nicht Idiotismen und Provinzialismen verschmäht, beispielsweise in dem „Vorbeimarsch" und in der „Einsamen Kathe". Wenn er auch den eigentlichen Volksliederstil, wie etwa Uhland, niemals nachgeahmt hat, so hat er sich doch bisweilen einer ganz simpeln, schmucklosen Sprache befleißigt („Frühling", III 21). Wie Liliencron und C. F. Meyer weiß er in kühner, elliptischer Redeweise einherzuziehen. In diesem poetischen Telegrammstil schließt zum Exempel die hüpfende „Lenzluft". Wie den Satz, hat Falke das Wort in vielen Fällen nach seinen individuellen Zwecken geformt und in zahlreichen Neologismen mit der Kürze Fülle, mit der Einheit kondensiertes Leben zu tage treten lassen. Man besichtige Verba, Adjektiva, Substantiva, wie: entlenzen, werken, zornen, choren; krummgeklaubt, katzenleise, rabendunkel, schlangengiftig, bauernrosenriesig; Freudenfrack, Sehnsuchtshände, Zottelfichte, Flimmerferne, Weidendämmerlicht, Kastagnettenklapperton, Nachtigallentrillerketten, endlich einen komischen Silbenkoloß à la Platen — Moserschönthantreptowhochgenuß.

Die Freude Falkes an Wohllaut und Stimmung ist im Zunehmen begriffen. „Eine Liebe" offenbart allein zur Genüge, daß er Rhythmus und Klang über Zeichnung und Kolorit zu setzen anfängt. Gleichzeitig wird er immer klarer, gerader, natürlicher. Als Künstler hat Falke schon jetzt das Ansehen eines Klassikers gewonnen.

Seine einzige Künstlerschaft leuchtet bereits aus seinem ersten Buche, hier freilich wie durch einen schwimmenden Flor; ihre Pracht hat sich bereits vor dem zuletzt publizierten enthüllt. In „Tanz und Andacht", „Zwischen zwei Nächten", in der „Neuen Fahrt" kommt sie in hervorragend plastischen und phantasievollen, symbolisch und humoristisch bedeutsamen Stücken zur Blüte. „Zwischen zwei Nächten" ist ein Seitenstück zu „Tanz und Andacht", nur paart sich mit der schweigenden Sternenhelle und der zeitentrückten Vornehmheit dieser Bilder eine elegantere, etwas einförmige Ausstattung. „Neue Fahrt" hält u. a. eine kleine Anzahl volkstümlichen Edelgutes in Bereitschaft.

„Mynheer der Tod" ist voll des frischesten Wurfes, seine Interessen schweifen weit umher in der Welt, aber es lastet auf ihm auch etwas Frostig-Schwermütiges.

Helldunkle Schwermut macht auch den Grundton von Falkes letztem

Digitized by Google

Werk: „Und Glück ist Traum und alles Traum". Doch kleidet sich diese jetzt in eine fast Goethesche Grazie. Es hat dieses Buch etwas Stilles, Sinnendes, Reifes, beinahe Ueberreifes. Und dennoch! „Mit dem Leben" beweist, daß Falke das arge Los, lediglich l'art pour l'art, Lyrik für Lyriker zu produzieren, nicht beschieden wurde. Er übt nicht lebendige Phantasiekunst, sondern phantasievolle Lebenskunst. Nur dem Nahen und Nächsten öffnet er Thür und Thor. Sein künstlerisches Selbstbewußtsein regt sich behutsamer, die Empfindungen grellen Hasses sind ganz verblaßt. Doch auch sein Humor quillt müder, und nur noch „Der Liebesturm" läßt sich einem älteren „Phantasiestück" (II 13) angleichen. Demgemäß frappiert er kaum jemals. Er glänzt mehr durch einzelne Finessen als durch kühnes Zugreifen. „Jesus im Olymp", „Das Lied", „Seliger Eingang", „Fromm", „Weiße Narcissen" — mit diesen Gedichten darf Falke unbestritten paradieren. „Dem Träumer" hält „Leben", „Der Nixe" — „Sommer", gleichfalls in der „Neuen Fahrt", sowie „Winternacht", ein berühmtes Poem von G. Keller, die Wage. „Die Künstler und der Genius" stimmen in dem symbolischen Schlusse mit einer viel dramatischeren, minder sententiösen Geschichte „Zu spät" der vorigen Sammlung überein.

Überhaupt hat Falke, weil seine Weltanschauung nicht in die Weite, sondern in die Tiefe geht, im Laufe eines Dezenniums dieselben Motive wiederholt in Angriff genommen. Titel kehren wieder. Variationen eines Bildes (das Kätzchen im „Mynheer" und gar die Schalen in „Zwischen zwei Nächten") oder eines Vorwurfs im ganzen weicht er nicht aus; er pflegt bei der zweiten Ausführung nur ausnahmsweise die bereits erstiegene Staffel zu verlieren. Er wirkt farbiger, er bereichert und verfeinert, er verbrämt den alten Stoff durch neue Einfälle. Vgl. „Lied des Armen" — „Frühlingslied des Sklaven"; „Die Muschel" — „Gesang der Muscheln"; „Geheimes Grauen" — „Die böse Nacht"; „Was war es?"; „Atropos" — „Tod im Herbst"; „Wo?" — „Das Mohnfeld"; „Halt zu die Thür" — „An Gewisse"; „Mein Leben" — „Zu hoch"; „Der Dichter spricht" — „Mein Leben", „Der Träumer"; „Zu spät" — „Die Spötter"; „O Gott, mein Gott" — „Und Satan sprach"; „Zwanzig Mark" — „Es reicht nicht"; „Stranddistel" — „Das Fräulein".

Trotz gewisser Einseitigkeit und Abgrenzung nimmt doch Falke einen Ehrenplatz unter den modernen Lyrikern ein.

Von den Auswüchsen und Fehlgriffen seiner Brüder in Apoll hält er sich frei. Liliencrons trotzige Reckenwucht und elementar aufbrandendes, robustes „Glutverlangen", Dehmels grübelnde, „trübe" Liebe, seine perverse Wollust und seine qualvolle, häufig ohnmächtige Forscherarbeit in den nächtigen Abgründen, insbesondere der menschlichen Bestie, haben ihm nur leise zugewinkt. Auch verfällt er trotz aller weltscheuen Gespinste nicht in die exzentrische Weltabkehr und Manieriertheit eines St. George. Die überhitzte Nervosität, die krankhafte Zerrissenheit, die Kraft- und Saftlosigkeit, die ganze Feigheit und Versumpfung der Dekadenz und Feministen läuft wider seinen Strich. Er leidet nicht an der Modekrankheit der Radikal-Modernen, dem Originalitäts-Wechselfieber; weshalb er auch die beliebte

Digitized by Google

Übermenschenpose nicht mitmimt. In seine Hauspoesie durfte sich die triviale Sentimentalität der echten, rechten „Gartenlaube"-Lyriker nicht einschleichen, seine Blumenpoesie hat mit der süßlich faden Blaublümeleinverselei des „Poesiealbums" höherer Töchter nichts gemein. Ein Meister der Form, ist er doch keineswegs den blutlosen Formalisten beizuzählen.

Keine so durchaus impulsive, urwüchsige Persönlichkeit, kein sporenklirrender Kämpe wie Liliencron, eher ein Stiller im Lande, ein träumerischer Gärtner, steht doch Falke, wenn es sein muß, auch mannhaft in Waffen. Kein Dichter und Denker, kein Schatzgräber wie Dehmel, weiß er doch die erlesensten Gefühlssensationen aufzuspüren. Er philosophiert mit dem Herzen, und so findet er das Gold der Poesie auf offener Straße. Er wirkt in ruhiger Gesundheit. Zu monumentaler Größe sich aufreckend und wieder zurückgelehnt in redlicher Genügsamkeit; aristokratisch abweisend und doch seelengut; würdevoll und doch weich; sorglos, aber nicht pflichtvergessen; den Tod vor Augen, seiner „unverdrossenen Jugend" froh — so ist dieses wahrhaft deutsche Gemüt. Ihm eignen die Gottgedanken und Feiergefühle des Priesters, das heitere Wohlwollen des praktischen Weltweisen und das ironische Lächeln des erfahrenen Weltmannes. Sein Grundaccord, abgeklärte Beschaulichkeit, springt demzufolge bald in weihevollen Frieden, bald in gehaltvolle Fröhlichkeit über. Seine Lyrik ist voll und fein, mächtig und silberfüßig. Ein versöhnliches Spiel, das auf dem Großen und Göttlichen im Leben beruht. Ein köstlicher Abglanz der Wirklichkeit sub quadam specie aeternitatis. Reinmenschliches in einem Gefäße von kristallhellem Schliffe. Schöne Eigenart.

Von allen lyrischen Neutönern hat sich Falke bisher die größte „Popularität" erobert, wenn diese Bezeichnung der lyrischen Moderne gegenüber angebracht wäre. Liliencron eröffnete der litterarischen, aufstrebenden Jugend die Augen. Falke bestimmte auch die „Alten" dazu, die neue Kunst — als Kunst anzuerkennen. Er besaß, was sein Vorkämpfer „Den Naturalisten" wünschte: „Humor und die feinste Künstlerhand". Seine Gedichte werden jetzt sogar von den konservativen Familienblättern dem „Volke" vorgesetzt. Und noch mag er in zuversichtlichem Nehmen und Geben nicht rasten und nicht rosten: „Nun, Herbst, zeig' deine höchsten Früchte mir". Möge er, breiter zulangend — die Krone erklimmen!

Tilsit A. K. T. Tielo

Ein neues Bilderbuch

„Fitzebutze" von Paula und Richard Dehmel, mit Bildern von E. Kreidolf, war das erste deutsche Kinderbuch, das wieder auf künstlerischen Wegen ging. Es fand einen maßlosen Widerspruch bei den alten Leuten, der Name Dehmel entfachte ihn wohl zuerst, dann einzelne Eigenheiten der Verse, besonders aber wohl die Art der Bilder. Daß „Fitzebutze" trotzdem einen siegreichen Weg gegangen ist, zeigt am deutlichsten, wie nötig uns solch ein Buch war, wie groß die Kunst der kleinen Liedchen ist, und wie gerne die Kleinen schließlich das Buch haben.

Digitized by Google

Das Kind ißt aber auch unreife Äpfel, wenn es nur Äpfel sind. Und jetzt, wo der „Fitzebutze“ sicheren Grund unter den Füßen hat, mag man die Bedenken nicht mehr verschweigen, die man bisher aus Vorsicht gegen die Philister bei sich behalten hat. Vor einiger Zeit ist nun ein neues Kinderbuch erschienen, welches geeignet erscheint, bei einem Vergleich mit dem „Fitzebutze“ zu zeigen, bei welchen Wegen und Absichten besonders der Maler des älteren Buches im Irrtum war: Die Arche Noah, Reime von Fritz und Emily Kögel, mit Bildern von H. Eichrodt, O. Fikentscher, A. Haueisen, F. Hein, K. Hofer, H. v. Volkmann, Bertha Welte (Leipzig, Teubner, 1901).

Bei diesem Vergleiche soll aber in keiner Weise vergessen werden, daß der Schritt von den früheren Bilderbüchern zum „Fitzebutze“ ein viel größerer, bedeutungsvollerer und beschwerlicherer war, als der vom „Fitzebutze“ zu der „Arche“. Jener mußte sich mühevoll den Weg bahnen, diese findet die Leute schon am neuen Ufer in Bereitschaft stehen. Die ungewohnte, scharfe Kost des „Fitzebutze“ hat den Hunger geweckt, die Arche braucht nur ihre Vorräte auszupacken und wird genug Hände finden, die danach greifen.

In einem Aufsatze über Richard Dehmel sagte Wilhelm Schäfer einmal: „In Dehmelschen Gedichten ist immer so viel von seiner Persönlichkeit, daß die Verse niemals zu jener vieldeutigen Einfalt des Ausdrucks kommen, die das Volkslied ergreifend macht“. Und die daher vor allen Dingen der Kinderkunst brotnötig ist, könnte man hinzufügen. In einer Anzahl von Liedchen des „Fitzebutze“ ist aber ein gewisses zwiefältiges Wesen zu spüren. „Pustemuhme“, „Die Reise“, „Die Schaukel“, besonders aber die beiden „Hampelmannliedchen“ tragen mit zwei Schultern, hinter dem Kindersinn erhebt sich noch ein zweiter Sinn, der nur die Erwachsenen ergreift und nur zur Wissenschaft der Erwachsenen gehört. Dieser zweite Sinn bei Kinderliedchen macht mich immer nachdenklich. Aber an sich ist diese Zweisinnigkeit wohl kein Fehler, und gerade in einem Gedichte wie „Pustemuhme“ zeigt Dehmel uns seine größte und eigenste Kunst. Ein Fehler, wenn man überhaupt so sagen darf, wird daraus erst dadurch, daß nun auch F. Kreidolf, der Maler, und vielleicht nicht mit so sicherer Hand, zwei Glocken zugleich läuten will, das Kleinkinderglöckchen und die dumpfe, zersprungene Glocke der Erwachsenen. Wären zu Dehmels Liedern einfache Zeichnungen geschaffen worden, würde man nur die nachgeahmte Kindersprache mit dem Dichter zu verrechnen haben. Doch ist dies von seiten der zu Eingang angeführten alten Leute mit so viel breitem Behagen geschehen und auch wohl nicht ganz ohne Berechtigung, daß ich hier davon absehen kann.

Kreidolfs Zeichnungen zum „Fitzebutze“ aber sind nur selten einfach, sondern meistens geistreich. Besonders die Bilder des Hampelmanns. „Sehen Sie“, meinte ein bedeutender Kunstkritiker, „das ist die echte, groteske Kinderphantasie!“ Da liegt der Hase im Pfeffer. Alles soll plötzlich grotesk sein, das Überbrettl und die Kinderbücher. Die Kinderkunst darf nicht grotesk sein. Das Groteske sieht Trümmer einer alten und zerbrochenen Welt und setzt sie falsch und komisch zusammen: ein Bein, wo der Kopf sitzen soll, und den Kopf in die Magengegend; das Groteske ist „zum Totlachen“. Die Kinder sollen sich nicht totlachen, zu welchem Ende sollen sie wissen, daß so viel Trümmer in der Welt sind. Das Groteske und das Geistreiche ist nichts für Kinder und wird auch nicht verstanden. Lassen wir es den Ästheten. Die freuen sich auch, daß die Knaben und Mädchen auf dem Umschlage des „Fitzebutze“

Digitized by Google

sich um die Bäume winden, als wenn's Botticellis Musen wären, die Ästheten haben ihre klugen Gedanken bei dem Heuschreckendrama auf den Vorsatzblättern, sie erinnern sich bei dem Lazarusbilde an die scharfen Umrisse und gedämpften Farben japanischer Holzschnitte. Sie können darüber streiten, ob Hokusai oder Hiroshige es stärker beeinflußt habe. Das alles ist der Klang der dumpfen, zersprungenen Glocke, welcher nicht in ein Kinderbuch gehört. Eine kluge und schöne Frau, die mit den Kindern empfinden kann, sagte einmal zu mir, der „Fitzebutze" auf Seite 37 sähe aus, als erwarte er auf dem grünen Stuhle seine elektrische Hinrichtung. Und wirklich, es ist etwas Gräßliches, etwas Wahnsinniges und Leichenhaftes in Kreidolfs Fitzebutzebildern. Zu Ende des Heftes liegt Fitzebutze als toter Mann da: in einem Kinderbuche als Ausklang eine Leiche!

Man soll, meine ich, dem Kinde nicht so zwingend vorarbeiten, man weiß doch gar nicht, wenn man ihm einen phantastisch umgemodelten Gegenstand vorstellt, ob es den einfachen, unveränderten schon kennt und erfaßt hat. Man soll seine Phantasie nicht in Richtungen drängen wollen, die vielleicht einem Kinde verständlich, hunderten dafür aber fremd, unbehaglich oder gefährlich sein werden. Man soll auch die schönen Träume der Kinder nicht unruhig machen, Kreidolfs Hampelmann und Lazarus verfolgen aber die Kinder bis in den Traum. Eine Mutter, die ihre Kinderchen mit Vorliebe erschreckte, die nachts als Geist verkleidet an das Bettchen der Kleinen käme und sie mit nassen Händen weckte, würde man für unsagbar thöricht halten. Wenn Lazarus und Hampelmann es auch nicht so toll treiben, so ganz harmlos sind sie auch nicht.

Etwas anderes ist es mit den amerikanischen Missionaren in den Boten auf dem Lazarusbilde, mit dem Postamente, auf dem der übrigens köstliche Hund Strubbel steht, mit der Maikäferküche und mit den Pflaumenbäumen des „kleinen Sünders". Es sind eben keine Pflaumenbäume, sondern Buchen oder Linden, an deren Äste Pflaumen aufgespießt sind, wie an die Friedhofsbäume am Totensonntag die violetten Papierblumen. Durch das Maikäferbild gewinnt das Kind eine völlig falsche Vorstellung von der Bewegung und dem Treiben der Käfer. Gerade hier wird es deutlich, daß nur Kreidolf meistens von der richtigen Straße abbiegt; denn Dehmels „Kinderküche" ist eins der liebenswürdigsten und einfachsten Kinderliedchen der ganzen Sammlung. Zu Kreidolfs Missionaren in den Boten und zu dem Postament kann ich gar nichts sagen; wenn das Kinderkunst ist, dann ist Stephan George ein Kinderdichter.

Aber nicht zu vergessen — Kreidolf hat auch Blätter geschaffen, wie „Aurikelchen", die in Linie und Farbe so sehr an Dehmels Lieder angepaßt sind, die dem Kinde so nahe sind, daß wir angeregt werden, auch die anderen geistreichen Bilder noch einmal durchzusuchen. Und da finden sich denn auch eine überraschende Menge prächtiger und kindlicher Einzelheiten; und all die Hündchen, die paar Böckchen, besonders die Darstellung des kleinen Volkes selbst rechtfertigen doch auch von seiten des Malers den Erfolg des „Fitzebutze".

Nun zur „Arche Noah". Sie ist mit keinem Worte, keiner Farbe, keinem Striche geistreich. Dies läßt sich von Emily und Fritz Kögels Versen ebensowohl sagen, wie von den Lithographieen des Karlsruher Künstlerbundes. Es kommt mir immer so vor, als sei der „Fitzebutze" berlinisch, ich empfinde keinen Ausblick in die Landschaft darin; die Arche riecht so wohlthuend nach Provinz, nach Land, nach

Digitized by Google

Einfachheit. Sie ist nur mit Spielsachen für die Kleinen befrachtet, die Ästheten gehen leer aus, wenn sie sich nicht zur Armut im Geiste bequemen wollen. Die Arche ist auch gar nicht grotesk. Wald, Wiese, Hühnerhof, Obstgarten, Bauernstuben, Gärtchen mit Sonnenblumen, Kohlfelder, der tiefe blaue Himmel. An Stelle der unkindlichen Arabesken ein Gehänge von saftigen Kirschen, spielende Häschen, ein paar fliegende Tauben. Meinetwegen mag ein wildes Kind sich unter den Kirschen blutige Köpfe von Indianern vorstellen und unter den Häschen boshafte, fratzenschneidende Waldkobolde. Die anderen Kinder, denen so etwas fern liegt, brauchen es ja nicht mitzumachen. Vorgezeichnet finden sie jedenfalls nichts, was geeignet wäre, sie im Schlafe zu quälen, keine Fratze, nichts, das an Verzerrung und Tod erinnern könnte. Das ist ein Unterschied und ein Fortschritt gegen den „Fitzebutze". Es ist auch, und das ist ein anderer Fortschritt, nichts Stilisiertes in Zeichnung und Farbe der Arche; keine seltsamen Postamente, die alle Stilarten der Welt in sich vereinigen, keine amerikanischen Missionare. Denn das wunderbare Traumbildchen des Hofer ist nicht stilisiert, sondern ebenso ein Seelenaugenblicksbild eines Kindes, wie man es bei E. Munchs Bildern für die Erwachsenen empfindet. Es ist gerade in diesem Traumbilde eine Wirklichkeit, welche die Kinder immer und immer wieder jubeln läßt; und wir Erwachsenen stehen dabei und fühlen nur dunkel, was da bei den Kleinen vorgeht, hören nur undeutlich das Kinderglöckchen zu den dumpfen Tönen der zersprungenen Glocke klingen.

Es ist kein Ding in der ganzen „Arche Noah", welches ich einem Kinde nicht sofort erklären könnte, wenn es mit dem kleinen Fingerchen darauf zeigt. Ich brauche auch keine langen Umschweife zu machen, wie bei Kreidolfs Maikäferbild. Es ist auch keine Gefahr, daß etwas Falsches gelernt werde; unbewußt schufen die Karlsruher so, daß ihre Bilder direkt dem Anschauungsunterrichte, dem Unterricht in der Naturgeschichte dienen könnten. Dies verbindet sich mit kräftiger deutscher Kunst: und dieser Zweiklang thut wohl.

Es soll mir hier fern liegen, die einzelnen Künstler hervorzuheben und ihre Art zu umgrenzen. Jedem werden andere Bilder lieb sein. Außer dem Traumbildchen mag ich H. v. Volkmanns „Wölfchen auf der Wiese" am liebsten, desselben Künstlers „Früh morgens" und O. Fikentschers „Täubchen".

Die Reime von Fritz und Emily Kögel sind ebenso einfach und kindlich wie die Bilder, deren Erfindung sie anregten. Statt jeden Lobes mag ein kleines dieser köstlichen Liedchen folgen:

Beim Baden

Plitsche, platsche, Wasserfaß!
Trudchen sitzt im Bade.
Pitsche, patsche, pudelnaß,
Naß wie 'ne Made.
Klitsche, klatsch! Es spritzt umher,
Mutterchen muß laufen.
Mitsche, Matsch! Ein großes Meer!
Alles muß ersaufen,
Plinsch, Plansch!
Mansch!

Berlin C. Franz Rhein

Digitized by Google

Wo bleibt der „boom“?

Ein wahres Glück, daß die Vorsichtigen diesmal unrecht bekommmen haben! Nämlich diejenigen, welche von einer unmittelbaren Hausse nach endlich unterzeichnetem Frieden so vieles fürchteten. Jene Kurseexzesse wurden gar nicht begangen, und damit fallen auch die schlimmen Verdauungsbeschwerden fort, von denen unsere Börse dann bedroht sein sollte. In der That, ein derartiger Rückschlag hätte nicht lange auf sich warten lassen! Denn wie weit sind wir noch von der heißesten Jahreszeit entfernt, wo Leute von Vermögen oder Leute, die sich einbilden, Vermögen zu besitzen — eine innerhalb der Spekulation gewiß nicht seltene Erscheinung — ihre Ferienreise antreten. Alsbald würde das Geschäft still liegen, weniger aus allgemeiner Bänglichkeit, als wegen der Abwesenheit zahlreicher Unternehmungslustiger, und die Wirkung müßte die gleiche sein, wie sonst, wenn es an Käufen auch nur gegenüber den zufälligen Tagesverkäufen mangelt.

Also die deutschen Plätze haben jedenfalls die solidere Flagge gehißt, indem sie auf die Unterwerfung der Buren hin einen nur mäßigen Optimismus innehielten, was aber die Frage nach der Ursache dieser ganz unerwarteten Haltung noch keineswegs aus der Welt schafft. Vielmehr wird es in den Annalen unserer Börsengeschichte verzeichnet werden, daß nach der Beendigung eines zweijährigen Krieges, wo man nach früheren Erfahrungen und auch in Anbetracht der wirklich günstigen materiellen Veränderungen einen Aufschwung der Tendenz erhoffen mußte — diese Hoffnung so ziemlich unerfüllt blieb. Der Hinweis auf den in Ruhe verharrenden Goldsharesmarkt beweist da sehr wenig, weil die guten Minenwerte schon wieder hoch genug gestiegen waren, die niedrig notierten aber als unsicher gelten. Wie anders unsere eigenen Aktiengebiete! Dort lag wirklich noch vieles brach, und die Aussicht, durch die Rekonstruktion Transvaals auch Deutschlands Industrie stark beschäftigt zu sehen, ist doch gewiß alles eher als eine bloße Fata Morgana. Indem also diesmal die Kurse den Thatsachen auch nicht einmal für eine kurze Strecke voraneilen, hat man es mit einem schwer zu lösenden Rätsel zu thun. Immer kommen dabei nur unsere inneren Verhältnisse in Betracht, denn eine etwaige Clairvoyance bezüglich der Entwickelung der Trustverhältnisse in der Union existiert leider noch nicht und wird wohl vor den ersten Exekutionen dereinst des Herrn Morgan kaum zu merken sein. Und was unsere Handelsvertragsbeziehungen zu den fremden Ländern betrifft, so weht ja der Wind einer vernünftigen Politik — und den Agrariern direkt in die begehrlichen Mienen — gegenwärtig wieder günstiger.

Einzig und allein unsere neuen Börsenzustände sind es, die einer nachhaltigen Aufwärtsbewegung entgegenzustehen scheinen. Wir haben es infolge des Aufhörens des Ultimoverkehrs, des Emporschießens des Differenzeinwandes, der Rückfälligkeit möglicherweise längst aufgezehrter Depots etc., etc. mit einer Lockerung, wenn nicht gar Auflösung der alten bestehenden Organisationen zu thun. Die Börse ist von ihren alten, bewährten Kräften zum guten Teil verlassen, und das, was an deren Stelle getreten ist, harrt noch seiner Probe. Selbst die großen Kommissionsbanken, die sich unter fortwährendem Zurückdrängen der früheren Zwischenhändler fast des ganzen Effektenverkehrs bemächtigen konnten, hätten noch zu erweisen, daß ihre Rolle die nützlichere sei. Es soll hier in diesem Augenblick ununtersucht bleiben,

Digitized by Google

ob der völlige Sieg der Börsenfeinde Segen oder Fluch oder keines von beiden hervorgebracht hat, jedenfalls ist das Ausbleiben eines kräftigen Kursaufschwunges mit dem Vorhandensein jenes Reformgesetzes schon einigermaßen zu begründen und notabene eines Gesetzes, dessen sogar von der Regierung als milderungsbedürftig anerkannte Einzelvorschriften unversehens wieder in Permanenz erklärt wurden.

Selbstverständlich hat dies alles aber eine verhältnismäßig größere Lebhaftigkeit nicht gehindert. Hätte man doch in unserem Hüttenwesen auch bei noch weiteren Kämpfen zwischen De Wet und Kitchener den Tiefpunkt der Konjunktur als überstanden angesehen. Die Nachfrage für Kohle steht im erfreulichsten Gegensatz zu dem umfangreichen Angebote noch vor zwei Monaten. Und in unserer Fabrikation mehren sich die Aufträge, sobald es in sonst verdrießlichen Generalversammlungen zu weiteren Mitteilungen der Direktion kommt. Auch weiß jeder Aktionär, daß das abgelaufene Berichtsjahr nur in seltenen Fällen so schlecht gewesen ist, wie die geringe Dividende oder gar die Nichtdividende zeigt, da es kaum einen Aufsichtsrat giebt, der sich die leider drastische Gelegenheit entgehen ließ, diesmal mit großen inneren Rückstellungen in den betreffenden Bilanzen reinen Tisch zu machen. Oder glaubt man wirklich, daß z. B. die überaus niedere Aufnahme der Roheisenbestände — ein drückender Faktor bei so vielen Bilancierungen — sich in 1902 anders als rentabel erweisen dürfte? Was die hohe Zahl der Aufträge betrifft, so hat hiermit sogar der scheidende Generaldirektor Brauns in der Generalversammlung der Dortmunder Union aufwarten können.

„Dein auf ewig!" flüstert zuweilen irgend eine Romanheldin zum hundertsten Male, und ähnlich hat Herr von Hansemann zum so und so vielten Male den aktuellen Reorganisierungsvorschlag der Dortmunder Union als eine dauernde Grundlage für die Gesundung des Unternehmens bezeichnet. Merkwürdiger Weise ist aber sowohl die Debatte hierüber nicht ganz schlecht verlaufen, noch ist der Kurs weiter zurückgegangen. Ebenso sind auch in anderen Generalversammlungen der Jüngstzeit, wo besonders bei kleinen Gesellschaften Zündstoff zur Empörung reichlich angehäuft war, die Schlußanträge wieder explosionsfrei gewesen. Seitdem in unserer vornehmsten und mit so vielem Talent regierten Dampfergesellschaft die Freundschaft mit einem der abenteuerlichsten Amerikaner und noch dazu per Akklamation (!) angenommen wurde, scheinen sich die deutschen Aktionäre ein ganz besonders frommes Lammblut angeschafft zu haben. Noch weitere Generalversammlungen einzelner schlecht abschneidender Industrieunternehmen stehen bald bevor. Zu Anfang besorgten die Aufsichtsräte ein Sturmlaufen gegen sich, bis sie dann die Vertreter der Gegenpartei auf dem eigenen Bureau empfingen und aus der Haltung dieser Herren Frieden anstatt Krieg schöpfen konnten. Wie es sich denn überhaupt zeigen wird, daß bei zahlreichen Aktionären wohl Bedauern über die Verluste, aber keine Empörung über die angeblichen Dummheiten der Leitung vorwaltet. Die Strömung geht eben im ganzen nicht gegen die Großen!

Auffallend genug haben die 6 Millionen verstimmt, welche die Harpener Bergbaugesellschaft zum Ausbau neuer Schächte gebraucht. Als ob das unproduktive Zwecke seien und als ob unsere Kohlenproduktion ohne ständige Ausdehnung und demgemäß auch Kapitalvorlage zu leben vermöge. Freilich hat die Börse bei vielen Maßnahmen seitens der Harpener Gesellschaft immer noch an Ursachen gedacht, welche sich angeblich nicht ganz innerhalb des rein Sachlichen hielten,

Digitized by Google

während z. B. die Aktiengesellschaft Gelsenkirchen eine Art Monopol auf einen börsenreinen Ruf von jeher gehabt hat. In diesem Sinne fallen wohl Bochumer und Harpener und wiederum Gelsenkirchener mit Laura zusammen. Was an solchen Vorurteilen richtig ist, ob dabei nicht überhaupt zu viel an die Bankdirektoren anstatt an die Bergwerksdirektoren gedacht wird, läßt sich so kurz gar nicht abwägen.

Der interessanteste Markt umfaßt heute noch unsere Anlagen und zwar auch diejenigen in besseren fremden Werten. Von letzteren hat ja unser Publikum an Russen, Ungarischer Kronenrente, Wiener Stadtanleihe seit Monaten Unsummen aufgenommen, und die Entwickelung der Anlageliebhaberei gerade in diesen Papieren bleibt lehrreich, weil sie überraschend war. Nur muß es ein — großes Anlehen sein, mit dem ein Staat oder eine Kapitale in die Öffentlichkeit tritt. Das giebt dann einen weit bequemeren Tummelplatz für Käufe oder Verkäufe ab als da, wo die Grenzen von vornherein enge gesteckt sind. Es ist durchaus möglich, daß fremde Renten — und es kommen auch exotische, wie z. B. Argentinier hinzu — noch in der allgemeinen Gunst stehen, wenn unser Aktienwesen wieder höhere und vor allem bewegte Kurse sieht, zumal dabei auch die Arbitragefähigkeit von London und Paris mitspricht. Allein mit unseren deutschen Fonds dürfte es wohl alsdann weniger bedarfsfreudig aussehen. Sind doch die von einander abweichenden Wege zu festverzinslichen oder zu Dividendenpapieren deutlich genug vorgezeichnet. In dem Moment, wo unsere Anlagewerte stiller werden und wir wieder das Ausland veranlassen, Guthaben bei uns zu halten, wozu also auch knapperes und teuereres Geld gehört, schreitet Deutschlands Industrie abermals voran.

S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Janssen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Litterarische Anzeigen

Die Zeit

Nationalsoziale Wochenschrift. Herausgeber: Fr. Naumann.
Preis vierteljährlich Mk. 3.—

Inhalt der No. 38:

Politische Notizen: Süße mit Zucker! — Eugen Richter als Opportunist. — **Maurenbrecher:** Die Taktik des Reichskanzlers. — **Traub:** Die Väter des Sozialismus. — **Ebert:** Die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe. — **Schubring:** Kunsthistorische Ausstellung in Düsseldorf. — **Rohrbach:** Ein Stück Barbarei in unserer Kultur. — **Wenck:** Die Wacht am Rhein. — Kunst. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Bodenreform. — Büchertisch. — Briefkasten.

Probenummern jederzeit umsonst vom Verlag
Berlin-Schöneberg.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Gustav Falke als Lyriker.

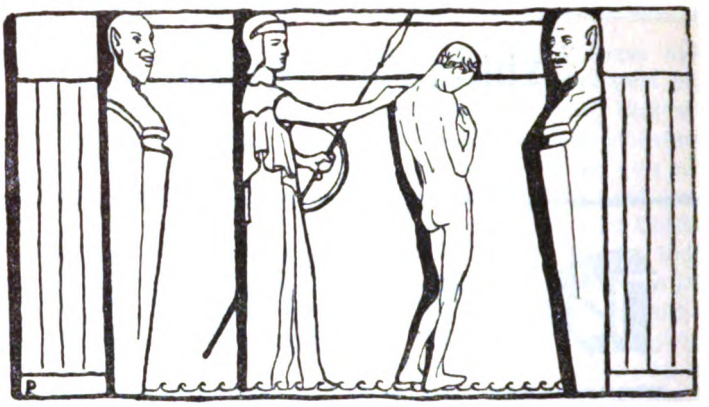
Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier.
Brosch. 1 Mark. Geb. 2.50 Mark.
Eine Auswahl für das deutsche Volk, vor allem auch für die Frauen und Mädchen unseres Vaterlandes.

Gedichte von Gustav Falke.

Mynheer der Tod . . . . . Geb. 4 Mark
Tanz und Andacht . . . . . Geb. 4 Mark
Neue Fahrt . . . . . Geb. 4 Mark
Mit dem Leben . . . . . Geb. 3 Mark

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google



PETER MICHEL.

Ein Roman von **Friedrich Huch.**

Brosch. Mk. 4.—. Geb. Mk. 5.—.

Ferd. Avenarius im „Kunstwart": Heute können wir wieder auf einen neuen Erzähler hinweisen, der ein „Kerl" ist.

Paul Remer in der „Woche": **Peter Michel** ist der erste wahrhaft humoristische Roman, den die junge Litteratur uns beschert.

Der „Osten": In diesem Roman hat das Deutschtum typischen Ausdruck gefunden, ohne Beschönigung, echt, einfach und treu.

Gabriele Reuter im „Tag": **Peter Michel** ist ein Buch, an welches man nach Wochen und Monaten noch immer mit der gleichen frischen Freude zurückdenkt.

DER MANN IM NEBEL.

Roman von **Gustav Falke.**

Geb. Mk. 3.—.

Falke hat mit diesem „Mann im Nebel" eine für unsere Kultur ganz typische Gestalt gezeichnet. Und mehr als „gezeichnet", er macht uns teilhaftig der Stimmungen dessen, den wir da beobachten; sein Werk ist Dichtung. (Der Kunstwart).

EINSAMKEIT.

Die Geschichte eines reinen Thoren von **Richard Huldschiner.**

Brosch. Mk. 2.—. Geb. Mk. 3.—.

Einsamkeit ist ein seltsam anziehendes, rührendes Buch. Heiße Empfindungen brechen daraus hervor, süße Laute klagender Sehnsucht durchzittern es, und starke Fäden spinnen sich von der Seele des Einsamen zu den hohen Wundern der Gebirgsnatur. (Breslauer Morgenzeitung).

SCHICKSALE.

Novellen von **Wilhelm Poeck.**

Brosch. Mk. 2.—. Geb. Mk. 3.—.

Ein neuer Name. Aber der ihn trägt, schreitet fest. **Poeck** versteht es wirklich, ein Schicksal in den Rahmen einer kurzen Novelle zu bannen. Vom Geiste Storms hat **Poeck** manchen Hauch verspürt. (Breslauer Morgenzeitung).

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Neuigkeiten Frühjahr 1902.

Putzi. Märchenkomödie in 5 Akten von **Gustav Falke.** Einbandzeichnung von **Arthur Siebelist.** Brosch. Mk. 1.50. Geb. Mk. 2.50.

Fegefeuer. Ein Roman aus den Bergen von **Richard Huldschiner.** Einbandzeichnung von **Arthur Siebelist.** Brosch. Mk. 3.—. Geb. Mk. 4.—.

Ringendes Leben. Dichtungen von **Felix von Fuchs-Nordhoff.** Brosch. Mk. 2.—. Geb. Mk. 3.—.

Der Kaiser, die neue Kultur und die deutschen Einzelstaaten.

Von **Gustav Schiefler.** Brosch. 60 Pfennig.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Familienheim für Erholungsbedürftige

Dr. Schwarz, Arzt

Bad Oldesloe. **Bahn Hamburg-Lübeck.**

Soeben erschien:

Hamerlings Werke.

Volks-Ausgabe in 4 Bänden.

Ausgewählt und herausgegeben von
Dr. Michael M. Rabenlechner.

Mit einem Geleitwort von
Peter Rosegger.

Zweite Auflage.

Inhalt: Ahasver in Rom. — Der König von Sion. — Homunkulus. — Amor und Psyche. — Germanenzug. — Danton und Robespierre. — Teut. — Venus im Exil. — Sinnen und Minnen. — Blätter im Winde. — Gedichte aus dem Nachlaß. — Ein Schwanenlied der Romantik. — Aspasia.

Preis in 4 eleganten Leinenbänden Mk. 20.—

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Firma 1870 gegründet.
Bei Barzahlung höchster Rab. u. Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige
Längste Garantie.

Emmer-Pianinos

Flügel — Harmoniums.

Fabrikate.
Fabrik:
Wilhelm Emmer
Berlin 500, Seydelstrasse
Preisliste, Musterbuch umsonst.
Allerhöchste Auszeichnung.

„Victoria" feinster Naturbutter-Zwieback der Welt.

Trüller Zwieback

Fürsten u. Könige führen ihn an ihrer Kaffeetafel. Gr. elegant lackierter Blechkasten mit 260 St. Mark 4.— franko ohne alle weiteren Unkosten.

Harry Trüller
Celle 45.

Grösste Zwiebackfabrik Europas. 12mal präm.

Digitized by Google

HAMBURG-AMERIKA LINIE

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst.

Hamburg-Newyork	Hamburg-Boston	Hamburg-Mexiko	Stettin-Newyork
Hamburg-Frankreich	Hamburg-Philadelphia	Hamburg-Canada	Newyork-Mittelmeer
Hamburg-Belgien	Hamburg-Galveston	Hamburg-Ostasien	Newyork-Ostasien
Hamburg-England	Hamburg-New-Orleans	Hamburg-Brasilien	Newyork-Westindien
Hamburg-Portland	Hamburg-Venezuela	Hamburg-La Plata	Orientfahrten
Hamburg-Baltimore	Hamburg-Westindien	Genua-La Plata	Nordlandfahrten

ferner mit den Dampfern der Deutschen Ostafrika-Linie: **Hamburg-Ostafrika.**

Hamburg-Newyork via Southampton und Cherbourg

Schnelldampferdienst.

Nähere Auskunft erteilt die

HAMBURG-AMERIKA LINIE, Abteilung Personenverkehr

Hamburg, Dovenfleth 18—21

sowie deren Vertreter.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Die Verlagsbuchhandlung.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

II. Jahrgang 28. Juni 1902 Heft 39

PGerm 270,2

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

	Seite
Abschiedsworte. Dr. S. Heckscher	359
Barthold Heinrich Brockes. Paul Seliger	360
Von alter und neuer Litteratur. Karl Hans Strobl	373
Gedichte von Gustav Falke	376
O. J. Bierbaum als Lyriker. A. K. T. Tielo	377
Unser Eisenmarkt. S. v. H.	384

Redaktion: Dr. S. Heckscher
Verlag: Alfred Janssen, Hamburg

Digitized by Google

Bezugspreis 3 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 30 Pfennig

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt Mk. 3.— für das Vierteljahr, Ausland Mk. 4.50.

Einzelne Hefte kosten 30 Pf.

Jeder Halbjahrsband wird geb. für Mk. 7.— geliefert.

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I, 388 oder 8074) — erforderlich.

Hamburgischer Lorbeerkranz

Drei kleine Dramen in Versen

(Anschar – Datt lütte Rümeken – Hamburg Phoenix)

von **Carl Mönckeberg**

Buchschmuck von Arthur Illies.

Als Manuskript gedruckt und nur bei **Alfred Janssen, Hamburg,** Kaiser-Wilhelmstrasse 76 II. zu kaufen.

Preis Drei Mark.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

I. und II. Jahrgang.

Soweit der Vorrat reicht:

Einzelne Hefte 30 Pf. **Einzelne Quartale 3 Mark.**

Jedes Halbjahr ist gebunden für 7 Mark oder in 26 Heften für 6 Mark erhältlich.

Einbanddecken für den Halbjahrsband 1 Mark.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Gicht

BAD SALZSCHLIRF, Bonifaciusbrunnen.

Rheumatismus, Steinleiden.

Prospekte, ein Heft Heilerfolge und Gebrauchsanweisung zur Trinkkur, welche, ohne das Bad zu besuchen und ohne Berufsstörung in der Heimat der Patienten **mit grossem Erfolg** vorgenommen werden kann, werden kostenfrei versandt durch die ***Bade-Verwaltung.***

Diesem Hefte liegen Prospekte bei der Verlagsbuchhandlungen G. Stilke, Berlin und Alexander Duncker, Berlin.

DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift
· · · für deutsche Kultur · · ·

Redigiert von Dr. S. Heckscher

II. Jahrgang 28. Juni 1902 Heft 39

Der Nachdruck ganzer Beiträge ist verboten, genaue Quellenangabe bei jeder Entlehnung erforderlich

Abschiedsworte

Eine Reihe freundlicher Beileidskundgebungen aus allen Teilen Deutschlands legt mir den Wunsch nahe, im letzten Hefte der Hamburgischen Wochenschrift für deutsche Kultur Mitarbeitern und Lesern einige Abschiedsworte zu sagen.

Vor allem möchte ich die Entstehungsgeschichte der Zeitschrift ins Gedächtnis zurückrufen und daran erinnern, daß an des „Lotsen" Schöpfung neben dem opferfreudigen, idealgesinnten Verleger Alfred Jansen das Hauptverdienst Carl Mönckeberg trägt, und daß zwingende Umstände, die mit der Führung der Zeitschrift in keinerlei Zusammenhang standen, ihn hinderten, der Leitung bis zum letzten Augenblick treu zu bleiben. Ich weiß nicht, ob Carl Mönckeberg es billigen wird, daß gerade ich seine Verdienste in dieser Stunde hervorhebe. Aber das darf für mich nicht entscheidend sein. Ist es mir doch in hohem Grade unerquicklich, lediglich einem Zufall zu danken, wenn ich jetzt Worte der Anerkennung allein einheimse. Hatte der „Lotse" eine Mission und leistete er eine Arbeit, die kulturfördernd war und Echtes und Lebenswertes schuf, so muß sich das Verdienst der beiden Herausgeber bei dem Erfolge bescheiden, eine Zahl unabhängiger, darunter führender deutscher Geister um das Zeichen des „Lotsen" geschart zu haben.

So fühle ich mich denn bis zu einem bestimmten Grade als Außenstehender, der wie jeder andere Freund einer solchen Stätte freier, mutiger Aussprache die Auflösung beklagt. Um nun nicht alles zerrinnen zu lassen, hieß es, an Bestehendes anknüpfen.

Und ich konnte aus innerster Überzeugung die Hoffnung aussprechen, daß die Freunde unserer Zeitschrift in den „Preußischen Jahrbüchern" das wiederfinden werden, was das eigentliche Wesen des „Lotsen" ausmachte.

Möchte ich doch unseren Mitarbeitern, denen Mönckeberg und ich herzlichen Dank schulden, in den „Preußischen Jahrbüchern" wieder begegnen. Erst dann werde ich das Recht haben, von einem Aufgehen des „Lotsen" in den „Preußischen Jahrbüchern" zu sprechen. Dr. S. Heckscher

Digitized by Google

Barthold Heinrich Brockes

Unter den Dichtern, welche die Blütezeit unserer Litteratur vorbereiten halfen, nimmt Brockes eine der hervorragendsten Stellen ein. Gewöhnlich wird Thomson als derjenige bezeichnet, unter dessen Einflusse auch in Deutschland die Naturdichtung emporblühte, aber mit Unrecht. Als der englische Dichter 1726 seinen „Winter" veröffentlichte (die erste Gesamtausgabe der „Jahreszeiten" erschien 1730), waren von Brockes bereits die ersten zwei Bände des „Irdischen Vergnügens in Gott" gedruckt, in denen des Dichters Eigenart, wie sie sich durch alle seine Gedichte beinahe unverändert hindurchzieht, schon vollständig ausgeprägt sichtbar wird. Zwar ist unverkennbar, daß der englische Dichter den Hamburger Ratsherrn an dichterischer Kraft bei weitem überragte, und auch Brockes erkannte die Vorzüge jenes neidlos an, denn er sagte von den „Jahreszeiten":

„In welcher Schrifft der große Thomson so sinnreich, so beglückt gewesen,
Daß wir bey keiner Nation dergleichen Meisterstück gelesen" —

Von ihm rührt auch nicht nur die erste vollständige Übersetzung des Thomsonschen Gedichtes her (erschienen 1745), sondern er hatte schon vorher bei verschiedenen Gelegenheiten Stücke aus dem „Frühling" und „Sommer", sowie die Schlußhymne in deutscher Übertragung veröffentlicht. Es zeigte sich eben damals überall ein steigendes Mißbehagen an der ganzen verstandesmäßig-nüchternen und regelrechten französischen Schule, deren Grundsätze in Boileau ihren theoretischen Vorkämpfer hatten, und alles drängte nach dem Ausdrucke einer von den Fesseln des Klassizismus befreiten unmittelbaren Empfindung. Als nächstes Objekt bot sich nun hier die Natur dar, und zwar zuerst die unbelebte, die dem wenig geübten Darstellungsvermögen die leichteste Aufgabe bot, auf sie folgte die Tierfabel, deren uns Heutigen beinahe unverständliche Bevorzugung nur daraus zu erklären ist, daß sie den nächsten Schritt zur ungleich verwickelteren Charakterdarstellung enthält, die ihre Kräfte wiederum erst an verhältnismäßig einfachen Gegenständen schult, ehe sie sich zum höchsten Gegenstand der Kunst, der Darstellung des Menschen, wendet.

In Hamburg herrschte um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts ein außerordentlich bewegtes litterarisches Leben. Es war Sitz der Musik und des Schauspiels geworden, und man fand hier alle Schattierungen der deutschen Dichtkunst vertreten. Die Obersachsen und Schlesier, die bisher die Litteratur beherrscht und mit großer Geringschätzung auf die Niedersachsen herabgeblickt hatten, erfuhren es zu ihrem nicht geringen Ärger, daß sich die letzteren einen Ehrenplatz auf dem deutschen Parnasse erobert hatten, und es sollte in der That nicht lange dauern, so war die schlesische Dichtung wie vernichtet, die obersächsische tief erschüttert und die niedersächsische Poesie Meisterin des Schlachtfeldes. Auch die Anfänge der Kritik fanden in Feind, Hunold, Weichmann und anderen ihre Vertreter, obgleich die Thätigkeit dieser Männer durchaus nicht von so einschneidenden Folgen begleitet war wie die gleichzeitige der Schweizer. Umgekehrt aber waren die dichterischen Erzeugnisse der Schweiz, verglichen mit denen Hamburgs, minderwertig. So sehen wir in dieser Stadt einen Mittelpunkt poetischer Thätigkeit, die durchaus Neues vorbereitete.

Der Hauptvertreter der neueren französischen Kritik und der Boileauschen Lehre war in Hamburg Wernicke. Dieser Schule gegenüber rettete Brockes die

Digitized by Google

Empfindung genau so, wie es Klopstock später gegenüber der Gottschedschen Richtung that. Darin besteht seine Hauptbedeutung: er „emanzipierte die Sinne", um mit Gervinus zu sprechen oder, genauer ausgedrückt, die sinnliche Empfänglichkeit für die Außenwelt und machte so die Bahn für die kommende Entwickelung frei. Besonders ist es der Farbensinn, der bei ihm zu einer Vollkommenheit und Schärfe ausgebildet ist, wie bei keinem anderen Deutschen, weder vorher noch nachher.

Brockes hat selbst eine kurze Biographie von sich geschrieben, deren Manuskript sich im Hamburger Stadtarchiv befindet. Obgleich sie schon zu des Dichters Lebzeiten bekannt war, hat sie doch erst Lappenberg im zweiten Bande des „Vereines für hamburgische Geschichte" vollständig veröffentlicht. Begonnen hat er mit seiner nur bis 1732 reichenden Arbeit, wie er selbst angiebt, am 12. August 1724 und sie 1735 oder 1736 beendet. Vielleicht verhinderte ihn die Erschütterung über den Tod seiner Gattin an der Fortsetzung.

Der Aufsatz enthält viel Unbedeutendes, wie Lappenberg schon hervorgehoben hat, aber er bietet doch für die Beurteilung des Dichters und seiner Zeit wichtigen Stoff. Er erregte auch bei seiner ersten Vorlesung im „Verein für hamburgische Geschichte" lebhafte Teilnahme.

Gleich der Eingang enthüllt Brockes tiefreligiösen Sinn und bildet gleichsam das Programm zu seiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit. Er hat seine Lebensbeschreibung „in Gottes Nahmen zu entwerffen angefangen, nicht aus eitler Ehre oder andern Absichten, welches ich vor Gott bezeuge, sondern bloß, um mich einiger von den fast unzähligen Wohlthaten Gottes, die Er mir Zeit meines Lebens erwiesen, mit froher Dankbarkeit zu erinnern. Denselben allerweisesten, allmächtigsten und liebreichsten Vater inbrünstig anflehend, daß er die übrige Zeit meines Lebens mir ferner gnädig seyn und vor allem Bösen sowol mich als die Meinen gnädiglich behüten möge!" Diese etwas pedantische Frömmigkeit verbunden mit großer Selbstgefälligkeit, in der sich Brockes angesichts des augenscheinlichen Schutzes Gottes unausgesetzt bespiegelt, bilden die hervorstechendsten Züge seiner Arbeit. Bei jeder Errettung aus Gefahren, denen er vielfach ausgesetzt gewesen ist, setzt er mindestens ein kurzes: „Gott sey gelobet!" oder „Gott sey gedankt!" hinzu, wenn er sich nicht zu einem längeren Erguße veranlaßt sieht. Beinahe naiv klingt es, wenn er erwähnt, daß er beim Spiele stets mit einem blauen Auge weggekommen ist, und hinzusetzt: „Gott hat mich behütet, daß ich dadurch in keinen empfindlichen Schaden kommen, wovor ich Ihm sowol als daß ich keine hitzige Inclination zu dem verderblichen Spielen gehabt, unendlichen Dank schuldig bin." Ein anderes Mal fiel er in die Hände gewerbsmäßiger Spieler und wäre wohl nicht ungerupft davongekommen, wenn sie nicht während des Spieles in Streit geraten wären. Diese Rettung schreibt er einem unmittelbaren Eingreifen Gottes zu, denn er fährt fort: „Gott sey gelobet des abgewendeten augenscheinlichen Schadens halber!" Ehe sich Brockes 1714 verheiratete, hatte er sich verschiedene Körbe geholt, von denen er mit großer Harmlosigkeit berichtet. Ja, er erkennt auch hierin „Gottes weise Direktion", da er sonst seine spätere Gattin Anna Ilsabe Lehmann, „mit deren Gottesfurcht und übrigen ausnehmenden Leibes- und Gemütsgaben ich so große Ursache habe, zufrieden zu seyn", nicht erhalten hätte. Wahres Gefühl dagegen spricht aus Worten, in denen er im Jahre 1728 seines Hochzeitstages gedenkt, den „der große Gott zu einer Quelle gemacht, aus welcher mir nunmehr in die vier-

Digitized by Google

zehn Jahre viel tausendfaches Vergnügen zugeflossen, welches Er aus Gnaden, wenn es uns beiderseits nützlich, nach Seinem heiligen Willen von einer langen Folge und Dauer seyn lassen wolle!" Wenn Brockes die Geburt eines seiner Kinder erwähnt, vergißt er selten hinzuzufügen: „Welchen so wol als alle übrigen der gütige Schöpfer gesegnen und zu Seinen Ehren erwachsen lassen wolle!" oder: „Welchen Gott zum Werkzeug der Ausbreitung seiner Ehren nebst meinen übrigen Kindern gnädig machen wolle!" Ebenso dankt er Gott, wenn ein neuer Band seines Werkes erscheint oder eine neue Auflage erlebt.

Brockes Leben selbst ist mit kurzen Worten erzählt. Am 22. September 1680 als Sohn eines angesehenen Hamburger Kaufmanns geboren, besuchte er die Schulen seiner Vaterstadt, um 1700 die Universität Halle zu beziehen, wo er Jura studierte und auch bei Thomasius mehrere Kollegien hörte. Er zeigte schon damals ein über seine Jahre hinausgehendes ernstes Wesen. „Vom Trinken bin ich für mich selbst nimmer ein Liebhaber gewesen, jedoch habe selbiges wegen der Gesellschafft nicht allemahl vermeiden können", ebenso „fühlte er, durch ein wenig zu viel Eigenliebe, keine sonderliche tendresse gegen das Frauenzimmer". 1702 ging er auf ein halbes Jahr nach Wetzlar, um sich bei dem Kammergericht „in Praxi etwas zu exerciren". Er wollte sich eben nach Genf begeben, als ihn die Nachricht von dem Vordringen der Franzosen nötigte, die Reise in Nürnberg zu unterbrechen. Seinen Aufenthalt hier benutzte er, um seine Kunststudien fortzusetzen, die er schon früher betrieben hatte, da er ein ziemliches Zeichentalent besaß. Dann ging er nach Venedig und von da nach Rom, wo die Kunstdenkmäler alter und neuer Zeit einen lebhaften Eindruck auf ihn machten. Bei Betrachtung einiger Tempelruinen „gerieth er in eine tiefe Empfindlichkeit und überdachte schwermüthig den fatalen Wexel aller menschlichen Dinge. Ich sahe nemlich zu meinen Füßen im Sand und Staub zertrümmerte Ueberbleibsel von solchen Säulen, die nicht allein ein Auszug der Kunst, sondern auch zugleich Stützen an solchen Tempeln gewesen, welche nicht von einzelnen Menschen, sondern von ganzen Nationen verehret worden. Eine Handvoll Jahre, dacht ich, kann dem hier anjetzo nahe bey in solcher herrlichen Pracht in eurer Nachbarschaft glänzenden Peters-Tempel eben so wie euch in Graus und Staub legen." Von Rom ging er über Florenz, Genua, Genf, Lausanne nach Paris und wollte auch nach England gehen, um dort womöglich „sein Fortun bey Hofe zu suchen", als er auf der Reise dorthin in Rotterdam ein Schreiben seiner Muter erhielt, worin sie ihm den plötzlichen Tod seiner Schwester mitteilte und ihn aufforderte, da sie jetzt ganz allein sei, seine Reise abzukürzen, zu promovieren und nach Hause zurückzukehren. Der Sohn willfahrte dem Wunsch seiner Mutter, erwarb sich in Leyden den Titel eines Lizentiaten der Rechte und traf am ersten Advent 1704 in Hamburg wieder ein. Nun ging er mit sich zu Rate, „ob er sich auf die Praxis legen, und ein eifriger Advocat werden, oder ein geruhiges Leben führen und sein eigener Herr bleiben wollte". Das letztere entsprach seiner Neigung mehr, und seine „Absicht war demnach durch eine artige Aufführung zu einer reichen Heiraht zu gelangen". Allein er „spannete den Bogen zu hoch", und so dauerte es noch ganze zehn Jahre, ehe er, wie schon erwähnt, Anna Ilsabe Lehmann heiratete. Die Ehe war sehr glücklich und mit zwölf Kindern gesegnet, von denen sieben den Vater überlebten. Es war ein harter Schlag für Brockes, als seine Gattin 1736 starb. 1714 gründete er mit Richey und König die „Teutsch-

Digitized by Google

übende Gesellschaft" und 1716 die „Patriotische Gesellschaft", die bis 1748 bestand und den „Patriot" (vier Bände, 1724—1726) herausgab. 1720 wurde er Ratsherr und von 1735—1741 Amtmann in Ritzebüttel, wo er den nach ihm genannten Park anlegte, später Befehlshaber des Bürgermilitärs, Protoscholarch und Kaiserlicher Pfalzgraf. In seinen amtlichen Stellungen hatte er verschiedene Reisen zu unternehmen, unter anderem nach Wien und Berlin. Er starb in Hamburg am 16. Januar 1747; seine letzten Lebensjahre waren durch häuslichen Kummer, den ihm besonders seine Söhne bereiteten, getrübt.

Über die Anfänge seiner poetischen Thätigkeit spricht sich Brockes ziemlich eingehend in seiner Selbstbiographie aus. Nach seiner Rückkehr in die Heimat, erzählt er hier, hielt er sich „zu den vornehmsten Compagnien", gab wöchentlich ein Konzert, verschaffte sich eine kleine Gemäldesammlung usw. und gedachte sich „auf solche Weise in Estime zu setzen und beliebt zu machen". Doch bemerkte er bald, „daß nach Beschaffenheit des Zustandes unserer Stadt dergleichen Weg nicht allerdings ohne Gefahr sey, und man auf solche Weise an einem Ort, wo ein jeder auf das Commercium bedacht, anstatt Ehren einzulegen, den Nahmen eines Müßiggängers gar leicht davon tragen kann". Deswegen wandte er sich ernsteren Studien zu und beschäftigte sich vorzugsweise mit Werken über Moral, so Labruyères „Charakteren", Rochefoucault, Pascals „Gedanken", aber auch mit Molière, Boileau usw. Dann übersetzte er einige Satiren dieses letztgenannten, und da ihm dies leicht von statten ging, „verursachte es ihm allgemach eine größere Lust zur Poesie". Zur Hochzeit seines Freundes Degesack verfaßte Brockes dann im Dezember 1708 eines der damals üblichen Hochzeitsgedichte, das großen Beifall fand. Infolgedessen übertrug ihm der Rat die Abfassung des Textes zu „einer extraordinairen Serenata", mit welcher die zur Zeit in Hamburg weilenden kaiserlichen Kommissarien „auf dem gewöhnlichen Petri Mahl regaliret" werden sollten. Durch den Anklang, den auch dieses Gedicht fand, wurde er „je länger je mehr angetrieben, dem studio poetico mit größerer Application sich zu widmen". Durch Zufall lernte er „La strage d'innocenti" von Marini kennen und fertigte eine Übersetzung davon an, die unter dem Titel „Verdeutschter Bethlehemitischer Kinder-Mord des Ritters Marino" zuerst 1715 erschien und bis 1742 fünf Auflagen erlebte. „Wann ich aber gar bald gewahr ward, daß die Poesie, wofern sie keinen sonderlichen und zwar nützlichen Endzweck hätte, ein leeres Wortspiel sey, und keine große Hochachtung verdiente, als bemühete ich mich solche Objecta meiner Dichtkunst zu erwehlen, woraus die Menschen nebst einer erlaubten Belustigung erbauet werden mögten. Da ich denn erstlich das bekannte nachher in verschiedene Sprachen übersetzte Passions-Oratorium verfertigt, nachgehends aber durch die Schönheit der Natur gerühret, mich entschloß, den Schöpfer derselben, in fröhlicher Betrachtung und möglicher Beschreibung zu besingen. Wozu ich mich um so mehr verpflichtet hielte, als ich eine so große und fast unverantwortliche Nachlässigkeit, Unempfindlichkeit, und den daraus folgenden Undank gegen den allmächtigen Schöpfer für höchst sträflich und dem Christenthum ganz unanständig hielte. Verfertigte demnach, zumahl zur Frühlingszeit verschiedene einzelne Stücke, und suchte darin die Schönheit der Natur nach Möglichkeit zu beschreiben, um so wol mich selbst als andere zu des weisen Schöpfers Ruhm durch eigenes Vergnügen je mehr und mehr anzufrischen, woraus denn endlich der erste Teil meines ‚Irdischen Vergnügens' erwachsen." Diesem seien bald drei weitere

Digitized by Google

Bände gefolgt, „und wünsche ich von Herzen, daß auch diese nicht ohne Erbauung gelesen werden, ein jeder Mensch dadurch seine Sinnen besser gebrauchen, sich auf eine leichte Weise vergnügen, und welches billig der Endzweck aller Menschen seyn sollte, Gott in Seinen Werken verehren lernen möge. Wie ich nun aus der Wichtigkeit und Wahrheit der Sachen, als auch aus dem guten Anfange an einem ferneren Nutzen nicht zweifele, so bitte ich Gott, daß Er in mir so wol den Willen als die Kräfte, Ihn auf diese Weise ferner zu rühmen bis an mein Ende aus Gnaden erhalten und vermehren wolle."

Das „Irdische Vergnügen in Gott" wuchs allmählich zu neun starken Bänden heran (erschienen 1721—1748, der letzte Teil erst nach dem Tode des Dichters). In den ersten Band nahm Brockes einige ältere Gedichte, die er bereits in der ersten Ausgabe des „Bethlehemitischen Kindermordes" (1715) veröffentlicht hatte, auf, darunter eine Schilderung des Nachtigallengesanges aus seinem ersten Gedichte, dem obenerwähnten Carmen auf die Degesackische Hochzeit vom Jahre 1708, das deswegen beachtenswert ist, weil sich hier die beiden Hauptzüge der Brockesschen Dichtung: die bis ins kleinste gehende Schilderung von Einzelheiten und die religionsphilosophische Betrachtung, schon deutlich ausgeprägt zeigen.

Die „Siren der Büsche, die wundersüsse Nachtigall" streichelt bezaubernd mit holdem Gurgeln Luft und Ohr; ihr Gesang wird durch musiktechnische Ausdrücke: Fugen, Pausen, Sprünge, Kontrapunkte, näher gekennzeichnet; sie singt mit tausend Zungen und bläst in viel hundert Röhren:

„Bald ist's, als ob sie jemand riefe;
  Bald kräuselt sie den reinen Schall;
Bald senkt sie in holer Tiefe
  Durch einen angenehmen Fall.
Es lässt, als wären im Geäder
  Von ihrem eingeschränckten Schlund
Vom Wirbel- Wind getrieb'ne Räder —

sie zieht, dreht, schärft die Töne. Der Dichter verfällt in Zweifel, ob die Quelle eines solchen Gesanges ein tönend Stäubchen sei, „ein Schall, ein Hauch, mit Haut" umgeben? „Ein singend Nichts? ein blosser Klang?" und gelangt nach Hin- und Widerwanken zu dem Schlusse: „Es sey was Himmlisches darin." — Die Verse schließen sich an ein anderes Gedicht desselben Inhaltes an zum Beweise, daß, wie der Herausgeber Weichmann sagt, „der Herr Verfasser zu verschiedenen mahlen und jederzeit auf gantz verschiedene Art, die Nachtigall beschrieben hats." Hier wird gesagt: Der Vogel singt tief, hoch, gelind, stark, er lockt, schnarrt, zischt und pfeift, rauscht wie Quellen, klingt wie Glocken. Die Stimme „ziehet sich in einer holen Länge von unten in die Höh, fällt, steigt aufs neu empor, und schwebt nach Mass' und Zeit".

Die Gedichte sind in den einzelnen Bänden, wenn auch bisweilen in freierer Weise, nach den Jahreszeiten geordnet. Der Dichter schwelgt thatsächlich in dem Reichtum von Eindrücken, den die Natur rings um ihn bietet; die natürliche Schärfe seines Auges genügt ihm nicht: er geht mit dem Mikroskop in der Tasche spazieren und beobachtet damit die noch in der Knospe eingeschlossenen Blätter des Kirschbaumes, die Staubfäden der Pflanzen, die Flügel und Beine von Fliegen,

Digitized by Google

Schmetterlingen und Käfern usw. Für die ganze Richtung von Brockes' dichterischer Thätigkeit ist es bezeichnend, daß er früh in ein näheres Verhältnis zur bildenden Kunst kam und sich besonders von der deutschen und holländischen Malerei angezogen fühlte. Die Schilderung des Kleinlebens in der Natur wurde das Feld, auf dem er sich am heimischsten fühlte, er beschreibt die grüne Wiese, die Blumen in Garten und Feld, das Moos im Walde, Laub und Blüten der Bäume mit der ganzen Genauigkeit und Liebe eines holländischen Genre- und Landschaftsmalers.

Aus der überreichen Fülle des Stoffes greifen wir nur weniges heraus. So heißt es in einem „Das Gras im Anfang des Frühlings" überschriebenen Gedichte:

„Die Farbe scheinet zwar, von weitem, allgemein
Und einerley zu seyn;
Doch, da auf jedes Blatt das Licht verändert strahlet,
Wird jenes auch dadurch absonderlich gemahlet.
Bey vielen siehet man, auf den gebog'nen Spitzen
Im glatten Widerschein, ein glänzend Lichtgen blitzen.
Durch viele, die durchsichtig, strahl't und bricht
Ein durch ihr zartes Grün gemildert, gelblichs Licht,
So daß kein Chrisolith, so grünlich-gelb, so rein,
Als die durchsichtigen, bestrahlten Spitzen seyn.
Die niedrigsten, wenn jene sie verdunkeln,
(Wodurch sie jener Glantz noch mehr erhöh'n)
Sieht man nicht minder schön
Im schattichten vertieften Grünen funkeln;
Wodurch Saft-Celadon-May-Gras und dunkel Grün
Hier einzeln, dort verknüpft, die Augen auf sich ziehn.
. . . .
Und dieser, durch die Fern' und Luft vereinte, Glantz
Zeugt aus so manchem Theil ein unvergleichlichs Gantz."

Aber auch umfassendere Naturbilder entwirft unser Dichter. Mit Vorliebe verweilt er bei der Schilderung des Mondscheins.

„Der volle Mond war aus dem grauen Duft,
Der, nach des Tages schwüler Luft,
Mit Purpur untermischt, den Horizont bedeckte
Und sich rings um die Erde streckte,
Wie röhtlich Gold, nur eben aufgegangen;
Die große Scheibe glänzt' in einer güldnen Glätte,
Worauf jedoch recht hell und klar,
Als ob sie ein Gepräge hätte,
Ein schattigtes Gesicht zu sehen war.
Es war die heit're Luft gantz rein:
Man sah von Duft und Wolcken nichts:
An statt des Monds sonst kalt- und blassen Lichts
Schien ein fast röhtlich-gelber Schein
Dem warmen Ur-Stral gleich zu sein."

Digitized by Google

Ein andermal heißt es:

„Oft schwebt ein fast durchsicht'ger, dünner Duft,
Im grünlich-weißen Glanz vom Mond verkläret,
Als wie ein silbernes Gewölk in blauer Luft.
. . .
Viel fast Schnee-weiße Wolken-Kreise,
Die bey viel Kreisen von Sapphier
In recht verwunderlicher Zier
Und ordentlichem Wechsel schienen
Erhub die dunkle Pracht der tiefen Himmels-Bühnen.
. . .
Der dunklen Kreise Tief' und Schwärze
Glich einem schwarzen Sammt,
Worauf ein Sternen-Heer in einer Herrlichkeit,
Die unbeschreiblich, blitzt und flammt
In der so tiefen Dunkelheit."

Dieses wechselnde Spiel des Lichtes am wolkenbedeckten Himmel wird auch sonst mit großer Anschaulichkeit geschildert, so z. B. in dem Gedichte „Der Wolken- und Luft-Himmel": Die Wolken zerteilen sich, man erblickt Brüche, Tiefen, Höhen, und „ein den Sapphir weit übertreffend Blau" bricht durch schwarze und braune Höhlen hervor.

„Ein Berg, der dunkelgrau,
Läßt dort auf purpurfarbnen Spitzen
Den äußern Rand, wie reines Silber, blitzen,
Den der sapphiren Grund noch eins so helle macht.
Ein güldner Umstrich schmückt, in ungemeiner Pracht
So manchen dunkelbraunen Kreis.
Roth, Purpur, Leibfarb, blau, grau, grünlich, gelb und weiß
Erfüllt und ziert, im angestrahlten Duft
Der Wolken, jetzt die reine Luft."

Ein goldenes Meer, hier glatt, dort von kleinen goldenen Wellen bewegt, wird von blauen Ufern begrenzt. In diesem Luftmeer liegen „als wie im Archipelago" viele Inseln. Wunderlich geformte Kreaturen zeigen sich hier: Walfische, Drachen, Bären, Pferde, Riesen und Zwerge, Bäume, die sich in Vögel, Gesichter und bald in „ein leeres Nichts" verwandeln, rote Schlösser, Türme, Masken, ganze Heere mit „Fahnen, Spieß und Degen".

„Hier lassen güldne Bilder sich
Auf einem fast sapphirnen blauen,
Und blaue dort auf güldnem, Grunde schauen."

Von da schwingt sich der Dichter zur Betrachtung des ganzen Weltalls auf:

„Es schwinget sich mein Geist in die sapphirne Höhe,
Ich eil' ins Firmament, ich fliege wie ein Strahl
Durchs Bodenlose Meer, durchs unumschränkte Thal
Des nie begriffnen Raums, in dessen holen Gründen
Kein Ziel, kein Schluß, kein Grund zu finden."

Digitized by Google

Die „unendliche, unmäßig-tiefe Höle“ heißt mit Recht „ein Bild der Ewigkeiten, die nur aus Gott stammen“.

„Mein ganzes Wesen ward ein Staub, ein Punct, ein Nichts
Und ich verlohr mich selbst
. . .
Allein, o heylsam Nichts! glückseliger Verlust!
Allgegenwärt'ger Gott, in Dir fand ich mich wieder.“

Damit sind wir bei der religiösen Betrachtungsweise angelangt, der Brockes alle seine Gegenstände unterwirft. Die ganze Schöpfung, vom Weltkörper bis zum kleinsten Wurme, ja bis zum Stäubchen, herab ist seinem frommen Sinne ein sprechender Beweis für die Allmacht, Weisheit und Güte Gottes, und nie unterläßt er es, ausdrücklich darauf hinzuweisen und den Menschen zur Dankbarkeit und Verehrung gegen den Schöpfer aufzufordern. So erinnern ihn die grünen Sprossen der ersten Frühlingsblumen an Zungen, und er knüpft die Nutzanwendung daran:

„Von unſ'rer Erde selbst wird in des Frühlings Pracht
Des grossen Schöpfers Lieb und Macht
Mit tausend, tausend grünen Zungen
Im Zungen-förmigen Kraut, Gras und Laub besungen.
Das breite Laub ist Thier-, des Grases schmale Spitzen
Sind Vögel-Zungen gleich, die sich beständig regen,
Und durch den lauen Wind, zu Gottes Ruhm, bewegen.
. . .
Ach lerne denn, durch aufmerksames Sehn,
Dieß still und süsse Musiciren,
Der sanften Lieder Klang verstehn!
Laß so viel Zungen doch auch deine Zunge rühren,
Und schäme dich forthin, du kluger Mensch, allein,
Da alles redet, stumm zu sein!“

Erwähnt sei noch eine Stelle aus einem anderen Gedichte, worin Brockes mit vielem Glück die Onomatopöie verwendet. Die „gurgelnde, gehaubte muntere Lerche“ scheint ihm zu singen:

„Da wir allhier
Des Frühlings Zier
In süsser Lieblichkeit verspüren;
So wollen wir,
O Schöpfer, Dir
Zu Ehren lieblich musiciren.

Die Betrachtung der Knospen an einem Birnbaume erfüllt ihn mit der Zuversicht, daß, wie Gott die Blüte sorgsam vor der Kälte bewahrt hat, er ihm und den Seinigen auch „Kost und Kleider geben werde“; das Gras dient fast allem zur Speise,

Es wird in Thier- ja gar in Menschen-Fleisch verkehrt.
. . .
Bewundert denn des Schöpfers Güte,
Und danket ihm, ohn Unterlaß,
Für Klee und Kraut, für Laub und Gras! —“

Digitized by Google

Welkende Blumen erinnern den Dichter an die Vergänglichkeit alles Irdischen, und er dankt ihnen, daß sie ihm nicht nur durch ihre „Pracht und Zier" das Herz ergötzen, sondern ihn auf das Ewige hinweisen.

„Dies Ew'ge nun ist GOTT, der alle Dinge macht,
Der euch so wunderbar hervorgebracht.
Der sey denn ewiglich verehret und gepriesen!"

Diese Weisheit und Güte Gottes zeigt sich sowohl in der durchgängigen Zweckmäßigkeit der einzelnen Organismen, als auch in dem Ineinandergreifen der verschiedenen Naturwesen, so daß das höhere das niedere stets als Mittel benutzt, sein Leben zu erhalten. Das höchste ist der Mensch und zu seinem Nutzen ist alles geschaffen. Vom Hasen dient nicht nur das Fleisch dem Menschen zur Nahrung, sondern auch Balg, Herz, Lunge, Nieren, Blut sind heilsam.

„Stralt denn nicht aus diesem Thier,
Nebst der Weisheit und der Allmacht, auch des Schöpfers Lieb' herfür?"

Der Fuchs schadet zwar, indem er Gänse und Hühner raubt, aber er frißt auch Feldmäuse, Heimen, Maulwürfe, Frösche, Schnecken und ist dadurch dem Menschen wenigstens in etwas nützlich, und sein Pelz dient zum Schutz gegen die Kälte; Leopard und Panther nutzen durch den Handel, der mit ihren Pelzen getrieben wird, und dadurch, daß man im Kampf mit ihnen gelernt habe, Waffen zu gebrauchen; auch beim Wolfe ist schwer ein Nutzen für den Menschen zu bemerken, außer daß sein Balg zum Schutze gegen die Kälte gut ist und manche Glieder zu Arzneien dienen. Aber unsere Unwissenheit

„Zeigt deutlich unsern Unverstand, umschränkten Geist, und Unbedacht,
Doch keinen Fehl der Schöpfung an."

So sehr wir Heutigen über diese und ähnliche Betrachtungen lächeln mögen, so ist doch auf der anderen Seite nicht zu verkennen, daß die ihnen zu Grunde liegende Weltanschauung, die sich nicht mehr auf die Offenbarung Gottes in der Bibel, sondern auf die „in der Natur" stützte, nach den furchtbaren Religionswirren des siebzehnten Jahrhunderts den ersten Versuch darstellt, die Welt mit eigenen Augen zu betrachten. Die starre lutherische Orthodoxie, die damals wie anderwärts so auch in Hamburg die Kanzeln unumschränkt beherrschte, erkannte auch sofort den Gegner und eröffnete in Wort und Schrift den Feldzug gegen die gefährlichen „Naturalisten" und Freidenker, und Brockes entging, wie sein Freund Reimarus, Angriffen von dieser Seite nur durch seine regelmäßige Teilnahme am öffentlichen Gottesdienst. In der Popularisierung der Ergebnisse der gleichzeitigen Philosophie liegt die Hauptbedeutung Brockes' für die Geistesgeschichte des deutschen Volkes, die bei der ungemeinen Verbreitung seiner Schriften nicht gering anzuschlagen ist In dieser Beziehung ist das Schlußgedicht des Irdischen Vergnügens, „Die besiegte Verleumdung", von Wichtigkeit, in dem Brockes seine Entwickelung dahin zusammenfaßt, daß er durch die Betrachtung der Natur dazu kam, ein ewiges Regieren und eine Vorsicht zu sehen und sich durch sie führen zu lassen.

„Von meinem ernstlichen und ämsigen Studiren
Ward ich mein Vorwurf selbst, und die Vernunft allein
Fing an mein Glück, mein Trost, mein Heil u. Zweck zu seyn."

Digitized by Google

Wie weit sich Brockes von der kirchlichen Auffassung entfernt hatte, geht daraus hervor, daß er zu den zwei oder drei vertrauten Freunden gehörte, denen Hermann Samuel Reimarus von seiner „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes", aus der Lessing später die berühmten „Wolfenbütteler Fragmente" herausgab, geheime Mitteilung machte. Zwar verwahrt er sich an verschiedenen Stellen seines Werkes sehr kräftig gegen den Atheismus oder dessen Begünstigung, aber er wendet sich gegen „Atheistenkriege" als „unnütz und unnötig". Er kann es nicht begreifen, warum man die Atheisten durchaus bekehren will, da sich doch „ihre Schar nicht eben mehrt".

„Ja sollte letzters auch geschehen,
Ist es noch ungewiß, ob selbe nicht entstehen,
Weil man, was Gott, so wunderlich erklärt."

Dadurch entstehen „ganz verschiedene Gedanken, ein ärgerliches beständiges Zanken und nichts als Irrungen.

„Ein jeder scheint sich zu bemühn,
Mehr seinen Geist hervorzuziehn,
Als Gottes Wesen zu bewehren.
Ein jeder will mit seinem Geist,
Was mehr als sonnenklar, erklären.
Es kömmt ein solch Betragen mir
Fast in der That nicht anders für,
Als wenn ein Kind, mit klugen Lehren,
Mit einer langen Schlüsse Reih,
Will aus dem A. B. C. erklären,
Daß es zu Mittag, Mittag sey."

Auch spricht er es offen aus:

„Daß ein solcher Gottesdienst, auch so gar Abgötterey
Bloß nur ein' Unwissenheit, keine Bosheitsünde sey —"

und daß an den falschen Begriffen von der Gottheit nur die Dummheit Anteil habe. Strauß* führt zu dieser Stelle die übereinstimmenden Worte von Reimarus an: „Die Vielgötterei und Abgötterei ist eine Unwissenheit und Dummheit, keine Bosheit".

Dieselbe Unbefangenheit und Vorurteilslosigkeit, wie auf religiösem Gebiete, bewies Brockes auch auf politischem und sozialem. Mit seinem Landrichteramte nahm er es sehr ernst. In dem Neujahrsgedichte auf 1730 bittet er Gott, er möge ihm Gnade verleihen, damit er sein Gewissen durch Übereilung nicht beschweren, sondern beide Teile höre; sein Amt sei ihm ja nur „zu der Unterthanen Besten" verleihen und nicht, um seinen Geiz und Hochmut zu befriedigen. Nicht Edle nur und Bürger, auch die Bauern sind Menschen, von deren harter Lebensart wir den Nutzen haben. Er nimmt sich vor, ihnen das Dasein so viel wie möglich zu erleichtern, anstatt übergroße Strenge anzuwenden und dadurch ihr Murren zu vermehren. Wenn er auf das Treiben der Fürstenhöfe zu sprechen kommt, so findet der sonst so friedfertige Mann in seinem republikanischen Eifer die schärfsten Worte

* Gesammelte Schriften. Bd. 2. S. 9.

Digitized by Google

dafür. Die Tyrannei schwimmt in einem Wollustmeer, während die Frömmigkeit kaum mit trocknem Brot und Wasser ihren Hunger und Durst stillt. Die Minister und Höflinge drücken, pressen, plagen das Volk bis aufs Blut, der Witwen Thränen fließen über sie. Den Fürsten wird die „Teufels-Meynung" beigebracht,

„als wenn auf diese Welt
Das Volk allein der Fürsten halber wäre;
Nicht aber, wie es sich doch in der That verhält
Daß jeder Fürst der Unterthanen wegen
Sein Amt empfangen hab'."

Diese „verdammte Lehre" ist allgemein verbreitet, und daraus fließt ein Jammermeer auf alle Menschen.

Ihren schärfsten Ausdruck aber findet Brockes' sittliche Empörung, wenn er auf den Krieg zu sprechen kommt.

„Ein Räuber, Blut-Hund, Uebelthäter,
Der gröste Wüterich der Welt,
Ein Mörder, Stadt- und Land-Verrähter"

heißt Held." Im Heldensinne sieht der Dichter

„nichts, als Grausamkeiten,
Trotz, Hochmuht, Ungerechtigkeit,
Geitz, Bosheit, Neid (die Pest der Zeiten),
Verrähterei, Verwegenheit.
Die Jugend nackt und unerzogen,
Der Eh-Mann lahm, das Weib entehrt,
Die Häuser in die Luft geflogen,
Ist das nicht Lob- und Rühmens wehrt?"

Die Lust der Fürsten am Blutvergießen ist auf eine Stufe zu stellen mit dem Behagen der Römer an Gladiatorenkämpfen. Das Gedicht schließt mit den Strophen:

„Denn kurtz: ein Fürst, der Kriege liebet
Und an der Helden-Seuche liegt,
Verheert sein Land, das stets betrübet,
Arm, wenn er weicht; arm, wenn er siegt.

Ach hätten wir den Witz zum Führer,
Wir fänden, und geständen frey:
Daß auch der beste Musketirer
Ein ungeschickter König sey."

So sehen wir, daß Brockes auf allen Gebieten des geistigen Lebens bemüht war, freiere Anschauungen zu verbreiten; in der Friedensfrage war er wohl der erste Deutsche, der die Gedanken des Abbé de St. Pierre ins Praktische zu übertragen wagte; Klopstock, Herder, Kant folgten ihm in der Bekämpfung des Krieges, und die Anhänger der zu ungemeiner Stärke herangewachsenen Friedensbewegung unserer Tage können in ihm einen Gesinnungsgenossen begrüßen.

Fragen wir nun nach dem ästhetischen Wert der Brockes'schen Dichtungen, so fällt uns zunächst das Ungenügende der Form auf, die selbst in den rein schil-

Digitized by Google

dernden Teilen etwas Trockenes, Pedantisches, Lehrhaftes an sich hat. Objektives (die Natureindrücke) und Subjektives (das bei Brockes fast ausschließlich in der Form teleologischer Betrachtungen auftritt) stehen bei ihm noch unvermittelt nebeneinander, anstatt sich gegenseitig zu durchdringen und so ein Neues zu schaffen, in dem der Empfindungsgehalt, den die Naturbilder in uns erregen, mit diesen selbst zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen ist, mit anderen Worten: die Subjektivität des Dichters ist noch nicht stark genug, das Stoffliche zu überwinden und es gemäß ihrer Eigenart umzubilden — ein Prozeß, auf dem alles ästhetische Schaffen beruht. Wie im Erkennen und Wollen, so ist auch im künstlichen Bilden und Genießen das Ich als Grundlage, auf der jenes sich aufbaut, zu betrachten. Nichts ist schön, charakteristisch, oder wie man sonst die Ziele der Kunstübung bezeichnen will, an sich, sondern diese Kategorieen haben nur Bedeutung unter Voraussetzung eines beurteilenden Subjekts, und wenn in der leidenschaftlichen Diskussion der letzten zwei Jahrzehnte über die Prinzipien der Kunst der Versuch gemacht worden ist, den Anteil des Ich an dem ästhetischen Bilden auszuschalten, so beruhte dies nur auf einem naiven Mißverstehen der philosophischen Grundlagen, unserer gesamten Weltanschauung: nicht der Anteil des Ich wurde beseitigt, sondern innerhalb desselben nur eine Beurteilungsweise an die Stelle der anderen gesetzt.

Schiller hat die Natur, wie sie nach seiner Auffassung „thatsächlich" war, genau so dargestellt, wie etwa Sudermann und Hauptmann nach der ihren; der Unterschied besteht nur darin, daß die letzteren diese „Thatsächlichkeit" in den bloßen Daten der Erfahrung erblicken, während Schiller das von der Erfahrung Gegebene lediglich als Zeichen auffaßte, deren wahrer Sinn erst durch die selbständige Thätigkeit des beobachtenden und bildenden Subjektes enthüllt werde.

Wir können diese Probleme hier nur andeuten und müssen uns mit dem Hinweis darauf begnügen, daß für ihre Lösung die Werke des alten Hamburger Poeten, an den wohl niemand gedacht hat, ebenso wichtig sind wie die unserer Neueren und Neuesten, ja vielleicht noch wichtiger, weil sie viel einfacher und durchsichtiger sind, als die Hervorbringungen des heutigen, unendlich mehr komplizierten und durch allerlei raffinierte Kultureinflüsse berührten Geschlechtes, das nur allzuviel Nervöses, Hastendes, Sprunghaftes an sich hat, ja die Kennzeichnung seiner Kunst als Dekadenz vielfach als höchsten Lobspruch ansieht. Im Grunde jedoch ist es nicht zu verkennen, daß trotz der angedeuteten Verschiedenheit Naturschilderungen, wie sie Wilhelm Bölsche in der „Mittagsgöttin", Johannes Schlaf im „Frühling", Bruno Wille in der „Einsiedelkunst in der Kiefernheide" und in den „Offenbarungen des Wachholderbaums" bieten, in die Bahnen zurücklenken, die Brockes vor zweihundert Jahren eingeschlagen hat.

Das allseitige Durchdringen der Sinneseindrücke durch die Subjektivität des Dichters wird in der Naturdichtung Stimmung genannt, und man versteht darunter die Eigentümlichkeit, die in dem Leser, ohne sich auf bestimmte Wendungen zu stützen, durch die allgemeine Haltung des Gedichtes dieselben Empfindungen zu erregen weiß, die der Dichter bei Betrachtung der Scenerie selbst gehabt hat. Die Hauptsache bleibt dabei das Unausgesprochene, das eine selbständige Verarbeitung des nur leise Angedeuteten von seiten des Lesers voraussetzt, um überhaupt in die Erscheinung zu treten. In dieser Anregung der eigenen Thätigkeit besteht der Hauptreiz, den Naturgemälde zu bieten vermögen. Der tiefere Grund dafür liegt nun

Digitized by Google

wieder darin, daß der höchste, ja der einzige Gegenstand der Kunst der Mensch ist und daß, wo Menschliches nicht unmittelbar dargestellt wird, wie eben in der Naturdichtung, dieses dadurch hineingebracht werden muß, daß es vom Leser selbst aus den gegebenen Elementen entwickelt wird. Die Hauptsache dabei ist, daß es der Dichter versteht, solche Züge in sein Gedicht aufzunehmen, die den von ihm gewollten Eindruck hervorzurufen vermögen, selbst wenn er diesen nicht ausspricht: so werden die Naturgegenstände gleichsam zu allgemein verständlichen Symbolen für die anzuregenden Empfindungen. Das ist auch der Grund, warum die antike Poesie, die gewöhnt ist, die menschlichen Beziehungen unmittelbar auszudrücken, keine Naturdichtungen im modernen Sinne des Wortes aufzuweisen hat.

Von dieser Stimmung nun ist in Brockes' Gedichten wenig zu bemerken, oder vielmehr, um gerechter zu sein, die von ihnen angeregte Stimmung findet keinen Wiederhall mehr in dem ästhetischen Empfinden unserer Zeit. Ein interessantes Beispiel für den Umschwung, der sich in den seither verflossenen zwei Jahrhunderten vollzogen hat, ist das Brockes'sche Gedicht „Die Heide", verglichen z. B. mit Storms „Abseits". Der Hamburger Ratsherr betrachtet auch die Heide nur von dem Standpunkt, daß man in ihr trotz ihres traurigen Aussehens doch die Wundermacht des Schöpfers erkennen könne; der Dichter beschreibt auf das genaueste das Heidekraut, bewundert die einzelnen Stengel als kleine, völlig ausgebildete Stämme mit Zweigen, Blättern und Blüten und schließt mit der Bemerkung, daß letztere den Bienen „die süsse Nahrung reichen". Wie ganz anders Storm:

„Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle.
. . .
Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen."
. . .

Hier ist das ausgedrückt, was der moderne Mensch in der Natur sucht: Erholung in Einsamkeit von der Arbeit des Tages, Nervenberuhigung im Umgang mit Pflanzen und Tieren, die ohne Sorge nur dem Augenblicke leben, und wenn Menschen vorgeführt werden wie bei Storm der alte Imker (wodurch allerdings für uns der Eindruck des Gedichtes wesentlich abgeschwächt wird), so sind es solche, zu denen „kein Hauch der aufgeregten Zeit" gedrungen ist. — Bei Brockes dagegen müssen wir die von ihm angeregten Gedanken erst unterdrücken (was natürlich als Unlust empfunden wird), ehe wir dazu kommen, die von ihm entworfenen Naturbilder unbefangen auf uns einwirken zu lassen. Und auch hier spornt er unsere Aufmerksamkeit mehr an, als daß er sie löst; wir werden zur Anstrengung in der Beobachtung des Kleinsten genötigt, wo wir uns doch nur den großen Zügen der Natur und ungezwungenem, halb unbewußtem Schauen und Hören lediglich genießend hingeben wollen.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß wir Heutigen bei dem Lesen der Brockesschen Dichtungen leer ausgingen: im Gegenteil, wer sich durch die Form, in der sie geboten werden, nicht abschrecken läßt, wird erstaunt sein, zu finden, welche Fülle von liebevollen Beobachtungen der Dichter in ihnen niedergelegt hat, und er wird in Anbetracht des Umstandes, daß drei von unseren neueren Dichtern, denen

Digitized by Google

ein besonders starkes und fein ausgeprägtes Naturgefühl zu eigen ist, Theodor Storm, Klaus Groth, Detlev von Liliencron, Niedersachsen wie Brockes sind (auch Annette von Droste-Hülshoff kann man noch hierzu rechnen), in dem „Irdischen Vergnügen in Gott" ein Stück jener „Heimatkunst" begrüßen, von der in der jüngsten Zeit so viel die Rede ist.

Leipzig-Gautzsch Paul Seliger

Von alter und neuer Litteratur

Es ist in unserer Litteratur ein wenig bunt geworden. Kein geringes Verdienst unserer Moderne war es, daß sie eine große Empfänglichkeit für alle Kulturen, für alle Weltanschauungen mit sich gebracht hat. Eine selbstverständliche Voraussetzungsfreudigkeit, eine Bereitwilligkeit des Eingehens auf alle Anforderungen artentlegenster, wie — verwandtester Litteraturen. Unsere Interessen und unsere Litteraturgeschichte bieten sich getreue Spiegelbilder. Ein wenig bunt geht's zu, aber kaleidoskopartig lebendig, weit entfernt von der schematischen Verknöcherung noch nicht zu entlegener Zeiten. Noch ein wenig bunter ist es hier durch diese ein wenig aufs Geratewohl getroffene Auslese von unserem Büchertisch.

Zwei Bücher über zwei große Antipoden mögen an der Spitze dieser Übersicht stehen: Wilhelm Bodes „Goethes Lebenskunst" (Berlin. Ernst Siegfried Mittler und Sohn) und Eugen Heinrich Schmitts „Leo Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Kultur". (Leipzig. Verlag von Eugen Diederichs.) Kein tieferer und schärferer Gegensatz als die Weltanschauungen, die sich mit diesen beiden Namen als Schlagworten bezeichnen. Der eine eine Verkörperung germanischer Art mit ihren warmen Lebensimpulsen, ihrer Freude an den kleinen und großen schönen Dingen dieser Erde, ihrem natürlichen Aristokratentum, der andere östlich, slavisch, ergeben, passiv, ein großer Verächter aller Eitelkeiten und asketischer Sucher der Welteinheit. Der eine, der den Gott im Menschen mühelos findet und ihn groß macht und ehrt, indem er den Menschen größer zieht und schmückt, der andere, der den Gott in den Menschen zwingt, einen harten und strengen Gott, den er festhalten muß durch Fleischabtötung und Verzichtleistungen. Und wie die großen Antipoden selbst, so sind ihre Interpreten und Apostel. Bodes Buch ist ein heiteres, fröhliches und freies Buch, ohne Posen und Pathos, ohne Beschönigungen und billige Sensationen, freundlich und eindringlich, warm und ohne viele Worte beredt. Eugen Heinrich Schmitt ist schwerfällig und gewunden, mit vielen Hinterthüren und Schlupfwinkeln, sehr gelehrt und tiefgründig, grüblerisch und manchmal unglaublich fein und scharfsinnig. Aber alles in allem düster, ohne Sonne. Ohne ihre herzliche Helle und Klarheit. Es wird abzuwarten sein, ob eine künftige Litteraturforschung sich mit Tolstois Werken und Persönlichkeit in ebensolcher Weise beschäftigen wird, wie es unsere Goethe-Philologie mit entsetzlicher Gründlichkeit dem großen Weimaraner anthut. Es scheint ein solch unfruchtbares Herumsuchen und Zusammenschreiben leider eine spezifische — nicht gerade hervorragende — deutsche Eigenschaft zu sein. Von diesen ärgerlichen Schnüffeleien unterscheidet sich sehr angenehm eine kleine Broschüre: Dr. A. Bliedner: Goethe und die Ur-

Digitized by Google

pflanze. (Frankfurt a. M. Litterarische Anstalt Rütten und Loening. 1901.) Die ganze Art dieser kleinen Schrift berührt so fesselnd und dünkellos angenehm, daß uns der Verfasser nicht erst zu versichern brauchte, daß er Dilettant sei. Dr. Bliedner wendet sich gegen die Auffassung Häckels, daß Goethe in seiner „Metamorphose der Pflanzen" den entwickelungsgeschichtlichen Gedanken Darwins und Häckels bereits zum erstenmal gefaßt habe. In der konsequent und logisch durchgeführten Widerlegung findet sich eine eingehende Darstellung der ganzen Goethe'schen Metamorphosenlehre, die auch denen empfohlen sei, die bisher mit dem gleichnamigen Gedicht nicht zurecht zu kommen wußten. In diesem Falle sehen wir wieder einmal deutlich das Herreinragen Goethe'scher Interessenkreise und Gedanken in die unmittelbarste Gegenwart. Dieselbe Lebendigkeit spricht aus Goethes Briefen, die in einer vorzüglichen und sorgfältigen Auswahl in sechs Bänden von Eduard von der Hellen soeben in der Stuttgarter Verlagsbuchhandlung J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger zu erscheinen beginnen. Man wird an Ernst Hornessers Wort am Sarge Nietzsches erinnert: „Es gab nie einen lebendigeren Toten". Um so seltsamer müssen uns daneben Grabversuche nach ganz sicher schon verdorrten Mumien erscheinen. Eugen Reichel hat sich mit seinem Buche „Gottsched der Deutsche" (Berlin. Gottsched-Verlag, 1901) dieser unerquicklichen Arbeit im Grabe eines der Allerverstorbensten unterzogen. Gottsched ist gewiß ungeheuer unterschätzt worden. Er war gewiß einer unserer deutschesten Männer, unsere Sprache verdankt ihm unendlich viel, er hat dem Werk unserer Klassiker vorgebaut und ist teilweise mit bösem Undank belohnt worden. Aber das alles macht ihn für uns nicht mehr lebendig. Wir betrachten ihn mit Rührung und ehren sein unermüdliches Streben — wir ehren auch den unermüdlichen Fleiß seines Entdeckers und Retters Eugen Reichel —, aber wir bleiben kalt bei allem. Er ist uns nur mehr eines jener verstaubten, alten Ahnenbilder, die nie mehr herabsteigen und unter uns wandeln. Was er uns ins Fleisch und Blut gegeben hat, mag noch saftig und frisch in unseren Adern fließen, er selbst, als Ganzer, wird nicht mehr lebendig. Ähnlich unfruchtbar erscheint uns ein Versuch von Ferdinand Graf Sporck, Hans von Wolzogen und Hans Sommer, den Münchhausen Immermanns zu einem Schelmenstück umzudichten und neu zu beleben. (Leipzig. C. F. Leede.) Es ist wie ein trauriges Puppenspiel von alten, müden Puppen, die sich schwer schleppen und die Glieder verrenken und die wir nicht mehr verstehen. Und hier nenne ich gleich noch ein totes Buch über einen sehr Lebendigen: Dr. Clemens Klöpper, Shakespeare-Realien, Alt-Englands Kulturleben im Spiegel von Shakespeares Dichtungen. (Dresden. Verlag von Gerhard Kühlmann 1902.) Eine Sammlung von Programmarbeiten in jener köstlich-naiven Professorenart, die sich bei uns so breit macht und mit ihrem kleinen Lichtlein die Sonne zu beleuchten versucht. Es ist noch gut, wenn es in der bescheidenen Weise des Dr. Klöpper geschieht.

Und nun zu den Büchern aus einer neueren Zeit. Als Übergang und Kuriosum möchte ich hier nur kurz erwähnen, daß uns Eduard Grisebachs „Neuer Tannhäuser" (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1901) bereits in zwanzigster Auflage vorliegt. Ein Gedichtbuch, das zur „Litteratur" gehört und zwanzig Auflagen erlebt! In einem schmächtigen Band vereinigt Dr. J. E. Poritzky drei Essays über Heine, Dostojewski und Gorki. (Leipzig. Richard

Digitized by Google

Wöpke.) In einem Vorwort rechtfertigt er sich wegen dieser Zusammenstellung. Er erklärt sie für innerlich berechtigt. „Der Brennpunkt, in welchem sich Heine, Dostojewsky und Gorki treffen, ist Nietzsche." Wir würden Poritzky diese Behauptung verzeihen, wenn uns die drei Essays wenigstens Neues sagten. Am besten ist der Essay über Dostojewski, dann folgt der über Gorki. Hier versucht Poritzky tiefer zu dringen, Zusammenhänge zu erschließen und Verbindungen zu finden. Der Essay über Heine aber scheint zum Teil aus einem Gymnasiastenaufsatz hervorgegangen zu sein, zum Teil erinnert er mit seinen Ausfällen gegen die Gegner Heines an Kämpfe mit Hammelherden und Windmühlen. Die naiven Fragen: „Was ist ein Dichter?" und „wie entsteht ein Gedicht?" und ihre ebenso naiven Beantwortungen tragen auch nicht zur Hebung des Niveaus dieser Arbeit bei. In die neuere Zeit reicht dieses Buch nur mit den beiden Aufsätzen über die russischen Dichter herein. Bei der russischen Litteratur der letzten Zeit möchte ich nur kurz auf eine Anthologie russischer Lyriker von Friedrich Fiedler: Der russische Parnaß (Dresden und Leipzig. Verlag von Heinrich Minden) aufmerksam machen. Mit viel Fleiß und Verständnis ist hier eine Übersicht der Lyrik von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des 19. zusammengestellt. Die Übersetzungen sind durchwegs gut.

Auch eine Übersicht — allerdings anderer Art — giebt uns Peter Hamechers: Zwischen den Geschlechtern. (Zürich. Verlag von Cäsar Schmidt.) „Die Litteratur vom homosexuellen Standpunkt" ist die Aufgabe des Buches. Man muß gestehen, Hamecher verficht die Lieblingminne nicht ohne Eleganz. Freilich hat er in dem krampfhaften Bestreben, für seine Ansichten möglichst viele Belege aus der modernen Litteratur heranzuziehen, sich verschiedene Male recht ernstlich in Gefahr gebracht, in seiner Ernsthaftigkeit angezweifelt zu werden. Weniger und unzweifelhaftere Beispiele wären besser gewesen. Seine Gedichte sind stark, volltönig und voll kräftig pulsierendem Rhythmus. Durch allen Eifer und alle Künstlerschaft wird aber eine an sich unsympathische Sache höchstens erträglich, nicht aber sympathisch — dies muß ich auf die Gefahr hin sagen, Herrn Hamecher als „Mustergiltiger" zu erscheinen. Aber ich beanspruche für mich dasselbe Recht, wie es der Autor für sich in Anspruch nimmt: „Mir ist meine Liebe höchstes und erstrebenswertes Glück, und die Liebe des Normalmenschen geht mir ebenso sehr gegen das Empfinden, wie dem ausgesprochenen Weibverehrer unsere Leidenschaft". Gut — dann verwahre sich aber Hamecher nicht so entrüstet, wenn uns seine Leidenschaft „gegen das Empfinden" geht. Hamechers Gewaltsamkeit in der Heranziehung von Beispielen wird noch weit von einem Buche Armin Gimmerthals übertroffen. In „Hinter der Maske", „Sudermann und Hauptmann in den Dramen Johannes," „Die drei Reiherfedern" und „Schluck und Jau" (Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn, 1901) liefert der Verfasser den „Nachweis", daß Sudermann mit den „Drei Reiherfedern" ein Schlüsseldrama geschrieben habe. In dem Abenteurer Wille schildert er sich selbst, sein Ringen um die Poesie und sein Erliegen gegen den Naturalismus und dessen ersten Vertreter Hauptmann. Sudermann mag über diese Auffassung Gimmerthals nicht wenig erstaunt gewesen sein. Statt ruhig zuzugeben, daß die seltsamen, verschrobenen Stellen und Scenen des Dramas einfach Schwächen und Unzulänglichkeiten sind, hat sich Gimmerthal einen Schlüssel herausgeklügelt, der die unglaublichsten Geheimnisse erschließt und sogar auf die unschul-

Digitized by Google

digen Umschlagzeichnungen anwendbar ist. Es ist, wie wenn jemand ein einfaches Vorhängeschloß mit einem kunstvoll-komplizierten Dietrich aufsperren wollte. Das sind die Gefahren der scharfsinnigen Menschen. Daraus erwachsen die Edwin Bormannschen Shakespeare-Bacon-Theorien und Gimmerthalschen Sudermann-Entdeckungen. Zum Schluß sei noch eine Satire von Hans Einsam „Der Historiokritikaster und die neue Kunst" (Königsberg i. Pr., Braun & Weber, 1901) erwähnt, als ein Beispiel jener besonderen und häufigen Art von „Kunst-Satiren", die sich nur dadurch auszeichnen, daß ihnen Kunst und Satire in gleichem Maße abgehen.

Brünn — Dr. Karl Hans Strobl

Gedichte von Gustav Falke (Hamburg)

Truge Leew

Min Hart, du schallst nich breken,
Holl du din Leew man fast,
Na all de truri Weeken
Kümmt wedder Freud to Gast.

Wa menni Leew möt liden
Un weent er blödig Thran
Un möt, statt hoch to riden,
Up wunde Föt hengohn.

De Leew, de so is smeden,
Höllt ut bet an den Dod
Un sind tolezt ern Freden
In sik un nigen Mod.

Verbaden Leew

Un hev ik mi vergeten,
Un hev ik mi verschull,
Uns Herrgott möt dat weten,
Min Hart weer gar to vull.

Dree lange, lange Johren
Leeg dat as glönige Kahl'n,
Ik wull min Leew bewohren
Un kost dat dusend Qual'n.

Digitized by Google

Uns Herrgott möt dat weten,
Dat ik dat swigen wull,
Un hev mi doch vergeten,
Min Hart weer gar to vull.

Jugend

Der Jugend Tage gleichen klaren Wiesenquellen,
Die lieblich plaudernd leicht durch Blumen springen. Nichts
Hemmt ihren Lauf, sie springen munter ihren Weg,
In ihren Wirbeln Funkentänze jeden Lichts,
Ein jedes flüchtige Sonnenlächeln Tags und Nachts
Seliger Sterne Schimmer. Wilde Rosen hängen,
Rote und weiße, schwankend drüber her und sehn
Ihr lieblich Bild sich sehnend aus der Tiefe drängen.
Aus dunklen Büschen schluchzen Nachtigallen in
Das sanfte Lied des Hirten, und ganz fernher klingt
Verwehter Hall von kriegerischen Tuben. Aber
Melodischer nur immer klingt die Quelle, springt
Nur unbekümmert immer wie im Spiel dahin.
Und doch — was stauen zitternd manchmal sich die Wellen,
Als wollten sie verweilen, möchten weiter nicht
In unbekannte Ferne? Ach, es sind die Stellen,
Wo inniger die Nachtigall die Seele hingiebt
In süßem Sang, und üppiger die Rosen blühen
Und wie in brennendem Verlangen tiefer sich
Auf ihre feuchten Schwestern neigen, all ihr Glühen
In einem Kuß zu kühlen. Ach, die goldnen Tage
Der Jugend gleichen Quellen, die hold plaudernd
Durch Blumen hüpfen, Well' um Welle, eilend, zaudernd
Und weitereilend, Well' um Welle. Also fließt
Die Jugend unter Rosen hin, fließt hin.

O. J. Bierbaum als Lyriker

„Hurra! Die Toten reiten schnell!" Zumal die Neuzeit hastet vorwärts wie in nervöser Unrast. Im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, des Automobils und Variétés ist heftigste Bewegung und Kraftumsetzung die Parole. Intensiver Wettbewerb in allen Kulturbezirken. Auch in den Äußerungen der modernen Litteratur. Die deutsche Lyrik um die Jahrhundertwende schimmert und schillert in allen möglichen Farben und Formen; verschiedene Schulen begegnen einander und suchen und finden ihr Publikum. Wie überall ragen über die Häupter des schwankenden, gesinnungslosen Pöbels ein paar Gewaltige, die tonangebenden

Digitized by Google

Führer und Originale. Einer von diesen genial veranlagten Geistern verbreitet in dem Klangewirr den sieghaften Grundton. Wer die Zeitbedürfnisse am vollsten befriedigt, ohne die eigene Persönlichkeit zu prostituieren, der wird Tagesheros. Aber die Moden wechseln — die Toten reiten schnell. Wie sich oft Regenten ihren Vorläufern anreihen wie Schatten zum Licht, so scheint die Gunst der Menge nach Extremen und Kontrasten zu haschen. Die lyrische Strömung der letzten zwei Decennien hat einen merkwürdigen Schlangenlauf genommen.

Geibels erstarrende Schönheitsmanier, epigonenhafter Idealismus und engherzige Sentimentalität wird von Liliencrons sensibelm, charakteristischen Stil, zukunftsfrohem Realismus und kraftstrotzender Leidenschaft verdrängt. Vor allem in den achtziger Jahren ist der Autor der „Adjutantenritte" der Präzeptor und Mentor des lyrischen Jung-Deutschlands, das in der Glorie des waffenmächtigen neuen Reiches emporgewachsen war. Nietzsche und Böcklin leiten aus der Niederung des oberflächlichen Naturalismus und kleinlichen Impressionismus auf die Höhen psychologischer Gründlichkeit, prophetischer Mystik und duftiger Phantasiegärten. Um die Mitte der neunziger Jahre wird Dehmels brütender Tiefsinn, visionäre Symbolik, seltsame Gedanklichkeit, sensationell perverse Erotik von den Jüngsten überschwänglich bewundert. — Erhielt Liliencrons Originalität nur allmählich in weitere Kreise Eingang, so war Dehmels Sonderlingswesen bisher in der Hauptsache auf die Litteratenklubs beschränkt. Das Selbstgefühl des modernen Lyrikers potenzierte sich mehr und mehr; schließlich dichtete er nur sich, nur sich zur Freude oder für eine Handvoll von seinesgleichen. In Stefan George, dem vornehmen Ästheten, erreichte die Selbstgefälligkeit der Neutöner ihren Gipfel. Er offenbarte sich zunächst nur seinen Freunden, von den Freunden als ein Sanspareil gepriesen, von der Menge als Poseur und dunkel raunender Dillettant abgethan. Neben diesem viel beschrieenen, aber fast völlig unbekannten Grandseigneur gewann um 1900 Gustav Falke in seiner volkstümlicheren, schönheitsfrohen Feinheit allgemeinere Geltung. Falke neigt neuerdings zu Geibel herüber. Die neue Generation bedarf jetzt nicht mehr der Herolde und Streiter; sie wird anerkannt. Man macht friedfertig Kompromisse hüben und drüben, man hört auf, zwischen „Alten" und „Jungen" zu scheiden: es giebt nur noch Künstler und Nicht-Künster, und man erinnert sich auch wieder des „Volkes". Dehmel war der Vielheit ein Rätsel geblieben; in kürzester Frist aber hatte sich die ostpreußische Bäuerin Johanna Ambrosius — nach ihr eine ganze Serie von „Naturdichterinnen" und „Naturdichtern" — eine imposante Leserschar erobert. Es war also nicht nur Interesse für Lyrik im Hause des Gebildeten, sondern auch Verständnis, Liebe, eigene Produktion in der Hütte des Arbeiters anzutreffen. Die Moderne segelt in dieser Erkenntnis alsbald in die ruhigeren Gewässer der Volkstümlichkeit. Liliencron, Dehmel, Falke präsentieren sich je in einer Auswahl ihrer Dichtung, selbst Georges „Blätter für Kunst" treten in einer Auslese ans Licht, und Ludwig Jacobowskis u. a. spottbillige Anthologieen streben eifrig nach dem Beifall aus Volkstiefen, nach der vox populi. E. von Wolzogens „Überbrettl" giebt in seinem Triumphzuge über die deutschen Tingeltangel besserer Sorte mit durchschlagendem Erfolge lebendige Lyrik, statt der üblichen Buchlyrik „angewandte Lyrik" zum Besten. Das „deutsche Chanson" wird in seinem unmittelbaren Vortrage von Alldeutschland goutiert. „Es giebt nichts Vornehmeres, als Reichtum, der sich mitteilt", bemerkt O. J. Bierbaum, der Herausgeber der beliebten

Digitized by Google

Brettl-Lieder. Diese Art von Vornehmheit erhebt den ebengenannten Poeten zu dem populärsten Lyriker der Moderne.

Des guten Glaubens, seine Verse seien „dazu geeignet, vielen Freude zu machen", hat Bierbaum in dem „Irrgarten der Liebe"* eine Gesamtausgabe seiner Lyrik (1885 bis 1900) veranstaltet. Von dieser „Gesamtausgabe" schloß er freilich mancherlei Poeme aus, vor allem aus seinem Erstlingsbuche, den „Erlebten Gedichten" (1892, z. B. „Gebet", „Panorama der Zukunft", „Aus der Sueerzit"), weniger aus der zweiten Sammlung „Nëmt, Frouve, disen Kranz" (1894). Er entfernte Anklänge und direkt reproduzierende Gemäldetexte, allzu breit ausgeführte oder allzu manirierte Studien. Jene ältere Carmina hat er mit jenen aus den beiden Jahrgängen des Kalenderbuches „Der bunte Vogel" (1897, 99) und bisher bloß in Zeitschriften veröffentlichten Novitäten zu einem farbenreichen und verhältnismäßig recht übersichtlich angelegten Ganzen verschmolzen.

Eine schmiegsame Natur, steht Bierbaum mit seinen Vorgängern Liliencron, Dehmel, Falke vielfach auf dem gleichen Boden. Er vermeidet glücklich die Schroffen dieser Zeitgenossen. Fast nie von erzklirrender Wucht, selten von orakelnder Grübelei, wenig von einer gesucht gepflegten Technik gehemmt, müht er sich in der Regel um die einfachen Grundzüge des Daseins. In erster Linie schwört er auf Goethes, des angebeteten Olympiers, holde Grazie und „Rosenreligion, die tanzend beten lehrt," und auf seines Freundes Liliencron kerngesunde, heitere Männlichkeit, dessen Verse, wie er in dem Widmungsbrief der „Erlebten Gedichte" auseinandersetzt, ihm „gezeigt, daß es noch eine deutsche Lyrik giebt, wert des großen Namens: freie Kunst". Doch haben ihm auch unser größter Minnesinger, der sinnenfreudige Herr Walther von der Vogelweide, mit seinem liebestrunkenen Tandaradei und das herzhafte Volkslied vorgeleuchtet. Seine „Straßburger Münster-Engelchen" lehnen sich stark an ein bekanntes Kinderspiel an: „Adam hatte sieben Söhne". Vielleicht hat er sich auch mit Béranger, dem Meister des keck pointierten Chansons, eingehend befaßt. Nietzsches pathetische Zarathustra-Weise und Übermenschenherrlichkeit bildete er nur vereinzelt leise nach.

Näher traten ihm Böcklin, Stuck, Thoma. Mögen aber auch für Bierbaum mannigfache Anregungen in Betracht kommen — ohne Renommage darf er am Ende die „Andacht zu seiner Welt" verkünden. Von seinen naturalistischen, „erlebten" Anfängen, wo er „Wahrheit" auf seine Fahne schrieb, bis in die anmutige Romantik und Lebenskunst seiner letzten Periode, wo ihn „Ehrfurcht", „schönes Maß", „edle Scham" Tugend des Schenkenden dünkt. Das macht sein wahrhaft goldiger Optimismus, seine lachende Jugend, sein unverwüstlicher Humor.

Ihm erscheint diese Welt wie einst einem Leibniz als die „beste der Welten". „Ist nicht die Welt gar wunderschön?" — das ist sein Lieblingsbekenntnis. Und warum? Die Antwort erteilt er an einer anderen Stelle: „Die Welt ist glücklich, denn die Welt ist schön, die Welt ist glücklich, weil ich glücklich bin." Bierbaum spaziert und springt auch gewöhnlich umher wie Hans im Glück. „Hurra, die Herzen hoch, hurra dem Heute" — in seiner Frühzeit ist er auf ein konstantes Vivat gestimmt. Er erbaut sich kein himmlisches Wolkenkuckucksheim; ihn lockt der Himmel

* „Der Irrgarten der Liebe. Verliebte, launenhafte und moralische Lieder, Gedichte und Sprüche aus den Jahren 1885 bis 1900." Wie die vorangehenden Schriften Bierbaums bei Schuster & Loeffler in Leipzig-Berlin (1901), diesmal im Verlage der „Insel". Ungebunden Mk. 1.—.

Digitized by Google

auf Erden. Er überlegt nicht etwa: „Keine Rose ohne Dornen", sondern: „Wo ein Dorn dich sticht, da darfst du hoffen, bald schwebt eine Rose hier im Winde", und er verlangt: „Rosen statt der Ideale, Schönheit, die mir sichtbar blüht". Statt überirdischer Idealforderungen beachtet er das simple, aber ungemein praktische Gebot: „Glaube und schaffe".

Sein „Lichtglaube" ist leicht zufriedengestellt. Wenn ein C. F. Meyer noch im Angesichte des Grabes rief: „Genug ist nicht genug", hat Bierbaum gerade dem „Genug" ein Loblied gesungen. Daher begnügt er sich manchmal mit ziemlich unbedeutenden Stoffen. Das dürftige „Wunder am Baume" und gar die stupende Weisheit der „Rosen" grenzt ans Banale.

Sein reicher Humor überwindet alle Schwierigkeiten; bald jungenhaft übersprudelnd, bald biedermeiernd gravitätisch, bald zärtlich spielend wie ein munterer Backfisch, bald geistreich galant wie ein Kavalier alten Schnittes mit Degen und Schnallenschuhen, bald grotesk ausgelassen wie ein schellenklingelnder Faschingsharlekin. Er nimmt die Dinge leicht, und so werden sie ihm leicht. In tollem Galgenhumor spaßt er selbst mit dem dürren Sensenmanne. Flottes, ein bißchen aufgebauschtes Naturburschentum haftet ihm einmal an. Vulkanisch aufbäumende Glut und grollender Titanentrotz sind nicht seine Domäne. Nichts von Michelangelos Größe; aber viel von Thomas Liebenswürdigkeit. Wohl spricht Bierbaum von Feinden und Schwertern, vom „Schmied Schmerz" und von grauer Melancholie. Er zürnt, doch er haßt nicht. Eher vergießt er Thränen, und im dickgepolsterten Lehnstuhl findet er sich immer von neuem mit den täglichen Verdrießlichkeiten ab. Das Finale seines brausenden „Sturmliedes" ist erquickender Friede. Demgemäß gebietet er über „stille" Kraft und „stilles" Glück. Sein Humor läßt sich nicht unterkriegen.

Bierbaums Humor hat etwas spezifisch Münchnerisches. Münchener Sonderart pulsiert nicht nur in seinem „Münchner Studentenlied". Der Dichter ist zwar geborener Schlesier, aber seine zweite Heimat liegt am bergumblauten Isarufer. In München ist eine stramme Fröhlichkeit, harmloseste Fröhlichkeit zu Hause. Wie in München Maßkrug und Kreuz, Mummenschanz und Prozession, Gemäldeausstellung und Kirchendekoration miteinander konkurrieren, wie dort die Religion immer das letzte Wort behält, so ist auch Bierbaum von weltlicher Frömmigkeit durchdrungen. Er ist ein leichtfertiger Beter, ein tanzender Priester, ein christgläubiger Heide. Wohl hat er sich in die „tiefe Weihnacht, in der der Glaube glüht", gelegentlich versenkt. Aber der liebe Gott seiner Kindheit hat sich als greiser Rentier zur Ruhe gesetzt, er verbirgt sich vor dem lauten Menschengewühl: „Ich bin unauferstehlich tot", und Christus selber ist in Bierbaums Augen gleichfalls ein toter Heiland. „Heiteres Heidentum leuchtet das Leidentum froh aus der fröhlichen Welt." Dem Prediger dieses mutigen Evangeliums gilt „der Augenblick mit der Geliebten — Ewigkeit in Gott", Nacktheit — Göttlichkeit, „Schönheit — der Sinn der Welt". Wie Goethe, wie Liliencron und seine Gemeinde wird er von hellenischer Sinnenfreude beherrscht: „Meine Rosen bring' ich dar, dir, o Aphrodite!" „Fühlen" heißt in seinem Munde nicht nur seelisch, sondern auch körperlich genießen. Mit dem ehrlichen Verlangen nach innerer Reinheit verbindet er hingebendes Wohlgefallen an den äußeren Dingen („Für Beerensucher"). Ein „wohlbestelltes Mieder" macht ihn nicht schamrot, und das Haupt auf einen weißen, schwellenden Busen gebettet,

Digitized by Google

erkennt er: „Es ist kein schön'rer Fleck zu träumen, auf der Welt". Er verwirft alle Prüderie. Er bekämpft den schlimmen Wahn, der volle Liebesseligkeit als Sünde stempelt, der die „guten, natürlichen Instinkte verdammt". Lieben will er „wie ein seliger Gott und wie ein gesundes Tier".

In Bierbaums Modernität paaren sich merkwürdig Antike und Mittelalter, hellenisch-taktvolle Hoheit und deutsche treuherzig-derbe Gemütlichkeit. Er wirtschaftet mit den Figuren des Zeus und Helios, des Eros und Amor, und besonders der große Pan und der Faun in seinen einsamen Waldträumereien haben es ihm angethan. Bisweilen tummelt er sich mit anakreontischer Zierlichkeit in einem französisch zugestutzten, schäferlichen Arkadien. — Ritter- und Mönchsromantik, Narrentrauer und Hexentrubel, Geißler- und Dreikönigsglaube scheinen ihm indessen in ihrer meist holzschnittmäßigen Simplizität unmittelbarer aus dem Herzen zu quellen. Mit seiner Lust am Legendarischen und an biblisch-christlichen Symbolen geht Hand in Hand sein Vergnügen an visionären Gesichten.

Aus diesen verschiedenen Grundanschauungen ergiebt sich, daß die Zentralen in Bierbaums Leben — „Licht, Lenz und Liebe sind, eine irdische Trinitas, erfüllt von Tanz und Religiosität". Die Liebe ist allerdings, mit der Heiligen Schrift zu reden, „die größte" unter ihnen. „Wer tanzend in die Liebe springt, der springt ins ewige Leben".

In den „Träumen", den „Gleichnissen", den „Sinngedichten" und den „Sprüchen" hat Bierbaum metaphysische Fragen, Glück und Tod, Unendlichkeit und Wahrheit, künstlerisches Wollen und Wirken erörtert. Aber diese „Früh-" und „Spätsommerphilosophieen" zeigen ihn nicht gerade auf der Höhe. Seine Philosophie mündet auf die Idee, daß man das Philosophieren lieber umgeht. Bierbaum glänzt in den Sphären der Mutter Natur und in der Frau Venus.

Aus seinen Liedern brechen häufig die ernsten Klänge der Abendfeier, der Einsamkeitsklage, der Friedenssehnsucht herbstlichen Sichelschnittes hervor. Doch wieder und wieder schallt sein Maijubel: „Hüte hoch und juhuhu! Maitanz soll beginnen!" Endlich bringen ihm der Sommer und selbst der Winter „stilles" Glück. Am eigensten verfährt er in seinen lustigen Lenzgesängen („Pfingstomnibus").

Das wichtigste Kapitel in Bierbaums Irrgarten bilden allerhand Liebeslieder, die „Kleinen Irrgartengänge mit Verschiedenen", „Das Haus im Irrgarten", „Sentimentale Reise" und „Versunkenheit". Da wechseln die Situationen sehr reizvoll, und die Töne werden ebenso reizvoll variiert. Hier gemütstief schlicht, dort tändelnd und tänzelnd, erst burschikos wie ein Bruder Studio, dann schwärmerisch wie ein Troubadour, endlich erhaben wie ein Pilger in einsamer Gebirgskapelle, giebt er seine gar nicht kargen Erlebnisse wieder. Seiner warmen Innerlichkeit gelingen zahlreiche Frauenmonologe. Kein Wunder, daß der freundliche Bonvivant seinen „Irgarten" den „geliebten Schwestern", d. h. den Leserinnen, in erster Linie gewidmet hat. Er ist ein loser Schmetterling, der naschend von Blume zu Blume flattert. Gigerlette, Josephine, Jeanette, das vergnügte Münchener Waschermadl und die huldvolle „rote Herzogin" und noch manche andere, mehr oder minder schöne und jungfräuliche „Unbekannte" läßt der Autor in raschem Reigen an sich vorüberwirbeln. Seine sonnige Lebenslust sieht da stets den Himmel voller Geigen. Über einen Verlust tröstet er sich im Nu hinweg. Seine Liebe ist freilich nicht, wie

Digitized by Google

er sich einreden möchte, „ein Königstanz". Besser paßt das von ihm wiederholt gebrauchte Bild der Gefangenschaft: die Liebe leitet ihn am sanften Sammetbande. Das wird man besonders da gewahr, wo der ewige Amoroso, von zwei „braunen Sonnen" entflammt, sich an eine Einzige, als Heilige adorierte Fee mit dem goldenen Ringlein kettet. Leider muß sich der „lustige Ehemann" zuguterletzt in den „verlassenen Lehmann" verwandeln; das „Dämmergold" seines Herdes erblaßt; er scherzt: „Sie hatte für die Ehe nun einmal kein Talent". Dies Bonmot bedeutet nur einen verzweifelten Scherz. „Der Einsame" geht in bitterem Zorn über die „lügnerische Tücke", die ihn „frech viel Jahre lang im holden Tänzerkleid verliebter Anmut narrte", über die schamlose Niedrigkeit, die ihm die Stille seines Hauses, sein Traumglück entweihte, auf die „sentimentale Reise" nach Frankreich. Der ruhelose Wanderer empfindet: „In meinem Auge ist nicht mehr das Bild der reichen Welt", er fühlt sich nicht mehr als ein „Lacher und Held", und bei seiner Rückkehr redet er sich seine Genesung nur ein. In dem Cyklus „Versunkenheit" rechnet „Der Mönch in Mauerfrieden" zwar mit dem Heil einer neuen Liebe. Seine „blonde Königin" aber verhimmelt er dermaßen, daß sie eben nur als angebetete Königin, nicht als gewährende Geliebte erscheint. Auf seine alte „ungestüme Seligkeit" und auf sein noch immer unvergessenes Herzeleid blickt er immer wieder zurück. Die Wunden vernarben langsam, langsam, langsam. „Die Zeit des Träumens" verliert sich mit ihnen. Der Irrgarten der Liebe, d. h. seiner Jugend, wie er prologisch erklärt, entfremdet sich ihm. Endlich söhnt er sich mit seinem verdüsterten Geschick aus: „O undankbares Herz, o dumpfer Sinn! Das alles war so schön und wunderbar, daß nichts als Dank sich ziemt!" Sein Angesicht hellt sich wieder auf. Bei einer „Bilanz" sieht er ein, daß in der Tiefe seiner Seele nach wie vor lichte Schätze ruhen. „Das Haus im Irrgarten" und die „Sentimentale Reise" gehören zu den echtesten und ernstesten, eigensten und ergreifendsten Konfessionen des Dichters. Da verfügt er über kräftige Schönheit und sittliches Pathos.

Nur in zwei Fällen hat sich Bierbaum „Im Balladenton" versucht. Es sind diese halb humoristischen Schauerstücke nicht übel ausgefallen. Die Ballade in ihrer Reinheit erfordert freilich mehr als ein Ragout von Zecherlust, Gespenstergruseln und geheimnisvollem, feuchtfröhlichem Dunkel — nämlich markigen Schwung und feurige Bewegung. Vorwiegend ist Bierbaum Stimmungslyriker, Wortmaler und Liedersänger.

Als Wortmaler giebt er sich in den „Bildern", in den „Landschaften und Stimmungen". In letzteren verschwimmt nicht selten das Hauptmotiv. Deutlich gestaltet er dagegen in den Kopien neuer Meister. Mit den feinsten Farben, wie etwa Hans von Volkmann, hat er die duftige Klarheit der „Jungfer Birke" getuscht. Die drohende Finsternis der Tanne und markige Stärke der Eiche können Bierbaum natürlich wenig fesseln. Bisweilen hat er dagegen „Grotesken" und „Barocke Bilder" probiert, die der grellen Phantastik eines Scheerbart würdig sind.

Seine „Lieder" benennen sich oft extra Lied, Melodie, Vers, Strophe, Arie, Duett, Ständchen, Choral, Ländler, Menuett, Gavotte. Allen eignet etwas Musikalisches und Tanzmäßiges. So wenig Bierbaums Lyrik etwa in eine Parallele gestellt werden darf mit den Kompositionen eines Bach, Beethoven, Brahms, um so mehr nähert sie sich jenen von Schubert, Mozart und Joh. Strauß. Das „Rundherum, rundherum", „Rechtsherum, linksherum" zittert ihm durch die Glieder. Nur

Digitized by Google

noch sein Rivale G. Falke gebraucht von den Modernen so eifrig onomatopoetische Floskeln. Er gerät auf den absonderlichsten Klingklang: „turulu", „rack, schack, schacke", „klingklanggloribusch", „purzelpatsch, patschelpurz", „hotteltiteltei". Er ahmt Vogelstimmen nach. Die Tonmalerei der „Tanzgilde", einer Übersetzung nach Arne Garborg, wetteifert mit der des Goethe'schen „Hochzeitliedes". Spaßeshalber klingelt er: „Eva, Eva, Evalein", „alli—alla—alleine", „Mimamauserei". Selbstverständlich versteht er sich auch auf volksmäßige Refrains. Assonanz und Alliteration verwendet er mit wahrer Virtuosität: „Weher Mut weint in die Weiten", „Ritt auf Rausches roten Rossen", „Alle Lust ist Last geworden". Neben den musikalisch einfachen, traditionellen Strophen befleißigt er sich hie und da künstlicher Formen, wie Ritornell, Ringelreim, Sonett. Der Schrankenlosigkeit der „freien Rhythmen" seiner Anfänge zieht der reifere Autor entschieden die Ruhe der gleichfalls ungereimten jambischen Quinare vor.

Seine Sprache strebt nach schlichter Fülle, gediegener Eleganz, abgeklärtem Kolorit. Volksliedmäßig nutzt er charakteristische Bezeichnungen, wie mordsverliebt, bedeppt — Scheuel, Schnabunkel — rasaunen, trensen. Er schöpft aus dem Studentenjargon; ihm kommen Münchner Dialekt und französische Ausdrücke zu Hilfe; noch häufiger altertümelt er: Paradeis, Melodei, eine Binden, alle Kümmernisse mein, zu Lehen geben, es „thät" krachen und dergleichen, wohlgestalt, sothan drauß, baß, kleine, leichte, süße etc., wie Narre, Venusinne usw. Neologismen spielt er ebenso reichlich aus. Also: zweisam; einhüten, einnetzen, septembern, vermelodeien, achen, morgenröten, nesthaken, heimen; Schmeichelbutterbrode (schmieren); Beutebeutel, Blüheblume, Sucheauge, Staunekindchen, Wogewind, Rauschemeer, Flammefleck, Surretanz, Mondsilberhuschestrahl; Funkenglitzerherde, Morgenrötenrosenwelle, Sommertraumtrosteinsamkeit; flammfeuerrot, goldgüssig, blührieselweiß, bebebange, schwimmflugbereit, kletterspechtschnell, goldkorngarbenüberdacht. Manche von diesen Neuerungen ist von Schwerfälligkeit oder Schwulst nicht freizusprechen. — Und nirgends läßt Bierbaum eine ansprechende Bildlichkeit in Personifikationen und Metaphern vermissen. Naturbelebung und Verkörperung des Geistigen. Den Frühling sieht der Dichter gewöhnlich als einen entzückenden Buben. „Wie mit drängenden Brüsten wirft das Meer sich über das Land", und „Wie der Schlange Schuppen schillern die breiten Wogen". Der Geier Nacht hält in seinen erzenen Fängen die blutige Leiche des Tages, von den schwarzen Augen des Waldes angestarrt. Das Glück kriecht, eine träge Purpurschnecke, über schweigende Gräber; der Friede senkt auf die müde, müde Welt seine Hände; „herzensinnen rauscht und klingt ein Wald von tausend Vögeln: Erinnerung". Außer schönen, echt Bierbaumschen Vergleichen aus dem Bereiche weiblicher Eigenart und Wirkungsweise finden sich in dem „Irrgarten" auch solche aus der gemeinsten Alltäglichkeit: des Dichters Seele „kroch wie eine faule Kröte an kalten Steinen", sie klebte „wie eine müde Fliege" am angelaufenen Fensterglas. Selten irrt er hier vom rechten Wege ab (der Sturm „faucht wie eine Löwentatze").

Im allgemeinen darf er sich daher gewiß rühmen, er habe sich zu manchen Sünden zu bekennen — „doch einen schönen Reim zu ründen, war ich nie zu träge". Sein Geschmack versagt sich ihm nur ausnahmsweise. Er kann das Gewagteste wagen. Er umschreibt andeutungsvoll mit vielsagendem Lächeln, was sich sein Leser in ein gröberes Deutsch zu übertragen hat („Hoher Besuch"). „Selbstsicher" im

Digitized by Google

Gebiete seiner Kunst, fügt er sich zum Genuß „fast mühelos Gebilde an Gebild", und er hofft, dereinst nach seinem Heimgang werde vielleicht „ein kleiner Vers" seiner Poesie „lebendig noch in eines deutschen Mädchens Herzen blüh'n" . . .

Bierbaums Hoffnung schweift wohl auch diesmal nicht in die Wolken. In seiner „Insel", einem Unternehmen von der Bedeutung der wirklichkeitsflüchtigen, aristokratischen „Blätter für Kunst", protegiert er hauptsächlich poetische Seltsamkeiten, Sensationen, Prunkstücke, Triks. In den „Deutschen Chansons" macht er für volkstümlich frische, kühn witzige Gemeinverständlichkeit Propaganda. Sein Erfolg liegt auf dieser Seite. „Ich bin sowieso als Variété-Lyriker verrufen", behauptet er; er ist als solcher verrufen und berufen. Er trifft am leichtesten und differenziertesten den Ton der Chansons, er ist der Fürsprecher und Champion dieses Genres, ja sogar der eigentliche Ideenurheber, der Erfinder der Überbrettl-Poesie, wie E. von Wolzogen ihr Impresario und Organisator. Auserseh'n zur Unterhaltung und Geschmacksbesserung der Menge, kann sie nach Bierbaums eigener Meinung nicht zur „großen Kunst" zählen. Immerhin hat der Dichter dem momentanen Zeitwillen in einer bestimmten Richtung zum prägnantesten Ausdruck verholfen. Er wird jetzt viel komponiert und gesungen. Seinen „lustigen Ehemann" leiert jeder Drehorgelmann, pfeift jeder Gassenjunge, tanzt Sonntags jeder tanzlustige Kaufmannslehrling. Der „Hohe Besuch" mit seiner pikanten Causerie, „Zwischen Abend und Nacht", ein Epilog voll glühenden, echten Schmerzes, und „Das Mädchen ohne Bräutigam" mit seiner unvergleichlich köstlichen Naivetät stehen freilich viel höher als jener nette „Ringelringelrosenkranz"-Reigen. Bierbaums Berühmtheit ist jedenfalls heute nicht zu leugnen. Wie lange dauert dieses Heute? Ach — freuen wir uns lieber der Lebenden!

A. K. T. Tielo

Unser Eisenmarkt

Vor kurzem haben die Vertreter der Verkaufsvereinigungen (Syndikate) in den verschiedenen Zweigen der deutschen Eisenindustrie getagt, um wegen einer Erhöhung der Exportprämien zu beraten. Die Verbände zahlen natürlich diese Exportprämien den nach dem Auslande liefernden Werken nicht um ihrer schönen Augen willen, sondern weil sie solche Abnehmer in den Stand setzen müssen, am Weltmarkte mit den fremden Werken zu konkurrieren. Wie hoch die Vergütung bemessen werden soll, die auf jener Kölner Versammlung wirklich beschlossen wurde, hat bisher in der Presse nicht verlautet. Dem Fernerstehenden muß es also erscheinen, als ob eine Einigung über die Höhe der Sätze nicht erzielt worden sei, und dies wäre ganz natürlich. Wenn beispielsweise ein einzelner Drahtstiftfabrikant oder der betreffende Verband als solcher im Auslande mit den dortigen Fabrikanten nicht gleichen Schritt halten kann, so wird er einen Preisnachlaß von seinem Drahtlieferanten in Form einer Exportprämie verlangen. Der also in Anspruch genommene Lieferant wird sich wiederum seinerseits an den Halbzeugsverband wenden und letzterer endlich an das Roheisensyndikat. Wie schwer wird nun unter so verschiedenen Interessenten eine Einigung zu erzielen sein! Jeder Lieferant

Digitized by Google

dürfte den Löwenanteil des verlangten Opfers möglichst dem anderen zuschieben, schließlich wird aber, falls eine Einigung nach dieser Richtung hin ausbleibt, der Roheisenverband den Hauptteil der erforderlichen Bonifikation zu tragen haben. Denn indem das Eisenerz nicht syndiziert ist und auch wegen der stets zur Verfügung stehenden Einfuhrmengen nicht syndiziert werden kann, ist das Roheisensyndikat gezwungen, alles aufzubieten, damit die weiter verarbeitenden Betriebe und Verbände abnahmefähig bleiben. Indessen soll es mehr als wahrscheinlich sein, daß bei der gegenwärtigen Lage der Dinge der Roheisenverband ernstlich zu erwägen haben wird, ob es nicht besser, seine frühere Unabhängigkeit von den anderen Verbänden wieder herzustellen. Der Roheisenverband wird dann eben den Weltmarktpreis plus Zoll fordern müssen und auch wohl erhalten, insofern er freilich seine überschüssige Produktion an das Ausland abstoßen kann. Es soll ferner nicht ausgeschlossen sein, daß dieses so mächtige Syndikat seine Auflösung selbst für richtig hält, in welchem Falle nach der Ansicht von Fachkreisen die übrigen Verbände sich nicht länger halten könnten.

Die das Eisen weiter verarbeitenden Gewerbe scheinen aber einer derartigen Eventualität nur kühl gegenüberzustehen. Welchen Reiz hat es auch für die einzelnen Verbände und ihre Fabriken, jede Ausfuhrmöglichkeit durch hohe Prämien durchzusetzen? Vielleicht kommt überhaupt die deutsche Industrie zu der Ansicht, daß sie für das Inland mit dem wahrlich nicht geringen Schutzzoll, den wir bereits haben, gegen die Auslandskonkurrenz hinreichend gesichert ist. Dürfte doch vielen das ganze zusammenhängende System aller jener Verbände als etwas überaus Künstliches erscheinen, und nur solange hat die Fabrikation einen Vorteil davon, als sie sich untereinander die Produkte verteuern. Es scheint aber nicht nur jeder einzelne Verband dem nächstfolgenden die ihm notwendigen Stoffe oder Halbfabrikate zu verteuern, sondern es werden damit auch dem konsumierenden Publikum gleichsam erhöhte Steuern auferlegt. Schließlich haben sich sogar die einzelnen Verbände, anstatt als gemeinsame Interessenten, wie — Konkurrenten behandelt, wobei dann natürlich der mächtigere Verband den auf ihn Angewiesenen die Preise zu diktieren liebte. Steht es doch vielen in lebhafter Erinnerung, wie man nicht allein dem abhängigen Verbande und dessen Mitgliedern Fabrikationspreis und abzunehmende Mengen vorschrieb, sondern sie auch zu mehrjährigen Verträgen zwang, ohne Rücksicht auf das eigene Urteil der abnehmenden Fabriken, die ihren thatsächlichen Bedarf allein richtig beurteilen konnten.

Wir alle wissen, wie schwer das ganze Eisengewerbe unter solchen Übergriffen gelitten hat, und ohne die Vorsorge der Syndikate für immer höhere Preise wären die Folgen noch weit schlimmer gewesen. Indessen weiter noch eine Zeitlang konnten viele Fabrikanten mit ihrem Anteil am Syndikatsertrage wohl zufrieden sein. Jetzt aber, nachdem der Inlandsbedarf nicht mehr so dringend wie früher zu Tage tritt, wo verschiedene Industrieen, u. a. die Drahtwaren-Industrie, mit 50—60 Prozent auf die Ausfuhr angewiesen sind, — läßt sich wohl annehmen, daß jenes herrschende System allmählich sein Ende finden wird, denn es hat eine Verteuerung mit sich gebracht, die weit über den gesetzlichen Schutzzoll hinausgeht und deren Fortbestehen von vornherein die jetzt erstrebten Zollerhöhungen unmöglich erscheinen lassen.

Übrigens will man kaum befürchten, daß durch eine eventuelle Aufhebung

Digitized by Google

der Verbände eine Zuvielerzeugung eintreten würde. Die hohen Gewinne der Verbandsmitglieder haben nämlich vielfach die Tendenz hervorgebracht, — nach der Errichtung neuer Fabriken, besonders solcher, die feinere Spezialitäten anfertigen, weil hierbei am meisten zu verdienen ist. Unternehmungslustige dieser Art müssen aber schon seit mehreren Jahren ihren Plänen entsagen, weil sie eben von den kartellierten Verbänden keine Rohstoffe erhalten, ehe sie nicht selbst in das Syndikat ihres neuen Geschäftszweiges aufgenommen worden sind. Die Folge davon ist, daß kleinere Unternehmer ihren Plänen entsagen müssen, während wiederum kapitalkräftigere gezwungen sind, als Selbstfabrikanten sich nun auch das Hüttenwerk für den Bezug ihrer sonst verteuerten Rohstoffe zuzulegen. Und da ein Hüttenwerk ohne eine große Produktionsfähigkeit unrentabel bleibt, so wird die Gesamtproduktion unnötig vermehrt.

Man sollte erwarten, daß die bestehenden Verbände über ein reiches statistisches Material verfügt hätten, um eine Zuvielerzeugung von Waren zu verhindern. Dieser berechtigten Anforderung ist jedoch verschiedentlich nicht genügt worden. So war man im deutschen Röhrensyndikat und in den mit diesem liierten Bankkreisen so wenig unterrichtet, daß von der Mitte Mai 1900 eingetretenen Geschäftslosigkeit, kaum zwei Monate früher, keinerlei Vorkenntnis zu bemerken war.

Deutsche Maschinenfabriken, welche die Maschinen zur Weiterverarbeitung des Eisens zu konstruieren und zu liefern haben, sollen mit ihren Bestellungen schon seit zwei Jahren fast lediglich auf das Ausland angewiesen sein, weil die Verbände hier in Deutschland die Anlage neuer Werke, sowie Arbeitsstätten durch ihr planvolles Vorgehen fast ganz verhindert haben. Es ist also das Ausland, dem die neuesten, besten Konstruktionsverbesserungen der deutschen Technik zu gute kommen.

Erfahrene raten daher den Verbänden nur ein Einlenken zur Mäßigung an, damit nicht auf einen allzu strengen Zusammenschluß eine allzu große Anarchie erfolge, in deren Verlauf dann neuer Wettbewerb und Gegenvereinigungen von Händlern und Verbrauchern unausbleiblich wären. Ich folge bei dieser Darlegung den Einblicken von sehr bewährter fachmännischer Seite.

S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Janssen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Litterarische Anzeigen

Die Zeit

Nationalsoziale Wochenschrift. Herausgeber: Fr. Naumann.
Preis vierteljährlich Mk. 3.—

Voraussichtlicher Inhalt der No. 39:

Politische Notizen: König Albert von Sachsen. — Beredtes Schweigen. — Pferdefleischliebhaber. — Ein verunglücktes Debüt. — **Naumann:** Politische Ideale. — **Maurenbrecher:** Kompromisselnde Taktik. — **Weinhausen:** Der Stuttgarter Gewerkschaftskongreß. — **Kraft:** Auf der Etona an Martinique vorüber. — **Skowronnek:** Aberglauben in Masuren. — Kunst. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Bodenreform. — Büchertisch. — Briefkasten.

Probenummern jederzeit umsonst vom Verlag
Berlin-Schöneberg.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Neuigkeiten Frühjahr 1902.

Putzi. Märchenkomödie in 5 Akten von **Gustav Falke.** Einbandzeichnung von **Arthur Siebelist.** Brosch. Mk. 1.50. Geb. Mk. 2.50.

Fegefeuer. Ein Roman aus den Bergen von **Richard Huldschiner.** Einbandzeichnung von **Arthur Siebelist.** Brosch. Mk. 3.—. Geb. Mk. 4.—.

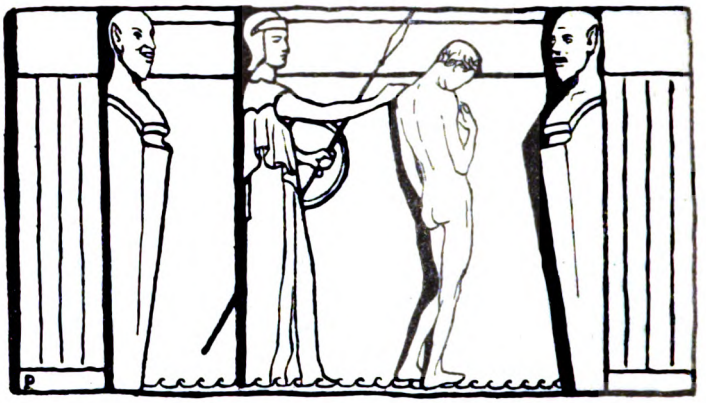
Ringendes Leben. Dichtungen von **Felix von Fuchs-Nordhoff.** Brosch. Mk. 2.—. Geb. Mk. 3.—.

Der Kaiser, die neue Kultur und die deutschen Einzelstaaten.

Von **Gustav Schiefler.** Brosch. 60 Pfennig.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google



PETER MICHEL. Ein Roman von Friedrich Huch.

Brosch. Mk. 4.—. Geb. Mk. 5.—.

Ferd. Avenarius im „Kunstwart“: Heute können wir wieder auf einen neuen Erzähler hinweisen, der ein „Kerl“ ist.

Paul Remer in der „Woche“: **Peter Michel** ist der erste wahrhaft humoristische Roman, den die junge Litteratur uns beschert.

Der „Osten“: In diesem Roman hat das Deutschtum typischen Ausdruck gefunden, ohne Beschönigung, echt, einfach und treu.

Gabriele Reuter im „Tag“: **Peter Michel** ist ein Buch, an welches man nach Wochen und Monaten noch immer mit der gleichen frischen Freude zurückdenkt.

DER MANN IM NEBEL. Roman von Gustav Falke.

Geb. Mk. 3.—.

Falke hat mit diesem „Mann im Nebel“ eine für unsere Kultur ganz typische Gestalt gezeichnet. Und mehr als „gezeichnet“, er macht uns teilhaftig der Stimmungen dessen, den wir da beobachten; sein Werk ist Dichtung. (Der Kunstwart).

EINSAMKEIT. Die Geschichte eines reinen Thoren von Richard Huldschiner.

Brosch. Mk. 2.—. Geb. Mk. 3.—.

Einsamkeit ist ein seltsam anziehendes, rührendes Buch. Heiße Empfindungen brechen daraus hervor, süße Laute klagender Sehnsucht durchzittern es, und starke Fäden spinnen sich von der Seele des Einsamen zu den hohen Wundern der Gebirgsnatur. (Breslauer Morgenzeitung).

SCHICKSALE. Novellen von Wilhelm Poeck.

Brosch. Mk. 2.—. Geb. Mk. 3.—.

Ein neuer Name. Aber der ihn trägt, schreitet fest. **Poeck** versteht es wirklich, ein Schicksal in den Rahmen einer kurzen Novelle zu bannen. Vom Geiste Storms hat **Poeck** manchen Hauch verspürt. (Breslauer Morgenzeitung).

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Gustav Falke als Lyriker.

Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier.

Brosch. 1 Mark. Geb. 2.50 Mark.

Eine Auswahl für das deutsche Volk, vor allem auch für die Frauen und Mädchen unseres Vaterlandes.

Gedichte von Gustav Falke.

Mynheer der Tod .. .. **Geb. 4 Mark**
Tanz und Andacht .. .. **Geb. 4 Mark**
Neue Fahrt .. .. **Geb. 4 Mark**
Mit dem Leben .. .. **Geb. 3 Mark**

Romane von Gustav Falke.

Aus dem Durchschnitt .. .. **Geb. 3 Mark**
Der Mann im Nebel .. .. **Geb. 3 Mark**

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Der Sozialdemokrat

Johannes Wedde

als litterarische Grösse

von Johs. Herm. Müller

Brosch. 1 Mark.

Wedde, „einen der ursprünglichsten und selbständigsten Denker und Schriftsteller deutscher Zunge" der Vergessenheit zu entreißen ist die Absicht des Verfassers und der Zweck der interessant geschriebenen Broschüre.

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg

Zu beziehen durch die Buchhandlungen

Stefan Rónay,
ein deutscher Dichter und Denker

Gedichte von Stefan Rónay. Geb. 4 Mark.

Die Gedichte stammen aus dem Nachlaß des katholischen Priesters, Kanonikus und Pfarrers Stefan Rónay, geb. 1840 in Filipova, gest. 1893 in Priglevicza-Szent-Iván in Ungarn.

Ein römischer Priester — ein Sänger der Liebe. Äußerlich betrachtet, eine sensationelle Erscheinung. Aber der innere Wert rechtfertigt die Beschäftigung mit dieser litterarisch, psychologisch und kulturgeschichtlich bedeutenden und interessanten Gedichtsammlung. Wir lernen in Stefan Rónay einen echten Dichter von starker Eigenart und einen edlen Menschen kennen. Eine ergreifende Tragik spricht aus diesen Liedern.

Das natürliche Christentum.

Aphorismen von **Stefan Rónay.**
Geb. 1 Mark 50 Pf.

In den Aphorismen zeigt sich der Denker und Religionsphilosoph Rónay, der von hoher Warte das Leben und seine mannigfachen Erscheinungen überblickt.

Das Wenige, das der Dichter und Denker Stefan Rónay hinterlassen hat, ist wert, daß wir es uns zu eigen machen.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google

HAMBURG-AMERIKA LINIE

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst.

Hamburg-Newyork	Hamburg-Boston	Hamburg-Mexiko	Stettin-Newyork
Hamburg-Frankreich	Hamburg-Philadelphia	Hamburg-Canada	Newyork-Mittelmeer
Hamburg-Belgien	Hamburg-Galveston	Hamburg-Ostasien	Newyork-Ostasien
Hamburg-England	Hamburg-New-Orleans	Hamburg-Brasilien	Newyork-Westindien
Hamburg-Portland	Hamburg-Venezuela	Hamburg-La Plata	Orientfahrten
Hamburg-Baltimore	Hamburg-Westindien	Genua-La Plata	Nordlandfahrten

ferner mit den Dampfern der Deutschen Ostafrika-Linie: **Hamburg-Ostafrika.**

Hamburg-Newyork via Southampton und Cherbourg

Schnelldampferdienst.

Nähere Auskunft erteilt die

HAMBURG-AMERIKA LINIE, Abteilung Personenverkehr

Hamburg, Dovenfleth 18—21

sowie deren Vertreter.

Digitized by Google

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.

Otto Speckters Vogelbuch mit Gedichten von Gustav Falke.

Geb. 1 Mark

Diese reizenden Bilder sind lauter einzelne kleine Kunstwerke, sind auf Papier gezaubertes Leben. Ihnen ebenbürtig sind Gustav Falkes Verse. (Jugendlust)

Otto Speckters Katzenbuch mit Gedichten von Gustav Falke.

Brosch. 50 Pfennig

Erfrischend wirken, durch reinen künstlerischen Hauch, diese einfachen Federzeichnungen Speckters und die Verse Falkes, deren Humor so echt deutsch ist, deren Gedanken Kinder und Große in ihrer Weise verstehen und genießen werden. (Reichsbote)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Familienheim für Erholungsbedürftige

Dr. Schwarz, Arzt

Bad Oldesloe. Bahn Hamburg-Lübeck.

Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg

Königlich schwedisch-norwegische Hofdruckerei und Hofbuchhandlung

liefert in vorzüglichster Ausführung zu mäßigen Preisen

Holzschnitte

jeden Genres und für alle Zwecke

Galvanotypen · Stereotypen

Inserat-Clichés · Medaillen

und alle einschlägigen Erzeugnisse.

Firma 1870 gegründet.

Bei Barzahlung höchster Rab. u. Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.

Erstklassige Längste Garantie.

Emmer-Pianinos

Flügel — Harmoniums.

Fabrikate. Fabrik: Allerhöchste Auszeichnung.

Wilhelm Emmer

Berlin 500, Seydelstrasse

Preisliste, Musterbuch umsonst.

„Victoria" feinster Naturbutter-Zwieback der Welt.

Trüller-Zwieback

Fürsten u. Könige führen ihn an ihrer Kaffeetafel. Gr. elegant lackierter Blechkasten mit 260 St. Mark 4.— franko ohne alle weiteren Unkosten.

Harry Trüller

Celle 45.

Grösste Zwiebackfabrik Europas. 12mal präm.

Digitized by Google

Das Juliheft der **Deutschen Monatsschrift** für das gesamte Leben der Gegenwart, herausgegeben von Julius Lohmeyer, enthält unter anderen folgende Beiträge:

Adolf Wilbrandt

Drinnen und Draussen, Novelle.

Friedrich Ratzel

Land und Landschaft in der nordamerikanischen Volksseele.

Georg Wislicenus

Gedanken über einen Seekrieg zwischen England und dem Zweibunde.

Moritz Schanz

Die Aussichten in Südafrika.

O. Finsch

Wie ich Kaiser Wilhelms-Land erwarb.

☞ Abonnements auf die „Deutsche Monatsschrift“ nimmt **jede Buchhandlung**, sowie der Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43, entgegen.

Bitte, beachten Sie den dieser Nummer beigehefteten ausführlichen Rosa-Prospekt.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Die Verlagsbuchhandlung.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google